
Ernst Bloch

Vom Hasard zur Katastrophe

Politische Aufsätze aus den

Jahren 1934 - 1939

edition suhrkamp

SV

Ernst Bloch wurde am 8. Juli 1885 in Ludwigshafen geboren, studierte Philosophie und Physik und lebte zunächst als freier Schriftsteller in München, Bern und Berlin. 1933 emigrierte er in die Tschechoslowakei und 1938 in die Vereinigten Staaten. Von 1949 bis 1957 war er Ordinarius für Philosophie an der Universität Leipzig und seit 1961 ist er Ordinarius für Philosophie an der Universität Tübingen. 1967 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Werke: *Geist der Utopie*, *Thomas Münzer als Theologe der Revolution*, *Spuren*, *Erbschaft dieser Zeit*, *Subjekt-Objekt*, *Das Prinzip Hoffnung*, *Naturrecht und menschliche Würde*, *Verfremdung*, *Tübinger Einleitung in die Philosophie*.

Die unter dem Titel *Vom Hasard zur Katastrophe* gesammelten Texte dokumentieren die wichtigsten Stellungnahmen Ernst Blochs zur Politik und Zeitgeschichte aus der ersten Phase seiner Emigration. In ihrem unerschrockenen, ganz am Gebot der Stunde und der handelnden Vernunft orientierten Engagement erweisen sie die Verbindlichkeit und den praktischen Erkenntniswert Blochscher Philosophie. Obwohl sie inzwischen bereits Historisches diskutieren, stellen sich bei ihrer Lektüre mühelos Assoziationen und Erkenntnisse über heute aktuelle Konstellationen ein. Der Akzent dieser Sammlung liegt auf dem Dokumentarischen, nicht auf Ansprüchen, wie sie eine historisch kritische Ausgabe stellt. Die Texte wurden unverändert aus den Exilzeitungen *Die neue Weltbühne*, *Das Wort*, *Die Sammlung* und *Internationale Literatur* abgedruckt.

Ernst Bloch
Vom Hasard zur Katastrophe
Politische Aufsätze
1934-1939

Mit einem Nachwort von
Oskar Negt

Suhrkamp Verlag

Zusammengestellt von Volker Michels

edition suhrkamp 534

Erste Auflage 1972

©dieser Ausgabe: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972.

Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen und der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Satz, in Linotype Garamond,

Druck und Bindung bei Georg Wagner, Nördlingen.

Gesamtausstattung Willy Fleckhaus.

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Politische Aufsätze 1934-1939

Die erste deutsche Rassenphilosophie

Wie es jetzt damit steht, ist zu bekannt. Die Rasse sieht immer so drein, wie das Geschäft sie braucht. Darum ist Nordisches heute nicht nur blond, auch strahlend, sondern gefolgsam, führend, gläubig. Das ist sein festes Gesicht, dabei bleibts.

Wie aber, wenn vor Tische grade das Umgekehrte galt? Die Rassenisten gehn zwar ausschliesslich auf Gobineau als Ahnherrn des Unsinns zurück. Und dieser lehrte in der Tat fascistische Edelinges, Herren über das weiche, farbige, rasonierende Pack. Sein «*Essay sur l'inégalité des races*» erschien bezeichnenderweise 1854, in der Zeit allgemeiner Reaktion, des beginnenden Bündnisses von Pfeffersack und Säbel. Doch vor Gobineau, kurz vorher, erschien bereits ein andres Rassenbuch; der Franzose hat es benutzt, die Rassenisten verschweigen es bis heute. Aus guten Gründen, wie man sogleich sehn wird; denn die Söhne Teuts hatten damals ganz andre Eigenschaften als die jetzt beliebten, blutgebundenen. Sein Autor: Friedrich Klemm; der Titel: «*Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit*»; der Inhalt: erste germanisch-pathetische Rassen-theorie. Wichtiges Erscheinungsjahr: 1845, mitten also im gärenden Liberalismus des Vormärz. Demgemäss sieht Teut noch faustisch drein, um nicht zu sagen: artfremd, aufgeklärt und jedenfalls liberal.

Nur der weissliche Stolz ist hier schon, an der Quelle, derselbe. Ja, er wirkt moderner als bei Gobineau; Klemm kennt bereits «aktive» und «passive», «dynamische» und «statische» Rassen. Überall, wo hohe Kulturen entstanden sind, gehn sie ihm auf Glieder der aktiven Rasse zurück. Diese haben «allen Völkern Herrschichten übergelagert und damit Kultur gebracht», – eine Phrase, die von Gobineau bis Chamberlain, bis Woltmann, bis Hitler immer trüber abgemattet worden ist, hier aber zuerst sich findet. Nur eben: Die Phrase hatte im damaligen Interesse des Bürgertums einen dem heutigen grade entgegengesetzten Inhalt. Die Fingerfertigkeit der Phantasterei konnte damals anders; wovon ein kleiner lehrreicher Auszug aus dem Urbuch überzeugen wird:

«Die erste oder aktive Hälfte der Menschheit,» sagt Klemm, «ist bei Weitem die weniger zahlreiche Art. Ihr Körperbau ist schlank, meist gross und kräftig, mit einem runden Schädel (!), mit vor-

wärts dringendem, vorherrschendem Vorderhaupt, hervortretender Nase, grossen runden Augen usw. In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Element der Tätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Dies spricht sich deutlich in der Geschichte der Nationen aus, welche die aktive Menschheit bilden, der Perser, Griechen, Römer, Germanen. Bei ihnen ist Freiheit der Verfassung, deren Element der stete Fortschritt ist; Theokratie und Tyrannei gedeihen nicht; Wissen, Forschen, Denken tritt an die Stelle des blinden Glaubens. Dagegen finden wir bei den passiven Rassen Scheu vor dem Forschen, Denken, geistigen Fortschritt. Die passiven Nationen haben... Seelenkunde, aber keine Philosophie, sie haben Heilmittel und Kenntnis des menschlichen Körpers, dennoch aber keine Medizin, mit einem Worte, eine eigentlich lebendige Wissenschaft fehlt ihnen.»

Kurz: das Urbuch der nordischen Rassentheorie pflegt dieselben billigen und abstrakten Antithesen, dasselbe Schwarz-Weiss wie seine Kinder, – bloss mit umgekehrtem Gehalt. Was heute schlimmste Zersetzung oder Intellektbestie, war dem Rassentheoretiker vor 1848 germanisches Erbgut. Was heute archaische Tiefe, war dem Urgobineau «mongolisch», tiefstehende Rasse, «unter dem Einfluss von Schamanen» stehend. – Auch Hitlers Stellvertreter, der völlig konsequent die Kurpfuscherei gegen die Medizin ausspielt, hätte beim Stammvater kein Pardon gefunden. Alles Okkulte war hier niedere, schwarzhaarige Machenschaft – der Edeling ist per se aufgeklärt.

So weit Klemm, und so weit werde er ausgegraben. Nicht als gäbe es nicht auch heute andre Bruchstellen. So im Geschichtsunterricht, grade im griechisch-römischen, bei den «aktivsten» arischen Völkern: Welcher Jubel bei der Geburt der Republik, bei den Tyrannen- und Königsmördern, bei Harmodios und Aristogeiton, bei Brutus; welche Verlegenheit beim Untergang der römischen Republik, bei der Vertagung des erbärmlichen Senats, welche Verachtung, welch unrömisches Bild gab der Brandstifter Nero; welch Pathos wurde gegen die persische Gleichschaltung aufgewendet, gegen die Proskynesis, die Despotie, den gottähnlichen

Humbug um die Herren. Fremd, fast hochverräterisch wirkten diese Gefühle im königlichen preussischen Gymnasium; waren sie längst schon Phrase geworden, so war ihr Ursprung aus dem revolutionären Bürgertum doch unverkennbar. Und der nordische Stolz war durch Hannibal immerhin getrübt, den man bis heute noch nicht, soweit wir sehn, zum Germanen gemacht hat. Der Stolz ist zwar alt, älter sogar als unser Klemm; schon ein gewisser Rudbeck, Zeitgenosse von Leibniz, verlegte nicht nur die Stammesheimat der Germanen sondern gleich den Ursprung aller Kultur nach Skandinavien. Sein Wahlspruch «Lux in tenebris cimberii» erlangte damals grosse Bedeutung im Kampf um die indogermanische Heimat, wurde vor allem zur Konkurrenz gegen das «Ex oriente lux». Aber das Paradies eben war noch nicht nordisch, – so wenig, dass noch Schopenhauer dem gebräunten, schwarzäugigen Menschenschlag den Kranz überreichte. Ja, dieser ebenfalls ältere «Rassenphilosoph» beschimpfte sogar den Schlag, dem er selber angehörte; er nannte die Nordischen «Albinos» oder «Pergamentverluste unter einer erbärmlichen Sonne», – alles mit Rassepathos, alles im Widerspruch zum heutigen. So zweischneidig ist das Messer, von dem Judenblut spritzt. So verschieden vor allem spiegelt selbst der «aktive» Unsinn die Ideologie, die das Bürgertum braucht: Bald die liberale, bald die despotische. Und Herr Klemm, der erste Edeling, weint.

(Januar 1934; unter dem Pseudonym: Karl Kness)

Aus der Geschichte der grossen Verschwendung

Nicht von Geld wird hier gesprochen. Eher von der Liebe, die falsch landet. Grosse Gefühle sind auch sonst vor die unrechte Schmiede gekommen. Täuschten sich lange genug, bis selbst die Scham zu spät kam.

Junge Menschen sind leicht mit sich verführbar. Denn in ihnen ist am meisten Hoffnung, und diese ist, ausser dem Schaudern, unser bestes Teil. Doch auch ein ganzes Volk ist seit alters auf Hoffnung gestellt, die Juden. Diese suchten das gelobte Land, und als sie es hatten, hörte der Wunsch danach nicht auf. Schon das Buch Jesaias ist voll Verheissung des «Gottesknechts», der der zukünfti-

ge Retter sein wird. Als das Volk unter neue Knechtschaft geriet, unter syrische, dann unter römische, dann gar unter die abendländische der Zerstreung, wuchs der Messiasgedanke immer unerbittlicher, verschmolz er völlig das irdische und das himmlische Jerusalem. Grade deshalb hatte man Jesus den Heiden überlassen, weil er das brennende Messiasbild nicht zu erfüllen schien, weil er die Welt nicht real aus den Angeln hob. Dem Traum des Königs von Jerusalem blieb man treu und wartete auf den Parakleten ohne Sättigung unterwegs, ohne Vorstufe. Noch der ärmste jüdische Schächer liess sich in nichts bewegen, selbst nicht vor dem Scheiterhaufen, den Messias Jesus zu bekennen, der ihn hier wenigstens errettet hätte. Als man aber das Jahr 1648 schrieb, der dreissigjährige Krieg war zu Ende, nur für die Juden nicht, änderte sich das stumme, wartende Bekenntnis, und die Erwartung schlug sich ebenso plötzlich nieder, wie sie bisher sich zurückgehalten und strengstens aufgespart hatte. Denn in Kleinasien war ein Prophet erstanden, namens Sabbatai Zewi, der behauptete, Gottes Sohn und der verheissene Messias zu sein; ein mittelmässiger Mann, ohne eigene Gaben in die Blasphemie geraten, mehr von der besessenen Jugend um ihn her als vom eigenen Plan getrieben. Doch sein ehrgeiziger Ruhm breitete sich in der Judenheit immer feuriger aus, entzündete auch im Westen, unter den Juden Italiens, Frankreichs und vor allem Deutschlands eine ekstatische Bewegung, mit Veitstanz, Gesichten, Gefolgschafts-Jubel, Erretter-Rausch; desto unaufhaltsamer, je näher das «apokalyptische Jahr» 1666 kam. Die Juden, denen Jesus als der verruchteste Verbrecher galt, weil er sich Messias, Sohn Gottes, Gesalbter des Herrn genannt hatte, fielen fast ohne Rest und Rückhalt einem Sabbatai Zewi zu, der nicht nur das Gleiche von sich behauptete, sondern der noch höher hinauf in die Macht Jehovas griff und sich unterschrieb: Ich der Herr, euer Gott Sabbatai Zewi, der euch aus Ägypten geführt hat. Der besessene Betrüger hat sich bald nach seinen Höhepunkten entlarvt, von den Versprechungen hat er keine gehalten, von den Wundern keines vollzogen, er führte noch eine Jesus-Pilatus-Szene vor dem Grossvezier auf, trat zum Islam über und ist als angestellter Türhüter entschlafen. Dazu also hatten die Juden

sechzehnhundert Jahre Not, Verfolgung, Tod erlitten, dazu war Jesus verworfen und die Messias-Erwartung intransigent gehalten worden, um sich im Blitz einer solchen Armseligkeit zu entladen. Der Traum vom Reich war an einen Hochstapler verschenkt worden, der nicht einmal Format genug besass, um zu wissen, was er versprach und setzte. Die jüdische Erneuerung war vertan, der Alltag, nach so viel verschwendetem Rausch, desto bitterer. Damals hatten die Juden zum Schaden noch mehr als Spott zu tragen. Aber die andern Völker, vor allem die Deutschen, haben sich später nicht viel anders getäuscht und ausgegeben. Die gläubige Gewalt des Einsatzes, das falsche Ziel lagen nicht so hoch, doch der Vorgang wiederholte sich. Sogar in wachsenden Schüben, von 1813 bis zum Weltkrieg und der durchaus barocken Gegenwart 1813: das Volk steht auf, der Sturm bricht los und unzweifelhaft ein echter Sturm, vom erwachenden, bürgerlichen Bewusstsein angeblasen. Aber die Freiheitskriege wurden zu Befreiungskriegen, nämlich vom Soldaten der französischen Revolution, und die schlechte alte Zeit sass nachdem fester als je. Die deutschen Jünglinge selbst hatten ihre Landesherren wieder zurechtgesetzt, ohne Freiheit, die ich nenne, aber mit ihrem Leichentuch. 1833: Hambacher Fest, 1848: der Sturm brach endlich unter andern Fahnen los als denen des Königs, der Himmel einer ungekannten Freiheit stand im deutschen Gemüt. Die Jugend vernahm ihr eigenes, frenetisches Wesen, die Abstraktheit, jedoch aber auch die «Universalität» ihrer Begeisterung, wenn ihr die grossen Volksmänner zuriefen, Wienbarg oder Wirth oder Siebenpfeiffer oder der brennende Mazzini, die Träumer der demokratischen Herrlichkeit. Protest flammte auf gegen alle Unnatur und Willkür: «Es muss anders werden», rief Wienbarg, der Prädikant des jungen Deutschland, «wir selbst sind dazu berufen, in tausendfachem Echo des Gefühls. Wieviel dürre Blätter wir dazu aus dem Kranze unseres Lebens herausreissen müssen, wieviel Unschönes von uns abtun, wieviel gemeine Prosa wir für ewig in den Schlamm und Schlick der abgestandenen Zeit versenken müssen, welche neue Ansichten der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie, der Religion, des Staats, des Lebens wir fassen und zum Eigentum unseres Herzens machen müssen, dies alles muss uns oft und lebhaft beschäftigen, und das Befreundete muss sich ver-

binden mit dem Befreundeten, um sich gegenseitig auszutauschen und zu befestigen». Aber hinter all diesen grossen und echten Gefühlen, hinter dem Rausch und der Subjektivität dieses falschen Bewusstseins stand real nichts anderes als das Interesse der auch in Deutschland erstarkten Bourgeoisie. Gerade sie war «gemeine Prosa» in Potenz, und eine solche, welche die Begeisterung der jungen Citoyens und ihrer Revolution nur gebrauchte, um sie erst recht in «Schlick und Schlamm» zu versenken, aber in den der verschwendeten Poesie. Geling das 1848 noch nicht, so in den stillen Siegen des Liberalismus nachher und im Bismarckreich und in Eberts schwarzrotgoldener Republik. Als neue Inbrunst kam der Weltkrieg, der deutsche, wohin sozialdemokratische Idealisten zogen, «um die Fundamente gesehen zu haben», der ententistische, der mit allergrösster subjektiver Echtheit eine Kreuzzugsstimmung enthielt und gebrauchte. Nie wurde der Wille zu einem andern Leben, der Überdruß an dem öden, verdinglichten, mechanisierten Dasein, das Pathos zur Volksgemeinschaft gründlicher betrogen, nie wurde diesen Affekten ein falscheres Stichwort gegeben – und nie waren sie lebendiger am Werk, für Stinnes und Wallstreet. Und heute gar ist der Derwisch selber in den judenreinen Norden gefahren; denn in diesem Exzess blühen nicht nur die Sadisten, die schäbigen Dummköpfe, die begeisterten Sachsen, die literarischen Huren, die eiskalten Betrüger. Sondern etliche glauben mit Fülle, gläubige Jugend tanzt um scheinbares Johannisfeuer, will brennen wie dieses, sich verwandeln wie dieses. Urväter-Hausrat tanzt mit, Barbarossa im Kyffhäuser, die Raben fliegen, die Raben lassen sich nieder, Friedrich der Grosse ist der erste Nationalsozialist, Hitler hoffentlich der letzte. In grossem Bogen ist die Sabbatai-Zewi-Zeit erreicht; mit dem Unterschied, dass hinter dem falschen Messias nichts stand als sein Verbrechen, hinter dem Dritten Reich jedoch die Schwerindustrie. Wohin geht der Jubel, der betrogen wurde? Meist schaukelt er noch eine Zeitlang im bewegten Gemüt und sackt dann ins Nichts ab. Die Hinterbliebenen sind leidtragend und leicht gelähmt; was nicht hindert, dass derselbe Fall denselben Menschen wiederkommt, und man ist nicht klüger geworden. So liegen zwischen Weltkrieg und Hitlersieg nur fünfzehn Jahre; die Betrügerbarkeit,

die «Volksgemeinschaft», sogar die «Ideen von 1914», die die von 1789 ablösen sollen, sind im heutigen Bild verwandt erhalten. Das ist materiell kein Wunder, da das Spätkapital seit dem Krieg, ja schon seit Anfang des Jahrhunderts sich ebenso sozial tarnen wie formidabel erhalten muss. Wunderbar ist nur die ungeheure Gläubigkeit, womit proletarisierte Jugend und gebrannte Kriegsteilnehmer dieselben Mächte mit Kredit überschütten und allem Überschuss eines unverbrauchten Herzens, die sie proletarisiert haben und in einen neuen Krieg schicken werden. Auch der Impuls des Bauernkriegs, der nähere der roten Achtundvierziger und der der Pariser Kommune kam vor dem Ziel um; doch wie einleuchtend sind die Unterschiede. Die Hingebung von damals war keine von Verführten an Betrüger, sondern eine an die klare, eigene, unterdrückte Sache. Die damals Besiegten leben weiter als Märtyrer, nicht als Betrogene; sie wurden von der Übermacht ihrer Feinde geschlagen; und nicht vorn selben Führer, für den sie sich in Stücke hauen lassen, bloss übers Ohr gehauen. Bei den aktivsten Teilen, auch bei jenen «Idealisten», die nicht allzu genau mit der herrschenden Klasse Zusammenhängen, geht der betrogene Jubel vielleicht zum Proletariat; vielleicht geht er auch völlig ein und scheut das Feuer. Es kommt noch genug Jugend, die sich nicht so leichtgläubig geschändet hat wie die braune. Die Begeisterung wie die Liebe sind ein Pulver, das nie verschossen werden kann. Es wird sich das rechte Ziel nehmen, beim Feuerwerk wie beim Schuss; zunächst beim Schuss.

(Februar 1934; unter dem
Pseudonym: Jakob Knerz)

Nazi-Filme oder Der Zauber der Persönlichkeit

Man kann auch feiner lügen. Das haben die Nazi am Anfang nicht verstanden. Ihr Stil ist immer noch anders, bleibt dicker, dröhnender Schwindel. Doch seit Kurzem kann es der Josef keusch, durch die Blume, verhalten.

Wenigstens im Film, für den Export. Da wird das Neue greifbar. Zum Beispiel im letzten Film: «Der Flüchtling aus Chikago», verglichen mit dem älteren, der einfach «Flüchtlinge» heisst. Auf-

fallend schon, wie oft Flüchtlinge als Titel und Motiv jetzt wiederkehren. Dazu sind sie äusserst nette und patente Leute, ganz anders wie die auf der Flucht Erschossenen. Oder wie die Emigranten, die leider nur Halunken, keine Leichen sind. Will man, mit der Häufung der Flüchtlingsfilme, der Sehnsucht im Lande ein Ventil geben? Dienen sie zum Fluchtersatz, stellt dazu die Traumfabrik Ausbrüche, Flugzeuge, Grenzpfähle her? Vielleicht; doch gleich auch kehrt sich die Richtung um. Alle diese Flüchtlinge fliehen grade nach Deutschland hin, wie in der Richtung eines gelobten Lands. Sie sind entweder Brüder in Not, die Sowjetrussland verlassen, heraus aus der Hölle, heim in den deutschen Himmel; so im Film, der sich «Flüchtlinge» schlechthin genannt hatte. Oder zwei Amerikaner fliehen Sing Sing und die Arbeitslosigkeit, um in Deutschland, wo es beides nicht gibt, zu genesen; so im neueren, dem Chikago-München-Film. Immer Flucht, doch grade ins Land Görings.

Nur zeigen die Filme schlaue Unterschiede. Der erste war für den Hausgebrauch, fürs heldensüchtige Herz. Dem dient die idiotische Handlung, dient vor allem der gestiefelte Albers, jeder Zoll ein Glanz von aussen. Jeder Zoll ein Naziführer oder das, was man im Köllschen meint, wenn man sagt: ein fieser Monarch. Der neue Film dagegen geht in Zivil, geht tiefer, geht in die schöne, wahre, gute Wirtschaft. Ein Lump ist zu sehen, macht eine Erbschaft, die Dux-Motoren-Werke in München, kann aber nicht hin, weil er im Zuchthaus sitzt. Aber seinem ehrlichen Freund stellt er die Sache anheim, schenkt ihm seinen Namen und das erste Anrecht; mit gefälschtem Pass fährt der ehrliche Freund nach Deutschland, in die Werke, trifft eine Sauwirtschaft, Arbeitslosigkeit, liberalistische Generaldirektoren, kurz, das ganze Erbe der bekannten vierzehn Jahre. Mischt sich aber wie Harun al Raschid unters Arbeitervolk, hört dort nicht etwa marxistische Phrasen, sondern, dem gesunden Sinn des Volks entsprechend, kluge Ratschläge. Wie die Duxwerke wieder hochzubringen seien. Herabsetzung der Tarife, dies erwünschteste Heilmittel, ist nicht darunter, wohl aber Propagandakitsch, Kundenwerbung, verbesserte Produktion und ähnliche kapitalistische Neuigkeiten. Vor allem ist der falsche Dux der Prototyp des wahren Wirtschaftsführers: er legt selber Hand an, ist

trotz seiner wattierten Schulter ein Volksgenosse par excellence, und nichts hat er im Sinn als das Wohl seiner Arbeiter. Kurz, der fiese Monarch hat die Uniform gewechselt; man könnte den neuen Herrn einen Vater des Vaterlands nennen, wenigstens der Fabrik, ja, einen Patriarchen, wäre er nicht so glattrasiert, so smart und jung. Liebesgeschichte mit einer Kusine fehlt nicht, gegen Ende läuft der Film in eine Kriminalaffäre aus, in die Rückkehr des echten Zuchthaus-Dux, in die übliche spannende Gerichtsverhandlung und das happy end. Als Hauptsache bleibt: der Lobgesang des schaffenden Kapitals, und wie es alle Hindernisse überwindet.

Was also sind Marxismus, Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, Konzentrationslager, Pfarrernotbund, Faulhaber gegen geduldige Leinwand und Glyzeringsicht? Nichts, der falsche Dux streicht alles weg. Aber viel Aufwand gehört dazu, damit die gute alte Rolle wieder wie gewöhnlich schnurrt. Der echte Dux ist ein Lump, nur der falsche kann es schaffen, der Nicht-Erbe. Ein Vetter aus Amerika ist vonnöten und sogar noch ein untergescho-bener; Kriminalität ist vonnöten, damit der Väters Zucht und Sitte wieder gedeihe. Auch raffendes Kapital ist genug erhalten, es sieht uns im Millionärstöchterchen lieblich entgegen, mit 50% Aktienbesitz, eigenem freien Vermögen, äusserst arischer Villa. Welche Roman-Ungeheuerlichkeiten gehören dazu, damit die Nazi dies Stück Vierjahresplan zeigen können. Welche Prämissen setzt auch die. feinere Lüge voraus, damit sie auf der Leinwand reüssiere, welchen Tribut des Lasters an die Tugend. Denn so muss doch wohl die Umgehung des Erbrechts genannt werden, ohne die der Film nicht auskommt. Nur durch eine Art Enteignung, durch private, doch kriminelle, floriert das Unternehmen; der Fabrikant aber begnügt sich mit dem Gehalt eines Prokuristen. Wenigstens vor dem erschienenen «rechtmässigen» Besitzer; nachher, nach der Hochzeit, steckt er das Ganze wieder in die Tasche, zum Wohl der Arbeiter.

Hebel berichtet in seinem «Rheinischen Schatzkästlein» von einem braven Tierarzt, namens Jakob Humbel, der seiner Bravheit ungeachtet erst nach unsäglichen Mühen und Schicksalswendungen sein Ziel erreicht. Da sagt der Leser: wenn es So schwer ist, dann wundert es mich nicht, dass aus mir nichts Rechtes geworden ist. Jetzt kann der Filmbesucher sagen:

wenn Sing Sing, gefälschter Pass, Vetter aus Amerika, falscher Demetrius, Prinz aus Genieland, aus Liebesland zugleich erforderlich sind, um auch nur eine einzige der stillgelegten Fabriken zu treiben, dann wundert es mich nicht, dass die zehntausend andern feiern. Sofern der Besucher solches dächte, hätte er nicht Unrecht; alle Unterschiede zwischen Hebels wahrer Geschichte und dem Meisterfilm eines Göbbels Vorbehalten.

(April 1934)

Kurhotels

Viele ihrer Läden sind jetzt zu. Die Fremden zahlen die teuren Zimmer nicht oder wollen nicht mit dem Gong gerufen werden.

Auch das offene Haus staubt sehr. Die wenigen Gäste freuen sich traurig des Lebens. Das kleinbürgerliche Hotel macht die Bewohner, die sich darin erholen, noch muffiger als sie zuhause sind. Nur alte Landgasthöfe mit tiefen Stuben und einem Wirt, der sich aufs Essen versteht, sind mit romantischem Behagen zuweilen noch gesprenkelt. Doch die übliche «Pension» hat den Muff ihrer Klasse; aus ihm backt sie die Sessel des Eingangs, die riechenden Läufer, das sumpfige Essen, die Familie im «Salon». Es sind erstarrte gute Stuben, die jeden Besucher doppelt ins Gestern zurückholen und pfründnerhaft machen. Daher das Gemisch aus Margarine und Tod, die Seele wird zum alten Weib.

Und nicht, als ob die grossen Häuser dem Spuk entgingen. Die Hotels der erlauchten Zone sind nur anders unwirklich als die kleinbürgerlichen. Zwar steht das Palace noch hochgereckt, das Wasserschloss oder das Bergversailles verbindet die schöne Aussicht nach wie vor mit Repräsentation. Mit Repräsentation auf dem Servierbrett: diese schüchtert die misera plebs ebenso ein, wie sie allen Abendanzügen drei Wochen lang das Bewusstsein gibt, ein Herzog zu sein. Das neunzehnte Jahrhundert war reich, in der schlechtesten Zeit wurde am meisten gebaut, die erhabenste Landschaft diente der Fremdenindustrie zu ihrem unsichtbaren, zu ihrem leider ganz und gar nicht unsichtbaren Export. Kein Haus

harmoniert dem andern, unter Wucherungen vollkommener Planlosigkeit stöhnen Berg und Tal, die Anarchie des Kapitals wurde hier zusammen mit seiner Gemeinheit Architektur. Wie verwest und gespenstisch sieht auch hier das Innere der Hotelkunst drein, wie verloren und falsch die spärliche Herrenschar. Wie gräbern der leere Speisesaal, wie hadeshaft gewesene Freude, verjährt Zereemoniell, verlorener Lebensstil. Schon im Vorkrieg war die Palastfassade Blendung, den breiten Machtsitz eines Standesherrn täuschte sie vor, doch dahinter war alle Pracht in schmale Schlafzimmer parzelliert, und die Gesellschaftsräume des Erdgeschosses beherbergten keinen Musenhof. Nun aber ist das grosse, das feudale Vergnügungsformat des Bourgeois völlig Schein geworden und nichts wirklich als der unvergnügte Untergang, selbst auf Reisen, selbst in der gespielten Vornehmheit oder Musse. Vorbei die «Anbahnung» und die «Verlobungszimmer», vorbei die Réunions und die dankbaren Jagdgründe des Hochstaplers; die Tischlampen beleuchten eine über die Massen gedämpfte Ruhe, und der Smoking sitzt im «Salon de lecture», wo er vom Ende seiner Volksgemeinschaft liest. Nur die schön gerahmte Natur ist geblieben, Uri-Rothstock, Monte Pellegrino oder das Meer im Fenster. Sonst bietet die Mietskaserne der Reichen nur mehr den Leichnam einer «Kultur», die bei Lebzeiten immerhin Tafelfreude, Mitgift und ein guter Schneider war. Jetzt enthält das Mausoleum Grand-Hotel nicht einmal genug Leichen; es ist der bourgeoise Himmel als vollkommene Langweile.

Neue Häuser dieser Art werden kaum mehr gebaut. Nicht nur die Krise stoppt, auch eine veränderte bürgerliche Haltung. Als Sportsmann und Fascist ist der jüngere Bourgeois weniger fett, auch weniger sesshaft als der alte. Er kennt sogar die Reize eines einfachen, malerhaften Lebens, macht einen soignierten Cowboy, kreuzt das Auto mit dem Lagerfeuer. Bei so viel jeunesse platinée verweisen die Grand-Hotels erst recht, trotz aller Grimassen von neuer Heiterkeit, und zahlen keine Dividende mehr. Reiseschriftsteller fühlen sich in ihnen einige Tage wohl und Männer, die nur die Halle benutzen; auch hat die Fremdenindustrie im Vergleich zur Fremdenpolizei heutzutage einen besonderen Vorzug. Aber die junge Bourgeoisie, Stahlruten in der Hand, Stahlgerippe in der Ar-

chitektur, hielte das Grand-Hotel auch dann nicht im ruhig atmen- den Gang, wenn sie den Gang noch bezahlen könnte; das Qui vive des formidablen Untergangs hat den Viveur geschlagen. Dazu kommt der unverkennbar kollektive, der mindestens nicht mehr plutokratische Charakter der modernen Architektur, das Stahl- gerippe in seiner andern Gestalt. Denn zu einem – freilich schwer bestimm- baren – Teil baut die neue Architektur bereits in einen andern Raum als den der Klassengesellschaft; die technoide Form widerspricht dem hoch- oder auch mittelherrschaftlichen Haus. Auch von hierher gesehen wirken die Zinnen, Mammutkisten und übrigen Geschäftsführungen auf Bergeshöh vereinsamt. Das Bür- gertum selbst decouvriert die Blütezeit seiner Herrschaft und seines Vergnügens als mauvais genre, dergestalt dass noch die Landschaft befreit dreinsieht, wenn die Kitschburg nicht wei- terwächst, worin der Mehrwert sich gute, sich protzige Tage ge- macht hatte. Als die feudale Ausbeutung 1789 gebrochen wurde, konnte gegebenenfalls ein kleiner nasser Augenwinkel auf die graziöse Art zurücksehen, womit der Feudalismus den ausge- pressten Mehrwert in Rokoko angelegt und Zeugnisse einer hohen Kultur geschaffen hatte. Wie aber die bürgerliche Ausbeutung scheusslicher und unmenschlicher ist als jede frühere, so ist auch der Lebens- und Pläsierstil, den sie ermöglichte, unzweideutig und total negativ; der Untergang dieses Vergnügers lässt jedes Auge trocken, Grand-Hotel ist nicht Monbijou. Riesig stehen nur die Kästen leer, mit Wäsche, Betten, Küchen, Geschirr und Son- nenbalkons, indes Millionen Menschen keinen Schluck Land haben und Kinder in Hinterhoflöchern verkümmern. Russland hat Sanatorien aus den Grand-Hotels gemacht; in Europa steht die gleiche Verwendung vor der Tür. Und die neuen Quartiere, wel- che die klassenlose Gesellschaft am Meer und Gebirge erstellt, werden breit, bequem und unaufdringlich sein, sie werden die Denkmäler der Bourgeoisie und ihrer Hotellerie im Lauf der Zeit abtragen lassen. Dann, wenn der Schweineschlächter aus Chicago, der im Majestic-Palace das Matterhorn verzehrt, längst den Weg allen Fleisches gegangen ist.

(September 1934)

Neue Sklavenmoral der Zeitung

In einem sind die Braunen ehrlich. In der Kunst, nicht das Wahre zu sagen. Sie geben diese in einer Weise zu, die fast an Stolz grenzt.

Nicht nur der letzte Amtswalter muss jetzt listig sein. Damit seine Sache dunkel bleibe, auch wenn sie an den Tag kommt. Nicht nur der Zeitungsmann muss, bei Strafe des Untergangs, eine Lüge finden, sobald er auf den Boden blickt, auf Blut und Boden. Sondern die Lüge wird, neuer Anweisung zufolge, ausser zur Moral auch zur Wissenschaft des Reichs. Dieses in den Ausführungsbestimmungen zum Schriftleitergesetz implizit, in der offiziellen Zeitungswissenschaft explizit. Seit der deutsche Redakteur die «Verantwortung» dafür übernommen hat, das Gegenteil der Wahrheit zu schreiben, wird ihm die subjektive Lumperei durch Öffentlichkeit erleichtert und sozusagen objektiv gemacht. Der Schriftleiter lebt in allem diesseits der Macht und ist ein armer Hund, der kuscht. Doch nach der grossen Umwertung der Werte steht auch die Sklavenmoral, sobald sie schreibt, jenseits von wahr und falsch.

Wie das führend in einem Lehrbuch der Lüge bestätigt wird. Der neue Professor der Zeitungswissenschaft in Leipzig, namens Münster, liess es unter dem Titel: «Die drei Aufgaben der deutschen Zeitungswissenschaft» erscheinen. Darin fasst Münster «für den Kundigen die bisherigen Ergebnisse im Brennspiegel der neuen Anschauungen glücklich zusammen». Nicht das Wissen, sei es geschichtliches, sei es gar ökonomisches, herrscht darin an erster Stelle, wieso auch, es hat sein Moratorium, und nicht einmal ein schönes. An erster Stelle steht, expressis verbis, «die Aufgabe, allgemeine politische Erziehungsarbeit zu leisten und das Verständnis zu erschliessen für die Notwendigkeit und Art der Propaganda. Diesem vorbereitenden Studium folgt als zweite spezielle Aufgabe die historische Kenntnis der Volksbeeinflussung und geistigen Volksführung aller Zeiten und Völker.» Erst danach folgt als dritte Aufgabe der Zeitungswissenschaft das sozusagen Theoretische und auch das nur, in Münsters dankenswerter Bescheidung, als «Mithilfe an der Ausbildung des deutschen Schriftleiternachwuchses». Als jene Ausbildung, welche «den Erfordernissen des Schriftleitergesetzes entspricht und Kenntnisse über

das deutsche Volk im Zusammenhang mit den Erfordernissen der Zeitungspraxis vermittelt». Nur insofern also, unter den Grundzweck der «Volksbeeinflussung» gebeugt, dem Grundziel gehorchend, der Göbbelsschen Propaganda noch ein gedrucktes Radio zur Seite zu stellen, kommt Wissenschaft in Betracht, jene ohnedies depravierte, bloss noch auf Gänsefüsschen laufende Ökonomie und Geschichte, welche heute auf deutschen Universitäten gelehrt wird. Denn es soll nicht nur der Zeitungsmann abgerichtet werden, sondern ebenso der Propagandist am Film und Mikrophon; Wahrheit ist, was Thyssen nützt.

Damit tritt nun, wie der Nazi glaubt, die bürgerliche Zeitung ab. Sie tut das freilich so wenig, dass mit der neuen Bestimmung nur die letzte Scham von ihr gefallen ist. Die Scham, welche noch die alten verschlissenen Gewänder des guten bürgerlichen Gewissens, mindestens des Tatsachenberichts, dem Interesse des Besitzers und der Inserenten vorgehalten hatte. Aus Zeiten, als das Bürgertum an die Segnungen des Kapitalismus noch glaubte und buchstäblich der Hoffnung war, im gleichen Mass, wie die eigene Tasche sich füllte, müsste auch denen der anderen ein Suum cuique werden, überhaupt das allgemeine Segel der allgemeinen Kultur sich blähen. Jetzt hingegen glaubt kein Kapitalist an einen harmonischen Gang des Geschäfts, es sei denn über Leichen; und das «Volk», mag auch die Ausbeutung und nachher der Krieg gewisse seiner Bewegungen nötig haben, muss politisch wenigstens die Leiche sein, worüber das Kapital geht. Ähnliches hatte früher die Ideologie erstrebt, war aber subjektiv noch mit relativer Unbewusstheit des Betrugs und objektiv mit dem Mehrwert der Kultur gemischt; beide Schleier sind heute überflüssig. Also verschwindet die letzte Bürgerscham der Zeitung, sie verschwindet mitsamt jenem «Positivismus» und «unvergänglichen Reiz der Richtigkeit», der in einem oder zwei liberalen Grossblättern eine Art Baedeker zu den Ereignissen abgeben wollte. Das Kapital braucht stattdessen zynischen Betrug, mit den vergänglichen, doch obszönen Reizen der Unrichtigkeit, es braucht Journalisten mit der Suada von Mädchenhändlern, am besten mit dem Diplom einer Taschendieb-Schule dazu. Der revolutionäre Schein des Nationalsozialismus ist ohnedies so dahin, wie noch kein Schein es zustan-

de gebracht hat. Mit ihm die Möglichkeit seiner ersten Zeiten, in irgendeiner Kopie der alten Volksblätter, gar der revolutionären Landboten von einst zu schreiben. Übrig bleibt nur «Volksbeeinflussung» im eingestandenem Sinn geschulter Gerissenheit; der Journalist, der vor Zeiten der unedle Bruder des Dichters genannt wurde, ist zum edlen des Gauners erhöht.

Zwei Mittel werden dazu verbunden, das neuere belebt das ältere. Das eine ist die Reklame, womit der ringende Absatz schreit, wie schwer er es hat. Heute noch Ärzten und Anwälten verboten, auch im Geschäftsleben nur langsam, mit der wachsenden Konkurrenz, zu gesetzten Häusern vorgedrungen, ist es völlig neu, dass Staatsmänner sich ihrer bedienen. Seit den Zeiten Kukirols wurde nicht so betäubend von der eigenen «gigantischen Leistung» gesprochen wie am Regierungstisch, sobald ein Haupt des Dreigetüms sich eröffnet; und macht auf den Namen des Doktor Unblutig nicht einmal Anspruch. Das andere Mittel der Beeinflussung ist bedeutend altmodischer, ja, es war in den liberalen Zeiten nur noch Schul- oder Theater-Rest. Es ist die Rhetorik, nämlich als jene echt sophistische Disziplin, welche nicht mit Wahrheit wirkt, sondern mit Überrumpfung, Arrangement, Augenblicks-Bluff, psychologischer, nicht logischer Verteilung von Licht und Schatten, kurz, mit Verachtung des Zuhörers und vollem Zynismus der Mittel. Es gibt auch gediegene Rhetorik, die nicht von den Sophisten herkommt, nicht einmal von Dekorateurs; die grossen, an sich selber glaubenden Philippiken des Demosthenes sind ihr unvergangesen Muster, auch die Parlamentsreden der beiden Pitt gehören hierher, auch forensische Beispiele, wie sie bis Zola und Labori im Dreifus-Prozess geblüht haben. Doch ist diese gediegene Rhetorik, o Männer von Athen, selber eine von Männern an Männer, hat ein soldatisches Gesicht (zuhöchst bei Lenin), ist überhaupt keine Rhetorik des angestammten sophistischen Sinns, vielmehr Logos vor Gleichwertigen, der sich packend ausbreitet und die Moral der Truppe hebt, aus wirklichem Licht zündend und erleuchtend. Meinung des Redners und Meinung der Rede sind hier identisch, Form und Inhalt homogen. Die Rhetorik dagegen, welche diesen Namen erst verdient, die sophistische und nachher römisch-dekorative, hat überhaupt keine Homogenität zwischen Form und Inhalt, ihr Barock steht schief zur Wahrheit

und gerade nur zu dem – in der ganzen Rede verschwiegenen – Zweck. Jesuiten haben die besten Lehrbücher dieser Wachhypnose herausgegeben, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und allen Trugschlüssen, von der quaternio terminorum bis zur Heterozetesis, wurde hier ihr Asyl. Schlangenschön hält Antonius die beste aller Reden, nicht Brutus, der ehrenwerte Mann und sicher der ehrliche Republikaner; strahlend von Sophistik betört Fiesco mit diesem Stück Antike, indes Verrina, das andere, stumm bleibt und zuletzt nur, statt des Kunstgriffs, einen Handgriff ausübt. Rhetorik setzt allemal geglaubte Gimpel und ungeglaubte eigene Versprechungen oder Färbereien voraus; daher ihr falscher Ton, daher das Unleidliche noch in rein theatralischer Gestalt, wenn aufgedonnerte Sprache und die Maus eines kleinbürgerlichen Inhalts dahinter sich bis zur Komik nicht entsprechen. Daher auch das völlig andere Gesicht der echten, der subjektiv wie objekthaft gedeckten Glutsprache, ihr Charakter: niemals Rhetorik zu sein, so wenig wie die Beredsamkeit des Demosthenes oder das gedrungene Feuer Lenins. Schiebungs-Rhetorik aber ist das einzige «Vernunft»-Instrument der Despotie, solange sie noch nicht im Sattel sitzt oder solange – wie in Deutschland – der Unterdrückungsapparat noch nicht allein genügt. Neben dem zitternden Schrecken steht dann der süsse der Demagogie; wobei sich Rhetorik von der Reklame, derer sie sich mitbedient, sowohl durch das prunkvolle Ausmass der Verlogenheit unterscheidet, als besonders dadurch, dass ihre Käufer hinter die Ware erst kommen, wenn es zum Umtausch zu spät ist. Die reale Lage, der Character der Wirklichkeit können durch Phrasenschaum, der über den Löffel halbiert, nicht selbst «beeinflusst» werden. Rhetorik ist ja keine Theorie, welche zur konkreten Praxis führt, konträr, sie ist die Blendung, welche den Durchbruch der Wirklichkeit in Bewusstsein und Praxis verhindert. Doch indem sie aus Weiss Schwarz macht und aus Rot Braun, gibt sie dem Opfer zuletzt dieselbe Unempfindlichkeit fürs Wahre, die der Täuscher berufsmässig schon sein Eigen nennt. Des Unterschieds, dass dieser wohl alle Wahrheit umgeht, die Empfindlichkeit aber für seinen Profit während der Operationen nicht einen Augenblick aus der Technik verliert.

Dazu also und zu diesem Ende studiert auch der Schriftleiter Uni-

versalgeschichte («historische Kenntnis der Volksbeeinflussung aller Zeiten und Völker»). Sehr viel eigene Zutat wird nicht vermeidbar sein. Denn alles bisherige Räucherwerk brannte nur einmal ab, dem gemäss, dass die Lüge kurze Beine hat und so lebfrisch zum zweiten Mal nicht wiederkommt. Oder es stand hinter Beeinflussungsapparaten mehrmaliger, gar dauernder Wiederholung, wie etwa der Kirche, sehr grosse Vielseitigkeit und Kultur der Mittel, sehr viel Undurchsichtigkeit der Kontrolle vor allem, kraft des ausgleichenden Jenseits. Der Nationalsozialismus dagegen schwächt sich einmal durch die Eintönigkeit seiner Wiederholungen (dem Schablonentyp und der Unbildung seiner Phraseure entsprechend). Sodann aber steht dem Dümmden allmählich eine Kontrolle zur Verfügung, wenn er die «gigantischen Leistungen» und die Selbstzufriedenheit derer, die die «Revolution» gesund gestossen hat, mit der eigenen Katastrophe und der absurden Gesamtlage Deutschlands vergleicht. Vergebens vom Wahren Jakob, sich eine Art Zeitersatz fürs Jenseits und seine Unkontrollierbarkeit zu schaffen, indem er – mit einer Mischung aus Ruhmredigkeit und Verzweiflung – tausend Jahre, wo nicht hunderttausende, für den «vollen Erfolg» des Nationalsozialismus prophezeit. Der Hunger ist von heute und das Einzige in bar, was der Nazi aus seinem Sack Versprechungen aushüllt; daher nennt die «Frankfurter Zeitung» den Optimismus, den ihresgleichen jetzt zu verbreiten hat, «fast verwegen». Caligula, als er sein Pferd zum Konsul ernannte, war leichter zu preisen. So hat der Journalist, vorgeschriebene Lügen illuminierend oder gar solche hinzu erfindend, worauf nicht einmal der Göbbels kam, ein saures Amt und heut zumal. Es steht schon so, dass, während er die Kunst des Lügens erst richtig lernt, die Kunst, sich belügen zu lassen, reissend verloren geht.

(Januar 1935)

Hexenprozesse

Ein jüdischer Mann hat vor neun Jahren mit nichtjüdischen Mädchen verkehrt. Heisst Hirschland, bisher Leiter einer Handelsschule in Magdeburg, die Mädchen liebten ihn. Hirschland wurde jetzt,

1935 (die «Weltbühne» berichtete darüber in Nummer 34), wegen «Rassenschande», wegen «Befolgung des Talmudgebots an alle Juden: die nordische Rasse mit ihrem Samen zu vergiften», von deutschen Juristen des zwanzigsten Jahrhunderts zu zehn Jahren Zuchthaus und lebenslänglicher Sicherheitsverwahrung verurteilt. Ein Urteil, das, guten Mutes, selbst von Banditen im Talar nur ausgesprochen werden könnte, wenn sie zugleich Irre sind; ein Urteil, zu dem kein anderer Staat der Gegenwart, aller Justizmorde und Barbareien ungeachtet, ein Gegenbeispiel liefert. Der «Stürmer» schreibt unter das Bild des Opfers:

«Der Angeklagte hat das letzte Wort, raffiniert setzt er dabei die deutsche Gutmütigkeit in Rechnung.»

Streichers Gutmütigkeit ist über allen Zweifel erhaben, ebenso die seiner Magdeburger Rechtsfreunde; doch auch ein anderer Faktor ist bei Gelegenheit dieser und ähnlich sich mehrender Justiz in Rechnung zu setzen, der des beginnenden Hexenprozesses in Deutschland. Während Autos fahren, Glühlampen weiter brennen, die Theater Mozart spielen, die Physiker in Dahlem den Zustand eines Atoms durch die messbaren Frequenzen und Intensitäten seiner Spektrallinien beschreiben, reisst dicht daneben ein Pandämonium auf und fletscht die Zähne. Der innere Schweinehund ist in ein neues Stadium getreten, er hat die Tollwut. Doch jetzt erst weidet der deutsche Fascist völlig alte Zeiten aus und begehrt zu den modernen Verbrechen, deren er fähig ist, auch die scheusslichsten der Vergangenheit.

Was er bisher tat, scheint ihm zu flach. Es reicht nicht, Juden zu verprügeln, kalt zu stellen, anzuspucken. Es hilft nichts, sie Betrüger zu nennen, nachdem die anderen grössere sind und bleiben. Auch die krumme Nase zieht schlecht; stärkere Reize müssen wirken. Der Nazi findet sie, indem er in einen Wahn greift, den das Volk längst verachten gelernt hat, den es aber in veränderter Maske nicht wiedererkennt. Liest einer von der Hexe im Turm, so fühlt er Mitleid und ihn schaudert über die finsternen Zeiten. Anders, geht dasselbe an neuer Stelle auf und der Name wechselt, sonst wenig oder nichts.

Leicht und schrecklich, die neuen Züge an den alten zu messen. Die Hexe hatte einen düsteren oder unheimlich glühenden Blick, der Jude heute desgleichen. Die Hexe kochte giftige Tränke, schob den Frauen Wechselbälge in die Wiege, konnte Hagel machen,

auch Erdbeben. Der Jude Hirschland hat, laut «Stürmer», die Mädchen «mit Kaffee und Kuchen bis zur Sinnlosigkeit gereizt», der Jude verführt die deutschen Frauen, damit sie Wechselbälge von 1935, nämlich Bastarde in die Wiege legen; statt Hagel und Erdbeben hat Juda den Weltkrieg angezettelt. Die Hexen stammten keineswegs nur aus dem niederen Volk und betrieben dessen neidische Ziele allein, sie waren auch unter den Vornehmen zuhause, sie waren geeint und einig in allen Ständen, ja in der ganzen Welt, geeint im Kampf gegen die Christenheit für den Teufel. Die Juden sind keineswegs nur Arbeiterverführer und Bolschewiken, sie betreiben ihr Handwerk gleichmässig, abgekartet, mit verteilten Rollen als Marxisten so gut wie als Bankiers, als Atheisten so gut wie als Orthodoxe, Karl Marx und Rothschild waren sich mit Augenzwinkern einig, im Ziel der Weltherrschaft Alljudas oder des Teufels auf Erden. Die Hexen hatten ihre geheimen Meister, denen sie allein gehorchten, jenseits der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, sie versammelten sich auf dem Blocksberg, um die Befehle Satans entgegenzunehmen, die Anweisungen zum Schadenstiften im nächsten Jahr. Die Juden haben ein «Kahal», eine geheime Weltregierung, mit Filialsitzen an den Börsen von New York, London, Paris, Berlin (und in der ehemaligen Reichsregierung), mit Hauptsitz in Moskau; siebenundsiebzig «Fürsten der Verbannung» stehen dem «Kahal» vor, Rathenau war einer unter diesen, sie alle dienen ihrem Vater, dem Satan, werfen sein Netz nach genau bedachtem Plan über die Welt. Die Hexe wie der Jude sind dazu gehalten, die «Wirkung des Teufels auf dem Erdboden» mit allen Mitteln zu befördern, mit List, Betrug, geheimen Zeichen und der «Mosisdecke» des Einverständnisses; wobei die Hexen bösen Zauber bevorzugt haben, der Jude aber, in seiner dämonischen Schlaueit, zu angepassteren Mitteln greift, zum Wechselreiten statt des Besenreitens, zur Magie des Aufruhrs und, wie Hitler sagt, zur «Dekomposition». Doch haben die Juden aus der Zauberzeit sich auch ein magisch Apartes überbehalten, ein der Hexenkunst sogar Überlegenes, nämlich den Ritualmord. Die Hexe schaffte den Kindern nur Krankheiten an oder liess die Milch in den Mutterbrüsten versiegen; der Jude geht, an seinem Passahfest, aufs Ganze des christlichen Kindesle-

bens, schächtet die jungen Gojim, wie sein Gesetz ihm befiehlt, sammelt das Blut in Schüsseln, um es in Mazzoth zu verbacken, wo er nicht vorzieht, laut einer Abbildung des «Stürmer», das Blut aus der Leiche selbst durch Röhren zu saugen. Auch waren die Hexen nicht als solche geboren, sondern wurden es erst durch Beiwohnung des Teufels, während die Juden von Geburt an, unausweichlich und unaufhebbar, der Rasse des Satan angehören, den Teufelsgeboten des Talmud, des Schulchan Aruch und anderer Höllenbücher. Sonst aber ist zwischen Hexen und Juden nur ein Zeitunterschied, nur ein Geschlechtsunterschied (die Jüdin als solche hat beim Nazi aus merkwürdigen, wahrscheinlich sexuellen Gründen vorläufig Schonzeit); was der Hexe die Puppe, der sie ins Herz sticht, damit das Urbild im gleichen Augenblick verreckt, das ist dem Juden der «Kaporeshahn», den er dreimal ums Haupt schwingt, bevor er ihm, mit Flüchen auf Hitler, den Hals abschneidet. So ist das Wirken der Hexen wie der Juden geeint im Raum der menschlichen Dummheit, im Schreckensreich des öffentlichen Irrsinns. Historische Übergänge zwischen den Hexen und der neueren Art des Judenwahns fehlen nicht: sie werden durch die Freimaurer, durch die Jesuiten, auch durch die mannigfache Gestalt des «Finsteren» im Schauerroman bezeichnet. Wie die Hexen auf dem Blocksberg, so haben die Freimaurer sich, nach Mathilde Ludendorff, noch 1857 im Untersberg versammelt. Erben die Freimaurer die Hexenangst in katholischen Gegenden, so die Jesuiten in protestantischen: auch die Väter Jesu pfliegen irdische und überirdische Bosheit, ja, wie die Meister der Hexenzunft und die Templer beteten sie ein redendes Haupt an, das ihnen bösen Ratschlag gab, den «Baphomet». Der «Finstere» schliesslich, seit dem achtzehnten Jahrhundert das verkörperte böse Schicksal in allen Schauerromanen, hat nicht nur jüdische Gesichtszüge und selbstverständlich schwarzes Haar, er erscheint auch als der Ewige Jude selbst, mindestens als Armenier oder Orientale. Er ist gleich Rathenau Abgesandter eines schwarzen Bunds, er zerstört alle Bande frommer Zeit und Sitte und erntet, wo diese Bande bereits gelockert sind, sein Erscheinen bringt Unglück, ja ist das Unglück. Alle diese Züge kamen zum älteren Hexenglauben hinzu, armieren heute noch, heute erst recht den

Wiederbeginn des Hexenwahns am Juden. Nur in einem besteht ein wesentlicher Unterschied, ein Unterschied nicht des Wahns, wohl aber des Gerichts, das sich der Wahn bestellt und eingerichtet hat. Denn während die Hexenverfolgung nicht oder wenigstens nicht der Hauptsache nach zur Ablenkung hungriger Volksmassen blühte, hatte die Judenverfolgung immer eindeutig ökonomische Ursachen, Ursachen fast ohne Zwischenglieder und ist bis heute Ablenkung geblieben. Das Zwischenglied des Judenwahns ist auch subjektiv bedeutend dünner als das des Hexenwahns, welcher immerhin das abergläubische, dämonenreiche, wild-mythologische Weltbild der Renaissance-Mystik für sich hatte. Ein Hexengericht um 1535 besass die bona fides der gesamten damaligen Gelehrsamkeit, das Magdeburger Gericht von 1935 hat nur die bona fides, welche Gaunerei, paradoxer Rückfall in Bestialität, lokales Irresein verliehen. Wobei der Unterschied zwischen dem sorgfältigen Verfahren eines Hexenrichters (eine Sorgfalt, die sich, mitten im Dienst des Wahnsinns, bis auf die Auswahl der «glaubwürdigen» Zeugen erstreckte) und dem Schluderwerk eines Nazigerichts noch ganz ausser Betracht bleiben mag.

Freilich würde man dem Antisemitismus der Nazi Unrecht tun, wollte man ihn nur mit dem Hexenwahn parallelisieren; die Sache mit dem Ritualmord hat noch weit ältere Wurzeln. Vielleicht reichen sie Tausende von Jahren zurück, vielleicht war damals sogar ein Wahres daran. Vielleicht hat der Neandertaler, der in Heidelberg und anderen deutschen Orten gefunden wurde, in der Tat Kinder geschlachtet, fremde und eigene. Vielleicht reicht aus unvorstellbaren Urzeiten heidnischer Barbarei sogar eine Spur bis zu der Ritualmord-Schilderung, welche ums Jahr 335 ein Zeuge vom Treiben der Heiden-Christen gegeben hat; mindestens geht der eigentliche spätere Ritualmord-Wahn von dieser Schilderung erweislich aus. Epiphanius, so heisst der Zeuge, berichtete über die Liturgie der «Barbelo-Anbeter» (so hiess die Sekte) Folgendes (vgl. Leisegang, Die Gnosis, Alfred Kröner, Leipzig, 1924 S. 186 ff.):

«Sie haben ihre Frauen gemeinsam, und wenn einer dazu kommt, dem ihre Lehre fremd ist, so haben die Männer gegenüber den Frauen und die Frauen bei den Männern ein Erkennungszeichen in

der Art, wie sie die Hand zum Gruss geben, indem sie unter der Handfläche eine Art kitzelnder Berührung verursachen, wodurch sie herausbekommen, ob der Ankömmling zu ihrem Dienst gehört».

Nach einem üppigen Mahl gehen sie zur «Anreizung» über, vermischen sich in Promiskuität, so aber, dass sie den Samen, als die Kraft dieser Welt und ihrer schlimmen Götter sammeln, um ihn auf eigenen Händen dem Altar der Urmutter, der «Barbelo» zu übergeben. (Wodurch eben die Kraft dieser Welt geschwächt wird, ein Element der Weltvermehrung und des Weltbestands vernichtet ist.) Wird aber trotz aller widernatürlichen Lust ein Weib schwanger, so reissen, nach dem Bericht des Epiphanius, die Barbeloiten «den Embryo heraus zu dem Zeitpunkt, wo sie ihn mit Händen fassen können, nehmen diese Fehlgeburt und zerstoßen sie in einer Art Mörser mit der Mörserkeule... und dann versammeln sie sich alle, diese Genossenschaft von Schweinen und Hunden, und jeder kommuniziert mit dem Finger von dem zerstampften Kinde. Und nachdem sie diesen Menschenfrass vollbracht haben, beten sie schliesslich zu Gott: «Wir liessen nicht Spiel mit uns treiben vom Archon der Lust, sondern sammelten die Verfehlungen des Bruders.» Auch das halten sie nämlich für das vollkommene Passah.

Soweit und noch weiter der – nicht ganz zuverlässige – Zeuge, Denunziant oder Konvertit; immerhin hat der Vorwurf der Römer, die Christen schlachteten zu ihren Kultmahlen kleine Kinder, hier ein Dokument, worauf er sich berufen konnte, ein Dokument, das trotz aller Fragwürdigkeit, ja relativen Streicher-Ähnlichkeit seines Autors eines realen theologischen Hintergrunds nicht ermangelte. Denn in der Tat spielte das Sperma, als lebens- und weiterzeugender Stoff, in der christlichen Gnosis eine entscheidende, eine – dem Welthass der Gnosis entsprechend – verfluchte Rolle; die Weiterungen dieser einen Sekte, die Teilverneinung der Welt durch Kinderfrass, das merkwürdige Gebet, das Epiphanius berichtet, brauchen also nicht durchaus erfunden zu sein. Gar keine Theologie aber liegt hinter dem Märchen vom jüdischen Ritualmord, ausser der Gemeinheit, Dummheit und dem Blutdurst seiner Gläubigen. Und auf diesen Hintergrund eben greifen die Nazi zurück, frischen den alten Zauber auf, wie sie den Hexenwahn – mit veränderten Opfern – erneuert haben, frischen ihn des-

to gefährlicher auf, als es in der Tat Ritualmord – nämlich in Urzeiten und bei einigen Heiden-Christen – gegeben haben mag, während der Hexenglaube ohne Weiteres als Ausgeburt des Irrsinns erscheint. Zu Hexen steht der Nazi nicht, zum Ritualmord steht er desto sicherer, als dieser Wahn einen uralten Kern haben mag, desto frecher, als dieser Kern nicht bei Juden zu finden ist, sondern bei Heiden-Christen und möglicherweise bei den Bluthelden, Blutsäufnern, Berserkern der Urzeit, von denen der Nazi abstammt. Die Römer haben den religiösen Kindermord von den Christen behauptet, die späteren «Christen» übertrugen die Anklage auf die Juden; da ergab er denn, zusammen mit den übrigen jüdischen Effekten: den vergifteten Brunnen, den gequälten und durchstochenen Hostien – ein Ensemble, das neben den Hexen wohl bestehen konnte und heute noch, im Nazi-Deutschland, sich sehen lassen kann. Minus der durchstochenen Hostien; wogegen die jüdische Brunnenvergiftung im Fall eines Krieges und gar der ersten Niederlage zweifellos dieselbe Rolle spielen wird wie der Ritualmord (und eine ebenso aus Talmud und Schulchan Aruch erweisbare). Dass das Ritualmordmärchen das ganze Mittelalter erfüllte und noch die russische, die ungarische Neuzeit davon profitierten, ist bekannt; weniger bekannt ist, dass selbst der arische Stern Gott Saturn, der seine Kinder frass, auf manchem «Kindlifresserbrunnen» als Jude dargestellt wurde. Dass er folglich ebenfalls dazu beitrug, mit dem Urjuden verwechselt zu werden, mit demselben, der heute noch, laut den Reproduktionen des «Stürmer», Eiskaffee aus Kinderleichen durch Röhren saugt. Aber im Geist des «Stürmer», wie er über Deutschland leuchtet, sammeln sich alle diese Ursprünge, ist auch kein einziger jüdischer darunter. Ist auch jeder fremde Kindermord, der begangen wurde, an – Judenkindern begangen worden: der ägyptische, der bethlehemitische, der tausendjährige, tausendfache durch Pogrome. Das mögliche Wahre, das vor längst vergangenen Zeiten als Ritualmord statthaben konnte, ist jedenfalls der jüdischen Religion am fernsten, und sie ist ihm am fernsten. Die Reinheit ihrer Speisegebote, die völlig antibarbarische Durchgeistigung ihres Gottsbegriffes lassen eher glauben, dass Goethe silberne Löffel gestohlen hat, als dass der Herr Zebaoth Kinderblut verlangt. Indes die Nazi wären

keine, verstünden sie sich nicht auf die Umkehr der Wahrheit, und wären sie keine Hyänen, die Aas graben. Hexen und Juden, Juden statt Hexen, «Mördervolk der Juden» im Naziland der Lämmer, – hier ist der eigentlich bleibende Gemütsinhalt der «deutschen Revolution». Sie hat aufs Schrecklichste bestätigt (in einem Ausbruch, der nicht mehr zu überbieten ist), was Marx in der Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie bemerkt:

«Ja, die deutsche Geschichte schmeichelt sich einer Bewegung, welche ihr kein Volk am historischen Himmel weder vorgemacht hat noch nachmachen wird. Wir haben nämlich die Restaurationen der modernen Völker geteilt, ohne ihre Revolutionen zu teilen... Wir, unsere Hirten an der Spitze, befanden uns immer nur einmal in der Gesellschaft der Freiheit, am Tage ihrer Beerdigung.»

Seitdem sind fast hundert Jahre vergangen, der Nationalsozialismus befindet sich noch auf anderen Gräbern, überall im Dunkel, überall zwischen schmutzigen Betten, überall zwischen den Ritzen einstürzender Häuser, eingestürzten Bewusstseins. Die Ritter und Heiligen des Mittelalters hat Deutschland nicht mehr, geblieben aus der mondbeglänzten Zaubernacht ist nur noch der Pogrom.

(Oktober 1935)

Musik der Bedrohung

«O holde Kunst,
In wieviel grauen Stunden ...»

Schubert

Die deutsche tönende Wochenschau, bestrebt, eine Welt zu verewigen, deren meiste Erscheinungen von Geburt schon tot oder bei Lebzeiten schon Gespenster sind, gewährt Aussenstehenden nicht nur das Vergnügen, vom strammen Schritt der Reichswehr sich ein Bild zu machen, sondern mit noch grösserer Gewalt eine Kunstübung in sich aufzunehmen, die das Ende Europas, das Ende aller Dinge, um derentwillen es sich zu leben lohnt, mit Erfolg bereits in Musik setzt.

Da lockt nichts mehr. Das bunte Tuch ist in jeder Weise hin. Der schwindelhafte Rausch, womit das Kalbsfell sonst umgeben war,

ist in den Rundfunk gewandert. Nur dort ist das Maul noch blumig, übrigens gleichfalls auf abnehmende Weise. Selbst zivilistischen Nazi wechselt das Zuckerbrot Goebbels nicht mehr so gleichmässig mit der Nilpferdpeitsche Streicher. Die Peitsche wird über einem murrenden und zuckenden Volk zur einzigen Propaganda; sie zieht mehr, in jedem Sinn. Durch Küssen und Schlagen mehrt Amor sein Reich: das Schlagen erweist sich, nach so viel beendeten Illusionen, als einziger Liebeszwang. Indes, der Terror des zivilistischen Nazi war gleichsam noch organisch, wie alles aus Blut und Boden, aus Folterkeller und Konzentrationslager. Der Nazi als Militär dagegen gibt zu konkreten Greuelgeschichten weit weniger Anlass.

Denn er spart seine Kräfte für die nahe Zukunft; er braucht die Kräfte, um einen äusseren Feind schmecken zu lassen, was der SA-Mann den inneren schmecken liess. Der neue Militär-Anblick droht kalt, finster und abstrakt. Er ist die gesammelte Drohung an sich, technisch exakt wie kaum eine andere, sichtbar auf Überraschung dressiert. Bis dahin tritt die Maschine auf der Stelle, ladet schweigend. Der Nazi-Rausch als Militarismus ist kalte Wildheit, die Nacht der langen Messer auf friderizianisch, Afrika auf Eis. Eben die neue Musikart, welche die Bückeberg-Wochenschau zum Besten gab, liefert davon ein unverächtliches Zeugnis. Wenn anders der Bückeberger Ohrenschaus recht berichtet hat; symptomatisch berichtet hat er auf jeden Fall. Da ist nicht mehr die trockene Eleganz der alten preussischen Militärmärsche, das spröde Rokoko. Noch ferner sind die Militärmärsche des 19. Jahrhunderts, die Rhythmen des bärtigen Landwehrmanns von 1870, die nachmaligen Glanzstücke der Bierkeller und Sommergärten. «Die Musik kommt,» dies «Charakterstück» von Oscar Straus, mit Text von Liliencron: – nicht die geringste Erinnerung reicht von den Darbietungen der Bückeberger Reichswehrkapelle zu solch unbeschwerten Spiesserfreuden; Familienväter schmunzeln nicht mehr. Der Oberbefehlshaber der neuen Armee ist zwar ein Kleinbürger, doch der humorloseste, der je gelebt hat, und keinesfalls ein Familienvater. Nur noch Musik gepresster Männerbündler macht unter diesem Schatten frisch-fröhlichen Krieg; es ist Musik des totalitären Staats. Sie lässt keinen mehr übrig, der nebenher gehen und zuhören könn-

te, keinen, der nicht augenblicklich in den Tod mitmarschieren müsste, keinen in der Welt, der den Rhythmus des leidenschaftslosen Mords überlebt. Es ist eine Musik von Gerippen unterm Stahlhelm, und fast nichts als Gerippe, als das Gerüst eines erbarmungslosen Rhythmus scheint auch als Musik geblieben. Kaum eine Melodie, kaum die entspannende Schwenkung, welche die alten Militärmärsche ins sogenannte Trio nahmen. Die dumpfe Trommel regiert, sie lässt ganz offenbar nur kurze Melismen frei, der tierische Ernst verschluckt sie gleichmässig und rasch. Ist irgendeine Lebendigkeit in diesem Maschinenmarsch, dann nicht die europäische, sondern die afrikanische des finstersten Kriegsausgangs. Dem entspricht sogar die exotische Betonung des Schlagzeugs, die hochnordische Berührung mit den Akzenten der Negertrommel. «Das Regiment ist die Braut, darum man tanzt», war der preussische Wahlspruch zur Zeit des Grossen Kurfürsten; die moderne Gasmasken tanzt mit kalter Ekstase um ein Lagerfeuer vor dem Hades. Unvorstellbar, sich diese Macht nach den Melodien eines Schubertschen Militärmarschs bewegen zu sehen. Unvorstellbar, dass das Land, woraus solche Hörspiele in die Welt gehen, das Deutschland war, worin Tamino und Pamina, Leonore und Floristan, sogar Tristan und Isolde geklungen haben. Die neueste deutsche Musik hat mit Tristan und Isolde höchstens gemein, dass sie eine des tönenden Schweigens ist; nur nicht gerade des Schweigens der Liebe. Es ist die Musik des lautlosen Hasses, des nächtlichen Attentats, des schleichenden Gaskriegs, der mörderischen Konspiration. Die Nazi brüllen Frieden, ihre Armee wälzt sich schweigend in den Krieg, der Tusch kommt zuletzt. Ein Glück, ein schwaches, dass die Sache zu bedrohlich aussieht, um so bedrohlich zu sein. Es gibt auch eine Fassade des Entsetzens; vielleicht erkennt sie der Fachmann heute schon, gerade wegen ihrer zu Schau getragenen Lautlosigkeit, Prunklosigkeit, Verbissenheit, als Fassade. Auf den gepressten Menschen dahinter kommt es an. Eine Niederlage erträgt diese Sklavenarmee nicht.

(Dezember 1935; unter dem Pseudonym:
Karl Jahraus)

Es gibt noch Golems in Prag

Gegen Abend schwärmen in Prag riesige Puppen aus, Neger, Köche, Saxophonbläser oder Grenadiere mit Kolpak, die, von einem Mann im Inneren getragen, Reklame auf diese monströse Art verbreiten.

Hoch über uns ragen sie plötzlich auf. Kreuzen die menschlichen Wege, stehen still wie ein Turm, machen mit langsamem und schwerfälligem Ruck kehrt. Vielleicht belebt der Zauber auch andere Städte, obzwar kaum in solch grosser Zahl und Abwechslung. Der Fremde stutzt, greift sich an den Kopf und erinnert sich. Ein alter Spass wurde hier tüchtig und neu. In Nizza schwanken die Ungeheuer während des karnevalistischen Umzugs. Nicken zum ersten Stockwerk ins Zimmer herein, erschreckend und blödsinnig harmlos. Die Karnevalsgeste ist auch im Norden geblieben, desgleichen das stupide Lächeln, der lebenslängliche Humor. Dämonenfratzen zeigen ihn zuweilen im Traum; nichts wirkt unheimlicher. Zwei urweltliche Charaktere haben in diesen Puppen sich vereinigt: das Riesenhafte und die Maske. Beide aber erhöhen keinen urweltlichen Inhalt mehr, sondern kleinbürgerliche Banalität. Das assyrische Gesicht des alten Golem wird durch das Ladenlächeln eines neuen überzuckert; ja, dem keep smiling lockt sein magisches Kostüm besondere Reize heraus. Denn dies Missverhältnis zwischen Grauen und Spass, zwischen magischem Format und Hohlheit des Inhalts macht aus jedem Stück der alten Magie, wo es heute im Kostüm erscheint, ein lächerliches, doch gegebenenfalls auch ein doppelt fremdartiges und unheimliches. Hinter den alten Riesenmasken war noch ein geglaubtes mythisches Land, das die absonderliche Form seiner Abgesandten sozusagen normal und selbstverständlich ausbreitete; so «normal» wirkt auf Kinder heute noch Sankt Nikolaus. Hinter den Reklameriesen Prags dagegen, auch hinter den Giganten des südfranzösischen Karneval, erst recht hinter den gefährlichen Gross-Kapuzen der amerikanischen «Kukluxer» ist nichts als schale oder lustige oder drohende Leere. Es gibt einen spezifischen Choc des Schabernaks, den das neunzehnte Jahrhundert nicht oder nur mit «ästhetischer» Kritik, mit dem Degout des sogenannten besseren Ge-

schmacks empfunden hatte. Heute, wo die Wüste des Hintergrunds so gewaltig gewachsen ist, wo vor allem der Schabernak in fascistischem Volksgebrauch gezeigt hat, was für spasshafte Raubmörder in seinem Zeichen aufziehen, ist das «ästhetische» Werturteil der feinen Leute vorüber. Jenes eigentümliche Grauen meldet sich, das am banalen Holdrijoh, an «wenig Witz und viel Behagen» seine eine Seite ausmacht. Die bunten Golems auf den Prager Strassen verdienen weder einen sauertöpfischen noch einen kuriosen Blick; sie verkünden nur, auf ihren Tafeln, wo Picks Schuhrême oder Brauns Seifenflocken zu finden seien. Doch das Übermass ihrer Gebärde reimt sich mit den Riesenmythen, die dieser Zeit entsprungen sind, und die – auch nichts anderes sagen (obzwar mit mehr Nachdruck). Das Restkleid aus Mythos verzaubert die Banalität, und der Leib der Banalität erfüllt, zu neuem Choc, den Mythos. Das merkt sich sogar an dem lustigen Spass der paar erneuerten Golems, an Kabbala plus Karneval plus Geschäftsreklame. Aus dem Nichts heraus lächelnd, das heute ist, ins Nirgendwo blickend, mit den gemalten Augen im Kirchturmkopf. Arme Burschen tragen den Aufputz mit sich herum. Der Golem des Rabbi Löw war, wie bekannt, ein blosser Lehmkloss. Er hatte unterhalb der Brust eine Höhle, worin die Kapsel mit dem magischen Lebenszettel Platz fand. Lag die Kapsel in der Höhle, so wandelte der Lehm; ein Adam, dem der Herr lebendigen Atem eingeflösst hatte. Wurde die Kapsel, am Ende der Woche, entfernt, so erstarrte der Diener und hatte seinen Sabbath. Der Golem von heute hat an Stelle der Höhle ein kleines Glimmer-Fenster; dahinter sind seine Augen, die Augen des Erwerbslosen, der die Puppe trägt und fast alle Tage, bis auf die Abendstunden, Sabbath hat. Vor Kurzem wurde einer von ihnen beim Überqueren der Strasse überfahren; der Mann lag blutig am Boden, der Maskenkopf daneben, und lächelte in die Ewigkeit. Zuweilen auch ertappt man den Golem vor einer Ladentür (durch die er nicht hindurchginge), und vor ihm steht sein Inhaber. Spricht durch das Brustfenster, das Gebäude lauscht, das Gebäude regt sich, das Gebäude schwankt nach dem Takt der Zauberworte auf eine neue Tour. Besonders gegen Mitternacht, wenn der Golem durch die Bögen der Altstadt nachhause strebt, scheint ein höchst bodenständiger

Zauber. Mondlicht liegt über dem Altstädter Ring, über der Theynkirche, über dem Dachboden der nahen Altneuschule, wo der echte Golem immer noch verwahrt sein soll. Der Golem der Sage, den der wundertätige Name Gottes wandeln liess. Der moderne Golem trägt den Namen seines Geschäfts auf Brust und Rücken, dieses lässt ihn wandeln. Dass Brauns Seifenflocke die beste sei – dieses Wunder belebt auf aufgeklärte Weise. Es belebt die grössten wie die kleinsten Angestellten, und Masken tragen vor Herrn Geldgeber alle.

(Januar 1936)

Lenards «Deutsche Physik»

«So; ganz boshaft ich doch keinen fand, er hält auf die Dauer nicht aus.» Sagt Hans Sachs in den Meistersingern von Beckmesser. Der Beckmesser (oder Mime), von dem hier zu berichten ist, hält auf die Dauer vortrefflich aus. Ja, je älter er wird, desto mehr stösst ihn der Bock. Ausserdienstlich, im Ruhestand noch schlimmer als zuvor.

Nehme man von dem netten alten Herrn Kenntnis. Philipp Lenard, Professor der Physik, vierundsiebzigjährig, geboren in Pressburg, lebt emeritiert in Heidelberg. Tüchtiger Experimentator, kein Bahnbrecher, kein kühner und intuitiver Kopf, doch ein Mann an der intuitionsverarbeitenden Spitze. Die menschliche Grundlage dieses Wesens aber war seit je die eines antisemitischen Bierischpatrioten. Daher hat die Blume Lenards 1914-18 besonders stark geblüht; unter den wilden Professoren dieser Zeit war er der trotzigste. Exemplum docet: am Tag der deutschen Kriegserklärung entzog Lenard seinem besten Assistenten, als einem Russen, den Schlüssel zum Institut. Er entzog ihn nicht einmal selbst, schickte auch nicht einen deutschen Assistenten zu diesem Zweck, sondern einen – schwedischen: «Denn mit dem Feind verkehrt ein Deutscher, will er sich nicht beschmutzen, nur durch Neutrale.» So beschaffen war Lenard als rüstiger Mann. Heil und hehr grüsst er als Greis Hitler den Held, das judenvernichtende Reich.

Nun zu der Denkschrift, die der Weise ins Land schickt. Ihr Prospekt beginnt: «Geh. Rat Prof. Dr. Philipp Lenard, Heidelberg, der

Nobelpreisträger der Physik, zeigt Wege zum arteigenen Naturverstehen in seinem neuen Werke: Deutsche Physik in vier Bänden.» Erscheint bei I.F. Lehmann, München, dem alten Verlag für Jägerhemden, Rassengeruch, Auerstier. Die Denkschrift hat mit Physik noch wenig gemein, die kommenden vier Bände sind eingestandenermassen nur alte Kolleghefte, unter arischem Vorwand zu populären Wälzern zusammenstaffiert. Die Denkschrift drückt aber ganz jenen wunderbaren Forscher aus, der als erster die physikalischen Erkenntnisse nach dem Krümmungsradius ihrer Nasen gemessen hat. «In diesem Vertrauen habe ich das Werk geschrieben, und im besonderen Vertrauen auf die Führung des deutschen Volkes im Dritten Reich gebe ich es heraus.» Jedes Phänomen der Erfahrung, das von jetzt ab die Relativitätstheorie bestätigt, ist ein Jude.

Leider geriet dem deutschen Wahrheitsforscher schon früher nicht alles nach Wunsch. Bevor es einen Einstein gab, hatte Lenard mit Röntgen Pech, er klebt noch heute dran. Auch Lenard hatte mit der Kathodenröhre experimentiert, leicht mag eine unbekannte Art Strahlen dabei aufgetreten sein, diejenige nämlich, welche entsteht, wenn die Elektronen des Kathodenstrahlbündels plötzlich gebremst werden. Das sind die X-Strahlen. Sie sind ja nicht erst seit 1896 auf der Welt. Nur: Lenard hat sie nicht bemerkt, er hat sie, im ganz buchstäblichen Sinn, nicht «entdeckt.» Das gelang erst Röntgen, und mit Recht sind die X-Strahlen nach ihm benannt. Von daher Lenards erster Neid, das Trauma Röntgen in einem grosszügigen Naturell. Kämpfte er damals um die «Priorität der Idee», als wären die Hallen der Physik das Büro eines Patentanwalts, so leidet er an Einstein mit doppelt geheiztem Ressentiment. Alle späteren Erfolge Lenards haben sein Jugendtrauma nicht mehr geheilt. Es beschwichtigte ihn nicht, dass statt der entgangenen Röntgenstrahlen wenigstens die «Lenardstrahlen» nach ihm benannt sind. Nämlich jene bescheidenere Art, welche aus dem Entladungsraum der Kathodenröhre durch eine dünne Aluminiumfolie in den Aussenraum tritt. Auch die «Lenardröhre» beschwichtigte nicht, obwohl mit ihrer Hilfe die Durchlässigkeit einer grossen Anzahl von Substanzen für Kathodenstrahlen untersucht werden konnte: weder Röntgen noch Einstein wurden da-

durch durchbohrt. Auch der sogenannte Lenardeffekt wirkte auf den Neid seines Erfinders nicht günstig. Denn bezeichnet dieser Effekt die Ionisation (die vermehrte elektrische Leitungsfähigkeit) des Wassers durch Aufschlagen auf Gestein und dergleichen, so wurde der politische Verstand Lenards durch das Aufschlagen auf Einstein völlig widerwärtig elektrisiert. Lenard erscheint seitdem wie ein Zitterrochen, wie «des Hammers greuliche Ungestalt» aus Schillers Taucher. Die Grösse der Relativitätstheorie musste einen Mann desto mehr bedrücken, je weniger er imstande war, die Struktur dieser Grösse mathematisch zu verstehen. Planck nennt die Relativitätstheorie einen «imposanten Aufbau von wunderbarer Harmonie und Schönheit»; auch das Heil Hitler hat den Wahrheitswillen Plancks in diesem Punkt nicht getrübt. Lenard dagegen befindet, in seinem Prospekt: «Das deutsche Volk ist nun schon 30 Jahre lang naturwissenschaftlich mit den Errungenschaften eines Rasse- und Volksfremden und seiner Anhänger und Nachfolger gefüttert worden, und dies wird noch fortgesetzt.» Arischer Geist gegen jüdischen Ungeist bricht bei Gelegenheit Einstein noch vornehmer und tiefsinniger durch: «Der Jude hat kein merkliches Fassungsvermögen für andere Wirklichkeiten als etwa die des menschlichen Getriebes und der Schwächen seines Wirtsvolkes... Dass daraus vollständige Ungeeignetheit für Naturforschung hervorgeht, ist selbstverständlich; jedoch wurde das durch Rechenkünste verdeckt, und die dem ungehemmten Juden eigne Frechheit, zusammen mit der geschickten Zusammenhilfe seiner Rassegenossen, ermöglichte den grossen Aufbau von jüdischer Physik, der schon Bibliotheken füllt.» Ferner: «Dem Juden scheint wunderlicherweise Wahrheit, Wirklichkeit überhaupt nichts von Unwahrlichem Verschiedenes zu sein»; – Lenard meint damit aber nicht Goebbels und sich selber, sondern wunderlicherweise immer wieder Einstein. Soweit die Deutsche Physik des ritterlichen alten Herrn, eine Physik minus Heinrich Hertz (des Entdeckers der Radiowellen), minus Relativitäts- und Feldtheorie, kurz, ein Standardwerk des Juda – verrecke. Ein Problem für sich, wie in der Lenardröhre die übrige nicht-deutsche Physik leuchten mag: die der Italiener Galilei, Toricelli, Volta, der Engländer Newton, Faraday, Maxwell, Thomson, der Franzosen Becquerel, Curie und

vieler anderer. Dafür füllt Philipp Lenard über und über die Lücken der Materie, er durchdringt sie, der neudeutsche Geistesäther.

Das Horn des Spiessers ruft überall nach rückwärts. Alles Kühne, Neue, Schöpferische soll aus der Wissenschaft wieder heraus. «Solchem verschrobenem Bedürfnis nach neuesten Unsicherheiten kommt die Deutsche Physik nicht entgegen; dieses Bedürfnis ist auch gar nicht deutsch. Nur was alt und daher genügend erprobt ist, verdient überhaupt Kenntnisnahme in weiteren Kreisen.» Unser Rübezahl betreibt derart ein Moratorium der Physik, eine Begrenzung ihrer auf «das gesicherte Examenswissen;» Über die «neue Kunde» mögen dann «die grossen Religionsstifter» entscheiden, auch «wahre Staatslenker, deren vielleicht je einer uns alle 100 Jahre gegeben wird.» Damit erlangt die Sache erst ihr rechtes Cerevis. «Die Wissenschaft», sagt the little old man, «hat lange genug den Übermut vom Alleswissen gezüchtet.» Das Alterswerk Lenards, sein cis-moll-Quartett, sein Faust, dürfte die deutsche Physik demnach nicht um neue Erkenntnisse bereichern. Wohl aber um einen vornehmen Charakter.

(Februar 1936)

Die Fabel des Menenius Agrippa

Das Falsche will nicht, dass man wahr darüber rede. So stimmt kein einziges Sprichwort über die Lüge. Sie hat keineswegs kurze Beine; die drei letzten deutschen Jahre sprechen ausreichend dagegen. Die Lüge hat manche rüstigen Schritte in ihnen getan und sich bis jetzt auf dem Weg erhalten. Bricht sie zusammen, dann nicht so einfach oder von sich selbst her, weil jeder Schwindel einmal aufkomme. Aufgekommen, sichtbar geworden ist er schon lange, doch nicht bei allen Enttäuschten ist er dadurch gestellt. Der Schwindel wäre kein rechter, der sich nicht immer wieder verstecken könnte.

Ebenso wenig stimmt, dass die Lüge in tausend Zungen spreche. Sie ist vielmehr ziemlich eintönig, wenigstens in ihrem gefährlichsten Gebrauch, dem demagogischen. Tausend Wendungen hat dies Wesen nur als Variation; gemäss dem Wandel, den auch der Betrug in der Geschichte der Klassenkämpfe entwickeln muss. Doch immer wieder zieht der gerissene Wolf sich einen Schafs-

pelz an; der Betrug wiederholt sich, es gibt eine Sippenforschung des Betrugs. Die Nazis erklären Luther für den ersten Nationalsozialisten; immerhin, liesse sich sagen, wenn Hitler nur der Letzte ist. Aber die gespaltene Zunge, auch die eherne Stirn hat gleichsam noch ältere Wurzeln. Eine der ersten demagogischen Soziallügen findet sich, bereits an einer der frühesten Klassenkampfstellen, bei Menenius Agrippa im alten Rom. Seitdem hat die Wurzel viele Schösslinge quer durch die Geschichte getrieben. Doch die Anlage ist auch heute noch, unter gänzlich veränderten Ausbeutungsformen, erkennbar.

Roms ältere Geschichte ist bekanntlich sagenhaft. Dafür ist sie reich an Gestalten, die in die Phantasie greifen. Brutus, der den König verjagte, gehört hierher, dann – freilich weniger «In tyrannos» brauchbar – der «moralische» Landesverräter Coriolan und eben Menenius Agrippa, der älteste Sozial-Goebbels. Über ihn berichtet Livius wie folgt: 494 V. Chr. hatten die Plebejer, nach mehrerem fruchtlosem Streik und Aufruhr Rom verlassen, um auf einer Anhöhe, welche später den Namen Heiliger Berg führte, eine neue Stadt zu gründen und dort nach eigenen Gesetzen zu leben. (Secessio plebis in montem sacrum.) Die Patrizier, ihrer Schuld-knechte und Fusssoldaten beraubt, schickten einen der ihren, den beim Volk beliebten Schwadronneur Agrippa, um die Plebejer wieder nach Rom zu locken. Mit der Suada hatte dieser zu vollbringen, wozu Waffengewalt, im Augenblick, nicht ausreichte. Also tischte Agrippa seine bekannte Fabel auf, erzählte, wie sich einst die verschiedenen Glieder des menschlichen Leibes gegen den Magen verschworen hätten, weil dieser allein alles verzehre. Sie hätten aufgehört, ihm ihre Dienste zu leisten, seien aber alsbald durch ihre eigene Entkräftung belehrt worden, wie notwendig der Magen im gemeinsamen Haushalt des menschlichen Körpers sei. «Roms Senatoren», so schliesst Agrippa in Shakespeares «Coriolan» seine Rede, «Roms Senatoren sind der gute Bauch, Ihr die empörten Glieder». In der Tat kam es, nach dieser Fabel und einigen Unterhandlungen, zu einem Vertrag, die Plebejer verliessen ihr bereits befestigtes Lager, kehrten nach Rom zurück – nicht einmal ganz in ihre alte Lage. (Hier wird der Fortschritt erkennbar, den die Vertragstreue seit den mythischen Zeiten bis zu Hitlers

Verfassungseid und 25 Punkten zurückgelegt hat.) Das patrizische Schuldrecht blieb zwar, doch der Schuldschein der Unvermögenden wurde zerrissen, den eingekerkerten Schuldnern die Freiheit gegeben. Vor allem erlangten die Plebejer das Recht auf Volkstribunen aus ihrer Mitte, zum Schutz gegen Missbrauch der patrizischen Gewalt. Auch hat man nachdem nicht gehört, dass diese Volkstribunen bezahlte Klopffechter der patrizischen Interessen gewesen seien. Insofern also besteht zwischen dem grauen Altertum und den Lichtalben von heute mancher Unterschied. Schliesslich leugnete Agrippas Fabel keineswegs den Magen ab, «in Leibes Mitte, arbeitslos und müssig», wie Shakespeare sprechen lässt. Wogegen unsere Patrizier und ihre Volkstribunen das raffende Magen-Kapital überhaupt nur als Auswuchs kennen und demgemäss ausschliesslich mit jüdischen Plattfüssen verbinden. Doch von solchen Metamorphosen abgesehen, ist die Fabel des Menenius Agrippa das bleibende Modell der sozialdemagogischen Lüge, sozusagen ihre Urpflanze. Marx hat sie überdies als Analogie und Apologetik der Arbeitsteilung denunziert. Er erinnert sich des Agrippa bei Gelegenheit der Manufaktur und ihrer Spezialisierung: «Die besonderen Teilarbeiten werden nicht unter verschiedene Individuen verteilt, sondern das Individuum selbst wird geteilt... und die abgeschmackte Fabel des Menenius Agrippa verwirklicht, die einen Menschen als blosses Fragment seines eignen Körpers darstellt» (Kapital I, 12. Kap., 5). Erst recht der Fascismus erhob die Betrugs-Erzählung – im ganzen Umfang – zum System.

Ist doch selbst der höhere Schwindel von heutzutage bei Agrippa im Keim enthalten. «Gemeinnutz geht vor Eigennutz», Ganzheit und Vorrang der «Gestalt», schliesslich «organisches» Denken – alle diese Pulver waren bei der ersten Gelegenheit, wo man sie brauchte, verblüffend bereits zur Stelle. Damals war das Ganze, die «Volksgemeinschaft» schon übergreifend über die Teile, nämlich über die armen. Fast zweieinhalbtausend Jahre vor Othmar Spann schwindelte die Fabel bereits eine Art Gliederstaat: und das Ganze harmonisiert seine Teile. Die Proletenhände und der Kapitalistenmagen hausen für jede Gestalttheorie im gleichen Leib und gleichen «Volksstaat» (damit die Proletenhände nicht auf eigene

Gedanken kommen). Aber nicht nur Gestalttheorie, auch die merkwürdig gegenrevolutionäre Funktion des sogenannten organischen Denkens hat bei Agrippa Premiere. Wo eines sich zum andern webt, wo Gewachsenes recht mählich und scheinbar ohne Widerspruch sich gebildet hat und fortbildet, dort haben Barrikaden keinen Platz; dort ist, wie Marx sagt, noch die Peitsche eine gewordene, eine angestammte, eine verehrungswürdige, eine organische Peitsche. Nachdem die gottgewollte Abhängigkeit der feudalen Ordnung aufgehoben war, bot sich die sogenannte naturgemäße Abhängigkeit dem Kapitalismus als Ersatz: und kein Begriff verhakte hier besser als der organische, keiner deckte den antagonistischen Mechanismus der Warengesellschaft vornehmer zu. Der «Organismus», wie die Reaktion ihn seit hundert Jahren staatsphilosophisch definiert und gebraucht, ist der Wirtschaftsfriede, Klassenfriede schlechthin. Dunkle Gewachsenheit verhindert aufs Trefflichste das Besserwissen wollen der Vernunft, den hellen, eingreifenden Plan, Agrippa konnte zwar selbst als Prophet nicht so weit aus seiner Zeit heraus, dass er, mit seiner Fabel, der Herrenklasse alle künftigen Bedürfnisse bereits vorerzählt hätte. Doch für die Sozialbetrüger gibt es offenbar wenig Anachronismus; ihr Dietrich passt, nach einigen Feilungen, für alle Zeiten. Daher die Fruchtbarkeit des Magen-Gleichnisses auch im höheren Schwindel, daher sein «Symbolwert». Dem faulen wie dem organischen Zauber destillierte Agrippa aus Magensaft die ersten narkotischen Mittel.

Es gibt noch eine andere Sozialfabel, von dieser aber hört man heutzutage weniger. Denn sie verhüllt die tatsächliche Praxis nicht, sondern spricht sie aus, sie hat das nackte Gesicht der bürgerlichen Welt und folglich das unerwünschteste. Wir meinen die Bienenfabel des englischen Arztes und Satirikers Mandeville, eines wahren Gegen-Agrippa, der 1706 bereits, lange vor Adam Smith und ihn beeinflussend, das «selfish system» der bürgerlichen Gesellschaft illustriert hat. Mandeville stellt die Gesellschaft unter dem Bild eines Bienenstocks vor, er fügt die Fiktion hinzu, Zeus habe plötzlich alle Bienen gut, tugendhaft und ehrlich gemacht – und siehe: alle Konkurrenz in den Gewerben war aufgehoben, Richter und Polizei starben aus, vor lauter Selbstlosigkeit stand der soziale Mechanismus still. Wären die egoistischen Trie-

be ausgespannt, dann stünde zwar nur der Ausbeutungs-Mechanismus still, doch zweifellos hat Mandeville, bald Satiriker, bald Wirtschafts-Machiavelli, den idealistischen, auch organischen Phrasen damals schon das Konzept verdorben. «Unendlich kühner und ehrlicher als die philisterhaften Apologeten der bürgerlichen Gesellschaft» (Marx) verspottet Mandeville die Moralheuchler des Kapitals: die Bienenfabel enthält den ersten illusionslos ausgebildeten Materialismus der politischen Ökonomie. Ihr Egoismus ist ausser der Sa-tire ebenso viel revolutionäres Klassenbewusstsein eines Bürgertums, das es sich noch leisten konnte, auszusprechen, was ist, und das die Zukunft für sich hatte. Verständlich also, wenn das heutige Bürgertum seinen Mandeville versteckt und dafür die Fabel Agrippa in riesiger Ausdehnung vorschiebt, den Magentrost, den Klassenschwindel vom Gemeinnutz. «Trug, Ausschweifung, Übelkeit,» sagt Mandeville, «sind nötig, damit wir aus ihnen eine süsse Frucht ziehen... Das Laster ist für die Blüte eines Staates ebenso notwendig wie der Hunger für das Gedeihen der Menschen.» Ersichtlich lässt sich mit diesen kapitalistischen Wahrheiten desto weniger Geschäfte machen, je mehr man sie faktisch praktiziert. Die Wahrheit ist Greuelpropaganda geworden, nur Agrippa hilft, der Magen verdaut sonst schlecht. Als die Plebejer 1917 das selfish system in Russland gestürzt hatten, stand der soziale Mechanismus durchaus nicht still. Im Gegenteil, als sozialer kam er erst in Gang. Die secessio plebis siegte, der Sowjetstaat kommt vortrefflich ohne Patriziermagen aus. Die Zeit der Wirtschaftsfabeln ist dort vorüber, die des Freiheitsmärchens beginnt.

(Mai 1936)

Bemerkungen zur «Erbschaft dieser Zeit»

Von vornherein ist gar nichts zu wissen. Man muss in die Sache selbst herein, in jede, fast von Fall zu Fall. Falsch, einen Stoff zu fingern, bis er in die vorgepasste Form passt. Noch falscher, nur die Form vorzutragen und sich das Dickicht der immer neuen lernenden Arbeit zu ersparen. Anderes wurde, mit Messer und Kompass, hier versucht. Das griff, unter Schwankenden, bereits recht heilsam ein.

«Mach die Augen zu, schöne Sara!»

Über nichts also, über gar nichts scheint in Bausch und Bogen sprechbar. Auch nicht über unsere Tage und am wenigsten in der blossen Form ihrer Beschimpfung. Das ist schon rein taktisch unklug, denn mindestens die bürgerliche Jugend hört solch kahlem Nein nicht zu. Junge Menschen interessiert die Zeit brennend, worin sie leben, es gibt wenig, was sie mehr interessiert. Der Romanist einer mittleren deutschen Universität berichtete, kurz vor Hitler, dies Lehrreiche: seine Studenten betrachten die französische Literatur des 17., 18., ja 19. Jahrhunderts nur noch als Examenswissen. Lebhaft dagegen bewegt sie (und keineswegs nur die wendigen unter ihnen) Green, Proust, die Surrealisten. Hier fühlen sie sich als lebendige, unruhige, eines Spiegels bedürftige Menschen von heute angesprochen; hier fühlen sie sich (scheinbar) nicht kontemplativ. Wie immer dies Letztere eine Täuschung sein mag: die Abkehr vom Schrifttum der Zeit ödet sie an, auch möchten sie diese Abkehr eher von reaktionären Professoren erwartet haben als von Kommunisten. Welchen Nachteil die abstrakte, so ganz und gar nicht seismographische Abschliessung dieses Stücks Jetzt gebracht hat, liess sich gerade in der vorfaschistischen Zeit upter dieser Schicht Studenten deutlich ermessen. Das Nichteinhalten in mittelständische «ungleichzeitige» Träume bleibe hier noch ausser Betracht. Doch es dürften auch die kleinen versuchten Wachheiten nicht a priori fortabstrahiert werden, worin eine fortschrittswillige, wenn auch bürgerliche Jugend in den «Neuheiten» ihrer Zeit sich umsahe und von ihnen, als den Produkten der «Avantgarde» sich betroffen glaubte. Günther zitiert Heine, weil bei diesem alles so «klar und deutlich ausgedrückt» sei; nun, besonders klar gehört ein Passus aus Heines Rabbi von Bacharach hierher. Wie der Rabbi mit seiner jungen Frau nach Frankfurt kommt, in den lärmig bunten Verkehr der nichtjüdischen Stadt, da ruft er vor allen Bildern, immer wieder, auf recht stereotype Weise: «Mach die Augen zu, schöne Sara!» Samt und Seidenstoffe lagen reichgestickt in den Gewölben, ein Rudel fahrender Fräulein sang mit gellender Stimme das Hexenlied, eine Prozession zog durch die Zeil, mit Geistlichen in weissen Chorhemden, Baldachinen, der Monstranz – und immer wieder rief der Rabbi, ohne Ansehung des Objekts: «Mach die Augen zu, schöne Sara!» Sind

wir jüdische Eheweiber aus dem Mittelalter oder, mit einem Sprung, sauertöpfische Puritaner, denen alles Treiben der Weltkinder, unbesehen, Teufelswerk ist? Dass die «Kultur» des Monopolkapitalismus eine faule und überall verdächtige Sache ist, darüber liess die «Erbschaft», wie es Günther nicht entgangen ist, keinerlei Zweifel. Doch das Buch ersparte sich, mit überlegter Absicht, einzelne Aufzeichnungen, Miniaturen, Satiren, die gegebenenfalls genaue Untersuchung nicht; es konstruierte das Anathema nicht idealistisch aus, sozusagen von der Idee des Monopolkapitalismus her. Das Buch wollte kein Schema über dürftigem oder völlig unzureichendem Material, gar übet einem ad hoc bereits ausgewählten. Es wollte die Routine nicht, wonach jede Untersuchung, mit ihren absolut negativen Werturteilen, bereits erledigt ist, bevor sie anfängt; wonach jeder Kenner des Schemas vorher schon weiss, was als semper idem nachher herauskommt. Es klebten keine Etiketten im Begriffsgefängnis und machte seinerseits mit dem Anathema freiwilliger Unwissenheit Schluss. Es verhielt sich konkret zum Jetzt, nach der guten Hegelschen Maxime, die allemal auch die marxistische gewesen ist; es bemühte sich signifikant erscheinende Einzelfälle und Gebilde ökonomisch zu verstehen, dialektisch zu durchdringen und sie nach ihren möglichen Widersprüchen weiter zu treiben. Das Buch hat überall den marxistischen Leitstern über sich, daher kein Klischee vor sich. Oft genug hat sich nichts als Fäulnis gezeigt, doch auch dann eine des Gegenstandes an Ort und Stelle, eine spezifische; zuweilen zeigte sich Phosphoreszieren, einige Male volle Zweideutigkeit. Doch nirgends eben war der Befund a priori vorausgesetzt, genau das Abstraktum war vermieden, das Günther folgendermassen preist: «Die *Voraussetzung*... ist und bleibt gerade das klare Wissen um den reaktionären, parasitären Charakter der grossbürgerlich-imperialistischen Ideologie und Philosophie». Diese Voraussetzung kann Absicht, Meinung, sogar Überzeugung sein, und sie ist das bei jedem Marxisten; indes «klares Wissen» wird sie erst im Verlauf materialer Untersuchung. Wobei das Wissen, als eines a posteriori, als nicht mehr idealistisches, von der Lückenlosigkeit, von der ausnahmslosen und undifferenzierten «Vollkommenheit» des Vorausgesetzten manches, gegebenenfalls, verliert.

Dafür lässt sich unter dem Begriff des Parasitären nicht nur allerhand denken, sondern es wird, statt der allgemeinen «Wesenheit», ein Bestimmtes genau erkenn- und abschätzbar. Und dies vor allem geht als möglicher Gewinn auf (als Gewinn, den Kämpfende am wenigsten verschmähen): dass nämlich vom Feind, unter präzis bemessenen Umständen, etwas gelernt werde. Das elende Zwar-Aber, das heisst, das blosses, das musische Wechselspiel von Kritik und Rettung wurde bereits im Vorwort des Buchs abgelehnt. Günther gebraucht ein hübsches Bild von den herabgeschlagenen hohlen Köpfen, denen danach ein neuer aufgesetzt wird: so einfach aber ist die Dialektik des aufgehobenen Widerspruchs nicht, auch nicht jener besonderen und intrikaten Widersprüche des Untergangs, die im Buch zu studieren versucht worden sind. Auch wird nirgends, nach dem Gericht, «auf ein Wiederaufnahmeverfahren plädiert». Vielmehr werden in solchen Fällen allemal nur Inhalte, die der Inkulpat widerrechtlich sich angeeignet hat, Inhalte aus früheren Revolutions-Ideologien oder krypto-revolutionäre, rechtens eingezogen und zur möglichen Verwendung vornotiert. Soviel über den allgemeinen Tenor der Sache; er ist alles andere als Gutmütigkeit oder selbst Paradoxie.

Technik gleich Ideologie?

Die Frage wirkt sinnlos, doch nirgends wurde sie gestellt. Das Vorwort der «Erbschaft» (S. 13) bemerkt: «Dass die jeweils letzte Maschine, welche die spätbürgerliche Technik erzeugt, die beste sei, wird marxistisch nicht bestritten. Jedoch fast gar kein Erbe wird an den ideologischen Erscheinungen und Produkten der Spätzeit anerkannt. Ausser der ‚Sachlichkeit‘, als einer technoiden und zugleich schein-kollektiven Form, wird der Endspurt nicht beachtet, ob er gleich voller Merkwürdigkeiten steckt». Hier also bereits, in der puren Andeutung des Problems, wird nicht etwa, wie die Rezension formuliert, «Technik gleich Ideologie» gesetzt, sondern eine Verwunderung ausgesprochen, eine Verwunderung über den Riss oder völligen Wertgegensatz, der zwischen der letzten Maschine und den ideologischen Produkten (etwa dem letzten Roman des Spätbürgertums) bestehen soll. Günther aber weist, um der angeblichen Gleichsetzung entgegenzutreten, auf

die Methodentrennung hin, welche die Bourgeoisie seit Langem zwischen Natur- und sogenannter Geisteswissenschaft vorgenommen hat. «Merkwürdig auch hier, wie weit diese offenbare Faschisierung von Geschichte schon zurückreicht, wie sehr gewusste Reaktion von heute eine ungewusste von gestern pflückt. Mit dem spezifisch historischen «Verstehen» hatte die genetisch-kausale Abkehr schon bei Dilthey begonnen, sie führte zu Windebrand-Rickerts «Grenzen der Naturwissenschaftlichen Begriffsbildung»...; sie bekam zuletzt noch scholastischen Zuschuss durch die Phänomenologie oder die Schau «platonischer Wesenheiten». Dies ‚Wesenswissen‘ setzte sich besonders hoch gegen alles bloss «induktive Wissern ab, mithin gegen die analytisch-kausale Methode des 19. Jahrhunderts (das der Faschismus so «organisch‘ verachtet). Vor allem entfernte es als «Ganzheitswissern den gefährlichen Marxismus viel erhabener aus der Diskussion als die bloss relativistische Soziologie à la Mannheim, als die bloss Anwendung des ‚Marxismus‘ auf sich selbst; so entstand gar, hinter Spengler, die sogenannte «sinnhafte Soziologie‘..., setzt sich völlig ausser genetisch-kausalen Strom, ja, ausser verstandesmäßige Ableitbarkeit (der Sinngebilde) überhaupt». Dies Zitat ist zweifellos beweiskräftig gegen die Gleichsetzung der jeweils letzten Maschine (und kausalen Naturwissenschaft) mit der jeweils letzten Ideologie; denn letztere jeweils letzte scheint nicht immer die beste zu sein. Nur: das Zitat stammt aus der «Erb-schaft» selbst (S. 235); wonach dort die «Merkwürdigkeiten» der Ideologieprodukte, gerade der vom Maschinendenken künstlich abgetrennten, nicht als unbedingt erstklassig gewürdigt zu sein scheinen. Allerdings schätzte das Buch auch die letzte Maschine nicht so unbedingt positiv, marxistisch positiv; insofern wurden spätkapitalistische Technik und Ideologie – zwar nicht gleichgesetzt, jedoch verbunden. Der Abschnitt «Sachlichkeit, mittelbar» (S. 160) bemerkt hierzu: «Daher denn die sogenannten Regungen unter der Decke, nämlich die vielen technisch-kollektiven ‚Ansätze‘ im Spätkapitalismus nirgends bereits unmittelbar als ‚sozialistisch‘ begrüsst werden können. Gemäss sozialdemokratischer «Modernität à la Giedion, auch gemäss einer Architekten-Zuversicht, die überhaupt nicht aus Politik, sondern aus technoid fortgeschrittenem Können und aus dem Willen zu seiner Anwendung

erwachsen ist, die aber gleichfalls, wenn auch mit anderen Worten, eine Art «friedlichen Hineinwachsens des Kapitalismus in den Sozialismus» proponiert, wenigstens dieses Orts. Das aber scheint eine falsche Mittelbarkeit, nämlich keine; sieht sie in jedem Schiebefenster schon ein Stück Zukunftsstaat, so überschätzt sie offenbar das technisch-neutrale, unterschätzt das klassenhaft-parteiliche Element. Sie überschätzt die neutrale Sauberkeit, Bequemlichkeit des neuen Bauens, die Herkunft aus Fabrik, aus technischer Zweckmässigkeit und genormter Maschinenware». Was gar das eigentliche Maschinendenken angeht, das Günther als einzig «wahre exakte Naturwissenschaft» preist, zum Unterschied von der geisteswissenschaftlichen Lüge, so hat unübertrefflich gerade Lukács den abstrakten und Klassencharakter auch dieser Art «Exaktheit» enthüllt. Der Bezug des naturwissenschaftlichen Kalküls und mechanischen Weltbilds zu den Kategorien des Warenverkehrs wurde nirgends kritischer und illusionsfreier dargestellt. Zweifellos: das mechanische Kausaldenken, als Logik der Industrie, hat einen höchst realen Vorsprung vor der «geisteswissenschaftlichen» Reaktion; und Marxisten kennen, statt der Methodentrennung, lediglich einen einheitlichen, einheitlich-varianten Gang dialektisch-materialistischer Gesetzmässigkeit durch alle Gebiete. Doch es geht nicht an, wie Günther und andere es proponieren, die Methodentrennung *nun selber mitzumachen*, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Und zwar *auf allen Gebieten* spätbürgerlicher Kunst und Literatur, nicht bloss auf dem der sogenannten Geisteswissenschaften, vielmehr der besonderen Interpretation durch Dilthey, Windelband-Rickert und die Folgen. Um das Beste sonach der spätkapitalistischen Technik zu geben, alles Schlechte aber, ohne Erforschung möglicher «Merkwürdigkeiten», den Produkten des späten «Geistes». Die Relativität auch der jeweils letzten und besten bürgerlichen Maschine ist im «Kapital» I (Abschnitt: Maschinerie und grosse Industrie) an ihren Wirkungen auf den Arbeiter deutlich genug bezeichnet; und die soziale Relativität ist von der bürgerlichen Technik unabtrennbar. Das Marxsche Gemälde der «Tortur», der Befreiung der «Arbeit» vom «Inhalt» enthält Schatten genug, so viel, dass das letzte Ideologienprodukt, selbst in Zerfallszeiten, selbst in den pseudo oder krypto-revolu-

tionären Zeiten von heute, mindestens das Problem erlaubt, ob in den Bildern von Klee oder Max Ernst, in der Musik von Krenek oder Alban Berg, in den Romanen von Romain Rolland, Gide, Dos Passos, auch Green, Proust, Joyce denn alles Nacht sei; nur wegen der Methodentrennung des Herrn Dilthey. Kurz, die letzte Maschine der Profitwirtschaft ist nicht so unbedingt gut, das letzte Geistesprodukt nicht so unbedingt schlecht, wie die allerneuste Methodentrennung es wahrhaben will. Die letzte Maschine ist die jeweils beste, doch der letzte Gedanke deshalb nicht der jeweils schlechteste; gegen solch mechanistischen Gegensatz eben richteten sich die zitierten Sätze des programmatischen Vorworts der «Erbschaft», und sie sind richtig. Von «Gleichsetzung» zwischen Technik und Ideologie ist nirgends die Rede, doch genauso wenig darf übersehen werden: die Technik wie Ideologie sind beide ökonomisch-soziale Phänomene, unbeschadet ihrer sonstigen gewaltigen Unterschiede. Die Technik hat Ideologie, die Ideologie, selbst die heutige, hat Technik in sich, und weder der Jazzrhythmus noch das Theater der sogenannten Sachlichkeit noch die mancherlei Montage wären ohne solche Wechselwirkung möglich. Alle Segnungen der bürgerlichen Technik sind sozusagen ein Nebenprodukt des Profitstrebens und haben an diesem ihre Grenze; konkrete wie kulturbezogene Entfesselung der Produktivkräfte geschieht erst in einer anderen Gesellschaft. Ebenso hat die bürgerliche Naturwissenschaft das Denken des blossen Warenverkehrs in sich, die Kontemplation, die Verdinglichung, den Qualitäts-Fetischismus, den «Tatsachen» – und «Gesetzes»-Begriff, die Berechnung und Ausnützung blosser Chancen innerhalb einer starren Gesetzmäßigkeit. Die jetzige Maschine ist auf ihre Weise (durch «Industriepraxis» und «Naturbezug» gemildert) ein eben solches kapitalistisches Gesellschaftsverhältnis wie die Bank und jedes Produkt des sogenannten absoluten «Geistes». Dass im Monopolkapitalismus Technik und «Geisteswissenschafts»-Ideologie (nicht ohne Weiteres: Kunst und Literatur selbst) sich ungleichmässig entwickeln, daran hielt gegebenen Orts jede Musterung der «Erbschaft» fest. Doch nicht minder daran, dass auch zur bürgerlichen Technik und ihren Environs jederzeit nur ein mittelbares Verhältnis möglich ist. Die vorhandene und faschistisch gesteiger-

te Verschiedenheit darf deshalb nicht überbetont werden, bis zum völligen Dualismus und einer Art *historischer Zwei-Welten-Existenz*. Indem der Erbe der bürgerlichen Welt sich technisch in ein Flugzeug setzt, Typ 1936, ideologisch aber in die Postkutsche, aus der Zeit von Hegels Tod.

Denn damit werden die jungen Menschen von heute, auch die roten oder angeröteten, erneut aus ihrem Tag hinaus geworfen. Zugleich aber kommt, für diesen sonderbaren Zeithass schlechthin, für dies Nein zu allem und jedem, ein anderes Motiv zum Vorschein. Günther nämlich vertritt, wie auch Lukacs, die Theorie, dass lediglich die «bürgerlich-revolutionären Geisteserrungenschaften» ein «proletarisch brauchbares Erbe» darstellen. Aber liesse man selbst zu, dass das heutige Bürgertum, als gewiss nicht mehr revolutionäres, nichts als Gestank oder Gleichgültigkeit enthält, wie sieht es dann mit dem Erbe in der näheren, selbst ferneren *Vergangenheit* aus? Inwiefern ist die grosse französische Malerei aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und weit in unser Jahrhundert herein (Braque, Derain, Picasso) noch eine «bürgerlich-revolutionäre Geisteserrungenschaft»? Hat sie nicht in der dritten Republik geblüht, weit entfernt vom revolutionären Anfang ihrer Klasse, buchstäblich auf den Gräbern der Kommune? Und auf anderen Gebieten, etwas weiter zurück: Ist Offenbachs Musik dadurch erledigt, dass sie, unmittelbar genommen, an Ort und Stelle, als wahre Sumpflüte aus dem zweiten Kaiserreich erwachsen ist, aus der Gesellschaft des «Helden Crapulinski»? Hat die Frucht dieser Musik die «Sumpflüte» nicht widerlegt, ist sie nicht eine fast unbegreifliche Heiterkeit und Reinheit wie aus der glücklichen Kindheit guter Menschen, statt aus bourgeoisem Amüsierbetrieb? Und, mit einer Auffahrt in ganz andere Zeiten und Rangordnungen: ist die Musik Bachs, die zu ihrer Zeit schon als reaktionär galt, die mit ihrem «mittelalterlichen» Kontrapunkt den keimenden Sonatenstil (das ist die bürgerliche Musikform) unterbrach, Musik der bürgerlichen Revolution (wie nachher die seines Sohnes Philipp Emanuel)? Dies Beispiel ist deshalb besonders bemühend, weil von Bach im schlichten Sinn nicht einmal gesagt werden kann, er habe «auf der Höhe seiner Zeit gestanden»; er stand viel eher auf der Höhe einer abgelaufenen, auch im

zurückgebliebenen Deutschland abgelaufenen Zeit, er ist der Summist und Vollender des ständischen Kontrapunkts. Mit der Lehre jedenfalls, dass nur der revolutionäre Anfang jeder Klasse schöpferisch gewesen sei, verstellt man sich – um einer Theorie willen, die keineswegs aus der materialistischen Geschichtsauffassung folgt – den grössten Teil der wirklichen Kulturgeschichte. In jenem Gebiet der Ideologie, das nicht Verschleierung, sondern «Überschuss» ist, geht es ganz besonders kompliziert her, ganz besonders polyrhythmisch und reich an Zwischengliedern. So wird auch das eigentliche *Kriterium* des erlaubten Erbes, wie Günther es aufstellt, nicht jeder bedeutenden Vergangenheit gerecht. Erbbar sind nach ihm «Philosophie, Ökonomie, Staatstheorie usw. der Vergangenheit», soweit sie die «vom Bewusstsein unabhängige Wirklichkeit ihrer Epoche wenigstens relativ richtig und wahr widergespiegelt haben»; soweit sie «also tatsächliche Entwicklungsstufen im historischen Prozess der Annäherung unserer Erkenntnis an die objektive, absolute Wahrheit bedeuten». Dieses Kriterium ist einmal zu eng, zu sehr nur erkenntnishaft, folglich auf Kunstwerke bisheriger Art unanwendbar. Welche Wirklichkeit unabhängig vom Bewusstsein ihrer Epoche soll etwa die Welt Giottos, die zweifellos höchst fortbetreffende und «bedeutend» repräsentierte, relativ richtig und wahr widergespiegelt haben? Welcher objektiven absoluten Wahrheit soll sich der hier durchdrungene und unablösbar durchdringende biblische Stoff, soll sich die feudale Hierarchie, die «mystische Schwere» dieser Fresken angenähert haben? Die Frage ist erlaubt, wenn anders man Kunst aus dem Erbproblem, auch relativen Ausbuchungsproblem der Wirklichkeit (und Wirklichkeitsgrade) nicht herauslassen will. Doch selbst innerhalb der Philosophie ist nach Günthers Kriterium die «Entwicklungsstufe» recht schwierig, auf welche etwa Leibniz, sage man: im Verhältnis zu Holbach gestellt werden soll. Letzterer ist als Materialist der Wahrheit zweifellos näher, doch Leibniz ist, in der Weite, Fülle, Tiefe seiner Probleme, genau dieses, was auch die Erbtheorie und nicht nur die bürgerliche Heldenverehrung einen ganz grossen Philosophen nennt. Die Kompliziertheit ähnlicher Fälle, besonders aus dem 19. Jahrhundert, hat Lenin auf unvergleichliche Weise in dem sehr einfachen Satz ausgedrückt: «Der kluge Idealismus steht dem klugen

Materialismus näher als der dumme Materialismus». Ist mit den Weiterungen dieses Satzes die Leibniz-Erbfrage auch fast gelöst, so erhellt doch, wie wenig ein abstrakt-materialistisches Kriterium hier bedeutet, und wie vorsichtig man mit der «absoluten Wahrheit» in Geschichtszensuren umgehen muss. Doch lasse man diese schwierigen Fragen, das *vergangene* Erbe betreffend, und kehre man zu dem Problem der *Gegenwart* zurück: ob *eine Klasse auch «auf ihrem absteigenden Ast» Erbproblematisches noch hervortreiben könne*. Das Buch hatte ja nicht nur grelle oder bodenlose Einzelfälle beachtet, nicht nur «verrackte» Kunstgebilde, sondern auch die bedeutsamen unzweifelhafter Avantgarde, es schritt ebenso die *philosophische* Bürgerfront ab. Günther beruft sich demgegenüber auf das Ende der bürgerlichen Ökonomie als Wissenschaft seit Marx, auf die einzig relevante philosophische Linie von Hegel über Feuerbach zu Marx. Aber abgesehen von der Frage, ob auch nach Feuerbach oder ausserhalb seiner nicht hie und da noch ein Anderes nachreife als Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren: die «Erbschaft» selbst hat sich am Denken von heute immerhin nicht zimperlich gezeigt. Sie benutzte die «Röntgenblicke», die ihr Rezensent attestiert, und denen er so fortgeschritten, so freundlich fortermunternd auf die Schultern klopft. Sie hat die bürgerliche Ökonomie so wenig zu retten gesucht wie etwa den Machismus und ähnliche Epigonismen längst überholter grundfalscher Theorie. (Völlig abwegig gar ist die Behauptung, das Buch wolle, indem es, seinem Thema nach, in der *heutigen* Konkursmasse sich umsieht, «sogar *nur* bei der Bourgeoisie von *heute* erben». Bereits die Musikphilosophie, beispielsweise, welche der Autor im «Geist der Utopie» versucht hat, könnte diesen Punkt richtigstellen. Franz Lehar, den Günther nach seinen Prämissen als einzigen Musiker «dieser Zeit» nehmen müsste, stellt durchaus nicht das Alpha und Omega der dortigen Erbprobleme dar.) Und das vorliegende Buch hat überhaupt keine bürgerlichen *Theorien* zur Untersuchung gestellt, sondern expressiv verbis jenes Andere, das Günther selbst zitiert: «... nicht nur im revolutionären Aufstieg oder in der tüchtigen Blüte einer Klasse, auch in ihrem Niedergang und *den mannigfachen Inhalten, die*

*gerade die Zersetzung freimacht, kann ein dialektisch brauchbares ‚Erbe‘ enthalten sein». Enthalten folglich in den *Inhalten, und zwar* in den durch die Auflösung des bürgerlichen Oberflächensammenhangs freigemachten; nicht epigonenhaften Rest-Systemen à la Rickert oder auch Nikolai Hartmann. Spukhaft oder dunkel andrängende Inhalte bilden die beachtbaren Ideologie-Symptome der untergehenden Gesellschaft und ihres vernichteten, zweideutigen Begriffs; an den *Theorien* und allemal geschlossenen Gassenhauern ihrer Apologetik bestand kein Interesse. Die von Günther zitierten Marxstellen, die ein mögliches Zeiterbe widerlegen sollen, beziehen sich aber lediglich auf Theorien, entweder auf offen betrügerische oder auf epigonale; Marx spricht hier ausschliesslich von «früheren *überlieferten* Vorstellungen», die «zu bloss idealisierenden Phrasen» herabsinken. Problem-Inhalte bisher kaum bekannter, mindestens in dieser Stärke kaum bekannter Art, wie die Dionysos-Wendung Nietzsches, das Unbewusste Freuds, gar Jungs, das Erlebnischaos des Joyce (um wahllos einige zu nennen) sind in den Marxworten selbst, chronologisch-sinnvoller Weise, noch nicht mitbezeichnet. Hier eben schien eine Untersuchung fällig, eine gewarnte selbstverständlich, eine, die vielfach mit jener Feuerzange philosophiert, womit sie die emergierenden Inhalte des Zerfalls, des bürgerlich-unmenschlichen Abgrundes anpackt. Es erläuterten sich, auf verschiedene Weise, die selber höchst verschiedenen Hauptgestalten: einmal die Ungleichzeitigkeit, dann das Kaleidoskop (sachlich: die Montage).*

Ungleichzeitigkeit, nicht nur Rückständigkeit.

Unter Bauern und Fischern merkt sich mancherlei, das stockt. Weniger aber sind städtische, kluge Genossen überzeugbar, dass auf dem Land, selbst in kleinen Städten, nicht nur zurückgebliebenes Heute ist. Sind die Bauern und Fischer vielfach dunkel, so sind die Kleinbürger weniger angenehm, als Muffklasse und Mischklasse aus lauter unausgetragenen Widersprüchen. Nur: mit der ausschliesslichen Wertung, als seien die Kleinbürger lediglich zwischen der Oberschicht von heute und dem Proletariat von heute hin und her gerissen, scheint der Muff auch hier nicht erschöpft. Solange Kinder nur als kleine Erwachsene galten, war man ihnen gegenüber mit billigen Erzierungen und mehr noch mit

Beschimpfungen bei der Hand. Bauern und Kleinbürger sind keine Kinder, sie haben keineswegs dies unzeitige Anderssein, doch ganz fehlte der Unmut hochfahrender und übereilender Erwachsener ihnen gegenüber nicht. Dass nichts als kleinbürgerliche Opposition vorliege, war vielen nicht etwa eine Aufforderung, in den Fall hineinzugehen, ihn in seiner verkapselten Art zu untersuchen und zu betreiben, sondern es war, von der dauernden Voraussetzung blosser Rückständigkeit her, – ein Schimpfwort. «Unsere Genossen haben sich», sagt Dimitroff, «zu den Schwankungen der Bauernschaft und des Kleinbürgertums geringschätzig verhalten», weiter: «Diese Massen muss man so nehmen, wie sie sind, und nicht so, wie wir sie sehen möchten». Auch die vielbeklagte Fremdheit der kommunistischen «Sprache», proletarisierten Schichten gegenüber, stammt von daher, dass die Propaganda und der Antagonismus der *Industriefront* auf Gebiete übertragen wurden, die grossenteils nicht einmal Etappe sind. Glücklicherweise gründlich hat Dimitroff hier differenzierte Propaganda verlangt: «Wir sind Feinde jedes Schematismus ... wir wollen nicht vergessen, dass *unter verschiedenen Bedingungen* die Stellungnahme der Kommunisten nicht *die gleiche* sein kann». Theorie der «Ungleichzeitigkeit» vollzieht nun nichts anderes, als dass sie die verschiedenen Bedingungen feststellt, analysiert und auswertet, unter denen Sein und Bewusstsein der bloss Proletarisierten stehen. Als Hauptmoment der bäurischen und weithin der kleinbürgerlichen Abkapselung, auch Fehlreaktionen auf die Krise wurde in der «Erbschaft» der relative Anachronismus dieser Schichten erkannt. Die Produktionsweise wie das ideologische Bewusstsein der Kleinbauern, Kleinproduzenten, Kleinhändler ist in wesentlichen Teilen überaltert, weist in wesentlichen Zügen den Habitus früherer Jahrzehnte, ja Jahrhunderte auf. Der Widerspruch dieser Schichten zum «System» ist also dumpf; er ist nicht nur Unwissenheit, wie sie aus ihrer Stellung im Produktionsprozess erfolgt und durch geduldige Aufklärung zu verbessern ist, er ist ebenso durch einen anachronistischen Graben vom Jetzt getrennt. Als subjektiver ist dieser *ungleichzeitige* Widerspruch *gestaute, ungenaue, daher ablenkbare Wut*; als objektiver ist er *unaufgearbeitete Vergangenheit*. Der *gleichzeitige* Widerspruch dagegen, als der

der echten Revolution, ist subjektiv die *wache revolutionäre Tat* des Proletariats und objektiv die im Jetzt enthaltene, *verhinderte Zukunft*; so ist eine noch vorhandene Differenz nicht übersehbar. Diese muss, in ganzer Schärfe, erst einmal herausgearbeitet werden; wobei besser eine sogenannte «Spitzfindigkeit» (der Unterscheidung) in Kauf genommen werden mag, als die gefährliche Täuschung des Einerlei. Ist die Unterscheidung einmal geschehen, dann erst mag – gemäss der immer nur relativ vorhandenen, jedoch mittelständisch überwiegenden Ungleichzeitigkeit – der Prozentsatz beider Widerspruchsarten in jedem wichtigen krypto-revolutionären Fall, zu seiner propagandistischen Bewältigung, abgewogen werden. Dann aber auch wird die proletarische Führung die bloss Proletarisierten wachsend nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen; der antikapitalistische Brei des Kleinbürgertums erfährt ein weiteres Stück praktischer Chemie. Die Hegemonie des Proletariats wird nicht, wie elende Neurevisionisten wollen, in diesem Brei untergehen, sie wird aber die Elemente der Ungleichzeitigkeit ebenso wenig totaliter beim Feind belassen. Sie wird die Doppelnatur des Kleinbürgertums in ihrer revolutionären wie fast in ihrer reaktionären Komponente neu begreifen; durch Mitberücksichtigung des chronologischen Standorts. Sie wird die merkwürdige «Revolution» begreifen, die noch in der Reaktion, die merkwürdige Reaktion (Seele, kontemplative Bildungsgüter, Hausmusik, Innerlichkeit), die noch in der willigsten «Revolution» des Kleinbürgertums dampft. Kurz: der dumpfe Widerspruch mit seinen vielfach stockigen Inhalten kann ohne Weiteres nicht auf den einzig realen Generalnenner gebracht werden; er sperrt sich, wie die Praxis schrecklich genug gezeigt hat. Der ungleichzeitige Widerspruch fällt auch leicht wieder zurück, trotz seiner Enttäuschung an Hitler, trotz des ausserordentlich wichtigen und hoffnungsvollen Beginns, der sich als Nichtwollen des Hitlererrors (jedoch kaum bereits als kommunistisches Wollen) unter den altmodisch strukturierten Schichten in Deutschland jetzt bildet. Die Ungleichzeitigkeit vieler Impulse, Reaktionen und Reaktionsbasen ist der «Wetterwinkel» in der künftigen Volksfront; nichts wichtiger daher, als ihn studiert zu haben, als ihm nicht naiv und lediglich von aussen her oder oben

herab gegenüberzustehen. Die Revolution vollzieht sich leichter, wenn nicht in jedes Dorf rote Soldaten gelegt werden müssen, wenn der gesamte untere Verwaltungsapparat (samt den Spezialisten) nicht der Sabotage zuneigt, aus «weltanschaulichen» Gründen., Ökonomismus allein hilft nichts, wie bekannt, es muss politische Aufklärung hinzu, und hier nicht nur diese, sondern eine, die den ganzen Menschen, in allen seinen Verstecken, auf adäquate Weise besiegt und umformt. Die Kirche hat sich, wenn auch in einer nur formal analogen Situation bei der Heidenbekehrung und nachher, schwächer, in der Gegenreformation, als eine sehr grosse und erfolgreiche Kennerin von «Ungleichzeitigkeit» erwiesen. Die Kommune hat mit solcher, bloss schlaun Praxis nichts gemein; desto eher liegt ihr, *das immerhin Krypto-Revolutionäre an den ungleichzeitigen Widersprüchen fortzubetreiben, aufzuknacken*, den reaktionären Momenten dieses Widerspruchs dadurch die Lust zu benehmen. Statt dass der Proletarisierte vor den Kopf gestossen wird, der nun einmal keiner up to date ist. Statt dass er durch ökonomische Teilpropaganda einerseits, durch intellektualistische Abkanzlung andererseits mit Gewalt ins feindliche Lager getrieben wird. Darstellungen, romanhaft farbige, inhaltlich ausgrabende, aus dem Bauernkriege, aber auch aus dem Kleinbürgerleben der Biedermeierzeit und ihres Vormärz, wie sie von manchen proletarischen Schriftstellern jetzt unternommen werden, können gerade in diesem aktuellen Zusammenhang nicht hoch genug bewertet werden.

Nirgends sind dabei die bloss rückständigen Züge übersehbar, die lediglich unecht ungleichzeitigen. Nirgends die durchgehende Verflechtung auch der echten Ungleichzeitigkeit mit dem Kapital und seinem alles durchdringenden «Äther». Dass die «Erbschaft» an keinem Ort pure Ungleichzeitigkeit behauptet hat, im Gegenteil, dass sie überall auf die kapitalistische Vermischung hinwies, bemerkt Günther wohl. Nur: er dreht, gemäss dem bequemen Schema, das entdeckte Verhältnis um, er macht aus dem schrecklichen und sehr grossen Altbestand eine bloss Begleiterscheinung. Dadurch wird eine Erkenntnis wieder rückgängig gemacht, eine ökonomisch-ideologische Differenzierung und Ausweitung des Jetzt erneut auf den mechanischen Leisten geschlagen. Das

Seinsollen (nämlich, dass alle Proletarisierten ohne Weiteres Proletarier zu sein haben) siegt über das sehr zerklüftete, vielfach noch anachronistische Sein. Obgleich in einem einzigen Satz von *Marx* fast die gesamte Theorie der Ungleichzeitigkeit enthalten ist: dieser Satz ist vom einlinigen Nacheinander (und nicht als Nacheinander) idealistischer Dialektik freilich weit entfernt. In der Einleitung zur Deutschen Ideologie notiert *Marx* zur Entwicklung der Produktivkräfte: «Sie geht ferner nur sehr langsam vor sich: *die verschiedenen Stufen und Interessen werden nie vollständig überwunden, sondern nur dem siegenden Interesse untergeordnet und schleppen sich, noch Jahrhundertlang neben diesen fort.*» Dieser *Marx*satz gibt – zu unserem Problem – den anderen *Marx*-zitataten, die *Günther* anführt, und das Phänomen der Ungleichzeitigkeit nicht widerlegen, sondern nur vor Verabsolutierung bewahren, erst die richtige Folie. Die «allgemeine Beleuchtung, worin alle Farben getaucht sind» (und an der die Theorie der Ungleichzeitigkeit nirgends des mindesten zweifelt), hebt die Besonderheit dieser Farben doch so wenig auf, dass *Marx* auch an dieser Stelle nur bestimmt: die Farben würden «in ihrer Besonderheit modifiziert». Kein Land besser als das Deutschland von damals zeigte diese Besonderheiten, und zwar als Hemmungen der Revolution. Man vergleiche dazu weiter den *wörtlich ungleichzeitigen* Satz aus *Engels*, «Revolution und Konterrevolution in Deutschland»
I: «Und entsprechend dem enormen Unterschied zwischen dem grossen Baumwoll-Lord und dem kleinen Flickschuster oder Schneidermeister, ist auch der aufgeweckte Fabrikarbeiter eines modernen Industriebabylons himmelweit verschieden von dem schüchternen Schneider- oder Schreineresellen eines kleinen Landstädtchens, *dessen Lebensbedingungen und Arbeitsweise sich nur wenig unterscheiden von denen seiner Kollegen vor fünf Jahrhunderten.* Gewiss werden im Deutschland nach 1851 viele schüchterne Schreineresellen Proleten in einer Möbelfabrik, doch bei sehr grossen anderen Schichten beharrt trotz aller Durchkapitalisierung ein von *Engels* bezeichneter Stock früherer Arbeitsweise, Betriebsweise, Mentalität unverkennbar fort. Einen Sonderfall stellen teilweise die Angestellten dar, sofern diese nicht aus älteren Produktionsweisen übergeblieben sind, vielmehr als «ergänzender

Teil der bürgerlichen Gesellschaft» neu produziert. Für diese Gruppe und ihren «Blutmythos» gilt deshalb das Wort aus der «Erbschaft» (S. 69): «Barbaren, die wissen und sagen, dass sie es sind, sind nicht einmal Barbaren». Doch zweifellos stammt auch diese Gruppe aus Kleinbürgerschichten älterer Art und trägt deren verschollene Innenarchitektur mit sich herum. Sie hat sich überdies aus Gründen dieser Innenarchitektur und ihrer Reibung mit der Aussenwelt als besonders anfällig gezeigt, nicht für echte Barbarei und echten Atavismus, doch für jenen, der auch in Psychosen durchbricht. Solange die kapitalistische Produktion halbwegs in Gang ist, bedeuten die erhaltenen Ungleichzeitigkeiten politisch wenig; sie sind ungerührt. In bayerischen Provinzmuseen trifft man derart zuweilen noch gotische Bauerntruhen, die sich bis aufs Holz vom Handwerk, von der Form danebenstehender Wurmstichtruhen in nichts unterscheiden. Nur der Blick auf die eingekerbte Jahreszahl zeigt an, dass die gotischen Truhen der Mitte, gar dem Ende des vorigen Jahrhunderts entstammen, dass also ein Dorfschreiner um diese Zeit sie ganz naiv ohne irgendeinen Fälschungswillen, in Unkenntnis der veränderten Aussenwelt, nach den gelernten Handwerksregeln verfertigt hat: so lange hielt sich in abgelegenen Orten eingekapselte Tradition. Kommt der ungleichzeitige Habitus aber in Gärung, dann erhalten an ihm die Faschisten, dank seiner revolutionären Auskreisung, Material ohnegleichen; glücklicherweise in letzter Zeit nicht nur Faschisten und nicht mehr Betrugsmaterial. Die illegale Bauernpropaganda 1936 beispielsweise, im Schwarzwald und Thüringen, arbeitet zum Teil mit Aufrufen aus den Schriften Thomas Münzers; genau diese werden von Männern, deren Grossväter noch gotische Truhen hergestellt haben, vortrefflich gehört und verstanden. Den «Tuchknappen» des heutigen Zwickau dürften diese Aufrufe, obwohl sie ehemals auch an sie ergangen waren, gewiss weniger gemäss sein, doch viele ältere Produktionszweige eben befinden sich nicht nur im 20. Jahrhundert, sondern zu wichtigen Teilen, wenn auch überall modifiziert und beherrscht, in älteren Impuls- und Ideologie-Regionen. Wobei zu guter Letzt nirgends behauptet worden ist, wie Günther unterstellt, dass der deutsche Faschismus, wegen der weitgehenden Ungleichzeitigkeit seines proletarisierten

Anhangs, diesen Anhang auch nach seinen – Interessen vertrete. So dass im Dritten Reich das Kleinbürgertum «regiere», und der Faschismus, statt Herrschaft des Grosskapitals mit anderen Mitteln, eine «Diktatur des Kleinbürgertums» darstelle. Wonach die Ungleichzeitigkeitstheorie weiterhin, dank ihrer «knochenlosen Allgemeinheit» (vorher war gerade deren Gegenteil gerügt, nämlich «die Spitzfindigkeit ihrer Unterscheidungen»), aus dem Nationalsozialismus eine «rein innerpolitische Angelegenheit» mache. Folglich am eigentlichen Kern der Sache vorbeigehe: am aussenpolitischen Interesse des Grosskapitals, an seiner Imperialismusphase, an den Vorbereitungen zum Russlandkrieg. Dergestalt macht die Rezension, indem sie aus Lenins konkretester Imperialismus-Bestimmung ein eiliges Schema zieht, der «Erbschaft» allen Ernstes den Vorwurf, sie sehe im deutschen Faschismus nur ein Stück innerpolitischer Autarkie, gar eine solche des Kleinbürgertums. Hier muss energisch widersprochen werden, schon der Satz auf der ersten Buchseite könnte über «die Täuscher..., die Deutschland über sich hat», eines Besseren belehren: «Sie haben nur das Gesicht und das Amt, *fürs Kapital, das sie rief*, den möglichst zweckdienlichsten Grad von Schreck und Konfusion zu erzeugen». Und was die angeblich «rein innerpolitische Angelegenheit» betrifft, so bestimmt das Kapitel «Mythos Deutschland» über den faschistischen «Nationalstaat», er sei «eminent international, sofern das Kapital in allen faschistischen Staaten die gleiche Art Nationalgefühl und National-Ideologie ausbilden muss, nämlich gegen klassenbewusste Proletarier». Der eigentlich herrschende und sogar (mittels Betrugsmaterial) regierende Faschismus, der Faschismus der ausgekochten Oberklasse, wurde nirgends derart aus Autarkie oder selber als Hinterwälderei dargestellt. Das Buch unterscheidet (S. 155) unüberhörbar den «oberen Faschismus (als Haltung des Grosskapitals)» vom eigentlichen «Nationalsozialismus (als Narkose der proletarisierten Schichten im Dienst des Grosskapitals)»; es bestimmt mit aller Schärfe: «*erst Faschismus in diesem Sinn* ist selbstverständlich die letzte Phase der kapitalistischen Wirtschaft». Durch dieses Zitat dürfte das eklatante Missverständnis der Rezension an diesem Punkt sowohl bezeichnet als behoben sein; die Ungleichzeitigkeit markiert den herrschenden Klasseninhalt des Faschismus gewiss

nicht, jedoch sie dient ihm auf eine Weise, wie sich auch Rezension gezeigt hat, zu übersahen, die allergrösste Gefahr bringt. Wie denn gerade Dimitroff jede Unterschätzung der nebenimperialistischen Komponente abweist: «Eine der schwächsten Seiten des antifaschistischen Kampfes unserer Parteien besteht darin, dass sie ungenügend und nicht rechtzeitig auf die Demagogie des Faschismus reagieren und *bis auf den heutigen Tag fortfahren*, die Fragen des Kampfes gegen die faschistische Ideologie mit Geringschätzung zu behandeln». Dass zwischen dem «mittelständischen» und dem «groszkapitalistischen» Faschismus Unterschiede bestehen, dass sie in zwei getrennten Kapiteln herausgearbeitet worden sind, ist kaum nur ein «innerer Widerspruch der Blochschen Theorie», sondern einer der Sache; der Faschismus selber ist ein Bündel von Widersprüchen (gehalten in der einen harten mörderischen Hand). Nur um dieser Praxis willen wurde auf die Phänomene der Ungleichzeitigkeit hingewiesen, hier taktisch, dort «diabolisch», dort aufknackend, je nach dem dialektischen Widerspruchsrang der auftauchenden Inhalte. Auch das «Diabolische» darf nicht simplistisch im Sinn der Rosstäuscherei verstanden werden (gegen welche sich der ehrliche, gradlinige Unterhändler zu erheben hätte); auch nicht als Scheinweg falscher Abkürzung. Eher schon berührt sich das «Diabolische» mit dem «trojanischen Pferd» und am sichersten mit dem Weitertreiben der Widersprüche von innen her, von ihrer erforschten Immanenz her. Diese erkenntnisreiche, fast achtungsvolle, jedenfalls aufmerksame Schlauheit ist vom Hochmut eines hier vielfach transzendenten Besserwissens gerade durchs Eingreifen, durchs versuchte *Zahnrad* unterschieden. Kaum wird damit «der Teufel durch Beelzebub» ausgetrieben; denn erblickt auch Günther in der «romantisch-irrationalen Opposition» bereits den Teufel, wieso ist das Nachgehen, das Eindringen in diese Art Opposition, das Losreissen ihrer aus dem Blutnebel des Nationalsozialismus dann Beelzebub? Nichts, gar nichts gegen die ökonomische Aufklärung der Bauern, Handwerker, Gewerbetreibenden, Angestellten über ihre Lage und über ihre wahren Feinde: «aber das genügt nicht», sagt Dimitroff. Daraus allein entspringt noch kein politisches Bewusstsein, erst recht kein

«weltanschauliches», und man vergesse nicht: der Nationalsozialismus kam als «Weltanschauung», als ganz miserable, doch auch als Weltanschauung hat er auf die Ungleichzeitigkeit gewirkt, reichlich total. Günther spricht nur ganz allgemein vom Mystizismus, selbst der Rauschgott, Dionysos, der frühe Gott der Jugend, der Frauen, der Entfesselung, vor allem doch der diesseitigen Freude, findet keine Gnade. Was aber den Bezug zur Ungleichzeitigkeit des Letzten angeht, zu ihren Vermisungen am Heute, ihren romantischen, wo nicht archaischen Bildern und Träumen: auch die Revolution hat ihre, wenngleich spezifische, «Ungleichzeitigkeit» in sich, ihre «Archetypen» und Bilder, ihre noch uneingelösten Phantasien. In der Revolution lebt der uralte Traum vom Reich der Freiheit, des Glücks, des Friedens; Wissenschaft und Praxis des Marxismus haben diesen Traum endlich auf die Füße gestellt, mit dem wirklichen Gang der Welt vermittelt, aus dem Nebel und Subjektivismus der vormarxistischen Utopien herausgeführt. Doch Marxismus hat eben deshalb den Traum am wenigsten ausgelöscht; wo erscheint er reicher, eben durch *Realisierung* reicher als im Aufbau der Sowjetunion, als in der hier aufsteigenden *Glückswelt, Glanzwelt* des Kommunismus? Desto eher kann die «romantisch-irrationale Opposition» auch durch phantasievolle Ratio (und ihre propagandistische Auswertung) geklärt werden, nicht nur durch die der alten Anschläge. Hier hat sich in der Welt etwas geändert: das Freidenkertum von 1890, die Dürre und Grauheit eines *billigen* Realismus haben auch im Kleinbürgertum ausgespielt. Was dieser Gestalt die «Erbschaft» meinte (damit sie eine werde), war nicht nur Aufklärung ersten Grads, sondern auch zweiten: nämlich so exakte als konkrete Phantasie.

Kaleidoskop und Montage

Aus Witz kam nicht zum erstenmal recht merkwürdiger Ernst hervor. Die Montage hat bei den Dadaisten begonnen, freilich war diesen die Sache nicht zum Lachen. Frivol dagegen blieb sie in vielen ihrer späteren Erscheinungen; so wurde sie im Buch als musisch, kaleidoskopisch, agnostisch, als bloss vordergründiges Zerbrechen und Fügen zerstreuter Teile denunziert. Aber es könnte die Rezension stützig machen, dass die Untersuchung, sich bei diesem unmittelbaren Befund, bei diesen «vielen richtigen und

glücklichen Argumenten *gegen* die Theorie der Montage» noch nicht zu Ende sah. Die Dadaisten hatten vor Jahren einen schwarzen Kleiderstock ausgestellt; zwischen den Beinen hatte der ein Gebiss, auf der linken einen Spirituskocher, auf der rechten Messer und Gabel. Das war allerhand Montiertes und dem Beschauer zog es krumm durchs Gemüt; wäre aber sonst nichts zum Spiel hinzugekommen oder in ihm darin, dann könnten nicht nur Joyce, sondern auch die Kommunisten Heartfield und Brecht ihre Künste wieder einpacken. Da wäre nicht «Staub hoch 4», als der die Montage im Buch bestimmt worden ist; nämlich als höchste Staub- und Einsturz-Potenz nach den drei vorhergegangenen: dem Muff, der Zerstreuung, der Berausung. Günther gibt selbst zu: so einfach, wie ihm der Fall Ungleichzeitigkeit erschien, so einfach ist die Strafsache Montage nicht. «In der Praxis dieser oder jener oppositionellen Schriftsteller... liegen die Dinge natürlich komplizierter»; denn die Praxis dieser Künstler ist – man erfährt nicht, wieso – «ungleich fortschrittlicher ... als die ästhetische Theorie, an der sie noch festhalten». Gesetzt selbst den Fall, es gäbe ein so merkwürdiges Theorie-Praxis-Verhältnis, so fragt sich, von welcher besserer Praxis aus denn die Montagefeindschaft gegen eine Montage-theorie vorgehen will, die in den Versuchen Brechts und anderer «oppositioneller Schriftsteller» immerhin so nützliche, so revolutionäre Früchte trägt. Der Frage ist man enthoben; denn die Ablehnung des Montageinstruments schlechthin, auch im mittelbaren und revolutionären Gebrauch, hat keine bessere Theorie-Praxis, sondern nur Theorie für sich und zwar bedenkliche, ja, um einen Ausdruck Günthers zu gebrauchen, eine «idealistisch-mystizistische Reste». Denn was bedeutet die «*Totalität*», wenigstens in der Form, wie sie hier gegen die revolutionär gebrauchte Montage ausgespielt wird, anderes als Idealismus, als Glauben an einen ununterbrochenen Zusammenhang? Wie er, diesseits aller Intermittenz, nur im Denken und seinem ungestörten System vorkommt, ja, nur im lückenlosen Pan des Mythos existiert, niemals aber in der Wirklichkeit. Die Montage ist Unterbrechung; so wurde sie in der «Erbschaft», bereits nicht ohne Reserve gegen geschlossenes Ausdeduzieren, definiert. Die Wirklichkeit selbst aber ist Unterbrechung; sowohl gegen den lücken-

losen Denkozusammenhang hundertprozentiger Theorie, wie vor allem auch, ganz anderer Weise, in sich selbst, in ihrem vielstimmigen, vielräumigen, über und über von Widersprüchen durchspellten, dialektisch-materiellen Wesen. Günther zitiert hierzu Lenin: «Die Geschichte, insbesondere die Geschichte der Revolution, war stets inhaltsreicher, mannigfaltiger, vielseitiger, lebendiger, ‚schlauer‘, als die besten Parteien, die klassenbewussteste Vorhut der vorgeschrittensten Klassen sich vorstellen». Nun, unter den vielerlei Lehren, die dieser Satz enthält, ist auch die hier einschlägige: die Welt ist nicht homogen, die Revolution vollzieht sich auch ideologisch in keinem schön gefugten, glatt homogenisierten Raum. Erst recht kann dieser Raum von der noch bestehenden bürgerlichen Welt und den mannigfachen Verschränkungen mit ihr nicht ohne Weiteres luftleer, «methodisch rein» gemacht werden; erst recht ist das Dasein, wie auch Hegel bemerkt, keine Gewürzkrämerbude, worin alle Gegenstände an Ort und Stelle eingeräumt sind. Revolutionäre Montage wird durch das Dasein «als lebendigem Organismus» am wenigsten ad absurdum geführt; denn gerade der Organismus erlaubt Operationen. Die Methode, welche die gesellschaftlichen Beziehungen «als eine bloss mechanische Verkettung dieser und jener Erscheinungen» ansieht, ist nicht einmal eine des Joyceschen Kaleidoskops und seiner Erlebnis-Montage. Noch weniger die des äusserst lebendigen und konkreten Experiments, wie es Brecht etwa in der Bearbeitung von Gorkis «Mutter» angestellt hat. Damit behebt sich auch die Meinung, Theorie aller Montage, auch der echten, sei Relativismus, gar Agnostizismus. Denn es werde das Bewusstsein hier vom Sein repariert, «das Geschehen von der Entwicklung, der Zufall von der Notwendigkeit, die Erscheinung vom Wesen». Ganz das Gegenteil ist der Fall; so wenig der Montagestreit, auch für Günther nicht, ein Mönchsgezänk um rein ästhetische Fragen ist, so wenig ist der Umkreis der Montage mit jener bürgerlichen erschöpft, die «ihre Bruchstücke in rein subjektiver Auswahl und Anordnung serviert». Die Wirklichkeit selber zeigt die Satiren, Grotesken und Entsetzlichkeiten des kapitalistischen Unsinnns und Durcheinanders, worin sie noch gehalten ist. Sie zeigt aber auch Elemente, wie eben die Mutter und andere vordem beharrende,

welche in einen neuen Raum real umfunktionierbar sind und als unfunktionierbare, revolutionär hochwertige vorgezeigt werden können. Die Wirklichkeit selber zeigt das Proletariat in den Kapitalismus «einmontiert» und enthält den Umschlag der Lohnsklaven-Funktion in die ganz und gar andere. All dies ist so unverkennbar und dem Agnostizismus so fern, dass auch Günther ein Real-Fundament echter Montage nicht übersieht: das Durcheinander des Kapitalismus. Er begrüsst es sogar, dessen «Widersprüche besonders scharf zu pointieren, ja zu karikieren», er sieht alle Korrelate echter Montage: «Widerspruch, Veränderung, Zukunft, auch Satire und Grotteske» in dieser Wirklichkeit. «Wozu», fährt er fort, «es freilich auch, ja erst recht, einer *kühn, frei und beweglich* gehandhabten Weltanschauung, einer *lebhaften, sinnlichen Erfindungsgabe* bedarf». Nun also, an diesem entscheidenden Endpunkt sind Antikritik, auch Theorie der Montage mit der Kritik völlig einig; und Montage rangiert sogar, wann immer sie ihre «denkbar grösste Freiheit» mit der Welt verbindet, als Realistikum, als «Ceterum censeo» des erlaubten Spiegels. Hier endet der Montagestreit doch als Mönchsgezänk, wo nicht als Besseres, nämlich als Hornberger Schiessen; gleichzeitige Probleme haben allemal einen helleren Aspekt. Im «Belieben subjektiver Tendenz», «subjektiver Phantasie» ist Montage, ihrer echten Gestalt nach, nie steckengeblieben; so wenig übrigens wie die «Montage» selber, welche an den Bruchstücken des untergehenden Bürgertums als Abbild der heutigen Zeitfigur in der «Erbschaft» klarzustellen versucht worden ist. Dass die merkwürdig überschrittenen Gebilde im Film, Bühne, Bildern, Romanen, Dramen ein wichtiges Stück Realität für sich haben, wird überall erkennbar, wo anders an sie herangegangen wird als mit dem professoralen Humor, wie er früher der «Moderne» gegenüber üblich war, anders auch als mit der umgetauften Totalität des lückenlosen Systems. Gerade die reale Totalität (das dialektische omnia ubique) begrüsst in der echten Montage ein Stück Spiegel ihres «Wesens». Wobei nicht alles subjektive Phantasie sein mag, was in die bis jetzt bekannte Immanenz nicht hineinpasst. Und nicht alles objektive Wirklichkeit, was glatt liegt, flach liegt, allzu übersichtlich schon ausgemacht wirkt, was keinen konkreten Prozess mehr in sich oder vor sich hat. Vorzüglich letztere Eigenschaften haben sich, allzu oft, als blosse des Scheins erwiesen, nicht der Wirklich-

keit. Der Marxismus hat die «Abgründe» am wenigsten zu fürchten; denn es gibt in der schöpferischen Wirklichkeit nichts, was dem Marxismus und seinen Zielen nicht zugehört. «Es kann», so schloss ein Kapitel der «Erbschaft», dasselbe, womit auch in Günthers lehrreichem Buch «Der Herren eigener Geist» das Schlusskapitel sich berührt, «es kann den mythisierten Opfern des Kapitalismus nicht lebhaft und angemessen genug gezeigt werden, dass gerade aus diesem Abgrund der Morgen kommt; und zwar nicht nur der kühle, sondern der tönende, bunte, das *Märchen* des Morgens». Nichts anderem als diesen bunten und humanen Kräften wollte auch diese «Entgegnung» dienen; so wie Günthers ungemein eindringliche Rezension die Probleme in den Fluss dieser Diskussion gebracht hat. Die furchtbare Zeit in Deutschland, die glücklich aufsteigende in der Sowjetunion – beide veranlassen, hier auf überlegende, dort auf überlegene Weise, zu einem neuen Fortschritt im Bewusstsein der revolutionären Inhalte und ihrer alles überbietenden objektiven Phantasie. So mehren sich die Unterscheidungen zwischen Gut und Böse auf diesem vormed weniger belichteten Feld; so bringt das Gebiet der Stunde selbst dahin, mit seinem Pfund zu wuchern. Keine andere «Phantasie» besteht marxistisch zu Recht als die künstlerisch genaue, als die wissenschaftlich gelenkte und konkret vorgreifende. Diese allerdings besteht marxistisch zu höchstem Recht; hier in der exakten Kunst, dort in der allemal reichen Philosophie. Denn der Marxismus steht so wenig gegen echte Phantasie (als eine, die der Tendenz, vor allem Latenz des Geschehens zugeordnet ist), dass er ihr die Welt zum erstenmal als mögliches Korrelat gezeigt hat.

(Juni 1936)

Reglers Bauernkriegsroman

Wird heute zuviel Altes beschrieben? Gewiss, denn es dient meist nur der Flucht aus der Zeit. Kinder glauben, wenn sie die Augen schliessen, so werden sie nicht mehr gesehen. Strausse stecken den Kopf in den Sand, nicht aus Dummheit, wie man meint, son-

dern, weil sie dadurch kleiner werden und für den Verfolger schwerer erkennbar. So halten es auch Bücher und Schreiber, gehen zeitlich weit hinten in die Türkei. Bezüge zum Heute, die der Anstand nicht verschweigen mag, werden nachträglich aufgesteckt. Der Leser, wird er so schön ermuntert, reisst gern mit aus.

Man lobt sich ein anderes Beginnen. Regler legt es vor. Hier steht eine dichterische Begabung im Dienst des politischen Lehrwillens – oder umgekehrt, gleichviel. Politischer Lehrwille hat es an unmittelbar revolutionären Ereignissen wie dem Bauernkrieg am leichtesten. (An versteckt revolutionären, gar an offen gegenrevolutionären, wäre das Verdienst am grössten; ein kommunistischer Jesuitenroman beispielsweise könnte Wunder wirken.) Der Roman «Die Saat» (Querido Verlag) nimmt sich, mit klugem Takt, nicht den eigentlichen, den ausgebrochenen Bauernkrieg zum Gegenstand, mit Münzer als Helden. Er siedelt vielmehr poetisch exakte Gesichte in Dämmerungen an, in der knappen Vorzeit des Bundschuh, nimmt als Held Joss Fritz, den unbeschriebenen Bauernführer. Der Dichter hat dadurch wünschenswerte Freiheit, ohne sie missbrauchen zu können, ohne aber auch ein Ausmalter, Restaurator, Essay-Bedenker «historisch unbekannter» Einzelheiten zu sein, ein Ersatz-Ranke für Romanleser. Vor allem gibt der Anfang einer Bewegung, worin so vieles ist, was später nicht oder anders ward, aktuellen Bezügen (Impuls-Bezügen) Raum.

Hier ist nicht die Absicht, das Buch nach seiner künstlerischen Seite zu werten. Obwohl hervorgehoben werden mag: der Autor verschmäh die abgelegten naturalistischen Stilmittel, kraft derer so mancher oppositionelle Schriftsteller die Wirklichkeit zu treffen, besonders kess zu treffen glaubt. Die Vorgänge des Romans sind aus ihren Antrieben und ihrer historischen Aura heraus gestaltet, sie sind nicht so dürr beschrieben, als wären sie selber Stroh. Derart gibt gerade Poesie echte Aktualität; weit entfernt davon, die unterirdische Gegenwart der Geschichte zu vertreiben, heizt die Poesie, mitten im Stoff, dem Leser das Heute und Morgen ein. Zwei Stellen sind in diesem Zusammenhang besonders bemerkenswert, will sagen: zwei Probleme, wie es sich gehört. Das erste, wenn Joss Fritz die Bettler und Landstreicher organi-

siert: er singt dem Traum ein Lied, der die Landstreicher vom Elend weglockt, und auch von der kümmerlichen Sathheit. Er singt das Lied gegen das Pharisäertum der Bauern, und fast in eigener Sache: «Es gibt welche, die hat die Langeweile weggetrieben aus ihrem Drecksdorf, die hat ein Traum weggelockt – und die nimmst du nicht ernst? Weil sie träumen, weil sie fabulieren, weil sie den Tag nicht ernst nehmen, aber ihre Träume. Geh, ich weiss schon, die neue Freiheit soll nach Ordnung stinken wie die alte nach Blut» (S. 196).

Ist das dem Spiessbürger der Revolution ins Album geschrieben, vielleicht sogar dem Proletkult und seinen Folgen, so illuminiert eine andere Stelle den Raunzer, den nicht weniger phantasielosen. Er neidet den glücklichen «Schweizern», dass sie den Brüdern im «Bruchrain» nicht zu Hilfe kommen oder nur mit «guten Wünschen». Gelächter erhob sich bei diesem letzten Wort des Boten, aber schroff fuhr Joss dazwischen: «Ich will nichts von ihnen, denn keiner hat mir soviel gegeben wie sie. Wenn ich zweifelte, wenn's zu lang dauerte, brauchte ich nur an ihre Berge zu denken. Kein Habsburger wagt sich hinein in ihre Täler, nicht weil es bei uns unruhig ist, sondern weil die Eidgenossen ihnen auf die Tätzen geschlagen haben... Sie sind unser Traum. Du hast gelacht über den Traum, aber der Traum ist Gewähr unserer Zukunft. Und das Wort an die Boten – nimm es ernst, denn sie haben bewiesen, dass sie wahr machen, was sie sagen» (S. 367 ff.). Die triftigen Worte des Joss Fritz zeigen nicht nur, wo Barthel in diesem Roman den Most holt, sie zeigen auch, dass es immer noch derselbe Most ist, der im Begriffe steht, Wein zu werden. Auch ist es keineswegs nur vergangene Geschichte, wenn Joss Fritz, im «Hungerwinter und Hitzesommer» anno 1502 (einem grausigen Schmuckstück des Buchs), Gott preisgibt, doch nicht so rasch die Jungfrau und den Sohn. Gnostische Gedankengänge laufen hier durchs Bauerngemüt, unwahrscheinliche gewiss, doch wieder solche mit der Tiefe des – Traums. Reglers Roman unterscheidet sich von den übrigen Geschichtsgenüssen unseres Schrifttums durch Wille und Stoff. Er kann auch im revolutionären Schrifttum eine gewisse Wende einleiten, die Wende, an der er selber steht. Die falsche Leichtigkeit, die dem Roman streckenweise eignet, die Anmut vor Pest und Blitzschlag mag dahin gehen. Die Wende,

wofür, unter so manchem und anderen, der Roman symptomatisch ist, führt zur legitimen Phantasie.

(Juni 1936)

Das grosse englische Zeitwort

Wir wollen es prüfen. Seit vielen Wochen macht es die Runde. Was nun freilich die Runde macht, ist schwerer zu sagen. Jedenfalls nichts Genaues, sicher nichts Kluges. Ist weder Nein noch Ja, eher aber Nein, wenn es sein muss.

Wir wollen es ins Auge fassen. Auch die englische Regierung will ja ernstlich in Erwägung ziehen, in Besprechungen einzutreten zu dem Zweck, Hitlers Vorschläge ernstlich daraufhin zu prüfen, ob sie die Grundlage zu erneuten Erwägungen abgeben, sie im Vergleich mit den englisch-französischen Abmachungen (Vorschlägen, Verhandlungsgrundlagen, Vorbesprechungen) vom Frühjahr wiederum zu prüfen. Der Ministerpräsident ergriff sodann unter dem Beifall der Konservativen das Wort und erklärte: «Ich bin überzeugt, dass, bis der Völkerbund im Herbst zusammentreten wird, es notwendig sein wird, die gesamte Frage der Kollektivsicherheit ernstlich zu prüfen.» Eden aber, der Schöne, fand Worte wie von den Müttern geholt, Worte aus lauter Erz und Tiefe: «Der Frieden ist eines der wesentlichsten Dinge der heutigen Welt, und ich bin der Ansicht, dass die Politik, die ich definiert habe (die Politik der erneuten Prüfung) bei der gegenwärtigen schwierigen Lage zur Aufrechterhaltung des Friedens am geeignetsten ist.» Nur die Labourpartei, die es auch nicht nötig hat, brach bei Edens Worten in Gelächter aus. Die Labourpartei, die über das Stadium des Prüfens insofern freilich hinaus ist, als eines ihrer Mitglieder vor Kurzem beantragte, Österreich endgültig seinem deutschen Schicksal zu überlassen. Denn ein Land, das sich den Sanktionen entzog und überdies dem Militarismus der Aufrüstung huldigt, habe kein sittliches Recht mehr auf englische Hilfe. Es ist diesem Abgeordneten gelungen, den Rekord der englischen Dummheit noch um einige Punkte zu verbessern. Die Regierung selbst hat, sicherem Vernehmen nach, in ihrem Schoss bereits Erwägungen darüber angestellt, auch über diese Verhandlungsgrundlage in Prü-

fung einzutreten. Kein Vernünftiger wird solch rastloser Tätigkeit Schwäche, Haltlosigkeit, Jämmerlichkeit, Unmännlichkeit zum Vorwurf machen. Eher war, bis zum Ende des abessinischen Konflikts, noch Hinterlist vermutbar, überlegtes Spiessgesellentum mit den Nazis. Aber nach dem wunderbaren abessinischen Erfolg des to prove wird auch dieser Verdacht hinfällig.

Hier also, an dem grossen englischen Zeitwort, scheint nicht mehr so viel zu prüfen. Sondern die englische Politik ist in die Hände von Genies gelegt; da können Mussolini und Hitler nur profitieren. In einer Zeit, wo Entschlusskraft alles ist, sprechen englische Minister wie deutsche Sozialdemokraten kurz vor Hitler: sie fassen Erwägungen ins Auge, sie vertrauen der Besonnenheit und dem gesunden Sinn der europäischen Bevölkerung, sie wissen die Macht nicht zu gebrauchen, sie sind kaum Tartüffes, sondern mangelnden Verstandes und so nur unser Unglück. Nicht Hitler, sondern dieses England ist die Gefahr für den Frieden; ohne die lange Leitung des englischen Prüfens wäre unsere Prüfung längst zu Ende. Erstaunlich nur, wie rasch die englische Dummheit das englische Prestige verwirtschaftet hat, und wie unbedenklich, wie ahnungslos. Die englische Rüstung sei nicht fertig? Aber man schickte die gesamte Schlachtflotte ins Mittelmeer, man schlug auf den Tisch, und es war eine Faust, kein Händchen. Das englische Weltreich wurde mit minderen Streitkräften gebaut, als sie jetzt zur Verfügung stehen, es zu erhalten; es stand freilich kein Baldwin-Eden dahinter, keine Gouvernante und keine Angst. Die Engländer hätten geheime Verabredungen mit Deutschland, sie stünden im Einverständnis mit dem deutschen Ostkrieg? Möglich, stellenweise oder sporadisch sogar sicher. Aber nach dem abessinischen Ende glaubt man, wie gesagt, nicht mehr an so viel Logik, so viel Kontinuität, man glaubt an kein System des englischen Weltbetrugs. Edens schlichte Unfähigkeit ist solcher Teufeleien kaum kapabel (von den Widersprüchen einer Bundesgenossenschaft mit Japan ganz abgesehen); denn zu Tartüffe gehört Verstand, und dieser eben ist höchstens auf Churchill und Chamberlain geschüttet, und diese eben sind die schärfsten Feinde Deutschlands. Das Interesse der englischen Kapitalistenklasse selbst ist bei der heutigen Regierung in schlechten Händen; der

englische Imperialismus müsste vielmehr ein deutsch-japanisches Bündnis aus Kräften fürchten. Aber die kapitalistische Krise zeigt sich auch darin, dass den Leitern des grössten und kompliziertesten kapitalistischen Gebildes der Verstand ausgeht; wodurch überhaupt keine Rechnung mehr möglich ist. Nazi-Deutschland und sein «geographischer» Bundesgenosse Japan sind der Krieg (und zwar gegen Australien, wo nicht Indien genauso wie gegen Russland): doch das ewig schwankende England prüft, prüft, prüft; lässt Hitler Zeit, lässt Japan Raum – ein Tiger ohne Zähne, ein Fragebogen ohne Gehirn. Der englische Cant selber, die «moralische» Ideologie, womit England gross geworden und bis vor Kurzem sein Prestige hielt, müsste an der Beseitigung eines Naziregimes interessiert sein, das, wie die Times vor zwei Jahren noch schrieb, Europa aus beiden Naslöchern stinkt. Stattdessen glaubt sich ein solches Land immer noch zum Schiedsrichter berufen, zur arroganten Autorität, die zwischen Frankreich und Deutschland, zwischen dem Opfer und der Gangsterregierung «vermittelt». Gangsterregierung – auch diesen Ausdruck gebrauchte die Times; demungeachtet ruft der erleuchtete Baldwin: «Lasst uns alles tun, was in unserer Möglichkeit liegt, dass die deutsche Macht dem Guten diene.» Was gestern gesagt wurde, ist heute vergessen, was gestern am Tisch von Stresa sass, macht einen Tag später ein deutsches Flottenabkommen, was gestern Ribbentrop hinauswarf, lädt ihn heute wieder ein – si vis bellum, para pacem. Starke Anzeichen und Tendenzen zum Spiessgesellentum mit Nazi-Deutschland sind vorhanden, doch es ist ebenso falsch, sie zu überschätzen, sie in ein überlegtes System zu bringen und mit ihnen zu rechnen, als es falsch war, sie – während der Zeit des Braunbuchs und der Edenschen Jugendschönheit – zu übersehen. Der Dilettantismus ist nicht logisierbar; dadurch freilich ist er mindestens so gefährlich, ja gefährlicher als der immerhin eindeutige deutsche Amoklauf. Erst Amoklauf und Baldwin-Eden zusammen machen die europäische Katastrophe; mit der Niete Eden hat Hitler das grosse Los gezogen. Drum prüfe, wer sich nirgends bindet. Der jüngst verstorbene Rudyard Kipling berichtet in «The Jungle Book», was man unter den Tieren des Dschungel von den «Bandarlog-Leuten» sich erzählt. Sie denken schwach, «sie denken nur an den Augenblick»,

sie springen von Ast zu Ast, von Plan zu Plan, sie denken nicht zusammenhängend. «Ein Menschenkind in ihren Händen», sagt der Bär, «das ist allerdings eine böse Sache. Sogar der Nüsse, die sie kaum gepflückt haben, werden sie überdrüssig. Sie schleppen einen Zweig einen halben Tag mit sich herum, um grosse Dinge mit ihm zu verrichten, und dann plötzlich brechen sie ihn in Stücke.» Bei alledem schreien sie in den Wald hinaus: «Es gibt im ganzen Dschungel kein Volk, das so weise ist und so klug und so stark und so edel wie die Bandarlog.» Was für Tiere die Bandarlog bei Kipling eigentlich seien, verbietet der Anstand zu sagen. Auch sonst ist der Beschreibung des grossen englischen Schriftstellers kaum etwas hinzuzufügen.

(Juli 1936)

Spengler und Russland

Ein verhinderter Täter ist tot. Man liess ihn an die grosse und aktive Betrügerei nicht heran. Verbittert, wie es heisst, und unbefriedigt hat Spengler seine letzten Jahre in der Schreibstube verbracht. Einen Ruf nach Leipzig schlug er aus. Der Mann des Untergangs wollte keine Geschichte mehr lehren. Er zog, je länger, je lieber, die Peitsche der Feder vor.

Wollte er Hitler werden, hat er ihn beneidet? Wollte er gar der «Cäsar» werden, von dem fast jede Zeile seiner späteren Schriften schwatzt? Eine böse Rachsucht war immer in diesem Mann, ein Stück Aggressions- und Todestrieb. Erinnert die Rach- und Machtsucht nicht an Cäsar, so doch an Professor Unrat; der war in diesem Oberlehrer. Und das machtgierige Subjekt wurde desto verwilderter, plauderte desto hemmungsloser aus, je weniger man ihm Raum gab. Und man gab ihm desto weniger Raum, je verräterischer er die Sadistenfresse des Unternehmertums auskolorierte (statt sie zu verstecken). Die Grossverdiener und Kriegstreiber sehen nicht schön aus, daher müssen sie, vor dem Volk, maskiert werden. Der Apoget der nackten Ausbeutung, des mörderischen Herrtums störte die nationalsozialistischen Feste. So etwas tut man, aber sagt es nicht; der Langnamverein braucht Anstreicher, keine Exhibitionisten. Dass Spengler einer war, dazu noch mit

fremden Organen, darin liegt der letzte Grund seiner Kaltstellung. Aber die deutsche Macht war nicht der einzige Gaul, auf den er gewettet hatte. Ja, man kann sagen: Spengler pfiiff während der Abfassung seines Buches auf die heimischen Belange und die Aussicht, die sie ihm boten. Reste der ursprünglichen Meinung sind überall noch im Untergangsbuch erkennbar, obwohl er diese Meinung zweimal überarbeitet hat. Das Buch wurde laut Spengler 1911 konzipiert, die erste Korrektur des dreijährigen Manuskripts und seiner Konzeption begann bei Kriegsausbruch. Spengler setzte auf den deutschen Sieg, liess also trotz des festgelegten Zivilisationsekels der abendländischen Zukunft noch einigen Raum, den Raum Hindenburgs. Dann kam das Kriegsende, kurz vor Erscheinen des Buchs, der Zivilisationsekel bekam wieder Luft, dafür aber verschleierte sich eines der wichtigsten Elemente der ersten Konzeption: *die Anbetung Russlands*. Denn unterdes waren die Bolschewik! an die Macht gelangt, und gerade das Russland, wie es Spengler (im Bunde mit so vielen Schwärmern seiner Generation) gemeint hatte, war verschwunden. Statt des gewaltlosen Idioten herrschte dort Lenin, statt des mythologischen Morgenrots die «Verfallserscheinung» des Sozialismus. Reste, sagten wir, sind trotzdem stehengeblieben: die Missachtung des Westens, die Notiz der «Müdigkeit, die uns allen in den Knochen liegt». Vor allem aber leuchtet Russland, in Anmerkungen immer noch als Zukunftsland hervor, als letzte Kultur der weissen Rasse nach der «antik-apollinischen», «arabischmagischen», «germanisch-faustischen». Da wird der zaristische Imperialismus als einziger ernst genommen, nämlich bei Gelegenheit Konstantinopels und des sogenannten Testaments Peters des Grossen. (Konstantinopel, sagt Spengler, ein Stadtschicksal: gegründet im Zivilisationsstadium der Antike, dann als Byzanz eine Hauptstadt der arabischen Kultur, dann als Stambul unter den Türken, den Amerikanern der arabischen Kultur, wieder blosses ausgelaugtes Zivilisationszentrum, zuletzt aber, als künftiges Zargrad, erneute Kapitale eines Morgenrots, nämlich der siegreichen russischen Kultur). Dem vereinen sich andere Jubilationen, Russland betreffend, sobald es sich nur aus seinem Westlertum, aus seiner «petrinischen Pseudomorphose» befreit hat. Vollkommen närrische sind darunter, dem

Schema entsprechend, wonach Spengler die Jahreszeiten jeder «Kulturseele» konstruiert. Russland (nämlich das Slaventum, wie die sentimentale Jeunesse dorée es seit der Jahrhundertwende sich gewünscht hat) steht noch im geschichtslosen Dämmer seiner Vorzeit, es wird noch seine «Merowingerepoche» erleben, es wird noch Burgen und Ritter haben, zürnende Achills und rasende Rolands, auch einen Amadis. Alles nach dem Schema früherer Kulturen, beziehungslos zu ihnen, nichts übernehmend, ausser eben den Urtatsachen von Gaul und Harnisch, von Bergschlössern und Minnesängern. Höchstens die Berge streicht Spengler zugunsten der russischen Tiefebene aus, ja er entdeckt in letzterer sogar das «Symbol» des künftigen Russland, ein der antiken Flachdecke, der arabischen Kuppel, der faustischen Apsis ebenbürtiges Symbol. Die Ebene: es ist der Blick geradeaus, nicht in die Höhe, nicht in eine unendlich brauende Tiefe; es ist der Blick von Mensch zu Mensch, zum brüderlichen Du und Osterkuss, zu Tolstojs Christentum. Wie dieses wieder sich mit Rittern und Burgen vertrage, ist Spenglers Geheimnis; genug, Russland stand, in den erhaltenen Bruchstücken der ersten Spenglerischen Konzeption, als einzige Zukunft einem, man könnte sagen: verfaulenden Europa gegenüber. Als einziger Gegenstand des Optimismus; die vollkommene bis zum Blödsinn getriebene Mythisierung verringerte den Optimismus nicht.

Wie bemerkt, machte der Ausgang des Kriegs hier einen Strich. Der deutsche Kleinbürger hörte zwar gern, dass die deutsche Niederlage mit dem Untergang aller zusammenfiel, also gar keine sei. Dagegen die Russen wurden westlicher als je, und vor allem durfte eine Ebene, worauf das wirkliche Du auf Du der Bolschewiki hauste, nicht weiter empfohlen werden. Also sank der Jubel auf übersehene Textreste und unausgeführte Anmerkungen herab, die Russlandschwärmerei von ehemals verlor Antrieb wie Gegenstand. Ihren Gegenstand hat man, zum Teil, in Spenglers Geschwätz oben kennengelernt, ihr Antrieb allerdings, in der bürgerlichen Jugend vor dem Krieg, war ernsthafter. Bessere Kapitalistensöhne mit dem Knacks der zweiten Generation und der Sehnsucht nach «Ethik» machten sich hier ein Wunschbild zu recht, das alle Züge dessen trug, was ihre grämliche Sentimentali-

tät vermisste und – was sie selbst nicht leisten konnten. Es war nicht irgendein wirkliches Russland, das solchergestalt hymnisiert wurde. Hymnischen Anreiz bot einzig das gelesene Russland, das Menschenreich der Romane; das wurde mutatis mutandis gewertet wie ehemals die Germania des Tacitus in Rom. Aus dieser Zeit stammen die masslosen Überschätzungen (und nachher ebenso masslosen Unterschätzungen) Dostojewskis; es entstammen ihr die schönen Leiden der geschriebenen «Menschlichkeit». Es entstammen ihr – in der hohen Sphäre – Rilkes Worte von der Armut als einem Glanz von innen und ebenso Rilkes Geographikum: andere Länder grenzen an Berge, Flüsse, Meere, Russland grenzt an Gott. Moeller van den Bruck aber, der Begriffsvater des Dritten Reichs, hat Dostojewski deutsch herausgegeben, Mereschkowsky, der weissgardistische Mystagoge, schrieb das tiefe Feuilleton hinzu. Hiermit nähert man sich wieder Spengler, auch er, ein sonst so kalter Bursche, speist sein Licht, sobald es auf Russland fällt, aus den Missverständnissen des Vorkrieges. Die Bolschewiki waren im Ausland, höchst präzise wurden Agrarprobleme und Strategien der Machtergreifung durchdiskutiert, auch machte sich die herrschende Klasse Deutschlands über diese Flüchtlinge nichts vor. (Bülow nannte sie die «russischen Schnorrer und Verschwörer».) Spengler dagegen, durch den Geist der damaligen Zeit verpflichtet, Morgenluft zu wittern, vormykenische dazu, befindet: alle diese russischen Studenten und Emigranten, bleich, glühend, ungewaschen, was immer sie diskutieren, Probleme der Chemie oder der Ökonomie, gleichviel, «in Wahrheit sprechen sie stets von Gott». Es überrascht nicht, dass ein Prophet, der Lenins Diskussionen in Zürich so genau interpretierte, im Oktober 1917 unangenehm überrascht war. Es überrascht noch weniger, dass Spengler, nachdem Russland so wenig Talent zur Religion des schönen Leidens zeigte, seinen Optimismus hier abriegeln musste und – auf ein anderes Feld warf. Nämlich nachhause, ins voreilig verlassene Abendland, und eben aufs Kapital und eben aufs «Nationale» und bald auf den Sowjetfeind, auf die faschistische Bestie. Die sich zwar nicht aufs Leiden verstand, desto besser aber aufs Leidenlassen; so boten sich für die ausgebliebenen Feudalritter Russlands die heimischen Industrieritter als unerwartet vitalen

Ersatz. Nun erst drehte sich, um 1917/18, die ganze Schlusskonzeption des Untergangsbuchs ins Gegenteil. Nun erst startete 1919 Preussentum und Sozialismus», 1920 aber wurde in der Schrift «Pessimismus?» der Untergang selber mit einem Fragezeichen versehen. 1933 gar, im rechten «Jahr der Entscheidung», wurde der Kreuzzug gegen Russland gepredigt, der Kreuzzug Europas gegen Asien: «Hier liegen die Würfel des ungeheuren Spiels. Wer wagt sie zu werfen.» Das ist die Geschichte des Russengeschäfts im Ernstfall oder eines Propheten, der mit der Zeit zu gehen versteht. Wenn der Untergang des Abendlands, der Aufgang Russlands den Geldbeutel betreffen, dann ändert der «Morphologe» seine «Schau» in weniger als zehn Jahren bis zur Kenntlichkeit um, und der «Zivilisationsekel» verteidigt seine heiligsten Güter. «In diesem Stadium, da hilft kein Studium» singt Johann Strauss, der «letzte Musikertyp des Abendlands». Da hilft nur der neue Cäsar, den Spengler zu werden verhindert worden ist, der oberste Klassenkämpfer des Langnamvereins. Der Mensch als Raubtier ist fällig, der Herrenkämpfer gegen die Liebesethik der «Ebene», die Spengler rechtzeitig zu einer Anmerkung in seinem Werk herabgesetzt hat. Russland, das in den Zeiten des Verdiensts eine sentimentale Rührung war, ist nun eine Angst und ein verzweifelttes Raubziel zugleich.

Wie anders hätte der Seher geschlossen, wäre 1914 nicht dazwischengekommen. Wie anders wieder ohne den Oktober 1917, wie anders ohne die deutsche Niederlage. Wie glatt hätte Spengler Deutschland («worin noch so viel Chaos ist») vom Untergang des Abendlands abgetrennt, hätten die Weissgardisten Lenin besiegt. Selbst das Westlerum hätte er ihnen verziehen, selbst das Ausbleiben der «Merowingerzeit»: auch die arabische Kultur war eine, obwohl sie in den Formen der antiken, in antiker «Pseudomorphose» sich entwickelt hat. Hätte gar Deutschland gesiegt, als Weissgardismus in eigener Regie, wie stark erst hätte die Orgel der Russlandliebe wieder getönt. Russland, das deutsche Indien, der Jungbrunnen für die deutsche Seele, die Kleopatra für den neuen, den glücklicheren Antonius. Das Symbol der Ebene wäre aus keiner Spenglerschrift mehr verschwunden; als ukrainische Kornebene hätte es zuverlässig die fruchtbarsten Aspekte hergegeben. Es kam anders, und Spengler wurde nicht einmal

Nachtwächter im Nazistaat, geschweige Minnesänger im deutschen Eurasien. Ein verhinderter Nero ging dahin, ein Antiquar wider Willen und ein Prophet, der mit sich reden liess.

(August 1936')

Demokratie und Begabung

Vieles leuchtet erst, nachdem es verloren ging. Die bürgerliche Freiheit ist hin, so zeigt sie einen unerwarteten Reiz. Solange sie im Gang war, trat nur ihr Betrug hervor, bestenfalls ihre Halbheit. Der Arbeiter hatte die Freiheit zu verhungern, wenn er sich nicht verkaufen konnte. Alles andere schien formal, machtlos, einlullend, der Kampf mit Stimmzetteln fast verächtlich, das Streikrecht selbstverständlich. Heute aber sieht man, was mit den alten Mitteln anzufangen gewesen wäre. Sie sind soviel wert wie der vorwärtstreibende Wille, der sich ihrer bedient.

Jetzt sucht man die alten Wege wieder, die lange verachteten. Vorausgesetzt, dass es wirklich die alten sind, dass die Freiheit noch dasselbe bedeutet wie in der Weimarer Zeit. Zunächst schien die demokratische, die Volksfront-Parole unter deutschen Kommunisten ein Rückzug. Sie stand in zu engem Zusammenhang mit der Niederlage 1933, mit der Einsicht, in diese Niederlage; auch kam die Änderung zweifellos ein wenig plötzlich. «Allgemeines, gleiches, geheimes Wahlrecht,» gar «Nationalversammlung» – das wirkte oft, im Mund von Kommunisten, nicht einmal als Rückzug oder Zurücksetzen der Ziele, sondern als Finte. Aber die Entwicklung der Dinge im Westen wie Osten, und zwar gerade die grundverschiedene Entwicklung, brachte sehr rasch die Sache ins Lot. Auch die Sowjetunion griff zu demokratischen Formen, und zwar – zum Unterschied vom Westen – nicht als Folge einer Niederlage sondern eines immer eindeutigeren Sieges. Die Bourgeoisie hatte nicht begreifen wollen (und es lag in ihrem Interesse, es nicht zu begreifen), dass die proletarische Diktaturform allemal nur eine vorübergehende oder ein Durchgangsstadium ist. Ein Notstand auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft, solange die Ausbeuterklasse noch nicht entmachtet und – für die Nichtproleta-

rier unter den Ausgebeuteten – ideologisch noch nicht entwertet ist. Nun aber geschieht das Merkwürdige: während die Bourgeoisie die revolutionären Errungenschaften ihrer Klasse in einer Weise abbaut, dass selbst der alte Feudalismus noch wie lauter Menschenrechte dreinsieht, während die versteckte Diktatur des Kapitals in eine völlig nackte, ja in einen Chiliasmus des Mords übergeht, nimmt die Union auf einer Stufe, wo bürgerliche Freiheit oder Diktatur bereits keine Alternative und keine Probleme mehr darstellen, die von der Bourgeoisie verratenen «Ideale» auf, treibt den Verderb und Klasseninhalt aus ihnen aus und konkretisiert sie. Die Revolution, sagt Marx, hat keine Ideale zu verwirklichen; trotzdem kommt sie in diese nicht unangenehme Lage, wenn sie, wie in Russland, lauter Wirklichkeit und gar keinen Betrug treibt. Im Westen wiederum hat die Revolution zum ersten Male seit langer langer Zeit Aussicht, im Bund mit der Mehrheit zu siegen. Im Bund mit Bauern und Kleinbürgern, die durch den mörderischen Anblick des fremden Fascismus vor der Infektion durch den heimischen langsam geschützt werden. Der Revolution in den Ländern der Volksfront gelingt es nicht nur, den mächtigen Antrieb des Patriotismus wieder auf die Seite zu leiten, wo er ursprünglich zu Hause war und mehr als je zu Hause sein wird: auf die Seite der Entrechteten, der Besitzergreifenden, der enfants de la patrie. Die Revolution streift dort auch die Gefahr ab, der sie in Deutschland erlegen war, die Gefahr, dazu Asphalt und Sektiererei zu werden, indessen die Nazis in vollem Erdgeruch prangen, in krachledernen Hosen, wasserdichtem Ölzeug und allen Schätzen des deutschen Gemüts. So erwächst auch im Westen der Demokratie ein neuer Glanz; sie wird zur Kriegsform einer endlich ermöglichten Mehrheit. Das Proletariat wird kraft seiner revolutionären Schulung nach wie vor die Hegemonie innerhalb dieser Mehrheit halten, aber seine Diktatur wird ausschliesslich eine gegen die Bourgeoisie sein können, mithin eine rasche, scharfe, eindeutige, eine Funktion der Demokratie und nicht ihr Widerspruch. Das eben hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem Weimarer Schwindel und der sozialdemokratischen Feigheit, die ihn deckte. Die Demokratie wird aus der Hure, wozu das Kapital sie gemacht hatte, wieder zu einer Jungfrau, zu der mit der phry-

gischen Mütze vor dem Fall. Und sie bleibt nicht bei dieser Abstraktheit; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit werden nicht ein zweites Mal zur Phrase oder zur Wand fürs Geschäft.

Es ist wahr, die Freiheit liess sich besonders leicht verderben. Sie ist ein zweideutiges Wort, man weiss, der Unternehmer hat sich mit diesem Ruf verselbständigt. Auch das war, auf der damaligen Stufe, eine revolutionäre Tat, ja die entscheidendste, welche die Geschichte bis dahin kannte; doch sie war teuer erkaufte und eben betrügerisch von Anfang an. Freie Bahn dem Tüchtigen – das bedeutet: dem kapitalistisch Tüchtigen, dem Gerissenen, Skrupellosen, dem Bourgeois als dem unedelsten Typ des bisherigen Ausbeuters. Auch war der Aufstieg bald erschwert, er setzte, vom Glück der üppigsten Konjunkturzeiten abgesehen, tierische Arbeit oder Gaunerei oder am besten beides voraus. Das Ideal der Freiheit selbst setzte sich zum grossen Teil aus dem sehr realen Interesse des industriellen Unternehmertums an der blossen Freizügigkeit seiner Arbeitskräfte zusammen. Die feudale Ausbeutung brauchte Leibeigene, an die Scholle gefesselt, die beginnend kapitalistische dagegen greifbare und überallhin transportierbare Ware Arbeitskraft. Dies letztere Interesse machte die Freiheitskomponente in den Menschenrechten besonders evident und unterstützte ihr Pathos. Die Gleichheit wiederum (nämlich mit dem Feudalherren, als Aufhebung der Standesunterschiede) beschränkte sich rein auf die Unternehmerklasse, die Brüderlichkeit hatte – unter Konkurrenten – überhaupt keinen Platz. Dagegen begünstigte die individuelle Wirtschaftsweise die Ausbildung der Persönlichkeit; so viele «Persönlichkeiten» wie im Kapitalismus hat es in sämtlichen Epochen der Menschheit zusammen nicht gegeben, soviel Kult des verdienenden Individuums, des Wirtschaftsführers, des Generaldirektors auch auf anderen als Wirtschaftsgebieten. Dieser Kult hatte im neunzehnten Jahrhundert sogar der längst überalterten Monarchie eine neue Bedeutung zugeführt; folgerichtig ist der «Führergedanke», mitten im Abbau der übrigen Bourgeoisie-Ideale, als einziger geblieben. So zweideutig und ideologiehaltig also ist der Begriff bürgerliche Freiheit von Anfang an; so eng ist er mit der eigentlichen Anarchie der kapitalistischen Produktionsweise verbunden. Dennoch ist die bürgerliche Freiheit – selbst in dem Schlachtruf: «Freie Bahn dem Tüchti-

gen», und gerade in ihm – durch all diesen Verderb noch nicht gerichtet; denn eben dieser Schlachtruf war nicht ernst. Er beginnt überhaupt erst in der nichtbürgerlichen Gesellschaft: erst hier entfesselt sich das Individuum, aber das rechte, erst hier ist es unter Brüdern etwas wert. Hobbes hatte zu Beginn der kapitalistischen Wirtschaft den Satz geprägt, der Mensch sei dem Menschen ein Wolf – unübertrefflich war damit die Wirklichkeit der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet, aber auch die Unwirklichkeit des Menschen in ihr. Marx dagegen bestimmt die kommunistische Gesellschaft als Aufhebung aller Verhältnisse, worin der Mensch ein unterdrücktes, ein verschollenes, ein verächtliches Wesen sei. Und er meint damit zugleich freigesetzte Individuen, nicht nur freigesetzte Kollektive und ihre überindividuell-menschlichen Inhalte. Derart sieht man heute schon, im Beginn der kommunistischen Demokratie, dass das bedeutende, das heisst das für die Gesamtheit bedeutende Individuum mit sämtlichen Laternen gesucht und, soweit die Laterne reicht, auch gefunden wird. Die klassenlose Gesellschaft hebt die Verhältnisse auf, worin es zweierlei Arten Menschen gibt, Ausbeuter und Ausgebeutete. Aber sie hebt die charakteristische Vielheit der Menschen, den Unterschied und Reichtum der einzelnen Naturen so wenig auf, dass sie ihn mit allen Mitteln des Ehrgeizes fördert, auswertet und reizt. Die Nazis, die, wie bemerkt, das Aufstieg-Pathos wenigstens der Phrase nach und für ihre Faiseure beibehalten wollen, prämiieren damit nur noch Lumpen, Verbrecher, geborene Lügner und Fusel-fabrikanten – mit temporärem Erfolg, selbstverständlich, mit dem Effekt des vollendeten Betrugs. Doch die kanonischen Menschen und die wirklichen Begabungen ersticken oder werden erstickt; erst die kommunistische Demokratie – als Vollstreckung aller partialen von bisher – macht Olympia. Die Freiheit, nach seinen Fähigkeiten zu produzieren, nach seinen Bedürfnissen zu konsumieren, schafft den Zufall wie die Fessel ab, unter der beide Freiheiten bisher gelegen haben.

Vor allem den Zufall, er hat lange genug verarmt. Wie unendlich viele Begabungen gingen durch ihn unter, wie wenige hat er gehoben. Sein Einfluss auf den Untergang und selbst auf die Ausbildung menschlicher Talente ist erbitternd. Zwei Erinnerungen sind hier lehrreich; denn sie lassen an dem, was durch Zufall gelang,

ermessen, wieviel durch ihn, das heisst durch die elende Verwaltung der menschlichen Gesellschaft, vereitelt worden ist. Die Goldfische schwimmen unten, nur selten wurde der eine oder andere durch das «Wunder» sichtbar, von dem folgende Anekdote berichtet: Demokrit soll einst in seiner Vaterstadt Abdera einen Lastträger gesehen haben, der in besonders geschickter Weise die Holzstücke zusammenlegte, welche er zu tragen hatte. Demokrit liess sich mit dem Mann in ein Gespräch ein und war von seiner Klugheit so überrascht, dass er ihn als Schüler annahm. Der Lastträger (sein Exempel erinnert merkwürdig an die Stachanow-Bewegung) hiess – Protagoras, nachmals der grosse athenische Sophist. Eine zweite Anekdote ist noch bemühender, da springt Pallas Athene fast völlig aus dem Nichts. An einem Sonntagmorgen begab es sich, dass ein reicher Gutsherr, der Freiherr von Miltitz, nach Rammenau, einem Dorf in der Oberlausitz, kam, um seinen Schwager zu besuchen, den Erbherrn des Dorfs, und bei der Gelegenheit den als guten Prediger geschätzten dortigen Pfarrer zu hören. Die Predigt aber war, wie der ankommende Freiherr vor der Kirchentür erfuhr, bereits zu Ende. Ein Bauer sagte jedoch, man brauche nur den Gänsejungen zu holen, den Sohn eines mit acht Kindern gesegneten Leinewebers in Rammenau, dieser Junge wisse die Predigt gewiss noch Wort für Wort auswendig. Der Gänsehirt, ein neunjähriger Knabe, wurde aufs Schloss gerufen und entledigte sich des Auftrags mit solchem Feuer, dass die Zuhörer nicht nur über sein gutes Gedächtnis staunten. Der Freiherr liess den Jungen studieren, übrigens nach harten Kämpfen mit seinen Eltern, besonders mit der beschränkten Mutter. Ohne die Reise des Barons, ohne den Zufall seiner Verspätung wäre der Gänsejunge vermutlich auf dem Dorf geblieben und, wie sein Vater, erbuntertätiger Bandwirker geworden; sein Name ist – Johann Gottlieb Fichte. Man sage also nicht, dass das Genie sich selber Bahn breche; denn das ist eine bequeme Phrase, eine, die zudem geschehene Leistungen des Genies bereits voraussetzt. Die Phrase vermischt den stumpfen Widerstand der Welt gegen diese Leistungen mit dem viel interessanteren Phänomen, dass solche Leistungen durch Armut, Unwissenheit, durch Entblössung von allen Hilfsmitteln überhaupt nie zustande kommen.

Jakob Böhme (an den Fichtes Jugend erinnern mag) war immerhin ein gesetzter Handwerksmeister mit behaglichem Auskommen und überall zusammensuchbaren Möglichkeiten, um den Geist, der ihn trieb, sprechen zu lassen. Faraday, der einzige Physiker, dem trotz der fehlenden mathematischen Ausbildung eine grosse Entdeckung gelang, war in seiner Jugend immerhin Buchbinder-geselle. Salomon Maimon, der aus dem Ghetto zu Kant kam, der einzige Zeitgenosse, vor dem Fichte eine «unbegrenzte Verehrung» empfand, tauchte immerhin aus gelehrter Armut, aus der Talmudschule zur Philosophie auf. Aber all die unzähligen Talente, die durch den finsternen Zufall des Elends von Anfang an niedergetreten worden sind, haben sich keine Bahn gebrochen; denn es kam ihnen kein Glück des Zufalls zu Hilfe. «So kann es geschehen,» sagte Gneisenau, in der demokratischen Zwangsneigung kurz vor den «Befreiungskriegen», «so kann es geschehen, dass grosse Reiche in Schmach und Not vergehen, während ein Cäsar unerkannt hinter dem Pfluge hergeht, ein Epaminondas sich kärglich vom Ertrag seiner Hände nährt». Erst die vollkommene Demokratie befreit sich die Kräfte, die sie braucht, erst die Gesellschaft ohne Betrug verdient sie.

(September 1936)

Der letzte Hirtenbrief

Auf viele wird er schmerzlich wirken. Die Hörer des Briefs stehen besonders gespenkelt zu Hitler. Nicht nur wirtschaftlich, auch politisch und geistig fühlen sie sich überrannt, besiegt, verfolgt. Die Hirten wie die Schafe, es gab auf beiden Seiten gute darunter. Standen ziemlich weit links, wollten schuldlos leben.

Auch hier wurde gekuscht, als nichts anderes mehr übrig schien. Das Zentrum verging wie die Sozialdemokratie, gleich plötzlich und ruhmlos. Aber die «Römlinge» bleiben im völkischen Deutschland dennoch verdächtig, der katholische Kult wird beschimpft. Auch bereiten die Ordensprozesse eine deutschvölkische Kirche vor, mit oder ohne den «Heiland» Jesus. Auf diesem Wege ist die Gleichschaltung katholischer Bauern und Kleinbürger (von christlichen Gewerkschaften zu schweigen) schwer. Die

Jungfrau und der Sohn sind nicht zackig: so hatte Reserve gegen die Nazis unter Katholiken von Anfang an einen moralisch-geistlichen Grund. Desto mehr überraschte und quälte – unter den Gläubigen selbst – das eilige Konkordat. Hinzu kam die Schwäche, womit die Kirche auf alle Verletzungen reagierte. Womit sie Verfolgungen hinnahm, die nicht geringer, nur heimtückischer sind als die vielberufenen in Mexiko, Spanien, Russland. Die tausendjährigen Zuchthausstrafen für Ordenspriester, die Ermordung Klausners, die Schüsse auf Faulhaber lösten nichts aus als ölige Proteste. Wie zahm blieb der Kummer im Kirchenhaupt, wie unterschieden von den scharfen und unaufhörlichen Verwünschungen gegen die Sowjets. Nun kommt der letzte Hirtenbrief, er macht das Mass voll. Vielen deutschen Katholiken klingt er, wenn die Berichte nicht täuschen, wie SS-Musik von oben.

Weniger als je sind die Armen mit ihm gemeint, verteidigt. Die betrogenen katholischen Bauern und Kleinbürger, die Reste des linken Zentrumflügels sind ausgelassen. Desto sichtbarer erscheint der rechte Flügel und arrangiert sich; seit Brüning versteht er sich auf den Klassenkampf. Die demokratisch-soziale Haltung der Kirche verschwindet wie eine Anomalie; der Bischof Ketteler hatte sie in den sechziger Jahren eingeleitet, der Vatikan macht mit ihr Schluss. Missgestimmte könnten fast meinen, die Vatikanpolitik sei offenes Einverständnis mit allen Taten des Fascismus, mit dem inneren wie äusseren Mord, mit dem Überfall auf Abessinien, mit der Kapitalistenrevolte in Spanien und vor allem mit der Verschwörung Hitlers gegen Russland und das demokratische Europa. Da ist nicht mehr die berühmte Mitte der Kirche, die Abneigung gegen alle Extreme, die harmonische Ethik, der fromme Anstand. Der Hirtenbrief erweckt den Eindruck, als sei schon das eilige Konkordat mit Hitler nicht nur mit Schlaueit geschehen, sondern mit Lust und Liebe. Jetzt gar ist der absurde Anschein nicht vermieden, als trüge man Sorge um den allzu friedfertigen Hitler, um den verzögerten Ostkrieg. Der Hirtenbrief warnt die sanften Nazis vor der roten Gefahr, er hetzt den Marxistenfreund Hitler nach allen Seiten zur Intervention. «Wenn jetzt Spanien dem Bolschewismus erlänge, wäre das Schicksal Europas

zwar noch nicht endgültig besiegelt, aber in beängstigende Frage gestellt. Welche Aufgabe damit unserem Volk und Vaterland zufällt, ergibt sich von selbst. Möge es unserem Führer mit Gottes Hilfe gelingen, dieses ungeheuer schwere Werk in unerschütterlicher und treuester Mitwirkung aller Volksgenossen zu lösen.» Das ist die Hauptidee des Vatikan an das Land der Konzentrationslager und Folterkeller, der Judengesetze und Schlachtfeste; ans Exportland des Krieges. Der härteste Stein des Anstosses, den das Christentum Roms in Deutschland findet, ist der – Kommunismus; die Stehsärge sind ihm weniger interessant. Benedikt XV., die vornehme und reine Papstgestalt des Weltkriegs, hatte unablässig gegen den Mord gepredigt; die heutige Vatikanpolitik gibt jetzt schon den Segen, als wüsste man dem deutschen «Kreuzzug» je eher je lieber den Beginn. Nicht freilich, ohne in Deutschland mit der Kirche ein Geschäft zu planen, ein Tauschgeschäft sozusagen. Feinde der Kirche könnten das so verstehen, als biete man Gangstern den Hochaltar an und empfehle das Christentum gleich einer besonders guten weissgardistischen Ware. Als stelle das Kreuzifix – in kaum überbietbarer Blasphemie – eine Art Maschinengewehr gegen die Volksfront dar; nicht anders wie in Spanien die fascistischen Mordautos mit Heiligenbildern geschmückt worden sind und tausendfünfhundert erschossene Arbeiter ein Tedeum hervorgerufen haben. Selbst mancher gute deutsche Katholik schämt sich des Eindrucks, der Hirtenbrief vermiete die Kirche und wisse vom Christentum nichts Besseres zu rühmen, als dass es eine Apologie, die sicherste Apologie des Profits sei; – immerhin, dem Wortlaut nach ist das die Verteidigung des christ-katholischen Glaubens im Dritten Reich. Für diese Apologetik erwartet der Vatikan, Zug um Zug, gut Wetter für seine Einrichtungen, er bittet «unseren Führer» um kollegialischen Schutz. «Darum der dritte Gedanke, der sich uns angesichts der spanischen Greuel als überaus zeitgemäss aufdrängt: nicht Bekämpfung des Gottesglaubens, wie das Christentum lehrt, sondern unbedingte Erkenntnis, dass dieser Glaube die granitne Grundlage bildet, auf der sich der machtvolle Sicherungswall (!) gegen den Bolschewismus aufbauen lässt. Nicht Kampf gegen die katholische Kirche, sondern Frieden und Eintracht mit ihr, um die geistige Voraussetzung des Bolschewismus zu bezwingen.»

Das ist die Antwort der Kirche auf den deutschen Satanismus, der Heldenmut ihrer Bekenner, der Märtyrerstolz. Es gibt keinen Frieden, hatte Augustin gesagt, mit Belial und seinem Reich: der Hirtenbrief aber meint es anders, vom Konkordat geht er zur Identität mit dem Fascismus über. Er schliesst mit dem Appell an die deutschen Katholiken, «in charaktvoller Festigkeit auszuharren und durch ein gewissenhaftes katholisches Leben auch die staatserhaltenden und volksfördernden Kräfte unserer göttlichen Religion zu beweisen.» So macht der hohe Klerus (zum Unterschied vom niederen) die Gleichung Katholizismus-Fascismus perfekt.

Ist das vorübergehend, hängt es nur mit den jetzigen Hirten zusammen? Oder fällt die Katze wieder auf die Füße, stellt sich die angestammte Vergangenheit wieder her? Eine schwere Frage, sie soll, da wir keine Rosenbergs sind, keineswegs in Bausch und Bogen entschieden werden. Zweifellos ist das Weltliche der Kirche seit alters mit dem Ausbeutertum verhaftet; nur dort war sie elastisch, wo es nicht gegen den Geldbeutel ging. Das Privateigentum gilt als «Naturrecht»; ebenso sitzt die Kirche seit dem Mittelalter (und erneut in der Enzyklika Leos XIII.) dem sogenannten Ständestaat auf. Die französische Revolution wurde zwar anerkannt, doch die Restauration danach war der Erlöserreligion, wie Rom sie verstand, selbst eine Erlösung. Die Jesuiten des 17. Jahrhunderts haben zwar den Tyrannenmord gerechtfertigt; doch lediglich als Rechtfertigung der geistlichen Tyrannei über alle anderen oder als Recht Sauls, mit Hilfe des Volkes Konkurrenten zu töten. Und heute riecht die Kurie im Fascismus ein Wahlverwandtes, das sogenannte neue Mittelalter; sie riecht die antidemokratische Welt, die autoritäre Zwangswelt und grüsst sie. Die Dominikaner, als «domini canes», als «Spürhunde Gottes», waren nicht grundlos die ersten Inquisitoren der Welt; an den Ketzerrichtern, Hexenbrennern der Kirche hat die Gestapo ihr unerreichtes Vorbild. Wogegen die Bettelorden, trotz des heiligen Franciscus an der Spitze, mit dem Ludergeruch der Revolution verhaftet schienen; die Kirche ertrug nicht, dass der Konsumptions-Kommunismus über die Mönchsorden hinausging und als «evangelischer Rat» erteilt wurde. Himmel und Hölle setzen die Beichtbücher in Bewegung gegen so entsetzliche Laster wie die Onanie;

doch die Ausbeutung und Ausplünderung seiner Nebenmenschen gilt kaum als lässliche, geschweige als Todsünde. So ist die demokratisch-soziale Vergangenheit der Kurie schwach, die herrenhafte ausserordentlich breit, geübt und eingewachsen. Den Sklavenhaltern gönnte die Kurie das «glückliche Jenseits», von dem der Hirtenbrief spricht, bereits hier: wirkliches Jenseits blieb es nur für die Armen und tröstete sie, hielt sie bei der Stange. Das sind bekanntlich Argumente, die auch demokratischen Katholiken, ja katholischen Theologen – mit und ohne Modernismus – nicht fremd waren; Argumente, die, wir wiederholen, anders als Rosenberg Talmi von Gold zu unterscheiden wissen. Gerade deshalb aber fällt von hier aus auf das religiöse Scheinmotiv des Antibolschewismus Licht, das Licht, das er verdient. Die Gottlosenpropaganda der letzten Jahre vor Hitler war taktisch gewiss nicht das Klügste und theoretisch nicht das denkbar Tiefste; indes der Eindruck verstärkt sich: sie war der Kurie nur ein Vorwand. Denn man beachte immer wieder das zweierlei Mass, womit das Antichristentum der Nazis und das der Bolschewiken vatikanisch gemessen wird. Nicht ihre kirchenfeindliche Propaganda macht die Bolschewiken der Kirche so verrucht (Wuotan und die nazistische Dämonisierung dürften weit teuflischer sein als der schlichte Nichtgott der kommunistischen Atheisten); sondern die Kurie meint die Klasse und setzt auf die kapitalistische, selbst wenn sie Hörner trägt. Der Satz von der Religion als Opium fürs Volk erregt manche Purpurchristen auf allerunchristlichste Weise; obwohl unter dem Erziehungszoll dieses Satzes die Mühseligen und Beladenen ihren ersten glücklichen Atemzug tun. Dagegen Rosenbergs weit schärfere Angriffe, die Bestialität des «Neuheidentums», der persönlich gezielte Spott über den «jüdisch-etruskischen Mediziner in Rom» bewegten den Vatikan nur zu höflicher Klage; selbst die Verletzung des Sakraments der Taufe (infolge der Nürnberger Judengesetze) lässt die sonst so strengen Dogmatiker kalt. Erst recht schweigt die Kurie seit über drei Jahren über die Mord- und Zuchthausserie, wozu das «positive Christentum» Deutschlands geworden ist. Kurz, die Aussenpolitik des Vatikans wird, bei gleicher Kirchenverfolgung, nur nervös, sobald es auch der Ausbeuterklasse an den Kragen geht, – als gelte hier der harte Satz: *Ubi pecunia, ibi ecclesia*. Insofern hängt die kata-

strophale Kirchenpolitik doch nicht nur mit den heutigen Direktiven zusammen, sondern mit der historischen Basis, worauf die Kirche seit ihrem ersten Herren-Kompromiss steht. Auch der Riss zwischen dem hohen und niederen Klerus ist alt, er zeigte sich bereits in den Bauernkriegen zwischen dem «Herrenpfaffen» und dem «Leutpriester». Der letzte Hirtenbrief unterstreicht nur auf überdeutliche, wo nicht übertriebene Weise, was die Feinde der Religion ihr nachsagen; sie sei das beste Mittel, Sklaven zu halten und dumm zu halten. Dabei täuscht sich die Kurie über das gute Geschäft, das sie mit dieser ihrer Anpreisung einleitet. Die Nazis sind keine so ehrlichen Geschäftsmänner wie die Hirten in Fulda und der Sonderbeauftragte des Vatikan. Die Nazis werden die Frohbotschaft verwenden, um die deutschen Katholiken erneut einzuschüchtern und zu desorientieren, den Preis jedoch bleiben sie schuldig. Denn wozu der Hirtenbrief anfeuert, das macht Hitler allein; ohne die störende Beigabe eines Juden aus Nazareth. Man ahnt, was in vielen deutschen Frommen jetzt vorgeht. Es gibt eine sittlich-geistliche Erziehung, die gegen die tägliche Rohheit sich empört. Keinesfalls wollen wir, in den Zeiten der Volksfront, die so viele gute Katholiken einschliesst, billigen Kulturkampf. Das sollte Herrn Rosenberg jetzt überlassen bleiben, der versteht sich auf «Sachenschlächter» und steckt es ihnen. Wir aber wollen die Kameraden nicht vergessen, die Hitler gegen Christus messen, auch Franz von Assisi gegen Göring. Wollen die spanischen Priester nicht vergessen, die in der Volksfront kämpfen, auch nicht den Pfarrer von Bajadoz, der sich mit ausgestreckten Händen vor die Arbeitersoldaten stellte, die erschossen werden sollten, und sie mit seinem Leib deckte. Wollen den deutschen Pfarrer nicht vergessen, der für fünf hingerichtete Kommunisten in Köln eine Seelenmesse gelesen hat; der Pfarrer sitzt jetzt, wie viele andere seinesgleichen, im Konzentrationslager. Diese Christen trennen die Politik des Vatikan von der Heilsanstalt, die Sakramente spendet. Auch dem, dessen einziges Sakrament in der sozialen Revolution liegt, und in der dringlichsten Erlösung, die sie ausstellt, bleibt Achtung hier selbstverständlich. Der Einfluss der Kirche wurzelt ja gerade in der Verbindung ihrer – wie immer analysierbaren – Anstalt mit Licht. Wäre die römische Kirche ein blosses Konglomerat aus Macht, Weihrauch und Unsinn, wäre sie so ver-

fressen, betrügerisch und unwissend wie die ehemals zaristische, die Popenkirche: dann bereitete ihre Organisation kein Kopfzerbrechen. Hirtenbriefe wären unbeachtete Kuriositäten. Voltaire glaubte bereits, dass er die Kirche überleben würde, und Schopenhauer schrieb den vertrackten Satz, es sei die Religion vor Zeiten ein Wald gewesen, hinter dem ganze Heere halten konnten: nach so vielen Fällen aber sei nur noch ein Gebüsch übriggeblieben, in dem sich einige Gauner verstecken. Voltaire wie Schopenhauer haben sich über die Dauer der Sache getäuscht, letzterer auch über ihre Substanz; diese Täuschung macht der Antifascismus nicht mehr mit. Das katholische Mischgebilde zieht zuviel Kraft aus den reinen und vorleuchtenden Menschen, die in ihm gewirkt haben, aus seiner antiken Organisation, grossen Kunst, erhobenen und scharfsinnigen Philosophie, aus dem Ursprung vor allem, der nicht von der Schlechtigkeit dieser Welt war. Das hindert nicht, dass die heutige Kirche eine der gefährlichsten, der verräterischsten Perioden ihrer Geschichte durchläuft. Die Politik der Kurie stellt sich, als glaubte sie einem Goebbels seinen hundsföttischen Unsinn, als billigte sie Hitlers Provokationen, als ahnte sie nichts vom wirklichen Komplott gegen die europäische Kultur. Sie gibt sich den Anschein, als bezöge sie von Goebbels die Wahrheit, von Göring die Humanität, von Hitler die Bildung – ein offenkundiger Anblick, doch sicher kein wählerischer, keiner mit dem Geist der Schrift. Der Hirtenbrief selbst macht es guten Katholiken der Volksfront leicht, zwischen Vatikan und christlich-humanem Ge-wissen zu unterscheiden. Der Vatikan stellt sich, in seiner äusseren Politik, auf die Seite der Nacht und des Untergangs. Das entfremdet antifascistische Katholiken, die in die Zukunft fahren wollen, der reaktionären Weisung; die Schiffe verlassen die sinkende Ratte. Keine Gottlosenbewegung hat dieser Kirchenpolitik so Übles nachgesagt wie es der Hirtenbrief jetzt zustande brachte. Die antifascistischen Katholiken werden sich durch den «Sicherungswall» nicht stören lassen; gerade, weil er mit Hitler ununterscheidbar zusammenläuft. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das bedeutet heutzutage: an ihrem Bollwerk.

(September 1936)

Forscher und Betrüger

Die Jungen haben sich zuerst gebräunt. Besonders die Studenten fielen Hitler zu. Zackig und in Hoffnung auf nahrhaft bunte Zeiten. Begeisterungsfähig für frischen Wuchs, den man ihnen versprochen hat. Ihrer meist kleinbürgerlichen Herkunft und Fremdheit zum Arbeiter entsprechend, taten sie sich besonders hervor. Desto auffallender, wie rasch gerade sie den Dienst aufsagen.

Auch ihre Lehrer wagen jetzt endlich ein Wort. Als Zeichen für vieles gilt die Rede des Chirurgen Sauerbruch auf dem Dresdner Kongress der Naturwissenschaftler und Ärzte. Sauerbruch, ein deutschnationaler Mann, feierte die Universität vor dem Regime, fügte eine Woche nach dem Nürnberger Parteitag den pikanten Satz hinzu, es wäre an der Zeit, das Reden zu unterlassen. «Die Wissenschaft lebt nicht bloss vom nationalen Ideal. Die Wissenschaft muss ihrem ewigen Ziel treu bleiben, dem Suchen der Wahrheit, indem sie weder nach rechts noch nach links blickt.» Gedächtniskünstler, die sich an den Umfall der deutschen Wissenschaft 1914 erinnern, könnten zwar auch der Zeit vor Hitler einiges nachsagen. Der Lessingforscher Erich Schmidt nannte die Professoren die Leibgarde der Hohenzollern, und die meisten seiner Kollegen waren noch stolz auf dies Lob. Wie die gesamte Bourgeoisie, so hatte auch der deutsche Gelehrte, 1848 noch so hitzig, längst Frieden mit Potsdam geschlossen. Grosskapital, Universität und Armee waren geeint, unter dem gesellschaftlichen Primat der Armee; die akademische Erscheinung dieses Friedens waren der Korpsstudent und der Reserveoffizier im Talar. Von einer solchen Muse war nicht zu fürchten, dass sie unter den Waffen schwieg; im Gegenteil, sie wurde 1914 völlig zum Gassenhauer der herrschenden Gewalt, sie diente und folgte dem Kriegsgott – nicht einmal als Leibgarde, sondern als Odaliske. Die deutsche Wissenschaft zeigte sich damals schon gleichschaltbar, ihre «Ideen» variierten wie Börsenpapiere, je nach der Kriegslage. Immerhin lebte, unterhalb dieser Feigheiten, deutsche Tüchtigkeit auch hier; es gab Treue im Kleinen, zuverlässigen Positivismus, genaue Methodik in Laboratorium und Seminar. Das macht: die deutsche Wissenschaft diente wenigstens Potsdam, nicht Braunau,

diente einem deutschnationalen Staat, der tüchtig vorgebildete Leute brauchte, keinem Gaunerkomplott, das mit Marschvieh und Auguren auskommt. Auch leuchteten stellenweise noch die Traditionen Helmholtz' und Rankes nach, es gab Enklaven altbürgerlicher Kultur. Insofern ist Sauerbruchs Preis der verflissenen Zeit allerdings berechtigt, ja – sit venia verbo – eine revolutionäre Tat. «Der Geist der Zeit,» sagt Hegel, «ist so arm geworden, dass er gleich dem Wanderer in der Wüste nach nichts als einem Schluck Wasser verlangt. An diesem, woran dem Geist genügt, ist die Grösse seines Verlustes zu ermessen.» Die Alma mater von ehemals erscheint, mit dem heutigen Zustand verglichen, als Oase des Licht.

Wie könnte das, unter solchen Herren, auch anders sein? Ein Auswurf ist über Deutschland hergerufen worden, lumpige Streber und Irre. Blickt man dem reüssierenden Luder ins Gesicht, so ist es über die Massen lächerlich, nur die Zeit zum Lachen ist noch nicht gekommen. Kein Schimmer von Wissen ist je in dieses Gesicht gefallen, seine Bildung stammt aus den «Weisen von Zion», aus Traktätchen, die der Greisler der Luegerzeit las. Es ist eine Groteske, solch armseligen Unsinn über die deutsche Wissenschaft ausgekübelt zu sehen. Eine noch grössere, dass Institute der Wahrheitsforschung den absurdesten Gallimatthias der Dummheit als «Richtlinie» nehmen sollen. Einen Gallimatthias, der nicht einmal bona fides für sich hat; denn sind nicht «98 Prozent» aller Bolschewikenführer Juden (wie Hitler mit astronomischer Genauigkeit in den Sternen gelesen hat), so sind doch 100 Prozent aller Naziführer Lügner. Man nehme den letzten Parteitag, die Rede des Goebbels: wie soll sich die deutsche Wissenschaft, immerhin im Geist des Positivismus gross geworden, mit solcher «Volksaufklärung» abfinden? Man sieht die dreckigen Anwürfe gegen die Sowjetunion, die überaus gründigen Entstellungen. Lässt sich selbst noch der Schein von Forschung aufrecht erhalten, wenn der Minister für Volksaufklärung die Enthüllung macht, die richtunggebende, unwidersprechbare Enthüllung: Bolschewismus sei «nichts anderes als eine alljüdische Verschwörung, um mittels der Ausplünderung der Arier deren Hab und Gut in den Händen einiger Juden zu vereinigen?» Die Verachtung der Massen, denen solch hirnrissiger Unsinn aufgetischt wird, kann nicht grösser sein; aber spürt nicht auch die deutsche Wissen-

schaft – Klasseninteresse hin und her – die Stunde ihrer tiefsten Erniedrigung? Hört man die Stimme Sauerbruchs, den Hilfeschrei nach «Ruhe», so glaubt man zu hoffen, das Mass sei voll. Glaubte man zu hoffen, dass von den nicht völlig verseuchten Gebieten ein Streik beginne, aus den Resten des Wahrheitswillens. Allerdings: nur von der «Wahrheit» her? – nur von einer Überzeugung her, die jedes bisherige Kommando zu beweisen bereit war? Man hat die Hegehöfe bewiesen, die Sterilisierung, die Vollkultur der alten Germanen, die Uralinda-Chronik, die Juden als Mördervolk, Jesus als Rheinländer, das Paradies in Pommern-Mecklenburg – all diese Ausgeburten hat die deutsche Wahrheit gesegnet, und nur das «nationale Ideal» ist ihr mit einem Male zuviel? Hier glaubt man nicht an einen reinen Wahrheitsstreik, man vermutet vielmehr, Reste des früheren Anstands seien im Zusammenhang eines viel breiteren, realeren, populäreren Widerwillens formiert worden. Auch hierüber ist der Nürnberger Parteitag aufschlussreich, nicht im Übermass seiner Lügen, sondern im Versteck seines Sinns. Denn die Raserei wäre offenbar unterblieben, wenn die Nazis sich innerpolitisch noch so sicher fühlten wie bisher; wenn die wachsende Opposition sich weiter noch durch Versprechungen betäuben liesse. Stattdessen griff Hitler zur bolschewistischen Riesenschlange und zeigte sie mit solcher Entsetzlichkeit, soviel Windungen, Mustern und Aufgebot an Lindwurmsage, dass erhellt: hier musste zugleich eine Lockung bekämpft werden. Hier wird nicht nur von der eigenen Hungersnot durch eine ausgemalt fremde, durch die alte Teufelei der Verleumdung abgelenkt, sondern dem Volksgenossen soll die keimende Sympathie vergehen. Was die Hundswut ausserdem bedeutet, als antibolschewistisches Kriegspotential: dies Erkleckliche gehört nicht hierher; bedeutsam im innerpolitischen Zusammenhang ist vor allem die Abschreckung, ist die brüllende Schlagzeile des «Völkischen Beobachters»: «In Deutschland kommt kein Bolschewismus!» – sie brüllt kaum vergebens. Infolgedessen hat auch die – sage man: Vorsicht der deutschen Professoren sich verändert, und Sauerbruch ruft: «Die Waffen des Geistes haben für die Zukunft der Nation den gleichen Wert wie die materiellen Waffen.» Fast entsteht der Eindruck, die zwei Waffengattungen würden hier nicht koordi-

niert sondern sich entgegengesetzt. Sehr wahrscheinlich ist diese Deutung zu optimistisch; doch selbst die vorliegende Form des Satzes scheint symptomatisch für die Betrugs- und Spektakel-, wo nicht Kriegs-Unlust, die von weiten Kreisen des Bürgertums bis in die Hörsäle weht. So regt sich, der allgemeinen Lockerung gemäss, unter Ärzten, vielleicht auch Juristen und anderen akademischen Berufsgruppen bescheidener Wahrheitswille, mindestens Ressortpartikularismus. Auch Herr Büniger hätte ja nicht Brandprozesse in infinitum unter Aufsicht Görings zu leiten gewünscht. Nur in der Technik, vor allem Kriegstechnik und ihrer Wissenschaft liegt der Fall, aus einleuchtenden Gründen, anders; hier sind von unten an bis oben hinauf die Fachleute unter sich, und kein Nazi verlangt von ihnen den Beweis, dass Goethe Schiller ermordet hat. Auf allen anderen Gebieten aber ersehnt der Fachmann die Zeit, wo er von der Kegelbahn heimkehrt und bei seinem Leisten bleiben kann. Ein Teil der Universitäten (mit der nicht zu unterschätzenden Resonanz, die sie in freien Berufen immer noch haben) schüttelt die Bevormundung ab, tüncht die heiligen Hallen wieder weiss. Kündigt die Kumpanei mit Carl Schmitt, dem Kronjurist von Mördern, Bertram, dem Georgiasten Görings, Heidegger, dem Eingeweide Hitlers.

Ein Wort noch zum ruhigen Forschen selbst. Sauerbruch spricht von einer Wahrheit, die weder nach rechts noch links blickt. Aber die Sauerbruchs täuschen sich, wenn sie meinen, es habe jemals eine unabhängige bürgerliche Wissenschaft gegeben. Sie täuschen sich noch gründlicher, wenn sie den Blick nach rechts und den nach links wissenschaftlich gleich schädlich finden. Der Blick nach rechts, wie die Nazis bis zum Kopfabbrechen ihn ausgerichtet haben, ist lediglich interessierter Schwindel. Der kulminiert in dem Satz: Recht sei, Wahrheit sei, was dem deutschen Volke (heisst, der Naziregierung, der Kapitalherrschaft) nützt. Diese Formel ist die brutale Vergröberung der amerikanisch-pragmatischen Lehre, dass alle Wahrheit ein Instrument der Praxis sei und nur so weit reiche, ja nur so weit Wahrheit sei, als das «Leben» durch sie gefördert werde. Scheinbar freilich, im ersten Blick, berührt sich die marxistisch-leninistische Erkenntnistheorie mit der pragmatistischen Leugnung aller Objektivität. Und zwar

nicht nur insofern, als der Marxismus sämtliche bisherige Wissenschaft als klassengebunden enthüllt hat, als Abhängigkeit des jeweiligen Bewusstseins vom jeweiligen ökonomischen Sein. Sondern Lenin stellt auch die marxistische Wissenschaft als parteiisch dar, nämlich als Waffe, als Instrument des revolutionären Proletariats zur Erringung des Siegs, als «Theorie- Praxis-Verhältnis». Scheinbar also ist auch hier die Objektivität verlassen, die wissenschaftsfremde Voraussetzung eines Interesses eingeführt. Blick nach rechts und Blick nach links wären mithin im Abfall von der voraussetzungslosen Wirklichkeitserkenntnis geeint; und nur die praktischen Zwecke wären verschieden. Indes zwischen dem «Blick nach rechts und dem Blick nach links» bestehen gerade objektiv und realistisch die entscheidendsten Unterschiede. Die Nazis, in ihrem völlig irrealen Betrugsinteresse, kennen überhaupt nur ein Theorie-Propaganda-Verhältnis, das heisst eines, worin die Theorie nicht dazu dient, im Interesse einer aufsteigenden Tendenz die Wirklichkeit dieser Tendenz zu erkennen, sondern im Interesse einer absteigenden Tendenz die Wirklichkeit zu verschleiern, falsch darzustellen und zu umgehen. Der Marxismus dagegen, wenn er nach links blickt, wenn er eine dauernde Verbindung von Theorie und revolutionärer Praxis anstrebt, betreibt, selbstverständlich, weder Betrug noch misst er die Wahrheit unbesehen nach ihrer «Brauchbarkeit». Sondern der Blick nach links ist ganz eminent ein objektiver, einer, der Wirklichkeit und nichts als Wirklichkeit erkennen will. Mit anderen Worten: die marxistische Frage an eine Theorie ist nicht die direkte und unwissenschaftliche, ob diese Theorie auch brauchbar sei, sondern die rein wissenschaftliche, ob sie mit der wirklichen Tendenz übereinstimme. Erst sofern revolutionäre Theorie mit der wirklichen Tendenz übereinstimmt, ist sie auch wahr, und nur sofern sie dergestalt wahr ist, ist sie auch brauchbar. Soviel zum erkenntnistheoretischen Unterschied von rechts und links, von Theorie-Betrugs- und Theorie-Revolutionen-Verhältnis. Herr Sauerbruch möge das kleine collegium logicum verzeihen; doch sein – immer noch verwirrender – «Objektivismus» hat es provoziert. Manche von den Nazis Abgestossene leiden unter dem «Interesse-Standpunkt», den auch die marxistische Wissenschaft einnehme, und meinen, dass die «Wahrheit» (man sieht nicht, welche) darüber er-

haben sei. In der Chirurgie vielleicht, als dem Fach Sauerbruchs, jedoch nicht einmal in der pathologischen Anatomie, die als Hilfsfach der chirurgischen Praxis zugrunde liegt. Selbst hier zeigen sich fascistische Einflüsse, zum Beispiel in der antimaterialistischen Tendenz, bestimmten Krankheiten ihre anatomische Grundlage zu entziehen oder die Seele (am besten die Hitlerseele) den Körper regieren zu lassen. Die Wissenschaft ist jedenfalls vom Interesse niemals frei; es kommt nur darauf an, ob ihr das Interesse des Tods oder des Lebens, des Spuks oder der Wirklichkeit zugeordnet wird. Auch den Gebildeten, damit sie nicht alle werden, bleibt diese Wahl, in ihrem eigensten «Interesse», nicht erspart.

(Oktober 1936)

Emir Franco als Nationalist

Eingefallen in Kastiljen
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Herder, Der Cid, 8. Gesang

Mit Worten lässt sich trefflich streiten; am besten mit falschen, das hat der Nazi gezeigt. Er nennt kein Ding bei seinem Namen, sonst könnte bald jeder sehen, woran man ist. Er tauscht die Zettel um, schreibt auf Salz Zucker, auf Gift Honig und umgekehrt. Die Folgen sind angenehm und sichtbar.

Man treibt es ausser Landes nicht anders; so in Spanien, wo die Freunde der Nazis morden. Aufständische, Rebellen, das hatte anfangs einen guten Klang. Auch der Nazi ist ja ein Rebell, ein sozialistischer sogar, einer von der Arbeiterpartei. Aber bald passte Herrn Francos «Revolution» nicht mehr ins Rezept, man musste sie umtaufen, musste die Nähe des Begriffs zu dem bekannten Moskauer Chaos meiden. Also legte man, wie zuhause längst schon, die nationalistische Walze ein. Die meuternden Generäle wurden Vaterlandsverteidiger, die gegen die rechtmässige Regierung das Recht, die Regierung und den Frieden verteidigten. Unter

den vielen Lügen der Nazis erklettert diese den neuesten Gipfel; leider hat sie, trotz des sonnenklaren Tatbestands, verbalen und nicht nur verbalen Erfolg. Dass die englische Bürgerpresse von den Meuterern als «Nationalisten», von der spanischen Regierung als einer «Internationale» spricht, verwundert nicht. Aber auch sonst demokratische Organe des Festlands treiben hier Allotria, verwirren die Fronten. Man war allzu lang daran gewöhnt, bei Vaterland an Kaisers Geburtstag (und dem Entsprechendes) zu denken, bei Sozialismus an vaterlandslose Gesellen. Das ist bequem, die Wirklichkeit überschläft man, obwohl die sicher schreien.

In unserem Fall die Ziffern dazu. Sechzigtausend Marokkaner und Fremdenlegionäre, mit deutschen Maschinengewehren bewaffnet, deutsche und italienische Bombenflieger kämpfen gegen die spanischen Arbeiter und Bauern. Marokkaner und Fremdenlegionäre, das sind die Kerntruppen, die man die nationalen nennt; als sie noch im Rheinland standen, hiessen sie schwarze Schmach. Auf der anderen Seite steht, ohne Ausnahme, das wirkliche Spanien, Bauern, Proleten, Intelligenz, regt nach jahrhundertelanger Unterdrückung die Glieder. Als ein höchst patriotisches, als verehrungswürdiges Wesen steht dies Volk auf und tritt, so zäh und schön wie wenige andere, in die Geschichte seiner Freiheit ein. Aber die spanische Volksfront, die mit Messern und Knüppeln gegen ausländische Tanks kämpfen muss, ist die Internationale und von Moskau ausgerüstet, um die Welt in Brand zu stecken. Herr Hitler sagt es selbst; die stärkste Internationale, die es heute gibt, die der Fettleiber und ihrer Bluthunde, spricht es nach. Das Kapital verstand sich freilich stets darauf, international im Geschäft zu sein, besonders in der Verteidigung des Geschäfts, aber national in der Phrase und im Betrug. Krupp hat während des Weltkriegs Kanonen an Frankreich verkauft; die kapitalistischen Patrioten haben während einer Revolution allemal das Ausland für sich engagiert. Das ist die Regel, seit der französische Grundadel die Truppen des Braunschweigers ins Land rief, gegen die enfants de la patrie. Seit Kroaten gegen das Wien von Robert Blum, Kosaken gegen das Ungarn Kossuths angesetzt wurden, seit Herr Gömbös Rumänen gegen das rote Budapest marschieren liess. Wie damals setzt das Kapital auch heute «Fremdstämmige» mit

Vergnügen gegen die Landsleute ein, arme Teufel, die von der Knute sich noch treiben lassen oder von faulen Versprechungen. Wie damals macht sich heute der Volksmörder zum nationalen Retter – das Rezept ist alt, seine Geschichte steht, zu lange schon, auf demselben Fleck. Im Fall Spanien allerdings kommt zu dem erprobten Patriotismus eine besondere Feinheit hinzu. Denn die Braunschweiger von 1793, die Kroaten von 1848, die Rumänen von 1919 waren im Land zwar Feinde, aber keine historisch angestammten. Die Marokkaner dagegen schlagen, wie bekannt, in Spanien jeden Rekord an sogenanntem Erbfeind, ja, sie sind, seit den Tagen des Cid, das Modell für jeden anderen Erbfeind geworden. Die Könige Fernando, Don Sancho, Alfonso haben die Mauren bekämpft und Stadt für Stadt ihnen entrissen; das war ihr Lebensinhalt, das war ein Glaubenskrieg, der die Kreuzzüge verdunkelte. Gerade aus Marokko waren die ersten Mauren gekommen, und bei Gibraltar hatten sie übergesetzt, wie heute; aus Marokko kam Jahrhunderte später der zweite Strom, als Gefahr im Verzuge war, als Saragossa, Badajoz und Sevilla gefallen waren, als der Christenkönig sogar – Toledo eingenommen hatte. Lauter aktuelle Namen, nur eben die Streitgruppen waren anders tranchiert, die Feinde Christi von damals werden jetzt als Verbündete nach Spanien geschafft. Der Erbfeind ist verlumpt, Omaiaden ziehen ihm nicht mehr vor, noch weniger Abd el Krim. Franco ist ihr Emir, und der Emir ist nichts als ein Angestellter der Rio Tinto und des Quecksilberkapitals. So helfen Marokkaner und Fremdenlegionäre im einzig wahren Glaubensstreit, den der Hidalgo kennt: fürs internationale Kapital. Dieses ist ihm Vater und Mutter, dafür verkauft er Spanien und sein Volk.

Es wurde nie um etwas anderes als um Besitz gekämpft. Auch die schönsten und frömmsten Kriege zeigten des Pudels Kern an ihrem Ende. Das allemal Raub war; hispanische und arabische Feudalfürsten kämpften, religiös gespornt, um Boden und Leibeigene. Aber dass einmal die Muslim aus Marokko hergezogen würden, um den Erzbischof von Toledo wieder einzusetzen und Spanien vor den Spaniern zu retten, das hat der Cid sich nicht träumen lassen. Die Wege des Glaubens sind wunderbar und die Idee des Vaterlandes ist reich. Der Papst Paschalis II, berichtet

Ranke, hatte die spanischen Kreuzzugsfahrer, deren er in Rom ansichtig wurde, in ihr Vaterland heimgeschickt, indem er für den Kampf mit den wilden Moabitern, wie er die Mauren nannte, denselben Ablass bewilligte wie für die östliche Heerfahrt. Die heutige Kurie dagegen nimmt die wilden Moabiter gerne in Kauf, obwohl sie keine Christensklaven mehr machen sondern sie gleich erschiessen, erschiessen müssen; der Hidalgo macht heiligen Krieg. So vaterländisch sind alle Patrioten geworden, so traditionell die Hüter der Tradition, so fadenscheinig jede, aber auch jede religiöse Maske. Als Herder die Heldensage vom Cid übersetzte und nachdichtete, wollte er den geknechteten Deutschen «das Gefühl des Muts und der Ehre wecken». Transponierte den feudalen Maurenkämpfer zu einem «Genius, Wohltäter, Retter und Freund des Menschengeschlechts», besang an ihm die nationale Revolution, wie er sie verstand, «die reine grosse ewige Tat, zu welcher der geöffnete Himmel mitwirkt». Der geöffnete Himmel wirkt heute zwar nur in Gestalt deutscher und italienischer Grossbomber mit, aber die Legende des Cid ging völlig auf die Seite des Volks; es selbst ist sein Retter. Seine Herren sind überfällig, die entsetzlichen Patrioten; das Vaterland, das ihnen zukommt, ist unter dem Boden. Hätte die Demokratie halb so viel Waffen gegeben wie der Fascismus, dann wäre das gute Ende schon da. Wird die russische Note aber von siebenundzwanzig Nationen weiter geprüft, und vor allem natürlich von England, dann werden die Sanktionen durch eine Prozedur verschönt, «deren schliessliche Beendigung», wie man im Foreign Office mit freundlichem Humor bemerkt, «die Madrider Regierung möglicherweise nicht mehr im Amt erleben wird». Dann war der Heldenkampf umsonst und die Freiheit geht unter – bis zum nächsten Morgen.

(Oktober 1936)

Zur Methodenlehre der Nazis

Sie hebt von vornherein damit an, zu verachten. Die Menschen wie die Tatsachen, alles lässt sich einreden. Die Lüge setzt Angst voraus, gewiss auch unruhiges Tasten, das sich leicht betrügen

sich leicht betrügen lässt. Aber an Ort und Stelle, im einzelnen Fall, wird auf angeborene oder erworbene Dummheit gesetzt. Die Formen der braunen Lüge sind alt, neu ist der Hohn, der sie handhabt. Dadurch kommt auch ins einzelne, es lässt sich nicht leugnen, ein frischer Zug.

Je länger je unlieber muss zu Hause zunächst beschwichtigt werden. Hierzu dient die *schludrige* Lüge, sie ist frech, aber verlegen, sie macht sozusagen Witze. Da ursächliches Fragen nicht ganz vernichtet werden kann, wird ihm nach Weise eines Hanswursts geantwortet. Beispielhaft war die Auskunft des «Völkischen Beobachters» über die Ursachen der Butternot. Nur deshalb steht die Hausfrau Schlange, weil zwei Millionen ehemalige Arbeitslose heute in der Lage sind, sich Butter zu kaufen. Folglich fehlt die Butter auf dem Markt, folglich ist auch die Butternot ein nationalsozialistischer Erfolg. Die naheliegende weitere Frage: wie gross erst der Nahrungsmangel wäre, wenn alle Erwerbslosen Arbeit gefunden hätten, scheint man behördlicherseits nicht zu fürchten. Das Regime fühlt sich mancher seiner Kleinbürger am sichersten, wenn es den Unsinn des hintersten Stammtischs verwertet. Die soziale Frage wird im Herzen gelöst, nicht im Magen.

Es folgt die *alles verdrehende* Lüge, sie kippt um. Dunkel war's, der Mond schien helle, als ein Wagen blitzschnelle, langsam um die Ecke fuhr. Das Mass des faulen Zaubers entspricht hier dem Mut – sage man: zur Paradoxie, zur völlig *verkehrten* Welt. Die Beispiele sind besonders zahlreich, jedoch überlebensgross, dass es Mühe kostet, sie zu fassen, noch grössere, sie zu behalten. Grundtypus: Nach der Ermordung Gustloffs bemerkte ein Gauleiter, der politische Mord gehöre zu den verabscheuungswürdigsten, und die höchste Stelle versicherte, die Erneuerung Deutschlands habe sich keines ähnlichen Verbrechens gegenüber ihren Gegnern schuldig gemacht. Gerade war für die Mörder Rathenaus ein Denkmal gesetzt, aber die noch monumentalere Lüge deckt es wie im Wahnsinn zu. Dem sind die verwandten Formen nachgebildet, alle aus der gleichen eisernen Stirn, veritable Götzenbilder der Unverschämtheit. Bei einem Mordprozess in Schwerin verkündet der Staatsanwalt: «Die Humanität hatte in der Systemzeit einen Zweck, den die nationale Regierung endlich beseitigt hat. Denn

nur mit Hilfe des Verbrechertums konnten die Männer des Systems die deutsche Ordnung und Zucht zerschlagen, nur mit Hilfe des Verbrechertums konnten sie die Macht erwerben und erhalten.» Das sagte ein Staatsanwalt der Gangsterregierung, er fügt hinzu: «Diese Humanität steht im Widerspruch zu dem, was wir Deutsche als Humanität verstehen: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!» Grimm-Essen kommentiert das in einem Artikel «Politik und Strafrechtspflege» (Zeitschrift der Akademie für Deutsches Recht, 1935) folgendermassen: «Die bedenkliche Methode, die Justiz als Waffe im politischen Kampf zu benutzen, ist in der Nachkriegszeit nicht nur von den Feindbundmächten, sondern auch von den Regierungen der Systemzeit angewandt worden (Femeprozesse). Demgegenüber ist es zu begrüßen, dass die neue Staatsführung die Rechtspflege, soweit das durchführbar ist, mit rein politischen Dingen nicht belastet.» Ähnliche Verdrehungen kamen bisher nur in Legenden vor, zum Beispiel in denen von der Satansmesse. Wo die Kruzifixe verkehrt hängen, wo als Weihwasser der Urin des Teufels gilt, als Abendmahl ein Kuss auf des Teufels Hintern. Aber die Satansmesse hatte noch die Ehrlichkeit, eine zu sein; während der Nazistaat, wie bekannt, ein Zeughaus des Herrn ist. Seine Stehsärge stehen auf dem Boden der Goetheschen Humanität, seine Folterkammern auf dem des positiven Christentums, sein Schacht sogar auf dem Boden des «Sozialismus». Es gibt kein Lichtchen und kein Licht, das diese dämonische Art Lüge nicht fürs völlige Gegenteil verwendet. In Eupen-Malmed v haben vier Nazi-Agenten die belgische Staatsangehörigkeit verloren, die von ihnen selbst höchst gering geschätzte. Die Ausbürgerung geschah auf Grund eines belgischen Gesetzes (vom 30. Juli 1934) gegen staatsfeindliche Umtriebe im Diebst einer fremden Macht. In Deutschland gibt es Hunderte, bald Tausende von Ausgebürgerten, ohne dass man dazu auch nur ein Gesetz gebraucht hätte, geschweige den Nachweis, kein Deutscher mehr sein zu wollen. Das Deutsche Nachrichtenbüro aber beruft sich nicht nur auf den – Versailler Vertrag, «um die wenigen Rechtsvorteile, die der Vertrag Deutschland gelassen hat, nicht unter die Räder der *Rechtswillkür* geraten zu lassen». Das Reich der Konzentrationslager drinnen, der «bilateralen Verträge» draussen beruft sich auf die «Kollektivsicherheit des Rechts» und beschwört:

«Wenn es eine Weltöffentlichkeit gibt, die Rechtsverletzungen verurteilt, dann muss diese internationale öffentliche Meinung auf Seiten der Opfer des Rechtsbruchs stehen.» Vor Jahren hielt der Frauen- und Kindermörder Kürten im Gerichtssaal ein ähnliches Plädoyer – zum Schutz des keimenden Lebens; die Richter packte damals noch Grausen. Humanität, Kollektivsicherheit, Pazifismus, rote Fahne, erster Mai, Hammer und Sichel, zuletzt sogar Volksfront im Dienst des realen Gegenteils: es ist ein Zynismus, der konkurrenzlos macht, der daran zweifeln lässt, ob selbst Judas der erste Nationalsozialist gewesen ist. Die Bourgeoisie musste erst völlig die Kulturelemente ihrer Ideologie verloren haben, um so hundertprozentig, mit klarstem Bewusstsein die Betrugselemente auszunutzen. Auch vorher waren diese, grösstenteils des Pudels Kern, aber verdeckt, mit Zwischengliedern vermittelt, erst durch materialistische Analyse herausstellbar, subjektiv weitgehend unbewusst und vor allem eben – im Nebenamt – kulturproduktiv. Seit aber das Interesse der sterbenden Bourgeoisie mit den Ideologien ihrer Befreiung und Blüte nicht mehr beginnen kann, sind ihr alle Ideologien nur Maskengarderobe geworden und jede gut zum Betrug. Freiheit, Schönheit, Recht, Nation, Frieden haben, wie man früher in Heidelberg sagte, einen «soziologischen Strukturwandel» erlitten; bis der Eiter überhaupt keine Struktur mehr übrigliess. Nur der «Sozialismus» der Nazis, die gestohlene Ideologie der Zukunft, wird von Jahr zu Jahr weniger strapaziert. Denn Proleten sind nicht so betrügerbar wie englische Staatsmänner, sie schicken ihrem Pazifisten keinen Fragebogen. Fast gemütvoll, rein menschlich schliesst sich die dritte Art Lüge an, die *verleumderische*. Sie ist die eintönigste, aber zugleich gefährlichste: als Mittel der inneren *Ablenkung*. Ihr Schema: Haltet den Dieb! – ist banal, doch seine Anwendung könnte nicht raffinierter sein. Hier besteht der Erfolg in der Verlegung des selbst Getanen oder Geplanten auf den Feind das begann lange vor 1933. Die Nazis haben einen Roten getötet, also heften sie der Leiche das Hakenkreuz an um «Der Angriff» schreibt: Schon wieder ein braver SA-Mann von Rotmord zur Strecke gebracht. Weiter: Als der Kameradschaftsführer der Hitlerjugend einen Ka-

plan fragte, warum er das Horst-Wessel-Lied nicht mitsinge, «hat der Kaplan dem Kameradschaftsführer ins Gesicht geschlagen»: also tritt der Kameradschaftsführer der Bestialität der Kaplane entgegen, indem er dem Schwarzen die Nieren zertritt. Der weitere Text ist noch bekannter: Die Juden haben provoziert, «das Judentum nutzt die grossmütige (!) Haltung des neuen Reichs gegenüber der Judenfrage zu Unverschämtheiten aus, die nicht ohne Folgen bleiben dürften», die Juden «legen ein freches und rücksichtsloses Benehmen gegen die SS an den Tag»; folglich bekommt das rücksichtsvolle Benehmen der SS durch die Juden erst Luft. Die Kommunisten haben, wie aus den angeblichen Materialien der angeblichen Katakomben hervorgeht, die Folter, Konzentrationslager, Geiselaub der Frauen und Kinder im Programm; folglich errichten die Nazis Folterkeller, sperren Frauen und Kinder als Geiseln ein, bauen Konzentrationslager, damit es in Deutschland nicht zu Folterungen, Geiseln, Konzentrationslagern komme. Die Kommune gilt als die Zersetzung schlechthin, als Untergang der europäischen Kultur und Gestaltung; folglich entscheidet der Nazi, damit die Gesittung nicht untergehe, beim Wort Kultur seinen Revolver. Dem Strafrecht wird die älteste Garantie der Rechtssicherheit entzogen, der Grundsatz: nulla poena sine lege. Richtersprüche aus «Analogie» greifen Platz: doch die völlige Unsicherheit, die damit einreisst, geschieht nach Frick «zur Wiederherstellung der Rechtssicherheit». Das Muster für alle diese – unaufhörlich vermehrbaren – Beispiele waren von Anfang an die viel zu wenig mehr bekannten «Boxheimer Dokumente» von 1931. In diesen waren die Verbrechen der Nazis als «Verhinderung oder Repressalie der geplanten kommunistischen Verbrechen» von vornherein erklärt und legalisiert. Spielte damals bereits der rote Hahn eine gehätschelte Rolle, so brüllte der Reichstagsbrand zwei Jahre später über die ganze Welt: Haltet den Dieb! – und noch etwas später, wenigstens unter Brüdern, waren es die Massakerpläne Röhm's. Die Anwendungsformel dieser Art Lüge lautet: Was der Nazi an Verbrechen zu tun vorhat oder getan hat, muss der Feind vorhaben zu tun oder getan haben; indem angebliches Vorhaben oder Getanhaben verhindert oder gerächt werden, tritt das Verbrechen erst ein, nämlich als rettende Tat der Nazis selbst. Die Anwendungsformel ist so stereotyp, dass auch ihre Op-

fer im Laufe der Jahre ziemlich genau wissen können, was schlagen wird, nachdem die Verleumdung geschlagen hat. Alfred Kantorowicz hat treffend darauf hingewiesen, dass die jeweilige Nazi-lüge dieses Kalibers prophetisch ist, sozusagen. Wo der Göring ein Verbrechen plant, steht der Goebbels wochenlang vorher Schmiere und bereitet ein Alibi vor. Ob die Kommunisten «ein Attentat vorhaben» oder ein Flugzeug, das es nicht gibt, «Berlin überflogen hat» oder die Sowjetunion «Memel bedroht» oder Frankreich «die spanischen Kirchenschänder unterstützt»: überall lässt sich aus dem auftauchenden Deckmotiv die nächste Handlung der Nazis praktisch vorhersagen. Sei sie eine neue Mordserie oder die Aufrüstung oder ein Heerlager in Ostpreussen oder eine Kreuzerfahrt nach Marokko. Selbst was die vornazistischen «Protokolle der Weisen von Zion» angeht, so ist klar geworden, dass die angeblichen Pläne der Juden Wunschträume der Faschisten markieren, und unterdessen wörtlich erfüllte. Die Verachtung und Ausrottung der Andersgläubigen, der Rechtsgrundsatz des völkischen Nutzens, die Heiligung von Mord, Betrug und Lüge: – alles wird dem «Mördervolk der Juden» vom Talmud vorgeschrieben und folglich vom Nazi realisiert. Es gibt keine Gemeinheit, die der Nazi nicht erst auf den Gegner projizierte, bevor er die Gemeinheit, zu ihrer «Verhinderung» ausführt. Nur die wirklichen Programme der wirklichen Sozialisten hat der Nazi auszuführen keine Neigung; die Aufhebung des Kapitalismus etwa ist ein Verbrechen, das der Nazi auf keinen Fall selbst begeht. Hier diktieren ihm seine Auftraggeber wirkliche Verhinderung, wirkliche Repressalie; hier dient er dem Imperialismus und lügt lediglich auf eigene Hand. «Es ist schimpflich», sagt Fiesco und geht heroisch auf und nieder, «es ist schimpflich, eine volle Börse zu leeren, es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos gross, eine Krone zu stehlen»: – der Imperialismus der Nazis aber stiehlt Kronen mit den Manieren derer, die volle Börsen leeren. Das war schon die Diplomatie des deutschen Imperialismus im Weltkrieg: die Nazis haben ihr das Geheimnis hinzugefügt, mit der eigenen Tat den Unschuldigen zu belasten und sogar sein Richter zu sein. Die Szenerie des Brandprozesses, mit dem Verbrecher als «Zeu-

gen» und Henker; noch keine Klasse ging ähnlich vergaunert unter, mit solcher Kreuzung von Todsünde und Niedertracht. Sicher sind die Lügen, in den drei Arten, noch nicht erschöpft. Zu den verlegenen, dämonischen, verleumderischen kommen täglich neue, das Ungeziefer wimmelt, der Nazi gibt keine Ruhe. Auch wäre aller Schwindel nichts, wenn der *Schrecken* nicht nachhülfe; der ist wahr. Vielleicht lässt sich kein Volk so einschüchtern wie das deutsche, sicher sind die Mittel der Einschüchterung hier die schärfsten, geübtesten, erbarmungslosesten. Indes auch die eigentliche Lügentechnik der Nazis wäre unvollständig, würde ihre oberste hier nicht wenigstens gestreift: die der *Verführung*. Der Klasseninhalt der Nazis ist nicht schön genug, um ihn zu sagen: Schutz des Kapitals, Vorbereitung des zweiten Weltkriegs. So griff die Bourgeoisie – nach gründlicher Vorbereitung – zur schwarzen Magie, zum Einsatz falscher irrationaler Elemente, zum Missbrauch der echten. Der Nazi nahm ja nicht nur die *sachlich*-ökonomische Verzweiflung seiner Bauern und Kleinbürger auf. Das Dritte Reich versprach ihnen auch, was sie als *Entmenschte*, *Entseelte*, *Mechanisierte*, als die *Enttäuserten* des Marxschen Sinns entbehrten; das Nilfheim der Versprechungen gab für alles Platz. Faschistische Propaganda hat derart die *gesamte menschliche Vermissung* zum Faktor seiner Verführungslüge gemacht: hier vor allem machte der Nazi Eindruck, hier gab er sich als Retter und einzig wahren Jakob aus. Das aber hätte nicht entfernt im gleichen Mass gewirkt, hätten die echten Revolutionäre dies Feld besetzt gehalten, wären sie einer spezifischen und sehr komplizierten, wenn auch minderen Wirklichkeit geneigter gewesen, der des falschen Bewusstseins. Das Schema aber hat, mit abschreckendem Zeigefinger, die «kleinbürgerliche Opposition» in Grund und Boden kritisiert, auch a priori dermassen aufgehoben, dass von ihr, ausser in der schrecklichen Wirklichkeit, nichts mehr übrigblieb. So lief die Verführung, selbst unter anfälligen Kleinbürgern, unangefochten; Marxismus erschien diesen so kalt und erloschen, ja so begriffshaft, als wäre er – abstrakter Idealismus. Nur das echte Erbe am Idealismus, das einen anderen Namen verdient, das Feuer, die mächtige Stimme des Wohin und Wozu, wie sie in der Sowjetunion praktisch erklingt, die Karriere ins menschliche Glück blieb verschwiegen. So fiel das Kalb in den

Brunnen und die riesige Nazilüge machte Musik dazu; das Schema blieb unbewegt. Georg Büchner schrieb kurz vor seinem Tod: «Das Verhältnis zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden.» Aber derselbe klarblickende, weit vorausschauende, allen ideologischen Illusionen überlegene Mann fügt hinzu: «Und die grosse Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Partei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot – und dann ein Kreuz oder sonst so was» (Büchner, Briefe an Gutzkow, 1835/36). Die grosse Klasse des Proletariats hatte die Formen dessen, was hier religiöser Fanatismus genannt wird oder gar das Kreuz nicht nötig; aber die nicht eben «grosse», doch zahlreiche Klasse der Proletarisierten folgte genau nach Büchners Prophezeiung religiösem Fanatismus (nämlich einer Art mohammedanischen) und genau dem «Kreuz oder so was» nach. Mit dem «religiösen» Fanatismus der Nazis wird die Revolution sich nicht bemengen; und die Lügenformen unterhalb der Verführung: die Lügen der Menschenverachtung und eigenen Gemeinheit, der eigenen Hoffnungslosigkeit – kommen überhaupt nicht in Frage. Hier müssen die Toten ihre Toten begraben; der Erfolg, der mit diesen Lügen erzielt wurde, setzt unnachahmliche Bestialität voraus, und die Wirkungen sind gespenstisch, sowohl dem unheimlichen wie dem wesenlosen Sinn nach. Aber der *Verführung* muss ans Leder gegangen werden; denn sie ist ebenso stark wie der Terror eine Wirklichkeit. Das lebendige Feuer der Volksfront, wie es in Frankreich angegangen ist und die Glanzzeiten des Goebbelschen Sportpalastes durch Wahrheit, durch den Jubel der Wahrheit verdunkelt, – dieses Feuer macht dem Blendwerk ein Ende. Es bringt die Mehrheit auf den rechten Weg, es verhindert, dass die Proletarisierten ihre Mörder decken und ihre Retter schlachten, es schafft endlich klare Fronten. Die Lügen des Faschismus haben dann ausgespielt, sein Gaukelsack wird leer, die Verführung geht zu Ende, die Vermischung, worauf sie basiert, isst Brot. In vielen Arten, mit so rein verbackenem Traum, dass das

Subjekt, das ihn schmeckt, auch die echte Irration endlich schmeckt und die echte Unruhe nach ihr. Es braucht kein Opium mehr; selbst Manna erscheint als das, was es bestenfalls war: Ersatz.

Sokrates und die Propaganda

Fast alle hören am liebsten sich selber zu. Das gilt nicht nur für Schwätzer und eitle Tröpfe. Sondern auch für gute Ohren, für den Mann, der sich etwas sagen lässt. Damit er zuhört, muss er von seiner eigenen Lage her gepackt sein, und zwar zunächst von seiner Lage, wie sie sich ihm spiegelt. Erst dann hat das Weitere Aussicht, gehört und verstanden zu werden, erweckt es Vertrauen. Das aber gelingt nie von aussen oder oben her, als überlegen nahendes Selberwissen. Von oben kommt man Fliegen bei, nicht Menschen. Selber klug zu sein, ist erst die Hälfte der Klugheit. Was nämlich den Redner und sein Glück angeht.

Höchst niederdrückend haben das die letzten Jahre gezeigt. Woher stammt nur der Aberglaube, dass die Wahrheit sich selber Bahn breche? Dass sie auch erhört werde, wenn sie gehört ist, dass sie bei denen, die sie angeht, augenblicklich einschlägt? Ungeprüft läuft dies allzu direkte Wesen unter den Propagandisten der Vernunft, als Aberglaube der Vernunft selbst, als Tribut, den sie für die Vernichtung der übrigen Sparren zahlt. Lasse man die Nazis beiseite; diese führen überhaupt nirgends hin als in Tod und Irre; so haben sie es leicht, Umwege zu machen. Aber es gibt auch ehrlichere Leute mit ehrlicheren Zielen; diese fielen trotzdem nie, wie so viele Linkspropagandisten, mit der Tür ins Haus. Ehrliche Geschäftsmänner wussten durchaus ihre Kunden zu nehmen, von Nervenärzten und Psychiatern ganz abgesehen. Wie viel gewitzter möchten Leute sein, die überhaupt kein Geschäft machen wollen, sondern das Gegenteil. Die den höllisch Umwickelten ein Auge für das Geschäft öffnen wollen, das man mit ihnen macht. Die Linke hat das wahre Bewusstsein, aber auch dass es ein falsches, sich sperrendes Bewusstsein gibt, ist wahr. Neben der Wissenschaft steht die Weisheit, Menschen zu sehen und diese gerade

kommt der Praxis am nächsten. Dass aber das Wahre nur gesagt zu werden brauche, um unweigerlich zu wirken, dieser bare Idealismus war im materialistischen Lager jedenfalls ein Wunder. Der Aberglaube an die automatische Wirkung der Einsicht kommt ausserhalb der schematischen Propaganda nur noch bei Mathematiklehrern vor. Er servierte Formeln, je dürrer, je besser, und hielt den Menschen für Wasser, worin sie sich auflösen.

Der Ahnherr dieses Aberglaubens – ein gewiss verblüffender Ahnherr für Ökonomen – ist Sokrates. Dieser zuerst hat alle Menschen nach sich beurteilt, also schief. Freilich nicht von vornherein, nicht in seinem Umgang; hier ging der Alte vielmehr angepasster vor als hundert sogenannte rote Hetzer zusammen. Er sah den Leuten aufs Maul und mehr noch auf die Hand, lief zu Schneidern, Schustern, Malern und Schmieden in die Werkstatt, verwickelte sie ins Gespräch. Alle Berichte Platons und Xenophons stimmen darin überein: Sokrates wollte nicht von vornherein belehren sondern gemeinsam mit anderen lernen, nicht seine Überzeugungen ihnen aufdringen sondern die ihrigen prüfen, nicht eine fertige Wahrheit als ausgeprägte Münze weiter geben, sondern den Sinn für Wahrheit und Tugend erwecken, den Weg dazu zeigen, das Scheinwissen zerstören, das wahre Wissen suchen. Unersättlich in Gesprächen erspähte er jede Gelegenheit zu aufstachelnder, auf die Ironie des eigenen Nichtwissens gegründeter Unterhaltung, nahm den Anlass, wie ihn der Zufall gab, am liebsten aber aus der Praxis seiner Gesprächsfreunde. Das alles ohne Ansehen der Person, zunächst sogar des logisch-moralistischen Zwecks; auch eine öffentliche Nympe, die er bei einem Maler Modell stehend fand, machte er einmal philosophisch, indem er sie auf den Begriff und die Methode ihres Gewerbes zu führen suchte und ihr zeigte, durch welche Mittel sie die Männer am besten gewinnen könne. Soviel über eine vorbildlich konkrete, an Interessen anknüpfende Konversation: diese Erfahrungheit und nur diese macht die Weisheit des Sokrates aus. Auch das dialektisch-induktive Verfahren, die substanzvolle Aufklärung, worin und wozu das Gespräch sich bewegte, hat schöne, fortwirkende Meriten. Sokratische «Unwissenheit» ist heute gerade, in der illegalen Propaganda mancher deutschen Kommunisten, ein gern ge-

übtes Mittel, um in den naiv Befragten allerhand Wissen zu erregen, auf das sie sonst nicht gekommen wären. Ein fast ungefährliches, jedenfalls schwer ertappbares Mittel: Sokrates hat es in die Welt gebracht. Wenn auch seine heutigen Methodiker von Sokrates durchaus nichts zu wissen brauchen, und dieser selbst, wie sein Ende zeigt, kein Lehrmeister des Versteckten gewesen ist. Dafür sichtbarer allerdings – und das ist Nicht-Weisheit – ein Lehrmeister des bodenlosesten Intellektualismus, ein Pädagoge alles dessen, was politischer Propaganda das Schädlichste ist. Auf die Ironie des Nichtwissens wäre der illegale Disput auch ohne Sokrates gekommen; der pädagogische Intellektualismus aber ist deutlich sokratischer Herkunft, noch in der Aufklärung, noch bei Hegel. Der Mensch in seinem dunklen Drange, des rechten Wegs sich wohl bewusst (sodass es nur noch leichter Aufklärung bedarf, ihn auf den Weg zu bringen), ist in veränderter Gesellschaft derselbe theoretische Automat wie der Mensch der sokratischen Belehrbarkeit. Hegel wiederum, dem die «Nachtseiten der Natur» nicht fremd waren, ist dennoch, auch psychologisch, Panlogist par excellence. Gefühle sind Besonderheiten, die der Rotstift heilt, das Alogische im Menschen hat keinen anderen Rang als den, beschimpft oder mindestens wegkonstruiert zu werden. Die Gleichgültigkeit gegen das dumpfe Gefühl (worin so viele Opfer Hitlers stecken, geradezu hilfeschreiend stecken) ist bei Hegel genauso gross wie bei manchen Marxisten (die hierin gar keine sind, sondern schlechte Hegelianer und Sokratiker). «Wenn ein Mensch», sagt Hegel, «sich über etwas nicht auf die Natur oder den Begriff der Sache oder wenigstens auf Gründe, die Verstandesallgemeinheit, sondern auf sein Gefühl beruft, so ist nichts anderes zu tun, als ihn stehen zu lassen, weil er sich dadurch der Gemeinschaft der Vernünftigkeit verweigert, sich in seine isolierte Subjektivität, die Partikularität, abschliesst» (Enzykl. § 447). Sokrates, der Urheber dieser «Verstandesallgemeinheit», liess die Menschen zwar durchaus nicht stehen, auch pflegte er für sich selbst ein äusserst dunkles Gefühl, das bekannte Daimonion. Trotzdem glaubt man in dem angeführten Ratschlag Hegels, einen modernen, nämlich sektiererisch gewordenen Sokratiker zu hören, der Menschen des Gefühls stehen lässt und lediglich mehr oder minder zurückgeblie-

bene Rechenmaschinen voraussetzt. Vor allem aber ist Sokrates darin en vogue, dass er überhaupt keinen Widerstand zur Tugend und ihrer Einsicht kennt. Nicht nur ist die Tugend lehrbar, das Gute Eingesehene schlechtweg, die Sünde lediglich Irrtum, das Tun des sittlich Richtigen dasselbe wie die Kenntnis des sittlich Richtigen. Sondern es ist dem Menschen auch unmöglich, das Gute nicht zu praktizieren, wenn er es einmal kennt: wer schlecht handelt, tut es lediglich aus verkehrtem Urteil. Niemand ist freiwillig böse, lediglich sittliche Unwissenheit ist der Grund aller Fehler, sittliche Belehrtheit aber die unweigerliche Wurzel der Parteizugehörigkeit zum Guten. Setzt man statt des sittlichen Wissens das ökonomisch-marxistische, statt der Praxis des Guten die der sozialen Revolution: dann begegnet der erstaunte Blick in Sokrates bereits dem Intellektualismus jener, die den Knorren nun einmal nicht wahrhaben wollen, der Bauern und proletarisierte Kleinbürger von der Erkenntnis, ja der direkten Erkennbarkeit ihrer Lage und Wahrheit trennt. Über die Stoa und Spinoza, über den logischen Optimismus der bürgerlichen Aufklärung, über den Kopfglauben Hegels hinweg ist die sokratische Gleichung: Tugend = Einsicht – heute noch ein Fehlermotiv politischer Pädagogik und Propaganda. Die Opfer Hitlers wurden durch diesen Intellektualismus (das Gegenteil des Kommunistischen Manifests) zweifellos vermehrt.

Es liegt bereits auf der Hand, dass viele ihrer die Einsicht gar nicht wollen. Sofern sie ihnen zeigt, wo sie stehen und wie hoffnungslos es sei, ihren früheren, vielleicht nicht so übel gewesenen Zustand zurückzuwünschen. Das gilt für sehr viele Kleinbürger; hier ist kein anderer Rat, als erst dies Nichtwollen gründlich mitzufühlen, um ihm von sich selbst her beizukommen. So vieles war auch im früheren Dasein des Kleinbürgers durchaus nicht gewollt, zum Beispiel die tägliche, lumpige, schäbige Sorge im Geschäft oder im Haushalt. Es gibt für den Bauern hundertprozentige, für den Kleinbürger mindestens überwiegende Gewissheiten, die ihm den Blick nach vorwärts gerade schmackhafter machen können als den zurück; diese allerdings bedürfen, um den Willen der Schicht zu ergreifen, des saftigen Gemäldes, nicht der dünnen Radikalität, gar einer falschen. Welchen Schaden hat allein die

grundfalsche Meinung angerichtet, dass die Sozialisierung dem Bauern seine Kuh, dem Kleinbürger sein Büffet unweigerlich, gleich am ersten Tag aus Stall und Wohnung holen werde. Man hat solchem Unsinn nie vernehmlich genug widersprochen, nie von einem Dasein gesprochen, wo der Bauer seine eigene Kuh gar nicht mehr brauche, der Kleinbürger sein Büffet gar nicht mehr besitzen wolle. Man unterschätzte die verheerende Willensreaktion auf die missverstandene Vergesellschaftung und glitt in der Propaganda, weil man dies Missverständnis ja selbst nicht hatte, viel zu leicht, viel zu theoretisch darüber hinweg. So wurde die Sozialisierung mit dem Gerichtsvollzieher verwechselt; so konnte der (zur Zeit harmlose) Eigentumswille des kleinen Manns mit seinem (gut getarnten) Vernichter, dem Grosskapital, sich verbünden. Weiter aber liegt selbst dann, wenn das Wollen parater, soll heissen, für die sozialistische Veränderung anfällig ist, ein besonders harter Knorren im Restbestand einer älteren Wirtschafts- und Denkweise vor, im Habitus der Klein- und Mittelbauern sowie bestimmter Kleinbürgerschichten. (Diesen Habitus habe ich in einem Kapitel meines Buchs «Erbschaft dieser Zeit» als «Ungleichzeitigkeit» zu bestimmen und von der blossen «Zurückgebliebenheit», womit man sie bisher in Bausch und Bogen verwechselte, ökonomisch-ideologisch abzugrenzen versucht). Die Ungleichzeitigkeit macht, dass das Verhältnis Sein: Bewusstsein kein direktes, adäquates, mechanisch-promptes ist, mit anderen Worten, dass dem proletarisierten Sein der Bauern und Kleinbürger das proletarische Bewusstsein keineswegs auf dem Fusse folgt. Es bildet sich vielmehr ein falsches Bewusstsein eigener Art, ein Innenraum, der an die proletarisch-grosskapitalistische Wirklichkeit und ihre Dialektik nicht direkt angrenzt, der folglich den sozialistischen Wahrheiten über diese Wirklichkeit gar keine oder nur verzerrte Resonanz gibt. Widerspruch genug wird auch hier verspürt, subjektiver der dumpfen Wut wie objektiver, sozusagen, eines romantischen Antikapitalismus, einer immer noch nicht ausgelebten, auch relativ besseren Vergangenheit, die gegen die «Mechanei» der Gegenwart sich sperrt. Aber dieser Widerspruch eben ist ungleichzeitig, folglich vom echten, realen, gleichzeitigen so verschieden wie die dumpfe Wut von der bewussten revolutionären Tat, wie eine unausgelebte Vergangenheit von der

zukünftigen Gesellschaft, womit die gegenwärtige schwanger geht. Daher schlugen die Erkenntnisse der fortgeschrittensten Klasse in all ihrer Wahrheit hier nicht ein, daher gelangen, ideologisch, fast alle Reichstagsbrände. Daher konnte unter den Betroffenen, wie Schumacher sagt, die Lüge derart wahr wirken, die Wahrheit blieb derart ungesehen. Daher reüssierten die (höchst gleichzeitigen) Betrüger, hatten die ungeheuerliche Zahl der Betroffenen und Betrügbaren zur Verfügung, die nationalsozialistische Massenbasis aus ungleichzeitigem Widerspruch. Wieder hilft dagegen nicht die blossе Einsicht in den Tatbestand (selbst wenn man sie überall bereits hätte). Es hilft allein die geschickte Liebe und kenntnisreiche Anpassung an jene Werkтätigen, die nun einmal keine Proletarier sind, sondern Abgesunkene, Gesperrte, Proletarisierte. Um den Bauern und Angestellten selbst auf die Beine zu bringen, um ihn zum rechten Bewusstsein und Rebellieren tauglich zu machen, dazu ist auch die unmittelbar dargebrachte Erkenntnis seiner Ungleichzeitigkeit nicht imstande (geschweige der Irrtum totaler Gleichzeitigkeit). Nichts falscher auch, als Propaganda mit Popularisierung schlechtweg zu verwechseln, in der Meinung, Intellektualismus sei überwunden, wenn erst das Niveau der Forschung gesenkt sei. Diese Meinung (sie ist bezeichnenderweise unter schlechten oder dürrеn Propagandisten die verbreitetste) verwechselt den Generalstab mit der Mission, das Laboratorium mit der Predigt. Gerade aber damit die Predigt einschlage und die rechten Mittel vorbringe, darf das Niveau der Forschung keinesfalls gesenkt werden; bei Strafe des Schemas oder Schlendrians. Hier hilft allein empfindlich-konkrete Menschenkenntnis der Wissenden selbst; Beförderung der immanent verstandenen Wut zur Bundesgenossenschaft durch aufgezeigte Enttäuschung; Aufnahme zukunftshaltiger Elemente der Vergangenheit ins Erbe der Zukunft. Und überall war der Intellektualismus von Übel, die Zufriedenheit mit dem eigenen, gut nachhause gebrachten Wissensschatz. Der moderne Sokratiker meint aufgeklärt zu haben, wenn er abgeschreckt hat; glaubt Bauern und Angestellte gewonnen zu haben, wenn er ihnen Begriffe reicht, nach denen sie weder fragten noch zu fragen bereits imstande sind. Wenn er Menschen, denen der Kapitalismus bis zum Hals, doch eben wegen des Über-

drusses an Rationalisierung noch nicht bis zum Kopfe steht, immer wieder die unangenehmsten Komplizierungen ökonomisch-theoretischer Art zum Besten, als Bestes gibt. Ohne Sinn fürs Faktum, dass Leute, die «hinter dem Mond zuhause sind», zu den Erkenntnissen des fortgeschrittensten Tags, selbst wenn sie von ihnen bereits gewollt wären, sich leichthin verhalten wie ein Gebirgsbauer in einem Schaltwerk oder, cum grano salis, wie ein Chinese auf dem Forum. Das unablässige Pauken der Theorie – von Anfang an, ohne Ansehen der Person, an allen Orten – erzeugte unter den noch unhomogenen Schichten Minderwertigkeitsgefühle (mit nachfolgendem Hass gegen seine Erreger), nicht «Tugend».

Käme es nur auf das Wissen an, dann wäre alles, was es enthält, schon da. Wie ist die Zeit zum Umsturz reif, wie lang schon, wie überdeutlich geht sie mit der anderen Gesellschaft schwanger. Es gibt Kämpfer mit schweren Stunden, in denen sie nicht die Hoffnung, aber sozusagen die Geduld verlieren. Es gibt selbstverständlich Parkettliebhaber der Revolution, die es langweilt, dass der Vorhang nicht aufgeht, dass das längst gelesene Stück nicht endlich auch gespielt wird. So aber, in dem ausserordentlich verknäuelten Zustand der Welt, einer doppelt und dreifach alten Welt, ruft Propaganda des Rechten allzu oft nur das Gegenteil, nicht aber das Tun des Rechten hervor; soll heissen: intellektualistische Propaganda oder allzeit direkte. Das Tun des Rechten aus direkter Aufklärung gelang noch der bürgerlichen Revolution, als einmaliger, heute nicht wiederholbarer Glücksfall. Die Vorbereitung von 1789 konnte deshalb so intellektualistisch sein, weil das Wollen des dritten Stands aus Gründen, die hier nicht ausführbar sind, seinem Wissenwollen weitgehend konform ging; weil damals nur Adel und Klerus, die Klasse ohne Anhang, auf «Ungleichzeitigkeit» Wert legten. (Immerhin wäre selbst damals mit dem kühlen Licht der Enzyklopädisten allein, ohne die weithin verstreubaren Gefühlsimpulse Rousseaus, das Menschenrecht kein Zunder gewesen.) Heute steht neben Proleten die taumelnde Masse der bloss Proletarisierten; diese eben trinken nicht direkt aus dem Quell des gleichzeitig scharfen Wissens. Alles kann ihnen ^verkehrt werden, die Bestie zum Biedermann, der Intellekt zur Bestie oder zum

«Wort mit dem jüdisch grellen Schein». Heute ist die herrschende Klasse nicht ein Grundadel, der auf Massenbasis ohne Weiteres verzichten musste, sondern eine unabschätzbar gerissene Bourgeoisie; deren Vendee läuft kreuz und quer, ist ganz anders mobilisiert wie die bloss regionale der damaligen Aristokratie. Heute hat die Revolution nicht nur, wie selbstverständlich, die herrschende Klasse gegen sich, als puren Widersacher oder «Satan»; sondern ihr ist auch unter den rechtens Zugehörigen der Knorren erwachsen, ein alter Adam sozusagen, mit dem durchaus und anders wie mit der Bosheit des Klassenfeinds zu rechnen ist. Nämlich brüderlichtaktisch, man könnte sagen: mit jenem redlichen Jesuitismus des Lichts, der hier statthat und – zum Unterschied vom Jesuitertum des Betrugs oder dem alten trojanischen Pferd – das Licht nicht zu scheuen braucht, nicht einmal den Hinweis darauf, ein trojanisches Pferd zu sein oder ein Nicht-Intellektualismus. Der alte Adam oder Knorren der Revolution ist Nichtwissenwollen und Ungleichzeitigkeit, ist die Unstimmigkeit zwischen antikapitalistischer Irratio und revolutionär-progressivem Willen und Bewusstsein. Es ist das ein höchst irdischer, höchst relativierbarer Unterschied, doch ohne Medizin eben nicht heilbar. Gerade in der materialistischen Revolution wird jene Weltklugheit endlich reinlich, die mit der fremden Angelegenheit auftritt, um mit der eigenen abzuziehen; die unablässig den Punkt der rezeptiven, nicht nur objektiven Reife studiert; die den sperrenden Widerspruch mit jener Menschenkenntnis behandelt, die unverdinglichter und konkreter als je zur Sachkenntnis gehört. Blosser Intellektualismus, zufrieden damit, für sich allein alles begriffen und abgeleitet zu haben, unterstützt nur das Kapitalinteresse am Riss zwischen Proletarisierten und Proleten. Der Proletarisierte hat am schrecklichsten bekundet, kein ausgeklügeltes Buch zu sein, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch – und mit welch schwierigem, welch dschungelhaft verstocktem. Glaube an die Macht blosser Belehrung, an die unmittelbare Propagandakraft der Analyse ist schlimmster Sokratismus: nie wurde so eine Welt erobert. Man braucht den anderen Sokrates, den des unaufhörlichen, einlässlichen, durch Fragen weitertreibenden Umgangs. Dieser Sokrates ist der Ursprung des grossen politischen Lehrers

(der selbst lernt). Der Sokrates der intellektuell erzeugten Tugend ist einer der Ursprünge grosser politischer Verzögerung.

(November 1936)

Nobelpreis und Ausbürgerung

Nun lachen die Braunen nicht mehr so hell. Widriges hat sie teils betroffen, teils haben sie es sich angetan.

Da ist der Schmerz des Nobelpreises, welch ein Unfall! Ganz ist er nur von innen her zu ermessen, vom deutschen Leser her. Der erfährt über Nacht, völlig unvorbereitet, einer der bekanntesten Nazifeinde sei gekrönt worden, nordisch gekrönt, mit sehr blondem und goldenem Kranz. Der Eindruck kann gar nicht überschätzt werden, der Nobelpreis an Ossietzky wirkt als Blitz durchs Gewölk. Als greller Lichtschein vom Auslandshimmel, als Information, die fast zu viel des Guten verheisst. Die nationalsozialistische Idee, war dem Leser gesagt worden, erobert die Welt; und auch die, welche nicht an diese Eroberung geglaubt hatten, sie erst recht nicht wünschten, welche am ganzen Leib von dieser Idee blutig waren, sahen die Feigheit der Welt, ihre Angst, ihr England, ihr Zurückweichen vor der drohenden Chimäre. Nun kam die Antwort, sie ist gerade in der Form abgefasst, auf die die Nazis besonders dressiert haben: in der Form der Ehre. Dazu kommt die götzenhafte Rolle, die der Nobelpreis seit alters im Gemüt des deutschen Durchschnittslesers spielt. Neutral, hochnordisch, wie bemerkt, hochkapitalistisch von der angenehmsten, von der schenkenden Seite, Oberwelt durchaus, ein Stück aus dem alten Europa, ein Stück Hoftheater, Kaiserparade, Ruhmeskranz, Siegerglanz, und das alles edelsten Stils. Die Ehre aber geht an einen «notorischen Landesverräter», und sie hat zum ersten Mal zwei Seiten. Sie ist zum ersten Mal Preis und Gericht im selben Akt, der Triumph des Geschändeten ist die Verurteilung der Schinder. Ein Stück Märchen und Gerechtigkeit des Märchens kam in die Welt, daher die wohltuende Wirkung auf den deutschen Leser, die kläffende beim Nazi. Wie töricht sind seine Proteste, wie falsch adressiert; wie piefkehaft im Ton des schneidigen Koofmichs, der in die Toilette bittet und mit Konsequenzen droht. Das ver-

schlimmert den Unfall, der deutsche Leser merkt die Schwäche, die europäische Verworfenheit seiner Herrn. Wozu noch das Spezielle des Friedenspreises tritt: gerade der Feind der deutschen Friedensengel wird gekrönt. Das erweist die Echtheit dieser Engel, sie werden nun nicht mehr so frech als Pazifisten reden. Das Lügenhandwerk dieser Art ist ihnen gelegt; seit Ossietzky den Friedenspreis erhielt, preist sich Görings Friede nicht halb so leicht.

Görings Friede verteidigt bekanntlich die europäische Kultur, hat die deutsche in sich. Hier sind die Braunen besonders witzig, lassen nicht nach. Sicher ist noch mancher gute Mann im Lande, der ihnen das Höhere glaubt, mancher schlechte draussen, der so tut, als ob. Aber weshalb fügen die Nazis, kaum, dass sie den Schlag aus Oslo erhalten haben, sich selbst einen neuen zu, diesmal ins Herz des Schönen? Thomas Mann hat vor Monaten den Nazis zugerufen, ob sie es wagen würden, ihm das Deutschtum abzusprechen; sie haben es gewagt. Sie haben bereits Kühneres gewagt, zum Beispiel die Aufrüstung, die Rheinlandbesetzung, insofern kann man den Vorgang kaum ein Wagnis nennen, doch er ist mehr als dieses: eine Dummheit. Weshalb vermehren die Nazis den Nobelpreis an Ossietzky durch einen zweiten an Mann, nämlich durch die Ausbürgerung? Lange hatte Thomas Mann sich seine Stellungnahme überlegt, so lange, dass ein schreibender Angestellter des internationalen Bankkapitals schon geglaubt hatte, ihn für seine Auftraggeber reklamieren zu können. Er hatte die einfältige Unterscheidung zwischen Dichter und Schriftsteller fascistisch zugespitzt, Thomas Mann als Dichter reklamierend, als Apoll des mythischen Reichs, zum Unterschied von den «Romanfabrikanten» der Emigration. Die Anbiederung fiel aber dermaßen täppisch aus, dass der Dichter Stellung bezog, Missverständnisse ursächlich verhindernd. Auf dies Erinnerungsblatt nun ist die Ausbürgerung Manns geschrieben, als eines «Schriftstellers», wie Goebbels jetzt selber sagt, nicht ohne den Hilfsdienst auf die anerkennende Weise zu erwähnen, die er verdient. Aber nun wieder: welches Blitzlicht für Deutschland, welche Choc-Erzeugung in der deutschen Kultur, in genau den Kreisen des gebildeten Publikums, denen Thomas Mann als Repräsentant dieser Kultur gilt, ja alles dessen, was unter Nicht-Bolschewismus hier verstan-

den wird. Da ist die altmodische und vielfach gefältelte Schreibweise, die Musse umständlicher, mit Lust spinöser, vornehm ironischer, mythisch assoziierender Betrachtung. Da sind Auslassungen gegen die «Vermassung» der Zeit als ihrem «Grundübel», gegen «die abenteuerliche Entwicklung der Technik mit ihren Triumphen und Katastrophen»; da ist der häusliche Darstellungsstoff in den Buddenbrooks, der eingesponnene im Zauberberg, der biblisch vertraute und ausgeschachtete im Jakobsroman. Nichts naheliegender als die Erwägung: wenn all diese «Brunnenteufen» den Dichter nicht hindern, auf die Seite derer zu treten, die er zuerst doch als «Zivilisationsliteraten» geglaubt hatte ablehnen zu müssen; wenn das edelste Publikumbild deutscher Kultur selber gegen das heutige Deutschland aufsteht; wenn der Lohn für all dies Deutschtum, der nazistische Nobelpreis sozusagen, in der Ausbürgerung besteht: dann liegt Deutschland anderswo, dann ist dies Wort innerhalb der Grenzen zum Schindluder geworden, zum Ausdruck seines völligen historischen Gegenteils; und nicht nur die Freiheit, die ich meine, auch die Gesittung, die ich kenne, ist einzig bei jenen, die keinen Weg mehr haben, um die deutsche Kultur zu hüten, als den in die Emigration. Der Nazi aber hat solche Reaktion nicht bedacht, obwohl sie unvermeidlich ist und dem Regime die Gebildeten unter seinen Verächtern mehrt. Die Kreuzzugsideologie für europäische Kultur, diese alte Walze, dürfte langsam die letzten Stützpfähle ihrer Musik verlieren.

Der unschätzbare Geistesritter, der in seinem erwähnten Hilfsdienst für Hitler die Blüte der Nation noch im Lande selbst gesehen hatte und draussen, ausser Thomas Mann, lediglich Literaturfabrikanten (Juden und Judengenossen, wie sich versteht), konnte nur wenige dumm machen. Jetzt aber ist die geistige Lage überklar: in unserem Lager brennt alles Licht; was drüben reüssiert, wird von Lumpen oder Narren gemacht und ist danach. Welch bekanntere Köpfe sind ausserdem, nach dreieinhalb Jahren, dem Land – wenn nicht treu, so gehorsam geblieben? Lasse man windige Vielschwätzer wie Flake oder Ziegler beiseite, eine widerliche Spottgeburt wie Keyserling, abgetakelte Subalternitäten wie Wilhelm von Scholz und andere. Sie hatten vorher schon nichts zu sagen und setzen dies wortreiche Gewerbe fort, halbnazistisch,

nicht Fisch noch Fleisch. Es bleibt der alte Stehr: unbekannt; der Olympier Hauptmann: wo ein Tisch mit Rotwein steht, spendet er Weiheworte; umsonst, nur seine Senilität schützt ihn vor denen, die seine Weber weniger vergessen haben als er. Es bleibt der jüngere Fallada, ehemals ganz leidlich, fast wirklich, nun mit Blubo sanft verzuckert; umsonst, die Nazis misstrauen dem Talent, essen nicht von dieser Konfitüre. Es bleibt Gottfried Benn, Minnesänger des Diluvium, sprach Greuel wie ein Irrer; umsonst, er steht auf dem Markt als Knecht, den niemand dingt, auch das Irrationale – als Friedensware – bezahlt sich nicht. Der guten Stube des Nazi genügt ein Vertiko, mit Felix-Dahn-Lyrik darauf, zackig gemacht; seinen Thingstätten entspricht das Weihespiel auf Primaner-Niveau, gut genug, wenn Blutgeruch ausgeht, dicker Schwaden, Krieg. Und die Epik, der Ersatz für Thomas Mann? – man vergleiche:

«Das Schloss in Ungarn» ist der Titel eines Romans von Eberhard Wolfgang Möller, dem Träger des nationalen Buchpreises 1934/35. Auf der Umschlagsseite steht: «Selten einmal hat ein Buch so sehr Erfüllung aller Hoffnungen bedeutet.» Welcher Art diese Hoffnungen waren, davon eine kleine Probe. Der Verfasser schildert den Kampf zwischen dem Helden des Romans und dem Haupt einer «jüdischen Banditenbande», bei der der Held die Oberhand gewonnen hat: «Ich stiess blindwütig zu und drosselte mit aller Kraft, bis sich das Gesicht unter meinen Händen verfärbte, die Augen heraustreten und der Mensch seinen Geist aufgab. Dann sprang ich auf und taumelte davon. Ein unbeschreiblich glückseliges Gefühl durchdrang mich. Ich dachte: so muss einem Menschen zumute sein, der sein Lebenswerk hinter sich gebracht hat und nun auf dem Lande die wohlverdiente Rente verzehrt.» (Aus der Basler Nationalzeitung vom 29. November 1936).

Das ist deutscher Sozialismus und preisgekrönte Literatur; beide durch Blut ausgezeichnet, auch durch die echt sozialistische Sehnsucht nach einer Rente, ja nach dem Lebensabend eines Scharfrichters. «Nun lässtest du in Frieden,» singt Cornelius in einem Weihnachtslied, «Herr deinen Diener gehen, da du mir noch beschieden, den Heiland anzusehen» – der deutsche Christbaum leuchtet wie nie. Selbstverständlich bleibt auch einer Räuberhöhle sehr erwünscht, sich mit Teppichen auszuzieren, selbst-

verständlich kann auch Kunst ohne Charakter eine Zeitlang mit den Wölfen heulen. Aber an die Wand gedrückt Hindemith, die sozialdemokratische Urnatur, die musikantische, die mit sich reden liesse, mit der keiner spricht; nur zu festlichen Anlässen Furtwängler erwünscht, Gebrauchsmusiker Görings, williges Paradeferd vorm Ausland, sonst so einflusslos wie ein Harmonielehrer am Konservatorium. Die paar wirklichen Kulturträger sind Leidende, denen von Tag zu Tag der Druck unerträglich wird und der Betrug; als Giftgas dringt er in die letzten Winkel ihrer Arbeit. Die grossen Wissenschaftler, Planck, Sauerbruch und andere, stehen in Opposition, suchen in der verwüsteten Universität eine Katakombe, um ihre Arbeit tun zu können, und erheben sie die Stimme, so ist es kein Dank ans Dritte Reich, noch weniger eine Zustimmung, sondern ein Hilfeschrei. So steht fest: die echten Blüten der Nation fühlen das Naziklima nicht als das Beste, worin sie gedeihen; selbst die Halbtalente liegen schief. Ausserhalb des Landes aber sind bis auf einen kargen Rest alle seine grossen Gelehrten und Künstler, die meisten amtlich als Antifascisten bestätigt. Der gebliebene Rest lebt zuhause selber im Exil, in einem schlimmeren als die Einstein und Schrödinger, die Schönberg, Klemperer und Brüder Mann; in einem Exil, das entwürdigt, und das zu ertragen nicht jeder ein Furtwängler ist. So ist die Ausbürgerung ein Ehrenzeichen geworden, das einzige, das die Nazis zu verleihen imstande sind. Dass Thomas Mann, die Orientierungssäule des deutschen und deutsch lesenden Bürgertums im Ausland, jetzt mit in der gewürdigten Reihe steht, ist ein Lapsus, der dem Goebbels so kurz nach Ossietzky nicht hätte passieren dürfen. So überdeutlich zeigt man nicht: Staatsrat Streicher, Kollege von Krauss und Furtwängler, ist der wahrste Exponent gegenwärtiger deutscher Kultur. So taktlos zeigt man erst recht nicht: die Gesellschaft der ausgebürgerten Kriminellen und Untermenschen wird immer kanonischer fürs wirkliche Deutschtum. Über kurz oder lang ist sie komplett und drübenbleibt, vom Stöhnen der Opfer erfüllt, in tiefem Dunkel, der zum Ausbruch bereite Tod.

Vielleicht, die Zeichen mehren sich, kann er noch abgewendet werden. Die Nazis machen eine Strähne von Dummheiten; die

Führung mit dem Volk lässt nach, das aussenpolitische Geschick erst recht. Die Nazipolitik vergreift, übernimmt, verspekuliert sich in immer rascherer Folge. Die hilflose Überraschung im Fall Ossietzkis, die Instinktlosigkeit im Fall Thomas Mann stehen in weit grösserem Zusammenhang. Möglich, ja wahrscheinlich, dass alles wieder anders kommt, doch die ehrfurchtgebietende Gerissenheit der Nazis lässt zur Zeit nach. Regimenter nach Spanien, gar das Bündnis mit Japan, in diesem Zeitpunkt plakatiert, sind Fehlleistungen, die fast an Tirpitz erinnern oder an den Untergang. Es war bereits ein Werk, des besten Wilhelm würdig, durch den Austritt aus dem Völkerbund Russland in ihn einzubringen. Ein Meisterwerk, Frankreich die achtzehn Milliarden Zarenkredite vergessen zu machen, Paris und Moskau wieder sich finden zu lassen. Das Glück war bald danach Hitler in anderem hold, besonders durch England, durch die Sanktionen, durch Edens Mustergestalt, die von Mussolini, zur Zeit der Rheinlandkatastrophe, nicht ganz uneben als zweiter Herr von Papen bezeichnet worden war. Doch jetzt hat der alles überbietende Japanvertrag England, ja – woran überhaupt nicht zu denken war – Nordamerika in den Stromkreis der Notwehr gebracht. Selbst Lord Plymouth wird gegen die deutschen Regimenter am Ebro empfindlich und entdeckt sie als Nicht-Freiwillige – eine gigantische Leistung, wie Hitler zu sagen pflegt, und wirklich von ihm selbst vollbracht. Das deutsche Volk aber, so lange gewöhnt, über nichts mehr sich zu wundern, wird über dies Ausschlagen nach allen Seiten stutzig. Über kanarische Inseln und Ukraine zugleich; über Hitlers Riesenprojektion der roten Armee und die Nürnberger Provokationen. Über den Aufruhr der landfremden Internationale in Spanien und die Ehre der Reichswehr, als Marokkaner-Ersatz gegen Spanier zu kämpfen und zu fallen. Wen Gott verderben will, sagt das gemeine Sprichwort, schlägt er mit Blindheit; die Nazis scheinen seit Kurzem diesem Zustand nicht fern. Noch ist keinerlei Grund zu einem Jubel, nicht einmal ein ernsthafter zur Erleichterung; denn gerade in ausweglosen Situationen liegt dem Gangster der Gebrauch der Waffe am nächsten. Indes die Künstlichkeit des Nazisystems, seine beispiellose Unwirklichkeit treten endlich auch aussenpolitisch zutage. Kommt keine Kurzschlussbehandlung

zuvor, so hat es – um eine Lieblingswendung Thomas Manns zu variieren – stärker als bisher den Anschein, als fange das Dritte Reich an, mit der fernen Aussicht seines Endes zu beginnen.

(Dezember 1936)

Ein altes Lied

«Das Land, das unsere Sprache spricht, das Land, wo unsere Hoffnung wohnt, wird verwüstet und geplündert, zerrissen und entnervt, geknebelt und entehrt. Reich an allen Hilfsquellen der Natur, ist es für die Mehrzahl seiner Bewohner der Aufenthalt des Hungers, des Jammers und des Elends. Berufen von der Natur, um in Europa der Wächter des Lichts, der Freiheit und der völkerrechtlichen Ordnung zu sein, wird die deutsche Kraft gerade umgekehrt zur Unterdrückung der Freiheit aller Völker und zur Gründung eines ewigen Reiches der Finsternis, der Sklaverei und der rohen Gewalt verwendet. So ist denn das Elend unseres Vaterlandes zugleich der Fluch für ganz Europa. Spanien ist durch die Heilige Allianz, welche ihre Stütze ausschliesslich in Deutschland hat, einer auf Aufklärung, Menschlichkeit und Vernunft gebauten Staatsverfassung sowie seiner patriotischen Cortes beraubt und unter das Messer fanatischer Priester und Aristokraten sowie des Regimes des Unsinn und der Grausamkeit überhaupt zurückgeführt worden.»

Diese Worte gelten fast unverändert für heute, sind aber von vorgestern. Der demokratische Revolutionär Wirth sprach sie 1832 auf dem Hambacher Fest, einem verfrühten Vorspiel der achtundvierziger Revolution. Diese Revolution war selbst nichts als ein zusammengebrochenes Vorspiel, genau wie die von 1918; denn wie wäre sonst die Hambacher Rede, nach über hundert Jahren, so aktuell? Die Geschichte wiederholt sich nicht; doch wo etwas nicht Geschichte wurde und Geschichte nicht gemacht hat, wiederholt sie sich durchaus. In dieser Lage ist die deutsche Nicht-Revolution; auf ihren Bahnen läuft, bequem und eingefahren, der Machtapparat der Unterdrückung und des Betrugs, verklavt das eigene Volk, bedroht die anderen. Die Machthaber des Apparats haben zum Teil gewechselt, es sind nicht mehr die Aristokratenfamilien und Könige des Vormärz, sondern die grossen Kapitali-

sten, deren Urväter auf dem Hambacher Fest noch Freiheitsbäume gepflanzt haben. So ist die Anspielung auf die Heilige Allianz in Wirths Aufruf das Einzige, was erkennen lässt, dass hier keine Volksfront von 1936 spricht. Doch selbst die Machthaber haben, trotz der riesigen kapitalistischen Veränderung, nicht durchgehends gewechselt: dieselben Junker sind mit von der Partie, die mit der Heiligen Allianz und schliesslich, in letzter Stunde, mit der Osthilfe der Nazis sich an der Macht erhalten haben. General Haynau 1849 im revolutionären Ungarn, General Radetzky, die «Hyäne von Brescia», 1849 in Oberitalien, General Franco 1936 – es ist kein allzu grosser Unterschied über die Zeiten hinweg trotz der veränderten Profitart, die verteidigt wird. Am Ende der Profitwirtschaft überhaupt drängen sich alle ihre Nutzniesser zusammen, die des Finanz-, Industrie- und Agrarkapitals, werfen die Kulturmaske ab und zeigen ihre nackte Wirklichkeit: es sind Gauner, Banditen und Mörder. Der Auswurf des Menschengeschlechts hat sich oben versammelt und rettet, mit zerfetzten Kindern, in Brand geschossenen Städten, auf dem Boden des spanischen (wie bald europäischen) Kirchhofs die Güter der Kultur. All dieses, damit ein Haufen Parasiten, ein Gremium Bourgeoisfamilien, die an die Stelle der alten Unterdrücker getreten oder zu ihnen gestossen sind, den Profit nicht verlieren. Über hundert Jahre – und des Teufels Kern: die Ausbeutung, unter anderen Formen mit noch viel entsetzlicheren Mitteln, auf dem alten Fleck! Doch man vergesse nicht, bei der niederdrückenden Aktualität vergilbter Aufrufe: auch die Mittel der Revolution sind andere geworden als die bürgerlich-klagenden, bürgerlich-unwissenden und idealen von damals. Sie hat kein Hambacher Fest, sondern einen bestückten Kontinent zu ihrer Verfügung. Sie geht nicht um neue Verteilung, sondern um bewusste Abschaffung des Profits; daher allein die formidable Hölle einer alten Welt, die im Ganzen, nicht mehr in Teilen, sich ihres Daseins wehren muss. Wo nur noch der Mordbrenner Franco übrig bleibt, gehen dem Blindesten, auch in Deutschland, allmählich die Augen auf. Das brennende Madrid beleuchtet den Fascismus: so sieht er aus, das sind seine Werke, das ist das Ziel, wohin der Führer in höchst nachtwandlerischer Sicherheit führt. «Zur Rettung der Kultur.»

(Dezember 1936)

Herodes und das Licht

Die dunklen Tage sind fürs erste herum. Man fühlt heute etwas, wenn das Licht wieder aufwärts geht. Hat genug erlebt, um die Wende nicht nur äusserlich zu nehmen. Das Dunkel steht bis zum Hals und weiter. Man muss in sehr ferne Zeiten, um eine ähnliche Unsicherheit, ja Angst zu finden wie die jetzige. Ein Spruch der Reformationszeit meinte: «Wer 1523 nicht verdirbt, 1524 nicht stirbt, 1525 nicht wird erschlagen, Der mag fürwahr von Wundern sagen». Vielen Zeitgenossen ist ähnlich zumute, sehen sie auf die nächsten Jahre; ja sie wundern sich, das abgelaufene überstanden zu haben.

Als der Weltkrieg ausbrach, begrüßten ihn Freiwillige wie ein Abenteuer; die Fahne befreite von der Öde und Mechanik des Alltags. Heute ist der Alltag gewiss nicht erfreulicher geworden, dennoch blickt die Mehrzahl der jetzigen Menschen mit Entsetzen auf den Krieg. Das selbst in Deutschland, wo man ihn herstellt wie eine Höllenmaschine, mit regulierbarer Zeitzündung. In Deutschland selber würden die Meisten vom Krieg sich überrannt fühlen, als vom Unglück der Unglücke: Ausweg aus einem unhaltbaren Dasein ist er auch dort nur Gangstern, die nicht weiter wissen. Eine aussichtslos gemachte Jugend wird zwar aufs Sterben dressiert; doch auch das ist ein Anderes als das besinnungslose Jubelgefühl, mit dem 1914 zu den «Lagerfeuern» zog. Der Todeswunsch verhehlt sich die Finsternis des Kriegs nicht, er bejaht ihn nur, mit widernatürlicher Selbstentwertung, er reitet in seinen unmenschlichen Burghof wie im Traum und hält beim Erwachen vor der Wirklichkeit nicht Stich. Vor der Wirklichkeit im eigenen Rücken, nämlich dem Proletariat, und vor der im Feld, nämlich der Volksfront und Sowjetmacht. Es gibt ein gut und immer besser versammeltes Europa, das noch im Krieg den Frieden verteidigt und aus der Verteidigung sogleich den Angriff macht, den Vormarsch der besseren Zukunft.

Aber zur Zeit freilich ist dieses Europa von Grauen geschüttelt. Das ist der Unterschied zu 1914 und doch kein schlechter; denn während Jubel und Unwissenheit den Krieg damals über die Massen erleichtert haben, wird die Angst von heute – nachdem die ersten Gefahren ihres Pazifismus passiert sind – ihn gewiss nicht anziehen. Im Gegenteil, sie schafft immer stärkere Abwehr, sie

lässt den Krieg in der Phantasie schon beginnen und studiert Parade, während der Hieb noch in der Bendlerstrasse schläft; sie erzeugt Antitoxine wie im Verlauf einer bereits ausgebrochenen Krankheit. Das Grauen ist extrem, es hat keine Mitte, es bildet die zwei Seiten, zu denen es ausschlagen kann, besonders gründlich aus. Die eine war die Gefahr der willenlosen Lähmung; doch gerade diese Gefahr scheint vorüber. Es wächst desto unaufhaltbarer die andere Seite: der Wille, nicht zu sterben, das drohende Abwehrpotential. Die Nazis mit ihrer Kreuzzugsideologie haben allen Anlass, sich vor deren Ernstfall zu hüten: steht ein Kreuzzug bevor, so ist es der der Humanité cordial; sie allein verteidigt Güter und hat ein heiliges Land zu gewinnen. Sie erdrückt den Wolf in ihrer Mitte beim ersten Sprung, befreit Deutschland und die Welt von ihm. Aber der Krieg braucht nicht zu kommen: sind alle Gewehre gegen ihn geladen und mit der Schärfe des Hasses visiert, zu dem das Grauen umschlägt, dann macht der Urheber sich nicht mehr formidabel. Die Volksfront, ihre revolutionäre Dialektik, sprengt die Nazis auch ohne Zusatzkraft des Krieges – und radikaler.

Das Licht wendet sich aufwärts, die Tage werden nicht nur äusserlich länger. Trügen nicht manche Zeichen und lassen sie nicht nach, dann ist das dickste Dunkel vorbei. Es kommt etwas wie Christentum in die Welt, nämlich als *ecclesia militans* gegen den Krieg, für das menschliche Leben. Kein Zweifel auch, dass diese unsere Rettung unter russischer Führung steht; dort ist der Generalstab, der die Rettung garantiert und die Widersprüche der Imperialismen ihr zu Helfern macht. Alle heutigen Widersprüche sind gewissermassen Antifascisten, und alles positiv Wirkliche steckt in diesem Wort, wenn man es recht versteht, denn der Fascismus ist der stärkste Verhinderer der Wirklichkeit. Der längst schon fälligen sozialistischen Wirklichkeit; eben, weil sie so überreif zur Erscheinung ist, wird sie so herodisch verhindert. Es gäbe keinen spanischen Kindermord und keinen Herodes überhaupt, wäre nicht ein Licht niederzuhalten, das ganz unbesiegbar auf der Tagesordnung steht; aber auch das ist am Licht gewiss: die Zeit seiner Märtyrer geht zu Ende, die der Kämpfer beginnt: «Ich halte mich daran,» schrieb der junge Hegel, gegen die bayrisch-klerikale Reaktion seiner Zeit, «ich halte mich daran, dass der

Weltgeist der Zeit das Kommandowort zu avancieren gegeben; solchem Kommando wird pariert; dies Wesen schreitet wie eine gepanzerte, festgeschlossene Phalanx unwiderstehlich und mit so unmerklicher Bewegung, als die Sonne schreitet, vorwärts, durch dick und dünn; unzählbare leichte Truppen gegen und für dasselbe flankieren darum herum, die meisten wissen von gar nicht, um was es sich handelt, und kriegen nur Stösse durch den Kopf, wie von einer unsichtbaren Hand. Die sicherste Partie ist wohl, den Avancier-Riesen fest im Auge zu behalten.» Ein recht prophetisches Losungswort, und ein Avancier-Riese darin, der alle ihm feindlichen Führer zu dem Einigen herabsetzt, was nach dem Entsetzen von ihnen übrigbleibt: zur Komik. Die Finsternis hat die Nazis herangepfiffen, aber sie selber schreitet nicht, hat keine Weihnacht und keinen Frühling, ihre einzig sichere Partie ist der Untergang.

Das Dunkel kann sich sperren, es hilft ihm nichts. Die Nacht kann unter den Boden gehen, Türen schliessen, Folterkeller füllen, sie werden gesprengt. Beginnt sie, zur Abwechslung des häuslichen Mords, einen Krieg, so wird sie nach dem ersten Vormarsch im Zentrum vernichtet. Nicht einmal in der Phrase werden ihr, wie 1914, die Geister des früheren Deutschland vorherziehen; denn alle deren Worte verneinen das jetzige. Kant wird im Tornister nicht mehr gut tun, nicht einmal Zarathustra. Auch nicht Fichte oder die anderen zurechtgemachten Denker, welche der Nazi, der überhaupt nichts weiss, als seine Vorläufer zu bezeichnen wagt. Weihnacht ist die Zeit der Geschenke; indes das alte Deutschland, trotz seiner Ideologien, schenkt den Nazis nichts. Wohl aber hat jedes seiner Zitate, auch das missbrauchteste und gehemmteste, unseren Text auf dem Grund, und jede seiner Zitierungen legt Gaben auf unseren Weihnachtstisch, als auf den Tisch der fälligen Sonne. Die Zeit arbeitet gegen die Nazis, auch im Erbe der Vergangenheit; so kommt ein stattliches Konkretum zustande. Die Konkretisierung der Inwendigkeit, die endlich auch Auswendigkeit wird, der Träume, die nicht mehr im Kopf rumoren, sondern in eine begriffene Wirklichkeit sich einbilden und aus dieser hervorgehen. Fichtes Patriotismus etwa, gewiss, er ist einer der missbrauchtesten, er erhob sich gegen die französische Besatzung im

Land, hielt Reden gegen die nationale Unterdrückung, wozu die Revolution unter Napoleon doch nur zum Teil geworden war, Reden an die deutsche Nation. Doch gerade diese Reden überspringen ihr Jahrhundert, sind noch heftiger, fast auch genauer ans heutige Deutschland gerichtet als ans damalige, an ein Deutschland, das der «Morgenröte», wie der Demokrat Fichte sie sah, bedürftiger ist als je. Denn was war die damalige Besatzung und die Fäulnis der herrschenden Schicht, in die sie auch genauer ans heutige Deutschland gerichtet als ans damalige; Fremdherrschaft gegen die unüberbietbare der regierenden Clique, gegen das Khanat der Blutsauger und die Barbarei des wahnsinnig gewordenen Piefke? Die verkommensten französischen citoyens konnten dem Deutschland, das der bürgerliche Revolutionär und revolutionäre Idealist Fichte meinte, nicht so fernstehen, wie die Spitzen der gegenwärtigen Nationalkatastrophe. Es war wie heute in einem Winter über Deutschland, dass Fichte seine Reden hielt, Schwerter und Blitze wünschte er zu sprechen, und jeder Blitz ist so beschaffen, dass er die Unterdrücker des Volks heute noch trifft und den Baum des Todes, den sie gepflanzt haben. Selbst die «Antriebe der Ehre und des Nationalruhms» erschienen Fichte als undeutsch: «die deutsche Klarheit hat vorlängst bis zur unerschütterlichen Überzeugung eingesehen, dass dieses leere Trugbilder sind, und dass keine Wunde und keine Verstümmelung des Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, so nicht eine höhere Ansicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieser... Lehre werden.» Was diese seine höhere Ansicht sei, damit hat Fichte an anderer Stelle, in den Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, nicht zurückgehalten: «Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Jener Staat, der gefährlich fehlgreift, wird mit der Zeit freilich untergehen, demnach aufhören, auf der Höhe der Kultur zu stehen. Aber eben darum, weil er untergeht und untergehen muss, kommen andere und unter diesen vorzüglich einer herauf, und dieser steht nunmehr auf der Höhe, auf welcher zuerst jener stand. Mögen dann

doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie be-
glückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezo-
gen werden, wo Licht ist und Recht.» Zuviel fast des Guten, der
Weltbürgersinn des damaligen revolutionären Bürgertums ist
nicht mehr der unsere, doch das ist in Fichtes Worten das Unsere:
Verachtung des Blubo, Hinwendung zu Licht und Recht, um seine
Strahlen auf unsere Heimat fallen zu lassen, *ex oriente lux*, Fich-
tes Platz, mit diesem Bekenntnis, wäre heute im Konzentra-
tionslager, ja Zuchthaus – und nicht bei Staatsrat Streicher, dem
deutschen Philosophenkenel. Aber Fichte spricht auch zu jener
schwankenden oder verwirrten Schicht, die längst verlorene Güter
beklagt und gegen eine neue Ordnung sich sperrt, obwohl diese
ihnen Besseres, als sie je hatten, das allein Gute hergeben wird:
«Die Zeit erscheint mir wie ein Schatten, der über seinem Leich-
name, aus dem soeben ein Heer von Krankheiten ihn herausge-
trieben, steht und jammert und seinen Blick nicht loszureissen
vermag von der ehemals so geliebten Hülle, und verzweifelnd alle
Mittel versucht, um wieder hineinzukommen in die Behausung
der Seuchen. Was ist mit ihr zu tun? Auch die Morgenröte der
neuen Welt ist schon angebrochen und vergoldet schon die Spit-
zen der Berge und bildet vor den Tag, der da kommen soll. Ich
will, so ich kann, die Strahlen dieser Morgenröte fassen und sie
verdichten zu einem Spiegel, in welchem die trostlose Zeit sich
erblicke, damit sie glaube, dass sie noch da ist, und in ihm ihr
wahrer Kern sich ihr darstelle, und die Entfaltungen und Gestal-
tungen desselben in einem weissagenden Gesichte vor ihr vor-
übergehen. In diese Anschauung hinein wird ihr denn ohne Zwei-
fel auch das Bild ihres bisherigen Lebens versinken und ver-
schwinden, und der Tote wird ohne übermässiges Wehklagen zu
seiner Ruhestätte gebracht werden können.»

Soweit Fichte über die Zukunft, der Demokrat über seine Hoff-
nung. Die *anima candida* über ihr Reich, der Denker der Wissen-
schaftslehre über selbstlose Vernunft und humane Wiederher-
stellung. Eine Heilige Allianz war nicht sein Ziel, auch nicht die
neueste zwischen Nazi-Deutschland und dem japanischen Raub-
staat, «zur Bekämpfung des Kommunismus». Mit grossem, doch
legitimem Pathos suchte Fichte dasselbe Licht, das heute nüchter-

ner, daher unbetrüger die sozialistische Arbeit erfüllt. Jenem Licht nicht ganz unverwandt, das einmal in der Nacht entsprungen ist und dem Inwendigen gezeigt hat, dass diese nicht wahr ist. Die Dynamik der Unwirklichkeit ist sehr bald stabil, und das Blendwerk arbeitet sich bedeutend rascher ab als die Wirklichkeit. Kurz: das Licht liegt wieder in der Krippe, aber es wird nicht wieder gekreuzigt werden.

(Dezember 1936)

Neuer Adel

Er wird jetzt sozusagen am laufenden Band hergestellt. Was im Land nicht wächst, wird künstlich erzeugt, so Öl wie Ritter. Mit dem Unterschied, dass künstliches Öl genau nur das gebohrte zu ersetzen hat. Während Blut und Ehre mehr täuschen sollen, übers fehlende Brot hinwegtäuschen, und der neue Adel die Hungrigen keineswegs speist. Er setzt ihnen statt Brot vielmehr die Faust unter die Nase.

So gilt es, diese Faust zu züchten, möglichst hart, treu und schlagbereit. Besonders herausgehoben ist die SS, von der pöbelhaften und machtlosen SA wurde sie vollständig getrennt. Eine physisch auserlesene Garde soll die Brutstätte des neuen Adels werden, und zwar, da das tausendjährige Nazireich nicht viel Zeit hat, eines besonders eiligen. Vier «Ordensburgen» wurden gegründet, worin SS in strenger Abgeschlossenheit auf Adel geschult wird, eine Sondernormal erhält, disziplinierte, fast asketische Lebenshaltung sich zu eigen macht. Unmittelbares Vorbild mag die preussische Kadettenanstalt sein, ein ferneres die Idee, welche sich ein Göring von Sparta, ein Goebbels vom reisigen Ritter macht. Aber wie in der Romantik sich alles begegnet, so dürften auch die Eisenseiten Cromwells, sogar die Jesuiten Ideale der Zucht und des gläubigen Einsatzes geliefert haben. Ist nicht die ganze SS (ihre Stärke wird mit zweihunderttausend Mann angegeben) zu einem Sondergebilde mit Sonderehre isoliert, so doch wesentliche Teile. Himmler hat es anscheinend verstanden, den gläubigen Idealismus, der den ersten Zeiten der Nazibewegung entgegengebracht worden war, im Schwarzen Korps zu er-

halten. Enttäuscht ist er selbstverständlich auch hier, ja die SS ist der Hort des «sozialistischen» Radikalismus, geriet sich als Saint Just der nationalsozialistischen Revolution, sowohl der privaten Askese wie der Unbedingtheit nach. Aber die Enttäuschung ist durch altgermanische Treue gegen den Führer gebändigt; schuld an den Misserfolgen sind lediglich die Schacht und Neurath, die konservative Bürokratie, die Realpolitik und dergleichen Halbheiten mehr. Enttäuschung an der Wirklichkeit befördert sogar das Vertrauen zu Hitler, im Sinn eines allemal irrationalen Glaubens. Der das Rasonieren als pöbelhaft verachtet; der nicht nach Weise der Krämer Buchführung macht über Soll und Haben und danach seinen Kredit einrichtet. Darüber sind die Ideale des Schwarzen Korps erhaben; *credo quia absurdum*. Daher auch die subjektiven Täuschungen über die Rolle, die es spielt, über den Habitus, den man zu dieser Rolle braucht. Es ist der Habitus des mageren Bauchriemens, der für äusserst fette Interessen sich kasteit und gegürtet ist. Künstliche Ritter beschützen natürliche Bourgeois; zu diesem Zweck haben sich die Fabrikbesitzer den neuen Adel selber fabriziert.

Nur mit anderen Worten sagt das jetzt Himmler selbst. Und kein Ritter errödet, keiner merkt, ein Hofhund in Livree zu sein. Seit Langem ist Himmler sowohl der Chef der SS wie der Polizei; der neue Orden muss an beides glauben. Als Elite war er gegründet, Züchtung von Elite hat der Fascismus, der italienische wie der deutsche, von Anfang an versprochen. Neue Herren im Herrenvolk sollten erstehen, gutgeratene, hochgesinnte, «das herrische Gesicht des helmbewehrten Kriegers». Aus dem antikapitalistischen Geist des Fascismus sollte sich der Adel erneuern, mit all seinen sozialen Vorrechten, mit all seinen asketischen Selbstbeschränkungen. Gehört es doch seit alters zur Position des Adels, dass er ebenso bevorrechtet wie in vornehmerm Sinn unfrei ist: vieles, was den unteren Massen gestattet, ist dem Adligen verboten. Noblesse oblige, es ist das Standesvorrecht der Aristokratie, nicht zu dürfen, was andere dürfen – wozu das Modell das Verbot des Handelstreibens ist, das von den alten Ägyptern her die ganze Geschichte des Adels durchzieht. Himmler freilich als Grosskonkur der neuen Vornehmheit, hat in diese ein völlig neues Motiv eingeführt. Die noble Unfreiheit kommt ihm gewiss zupass, hier

benutzt er den Adel für seine kuschenden Landsknechte ungefähr genauso echt, wie Ley den Sozialismus für die Arbeitsfront. Aber wenn bereits der Handel als unedle Beschäftigung gegolten hat, so erst recht der Kampf gegen Wehrlose, gegen Entwaffnete, ja bereits Kampf in der Übermacht. All dies jedoch ist die eigentliche Funktion der Polizei, besonders der politischen (die in Deutschland schon deshalb kein Feuergefecht mit Gangstern zu bestehen hat, weil die Gangsters auf der anderen Seite untergebracht sind). Als wirklich noch Reste adliger Tradition bestanden, hat mancher Offizier sich geschämt, mit seiner Abteilung gegen streikende Arbeiter ausrücken zu müssen; feudale Berichte aus der 48er Revolution sind voll von diesem Ekel. Zur Tätigkeit der politischen Polizei gehört aber nicht nur «der Kampf gegen staatsfeindliche und asoziale Elemente», sondern ebenso deren Bespitzelung, Provokation, Folterung – lauter ungewohnte Adels sitten, Vorrechte des Henkers, der bekanntlich nicht die höchste Stelle in der feudalen Hierarchie einnahm. Man könnte hier zwar auf die Inquisition verweisen, die in den Händen des Dominikanerordens lag; aber erstens waren die Dominikaner keine Tempelritter, sondern ein Bettelorden, und zweitens wurde dieser vom Papst ausdrücklich der Sünden losgesprochen, die mit der Ketzergerichtsbarkeit verbunden waren. (Die Übergabe an den weltlichen Arm der Gerechtigkeit zur Vollstreckung des Urteils gehört hierher, ebenso die «christliche» Bitte, kein Blut zu vergiessen.) Polizeidienst zum mindesten, wie die Nazis ihn verstehen, galt niemals als adlige Tätigkeit; Büttel und Schergen waren keine Ritter, Jagd war standesgemäss, nicht Menschenjagd, Krieg, aber nur gegen den militärischen Feind. Trotzdem hofft Himmler: die Polizei werde immer mehr mit der Schutzstaffel zusammenwachsen, sich immer mehr in Führern und Männern aus dem Kern des neuen Adels ergänzen. Die «Börsenzeitung» schreibt: so sehr auch die Polizei des Dritten Reichs ihren Ehrgeiz dareinsetze, der Schrecken aller Verbrecher und Aufwühler zu sein, so wenig liege ihr daran, dass das Volk in ihr den gefürchteten Büttel und Schergen sieht. Daneben aber steht im «Schwarzen Korps» ein Aphorismus Himmlers, die wahre Volksstimmung gegen seine «Adelstruppe» verratend: «Wir verstehen und können nicht er-

warten, dass viele uns lieben.» Die Personalunion zwischen SS und Polizei ist ausserdem ein Zeichen, dass man dem zivilen Polizisten, als Freund des heutigen deutschen Publikums, misstraut. Also findet sich SS mit dem Büttelberuf doch ganz nobel ab; der neue Adel, zu Tempelrittern erzogen, hat hier einen merkwürdigen Start.

Unleugbar, es geht auch in anderen Reihen hoch und adlig her. Da werden nicht nur Ritter zu Spitzeln und Prügelknechten erniedrigt, wie sichtbar. Es gibt auch veritable Kreuzritter und immer wieder Leute, die das Zeug zu einem Pizarro in sich fühlen. Wo so viel von Kreuzzug die Rede ist, sind die Johanniter nicht fern; traurig nur, dass sie bei Nacht und Nebel sich nach Spanien einschiffen und ihre Scharen nicht mit dem Ruf: Gott will es!, sondern mit gezogenem Revolver wider die Ungläubigen zu begeistern haben. Und Pizarro, die Negerpeitsche, die Kolonien? – es ist eines weisen Volkes unwürdig, keine farbigen Sklaven zu haben, besonders wenn der Fabrikbesitzer aus Zwickau Rohstoffe braucht. Der Händler als Held, der Bourgeois im Stechschritt ist die Adelserscheinung, die Neudeutschland schon lange vor Hitler der erfreuten Welt gezeigt hatte; nun aber feiert sie Exzesse. Ihr vereint sich der wirklich neue Adel der bestia trionfante; weder in Athen noch am christlichen Artushof wurde sie so hoch geehrt, nicht einmal auf dem Blocksberg. Sechstausend Jahre menschlicher Kultur haben das Piédestal gebildet, auf dessen Spitze endlich die Erfüllung steht, die Inkarnation der uradligen Sehnsucht: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Nazideutschland hat die Zeiten erfüllt, die Spitze erreicht; das Menschengesicht in seiner Vollkommenheit blickt die Welt so edel an, dass es ihr kalt über den Rücken läuft. Dahinter aber stecken die wahren Gebieter: die Börsenfürsten, welche der Nazi auszurotten versprach, das Industriekapital, das ihn gerufen hat, das Agrarkapital, das ihn, in wirklich letzter Stunde, gegen Bankrott und Skandal so nötig hatte wie einen Buchfälscher oder Falschmünzer. Sehr adlige Hintermänner, und die Junker wirklich von altem Adel, doch von einem, der nur noch in besonderen Exemplaren zu gedeihen scheint. Mit Hindenburgs Ehrlichkeit und Treue, Zuverlässigkeit und innerer Vornehmheit scheinen diese Tugenden ausgestorben. Gewehr bei

Fuss sieht der christliche Adel deutscher Nation der bestia trionfante zu. Gemeine Naturen, sagt Schiller, zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind. Die deutsche Ritterschaft zahlt auch mit dem, was sie an Wehrlosen duldet; liegt es doch in ihrem Interesse, dass alles wohl sich zieme, was hier geschieht. Wie beschreibt Don Quixote, der zwar ein Romantiker war, aber ein scharfer und hitziger Edelmann, die Aufgaben der fahrenden Ritterschaft? Ihre Sendung war: die Witwen und Waisen zu beschützen, allem Unrecht zu wehren, Schwachen Arm und Schild zu leihen, die übermütige und grobe Riesenbrut zu stürzen, die Erde mit Minnesang zu erfüllen. Eine durchaus nicht fahrende, sondern grundbesitzende Ritterschaft Preussens handelt offenbar nach diesem ehrwürdigen Mass; ihr Schild ist rein, ihr Adel glänzt über alle Lande.

Kehren wir zu unseren, zu weniger veredelten Angelegenheiten zurück. Nur so stellt sich der Ernst missbrauchter Worte und Ideale her; auch die Ehre erlangt ihre Ehre. Die soziale Demokratie schliesst dergleichen nicht aus, im Gegenteil, sie findet, nachdem sie den Erwerbstrieb zum Schweigen gebracht hat, gerade im Ehrgeiz, im leuchtenden Voranstreben einen Antrieb. Und ein Unterdrückungsapparat ist vorläufig auch hier, gegen die Feinde des sozialistischen Aufbaus gerichtet; jedoch: er sieht sich als Notstand, er macht sich nicht zum Höhepunkt des staatlichen Lebens, zum Edelstein der Nation, nicht, wie im Klassenstaat und gar bei den Nazis, zum präsenten Gott. Je eher, je lieber wird die Gewalt über Menschen sozialistisch abgebaut, demokratische Freiheit für alle eingeführt; sie ist das Ziel, auch der Wunsch unterwegs. Die Diktatur ist durch die Klassenfeinde diktiert, fällt im glücklichen Verlauf des sozialistischen Aufbaus von selbst. Auch die Gewaltschraube ist ein äusserst elastisches und keineswegs bejubeltes Instrument; es zieht sich im Fall der Gefahr an, hart und unerbittlich, es lässt in besseren Zeiten nach und hofft, sehr bald zu verrosteten. Der Staat verwandelt sich, wie Engels sagt, aus einer Herrschaft über Menschen in eine Verwaltung von Sachen und Leitung von Produktionsprozessen. Ob es dann einen Adel noch geben kann, einen Adel ohne Ausbeutung, Leibeigene und Krieg, einen Adel ohne Klasse oder Stand, ein Messer

sozusagen ohne Stiel und Klinge, ist sehr die Frage, ist nicht einmal die Frage, sofern völlig klassengebundene Worte in ihrem historischen Sinn genommen werden; wie heute noch gar nicht anders möglich. Das Auszeichnende des bisherigen Adels: körperliche Pflege und Gewandtheit, Selbstsicherheit, Form und gute Haltung, wie sie durch Tradition, vor allem aber durch Befreiung von den schätzbaren Sorgen des Erwerbs erwachsen waren – diese humanen Züge (und ungeahnt andere) werden den Menschen nach Aufhebung der Ökonomie ohnedies zugänglich. Ebenso kommt der sogenannte Geistesadel in einer Welt erst nachhause, die ihn nicht mehr als Sprecher von Ideologien gebraucht, als Goldschein über Interessen. Als Unterhaltung oder Erhebung in den scheinbar freigelassenen, den müßigkeitsmüßigen Zwischenräumen dieser Interessen. Doch wie gesagt, das sind gleichfalls müßige Fragen; sicher nur wird Adel nicht, wie die Nazis meinen, in Ordensburg, besser: Schnellpressen fabriziert. Dort kommt lediglich der arme Teufel zustande, dem es als adlig erscheint, sowohl arm als ein Teufel zu sein.

(Januar 1937)

Die Frau im Dritten Reich

Mit dem Verführen fing es an. Gefühle wurden entzündet, Herzen flogen zu. Nicht überraschend, dass viele weibliche darunter waren, man sagt, das Gefühl sei ihre Stärke. Aber so einfach liegt die Sache nicht, weder sind alle Frauen triebhaft und ohne verständige Prüfung, noch reicht die Bürste unter der Nase zur Lockung aus. Unverheiratet muss er sein, dann haben wir die Weiber, sagte einer der frühesten Nazis, als man noch auf der Suche nach dem Rechten war. Das war zynisch und zum Teil nicht dumm, doch es hiesse die Frauen nach Weise dieses Burschen verachten, wollte man den Fang so schlicht begreifen. Gewiss, mehr Frauen als Männer gingen ins Netz, das den Kleinbürgern gespannt wurde. Aber neben dem Herzen machte hier eine ganz besondere Lage anfällig –.

Da sind die jungen Mädchen, weniger als je imstande, einen Mann zu finden. Es reicht nicht zur Heirat, zur Miete, zum Haushalt, zu

Kindern erst recht nicht. Noch verdrossener ist die Hausfrau, die den Sprung gewagt hat, und besonders die ältere, mit besseren Zeiten hinter sich. Die Kleinbürgerin ist immer um einen Grad kleinbürgerlicher als ihr Mann, und zwar im unerfreulichen Sinn dieses Worts; denn ihr Kreis ist noch enger, ihr Überblick noch geringer, ihr Grimm daher noch ungeklärter. Aber was war die häusliche Misere (immerhin altgewohnt und im Kreis der eigenen Angelegenheiten) gegen die Öde und Mechanei der meist subalternen weiblichen Berufe. Aufstiege kamen nur im Film vor (und auch da bezeichnenderweise über den Generaldirektor, auf dem Weg sexueller Bereitschaft und Zufälle). Die Verdinglichung, das zur Ware Werden seiner Existenz ist beim Angestellten nicht geringer als beim Fabrikarbeiter; beide sind blossе Maschinenbestandteile eines arbeitsteiligen Betriebs. Ob der Betrieb fabrikmässig oder bürokratisch funktioniert, macht gar keinen Unterschied; die Mechanisierung, die Entfremdung und Entäusserung des Menschen von sich selbst sind hier wie dok gleich. Bei den Frauen aber ist der Druck oder die Langeweile der Entäusserung noch unerträglicher als bei den männlichen Angestellten. Nicht nur, weil sie – auch bei gleicher Vorbildung – fast durchwegs auf die Posten der Verkäuferin, Stenotypistin festgenagelt sind, also nicht einmal den Schein einer «direktorialen» Geste vortäuschen können. Sondern die verhältnismässig grössere Ganzheit oder sage man: Naturnähe des weiblichen Wesens kommt in dem abstrakten Jammer überhaupt nicht unter, den die kapitalistische Kalkulation ihr zugewiesen hat. Wie ganz anders hatte der Liberalismus den berufstätigen Frauen diese ihre «Emanzipation» vorgemalt. Wie grossartig schien das aktive und passive Wahlrecht die Frauenwürde zu erhöhen, ja überhaupt erst zu gründen. Nun aber, wo Beruf wie Stimmrecht erreicht waren, sind sie so wertlos geworden wie eine Erbschaft, die man in der Inflation antritt. Der Beruf erscheint als lauter subalterne Öde, der Stimmzettel als Farce, gut genug, in vielen Fällen, ihn fürs Ende des jämmerlichen Parlaments abzugeben, für den starken Mann. Echte, das heisst kenntnisreiche Revolte gegen die kapitalistische Mechanei ist den weiblichen Angestellten grossenteils noch unzugänglicher gewesen als ihren männlichen Kollegen. Was sie überwiegend wünschten, aus ihrer Geschlechts- wie Klassenlage heraus, war:

Befreiung von der erbärmlichen oder völlig uninteressanten Tätigkeit, Heimkehr zum «natürlichen Glück des Weibes», Weg rückwärts ins verlorene Haus. Bei den Frauen der sogenannten *freien Berufe* lag der Fall nur wenig anders; Enttäuschung kam hinzu. Die Enttäuschung, welche fast alle Studenten im ersten Semester erfahren, dieser Widerspruch zwischen hochfliegenden Pennälertäumen und ziemlich kleiner Wirklichkeit breitete sich hier über ein ganzes Leben aus. Es gibt nicht leicht so viel einsames Elend auf einem Fleck wie bei der akademischen Junggesellin (wider Willen). Die Ärztin hat gewiss einen weiblichen Beruf; dennoch ist der Unterschied zwischen dem Berufungspathos der älteren Generation, das ist derer, die sich das Studium erst erobern mussten, und der relativ gleichgültigen Brot-routine von heute schneidend. Hinzukommt die Krise der Wissenschaft überhaupt, im Augenblick, wo das Frauenstudium selbstverständlich geworden ist. Da enttäuscht nicht nur die spezialisierte Kälte des Wissenschaftsbetriebs, nicht nur die Unübersehbarkeit und männliche, allzu männliche «Wertfremdheit». Auch im vorigen Jahrhundert trug die Wissenschaft diese Züge; sie entsprechen der kapitalistischen Arbeitsteilung, doch ebenso entsprachen sie dem Stolz des kapitalistischen Kalküls, der mit Mass und Zahl und wertfreier Sachlichkeit die Dinge noch zu erkennen glaubte, wie sie sind. Jetzt dagegen ist Relativismus in die bürgerliche Welt gekommen, Relativismus und Agnostizismus, völliger Unglaube an objektiv feststellbare Wahrheit. Wissenschaft und Weltanschauung fallen spätbürgerlich auseinander; der Bourgeois verweist, was Weltanschauung angeht, auf die Irratio. Er entwertet das ihm unbequem oder unzugänglich gewordene Wissen, diesen Glanz der liberalen Zeit und eben der «Emanzipation». Jedes Weib von Natur eine Mutter, jeder Mann von Natur ein Soldat – da greift das «Objektive» durchaus nicht mehr in die Phantasie.

Hier nun hakte, mit schmieriger Schläue, der Nazi ein. Er versprach die drei grossen K der guten alten Zeit: Küche, Kirche, Kinder. Nicht mit diesen Worten selbstverständlich; denn unter so viel Aufbruch, Jugend, neuer Zeit hätten sie schlechte Figur gemacht. Ist es doch die Kunst der Nazis, mit eisernem Besen das Verrottete auszukehren, um es dadurch erst zu bringen. Dynamik,

Leben, Jugend aufzurufen gegen Onkel und Tante, Filzpantoffel, Muff und gute Stube, damit der Muff von vorgestern desto sicherer wiederkehre. Das sind die Environs des Hauptkunststücks: aus dem Hass gegen den Kapitalismus dessen Leibgarde zu bilden, aus dem Revolutionstrieb enterbter Massen die Massenbasis der Reaktion. So hat der Nazi auch in Frauensachen kein schlichtes Rückwärts gepredigt, sondern Erdbeben, ein Blut- und Bodenbeben in der Weiblichkeit. Vergleicht doch Hitler in seiner letzten Rede die Blut- und Rassenlehre mit der Revolution des Kopernikus; Sonne, Mond und Sterne werden bemüht, damit der Nazi seinen Hegehof bescheint und das Kanonenfutter, das ihm entsprosst. Doch hörten freilich die unzufriedenen, von Krise und Mechanei zugleich verstörten Frauen aus ihrem Kopernikus nur das Eine: Trautes Heim – Glück allein; und fühlten sich beehrt, auch noch revolutionär zu sein. Die nationalsozialistische Frauenschaft sonnte sich in den Schauern des jungen Mädchens vor dreissig Jahren, das aus dem Elternhaus in die Freiheit durchgebrannt war, und siehe: die Emanzipation von heutzutage war die Rückkehr der verlorenen Tochter. Der Ernst der Sache bleibt; er ist echter tiefer ehrlicher Überdross an dem elenden Dasein, das der verfaulende Kapitalismus auch den Frauen gebracht hat. Und die Krise schuf die Angst, auch noch dieses Dasein zu verlieren, überhaupt ohne Existenz zu stehen; vielen stiess letzteres zu. Als Paradies musste hier das Dritte Reich erscheinen, selbst das Puppenheim, woraus die Frau vor dreissig Jahren entwichen war. Hinter der Irratio winkten Sicherheit, warmer Ofen und vor allem etwas Liebe. Desto besser, dass das auch noch als Abenteuer erschien, als Aufbruch – ins tausendjährige Reich der arischen Grossmutter.

Was nun ist von dem Versprochenen wirklich geworden? Die Frau ist zwar ins Haus gedrängt, doch mehr noch auf die Strasse, wo sie Schlange steht. Und das Haus ist nicht schöner geworden, der Tisch noch magerer als früher, selbst fürs Geld fehlen Fett und Kartoffeln. Dafür dringt durch alle Ritzen die Angst, die eigenen Kinder sind gefährlich geworden, als Angeber der Eltern. Und unten wacht der Blockwart, er vervollständigt das neue Familienglück, es ist unter guter Hut. Von vornherein hatte die Rückkehr

zum Strümpfestopfen, das Verbot des Doppelverdienertums einen ganz anderen Sinn als den häuslich vorgegebenen. Die Frau im Haus bildete einen Teil der Patentlösung, die Hitler gegen die Arbeitslosigkeit erfunden hatte; die Aufrüstung bildete den anderen, weit grösseren Teil. Doch durfte vom letzteren nicht mit gleicher Deutlichkeit gesprochen werden, ebenso wenig von dem Menschenmaterial, das der Kinderfreund Göring brauchte, und zu dessen Erzeugung er Ehefabriken gründete. Der Produktionskredit hiess Ehestandsdarlehen; doch selbst dieses wurde nach kurzer Zeit gestoppt, war von Anfang an selten und gering. Was nicht unter die Haube kommt, wird zu Hungerlöhnen an Kulaken und Grossgrundbesitzer aufs Land vermietet oder als sogenannte Hausangestellte fixiert. Die Hausangestellte muss eine Lehrzeit durchmachen, während welcher sie nur verköstigt, nicht aber bezahlt wird; auf diese Weise kommen die Damen der Nazifunktionäre zu billigem Personal. Die Behandlung steht im Belieben der «Betriebsführung», Beschwerden machen politisch verdächtig – das ist das Glück der Gefolgschaft auch hier. Dienstmädchen und Hausfrau sind dem Nazi die Pole der Weiblichkeit, die einzig wahren; was immer an Eva problematisch war, ist damit gelöst. Also hat der Nazi, ein Kopernikus aus dem Fundament, dem Frauenleben die grösste Umwälzung aller Zeiten gebracht: nämlich hinein in den Stall. Das politische Leben der Frau ist völlig erloschen (höchstens die Eunuchen des «Reichstags» sind ähnlich einflusslos). Einzig Organisationen im Rahmen der nationalsozialistischen Frauenvereine sind gestattet, das ist, gigantische Kaffeekränzchen; der Klatsch von ehemals ist um den Reiz der Denunziation vermehrt. Aus den freien Berufen aber wurde die Frau erst recht herausgedrängt, weibliches Studium ist auf einen schwachen Bruchteil zurückgegangen. Nur mit ganz geringen Ausnahmen werden Frauen in der staatlichen Verwaltung, in Redaktionen und dergleichen neu eingestellt oder beschäftigt, verheirateten Ärztinnen wird ihr Beruf verboten. Intellekt überhaupt ist unerwünscht und jedenfalls unweiblich – die deutsche Frau schminkt sich nicht, die deutsche Frau denkt nicht. Irratio hat sie gesucht, aber die Irratio, die sie erhält, sind die Zeitungen, mit dem Schmutz des Herrn Goebbels gefüllt, sind die ewig gleichen schuftigen Phrasen, ist die Jauche der Viertelsbildung von oben herab.

Der Relativismus ist um den Preis der vollkommenen Dummheit beendet, die Weltanschauung wird aus Traktätchen hinterster Sorte geliefert, die die Führer vor zwanzig Jahren gelesen und zu denen sie nichts hinzugelernt haben. All dies speist nun, offiziell, die «natürliche Herzensbildung» der Frau, die einzig erlaubte. Und das ist die Erfüllung der warmen, der antikapitalistischen Lebensträume: Schlangestehen, Strümpfestopfen, Stumpfsinn und zuletzt der Krieg.

Freilich, der Frau wird auch geliefert, was ihr nie versprochen war. Was auf der einen Seite an Erfüllung fehlt, liefert die andere, der Überschuss, das Geschenk. Hier weiss der Nazi sogar zu überbieten, so in der Rassegesetzgebung und dem Ungeheuerlichen, das für die Frau sich anschliesst. Die Jüdin sehe zu, wie ihr Kind aufwächst, wie es verachtet ist, einsam, aussichtslos. In Mischehen ist üblich, dass der Mutter das Kind weggenommen wird, damit es «nicht unter jüdischem Einfluss aufwachse». Die sogenannte Arierin, mit einem Juden verheiratet, ist für alle Fälle aus der Reihe der Lebenden ausgestrichen. Aber auch schon beim Eingang blosser Bekanntschaften begibt sich die deutsche Frau in grosse Gefahr; denn die Nachprüfung (welche Kategorie der Liebe!), ob der Mann, der ihr gefällt, rassereiner Arier im Sinn der Nürnberger Gesetze sein mag, gelingt nicht immer leicht. Versteht sich Julia auf Prozentrechnung weniger gut als ein Wucherer, so macht nicht die Lerche, sondern die Polizei dem Stelldichein mit Romeo ein Ende. Unzählbar die Tragödien zerrissener Neigung, verwüsteter Ehen: der Bettriecher Streicher stellt die Liebe unter sein Kuratel. Die Sterilisierung (auch ein unversprochenes Glück) bedroht sämtliche politisch verdächtigen, das heisst «erbkranken» Frauen, bringt sie um das Glück, Kinder zu haben (proletarische Kinder sind in Deutschland nicht nur Träger der Zukunft, sondern Rächer der Gegenwart); die Operation ist oft mit Lebensgefahr verbunden, meist mit dauerndem Siechtum. Frauen, deren Familienangehörigen als oppositionell gelten, sind verfeimt, der Umgang mit ihnen gefährlich. Hunderttausende deutscher Frauen wissen ihre Männer und Söhne im Konzentrationslager, in Gefängnissen, Zuchthäusern, dieser trockenen Guillotine Tausende werden als Geiseln, auf Denunziation und auf «Vorsicht» festge-

halten. Die Konzentrationslager für Frauen sind von den übrigen Höllen in nichts verschieden; sexuelle Attacken der Wachmannschaft treten hinzu. Und am Ende eben, für alle deutsche Frauen, auch für die gesinnungstüchtigen, naiven, ahnungslosen, wohl gar subjektiv – durch etwas Kandiszucker – getäuschten, am Ende steht der Krieg. Dann vermindert der deutsche Kapitalismus seine Erwerbslosenziffer radikal und nicht nur durch Rüstungsindustrie, nicht nur durch Abdrängung der Frau ins Haus. Die Frau, als Hüterin und Bewahrerin des Lebens, sieht diesem Mord entgegen; zu diesem Ende ist sie als Gebärmachine, angestellt, zum häuslichen Geschlechtsvieh erniedrigt. Und was für ein Krieg steht Deutschland bevor, wenn die Nazis ihn wagen sollten: «Die Waage ist schon aufgehoben über diesem Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die Buchstaben von Feuer schreibt, wie vor Belsazar in Babylon.» Das sind Worte, die ein deutscher Schriftsteller gerade jetzt in München ausgerufen hat; ein tollkühner, fast todesmutiger Mann, aber die Wahrheit liess ihn nicht schweigen. An diesem und anderen Bekennern hat die Frau ihre wirklichen Helden und die echte Irratio, die sie sucht: es ist der revolutionäre Humanismus.

Der Nazi hat nie von ihm läuten hören. Kein Wunder, dass es ihm *auch* ideologisch so leichtfällt, die Frau zu missbrauchen. Wo nur der Bizeps gilt, der brutale Bulle oder der Maniak, haben alle zarteren Kräfte ausgespielt, die Lieblichkeit wie das feine, gütige, melodische Geheimnis. Deutschland, wenigstens im nördlichen, protestantischen Teil, hatte es in dieser Rücksicht immer schon schwerer; es wirkte als Land fast ohne Frauen. Ihr Einfluss beschränkte sich auf die vier Wände (und auch dort markierte der «Untertan» sehr oft den Vorgesetzten, der er draussen nicht war; Heinrich Manns berühmter Roman ist durchaus keine Grotteske). Im äusseren Dasein fehlte sozusagen das weibliche Sekret; es fehlten die Nuancen, die Fingerspitzen, die Feinheiten, die Freudigkeiten, die Kindlichkeiten, alles war überdimensioniert, überorganisiert, überobjektiviert. Bereits der deutsche Adel des Mittelalters wirkte gegen den übrigen, gar französischen, plump, abseits, bäurisch, grob. Die mutterrechtliche Tradition, die sich Frankreich erhalten zu haben scheint, an die der Marienkult, der ritterliche Frauendienst so leicht sich anschliessen konnten, fehlte

in Deutschland offenbar; Luther gab dem Marianischen den Rest. Verwunderlich und hoffnungsvoll die Wandlung der deutschen Frauenerscheinung im Nachkrieg, das Schlanke, Braungebrannte, die Durchdringung der Grossstädte mit dieser Leichtigkeit und Eleganz. Aber seit der Nazi seinen zackigen Piefke in Deutschlands Krone einsetzte, ist gerade dieses Schöne verfliegen, als wäre es eine Anomalie. Seitdem herrscht wieder das Doppelbild aus Schneckenfrisur und Flanellbluse, wenigstens der Norm nach, der vorgeschriebenen Gesinnung nach, mag sie auch in Berlin, wo noch Inseln aus der allgemeinen Verrohung ragen, stellenweise unterbrochen sein. Item, Männerstaat, Rassismus, Herrenstandpunkt sind der Welt des Weibs unverträglich. Die Schwäche ist unter diesem Dreigetüm so schutzlos wie die Schönheit. Der Faschismus bringt niemandem Glück, den er verführt hat, am wenigsten der Mutter und Frau.

(Februar 1937)

Ironie des Schicksals

Herr Bunin ist in Lindau verprügelt worden. Fragt man, wer dieser Herr sei, so ist es der in weitesten literarischen Kreisen unbekannte Nobelpreisträger für Literatur 1933. Überdies erfährt man aus der Zeitung, Herr Bunin sei ein scharfer Gegner des Bolschewismus und eine führende Persönlichkeit der weissrussischen Emigration in Paris. Daher waren auch, als Herr Bunin den Nobelpreis erhielt, zahlreiche russische Emigranten zugegen, an die er die Worte richtete: «Das bolschewistische Regime verachte ich. Es ist grob materialistisch und hat kein Verständnis für die geistige Welt, ohne die eine Nation auf die Dauer nicht bestehen kann.» Desto verständnisvoller war Herr Bunin – man erfährt nicht, ist er auf der Einreise oder Ausreise verprügelt worden – bei den Nazis zu Gast, im idealistischen Regime.

Schön ist, dass das Richtige stets den Richtigen trifft. Der «gros-sen» Dichter Bunin traf 1933 der Nobelpreis, es gab in Jahr Hitlers keinen Würdigeren. Den sicher noch grösserer Weissgardisten treffen 1936 Hiebe; die Nazis haben ihn, al vermeintlichen Bolschewiken, «in eine eiskalte Zelle gesperrt entkleidet, durch-

sucht und einem Verhör in brutalsten Formen unterzogen». So wird der Nobelpreis durch die Polizei in Lindau widerrufen; was der Nazi mit der einen Hand gibt, nimmt er mit der anderen zurück. Der Nobelpreis war für den Weissgardisten, die Nazizelle für den unbekanntenen Dichter; Mereschkowski würde sagen: wie auf einer apokalyptischen Waage gleichen sich die Gaben des Antichrist aus. Das Blatt «Socialdemokraten» in Stockholm regt sich über die Waage auf, wir nicht, wir begreifen das Walten des Schicksals. So sonderbar ist die Welt geworden, dass ein Polizeiirrtum mehr Wahrheit enthalten kann als alle richtigen Fahndungen der Gestapo zusammen. Das macht das Verständnis für eine geistige Welt, worin nicht einmal ihr Spiessgeselle, wenn er den Nobelpreis trägt, auf die Dauer bestehen kann. Auch im Nibelungenring hat Siegfried keine Dankbarkeit für Mime, obwohl dieser ihn grossgepäppelt hat. Obwohl dieser am gleichen Schwert herumgestümpert hat, womit ihn Siegfried nachher schlug: «Was er nicht schmiedete, schmeckte doch Mime.» Herr Bunin, besser erhalten, kehrt wenigstens um die Lehre reicher von seinen Gesinnungsfreunden zurück. Das ist tragisch, doch auch die komische Muse fehlt nicht; denn wenn Dichter leiden (Nebel umlagern die Stirn, ihm taut's von Gefieder und Busen) sind alle Gehilfinnen des Apollos um sie versammelt. Dostojewski, mit dem Herr Bunin nicht die mindeste Ähnlichkeit hat, streifte immerhin diesen Fall, als er die Humoreske schrieb: «Das Krokodil; eine aussergewöhnliche Begebenheit oder eine Passage in der Passage»; mit dem Untertitel: «eine wahrheitsgetreue Erzählung der besagten Begebenheit, wie ein Herr in der Passage von einem Krokodil ganz und gar verschlungen wurde und welche Folgen das hatte». Auch dort hoffte ein Besucher des Krokodils, ein mit ihm Sympathisierender, der Landsmann Pharaos werde ihm kein Leid antun. Auch dort verschlang das Krokodil, auch dort sogar zeigte sich mehr Glück als Verstand, der Verschlungene blieb am Leben, bramabarsierte weiter aus dem Bauch des Ungeheuers. So hatte Dostojewski, aller Unterschiede ungeachtet, dem unglücklichen Kollegen bereits gezeigt, welche Wunder denen blühen, die ihr Alles daran gesetzt haben, ins Krokodil zu kriechen.

(Februar 1937)

Die Zeit der Überraschungen ist vorüber.

Hitler

Aus der Angst kamen viele nicht mehr heraus. Ohnehin Feige trafen zahlreich andere, die es erst geworden waren; die Zeit brachte das mit sich. Selten gab es so viele Vögel vor der Schlange. Das Opfer schien nur noch darauf zu warten, gefressen zu werden.

Die Schlange selbst rollt sich täglich schöner auf. Welche Windungen, welche Kunst des Lauerns und plötzlichen Vorstosses. Der Nazi erpresst durch seinen blossen Anblick, der Wille zum Mord ist das Einzige, was man ihm glaubt. Aber nicht nur die verständliche Angst lähmt, die bekannte Bestie, das grosse Maul, die Blutschüssel, der Fanatismus und – bei Licht besehen – eine Kriegsrüstung wie die der anderen auch (eiliger, improvisierter). Sondern das bisherige Europa produzierte zum Schreck eine wahre Schreck-Imago, zur realen Angst mit ihren vielen guten Gründen stiess Furcht des Unbewussten und lieferte archaischen Zuschuss, als lebte man noch in der Drachenzzeit. Die Nazi-Erscheinung, deren Infantilität in vielem genauso ausser Zweifel steht wie ihre Bestialität, hat mit ersterer fast eine ganze Welt angesteckt, nur im passiven Sinn, mit der Kinderangst vorm schwarzen Mann, mit dem *pavor nocturnus*. Das lähmte über Gebühr, war den Fascisten ihr bester Verbündeter. Jede Samstagüberraschung war darauf abgestellt; sie rechnete nicht nur mit dem Weekend der englischen Minister, sondern mehr noch mit dem Ausfall männlicher Vernunft. Bewusst übersteigerten die Nazis diese ihre Basiliskenrolle, chargierten sie mit dunklen Drohungen, geheimnisvollen Andeutungen und lauter dicker Berta im Hintergrund. Selbst die antifascistischen Warnungen vor der deutschen Kriegsgefahr, so richtig, verdienstlich und leider ungehört sie in den ersten Jahren waren, hatten – nach geschehener Aufrüstung – noch den Nebeneffekt der Lähmung. Vielleicht hat ein Buch wie «Der Untergang von Prag» in England aufgetübelt und eine Anzahl der dortigen pazifistischen Esel neutralisiert. Aber zugleich wurde durch solche und ähnliche Schreckbilder ein Teufel an die Wand gemalt, der noch lange nicht so weit war.

Dem aber dies Gemälde, trotz seiner aufrüttelnden Teilwirkung, zum anderen Teil und per Saldo ganz erwünscht sein konnte. Was in den ersten Jahren durchaus und uneingeschränkt heilsam war, dieselbe Grauenpropaganda arbeitet jetzt, nachdem sie sich so wenig variiert und vor allem auf Ausserdeutschland beschränkt, pour le roi de Prusse. Ein Buch «Der Untergang von Berlin» ist unseres Wissens nicht geschrieben worden, und wäre es da, so würde der Nazi es weislich unterdrücken, trotz der Propaganda vom «ruchlosen Überfall», die er damit betreiben könnte. Er weiss, die Lähmung ist schlimmer und macht zwanzig Armeekorps wett; so reserviert er sie sich als eigenen Exportartikel. Dass das deutsche Heer schwache Seiten hat, war zu vermuten. Der Nazi ist überall ein Falschspieler, wieso nicht auch hier? Die Fassade war zu entsetzlich herausgestrichen, um ganz wahr zu sein; Rohstoffmangel, Offiziersmangel, übereilte Aufrüstung, Sabotage in den Rüstungsbetrieben, unzuverlässige Mannschaft – alles war bekannt. Selbst im Vorkriegsdeutschland war vieles Vorzügliche Legende, wie der Weltkrieg gezeigt hat, so die Flotte, auch Teile der Artillerie. Wie sehr erst jetzt, nachdem das Reich durch die Misswirtschaft der Nazis nicht im Zustand von 1914, sondern von 1916/17 den Krieg zu provozieren hätte. Aber der allgemeine Stupor horchte auf solche Erwägungen gar nicht hin und stärkte die Nazis, indem er die antifascistische Front hypnotisierte. Ausserdem bestand ein ernstes Motiv, sich den Weltfeind nicht zu unsolid zu malen. Denn die Hoffnung ist eine schlechte Erforscherin der Wirklichkeit; das Interesse, welches die Hoffnung an den militärischen Schwierigkeiten ihres Gegners hat, durfte daher nicht zu Optimismus verleiten. Hinzukam der Kredit der deutschen Technik und Organisation, die Potsdamer Überlieferung, die Kraft der deutschen Herren, die Schwäche sämtlicher deutscher Revolutionen. Trotzdem war es ebenso wahrscheinlich, dass im deutschen Giftgas manches bloss Luft ist, wie es gewiss war, dass die ausserdeutsche Lähmung den Gegner ins Absurde und völlig Mythische übertrieben hat. Nun aber kam vor Madrid, wie bekannt, eine Probe aufs Exempel, und sie eben erfüllt überraschend Hitlers Wort: Die Zeit der Überraschungen ist vorüber. Dem Wissenden war diese Erfüllung nicht ganz überraschend; im-

merhin: die Masse der Wirklichkeit stellen sich jetzt ohne alle optimistische Täuschung her. Welch beispiellose Unvorsichtigkeit der Nazis, sich so vor der Welt zu zeigen: ihre Tanks wurden zu leicht, ihre Flugzeuge zu langsam befunden, ihre Soldaten sind schwerfällig, als tirailleurs verloren, nur in geschlossenen Verbänden einsetzbar, als gedrillte Sklaven. Sklaven überhaupt sind schlechte Soldaten, beginnende Revolutionäre desto bessere, doch im Dienst der Nazis nicht besonders zuverlässig; folglich sind deutsche Soldaten in ziemlicher Anzahl zum «Feind» übergegangen, ein deutscher Pilot hat sogar sein Flugzeug herübergeschafft. Ausserordentlich, uneinholbar der Vorsprung der russischen Luftflotte: die Russen sind mit 300 Stundenkilometern Geschwindigkeit überlegen, ein einziges ihrer Flugzeuge hat nacheinander die Elemente einer ganzen deutschen Luftstaffel abgeschossen, ohne dass den langsamen deutschen Fliegern ein Gegenangriff, gar eine Verfolgung möglich gewesen wäre. Überdies weisen die deutschen Flugzeuge einen argen Konstruktionsfehler auf, der nun doch wieder zur Überraschung gehört, einen toten Schusswinkel, in dessen Schutz die Russen operieren; fast jeder eigene Apparat wird so den Nazis ein Todeskahn. Das Organ des Bundes tschechoslowakischer Rottmeister, «Hlas Národn Obrany», zitiert dergestalt die Äusserung eines Piloten der Air-France: dieser sagte: «Das Flugzeugmaterial der Russen ist erstklassig, und wenn die Deutschen das vielleicht schon vorher gewusst haben, so ist jedenfalls die Erkenntnis der Fähigkeiten der russischen Flieger für sie schmerzlich gewesen. Es sind das Dämonen, für welche die Gesetze der Sicherheit beim Flug nicht gelten. Sie beherrschen ihre Flugzeuge mit derselben Virtuosität, mit welcher ihre Väter in der Kosakenreiterei ihre Pferde beherrschten. Sie sind fähig, über dem Graben ihrer Gegner aus Flugzeugen, die mit 450 Stundenkilometern fliegen, Bomben aus einer Höhe von bloss zwanzig Metern abzuwerfen. Wird ein Luftduell angenommen, dann ist es angesichts des hochwertigen russischen Materials auch bald beendet. Viele italienische und deutsche Flieger weigern sich zu starten, sobald russische Flugzeuge in der Luft sind». Nun könnte angenommen werden, dass Göring seinen Clou zuhause gelassen habe, an Apparaten wie Piloten, dass er ihn den

Unbilden der russischen Witterung nicht jetzt schon aussetze. Aber abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Zurückhaltung (denn die Nazis wollen ihre Modelle, und eben die neuesten, in Spanien gerade «erproben», sie schicken immer frische Typen zu diesem Zweck, beordern die «ausprobierten» zurück), abgesehen von dieser unwahrscheinlichen Keuschheit entscheidet im Kriegsfall nicht die Paradespitze, sondern der zahlreiche Durchschnitt, und dieser macht kaum Franco fühlbare Freude. Göring ist zwar ausprobiert, aber Blomberg nicht Napoleon; Goethe hatte bekanntlich jede Abwehr Napoleons, lange Zeit, für aussichtslos gehalten, «denn der Mann ist zu gross». So war um Napoleon ein Nimbus der Unbesiegbarkeit entstanden, wie um keinen Sterblichen vorher, und er war durch eine unablässige Folge von Siegen fundiert; hier flog wirklich ein kaiserlicher Adler, nicht eine Chimäre oder Maultrommel. Trotzdem sank die Legende Napoleon augenblicklich, als er die Niederlage bei Aspern erlitten hatte, 1809; der russische Feldzug drei Jahre später hatte bei Freund wie Feind deutlich diesen psychologischen Schatten. Göring-Blomberg machen dasselbe billiger; die Menschenfreunde ersparen sich zehn Jahre Sieg und Unverwundbarkeit, um jetzt schon ihr Aspern vorzuführen. Das ist ihr Unterschied von Napoleon, und sollten sie einen wirklichen Feldzug gegen Russland wagen, so ist ihnen die Beresina gewiss.

Alles kommt darauf an, diese Einsicht im Land selbst zu verbreiten. Die Linie der Einschüchterung muss gedreht werden, bisher kam sie aus dem Reich heraus, nun gehe sie herein. Den heimischen Opfern der Kriegstreiber wird das ein Entzücken und Hoffnung sein, eine Hoffnung auf den Frieden und auf Befreiung. Die Kriegstreiber selbst aber haben erfahren: die Volksfront ist kein Abessinien. Die «Volks-Illustrierte» brachte kürzlich das Bild eines abgeschossenen Nazifliegers aus der Jagdstaffel Immelmann; und der Effekt auf Henleinleute, die das Bild sich zu verschaffen wussten, war eingestandenermassen erschütternd. Der Nazi sah statt der zerfetzten unschuldigen Kinder, statt der Märtyrer des Braunbuchs nun endlich: es wird gezahlt, die Schuld wird getroffen, genau diese. Höchst übel zugerichtet liegt sie zu Boden, und es ist ihr nicht mehr, als wolle sie noch viele Kinder zerreißen.

Das war in Spanien, und die Kriegstreiber zuhause spüren mit Schreck: die Atmosphäre hat sich überall gekräuselt. Es ist für ein Land in der Mitte nicht mehr gut, den Krieg zu beginnen, es ist im Zeitalter der Flugtechnik katastrophal, «innere Linie» zu sein. Und die Schwätzer vom Kreuzzug mögen sich davor hüten, dass die Ideologie dieses Worts sich nicht gegen sie selber kehre, die Wahrheit eines Kreuzzugs gegen den Teufel. Nie war so deutlich, so schamlos überdeutlich, wo bei einem Krieg, wenn der Nazi ihn wagen sollte, der Angreifer steckt, wo die Kriegsschuld. Da brauchen nicht erst lange Jahre nach dem Ereignis die Archive geöffnet zu werden; die ganze Welt kennt den Mörder, und der grösste Teil des deutschen Volks kennt ihn nach den Nürnberger Reden, nach dem spanischen Abenteuer. Die Nazis erfüllen die Welt nicht mehr lange mit dem Bluff der Angst, mit «Todesstrahlen» ante rem, mit chemischem und Elektro-Mythos aller Art, mit Vorschuss-Tod und Raunen aus der Giftküche. Auch die Angegriffenen werden zu kämpfen, zu fliegen, zu schiessen wissen, ohne irgendeinen toten Schusswinkel im Apparat. Auch die Verteidigung der Humanität ist bereit und zertritt den Mörder, wenn er einen Schritt nach aussen wagt. Die Zeit bleibt schwer, gerade wegen der inneren Schwierigkeiten, die den Nazi begraben, und von denen er sich durch eine Exkursion zu erholen glaubt; doch er ahnt jetzt, was ihn erwartet. Eine weit überlegene Erbitterung geht durch die Welt, das Plus der Frechheit, der Skrupellosigkeit, der Tobsucht kommt dagegen nicht auf. So viel Teilerfolge er noch haben mag, in lokaler Übermacht und ephemeren Überraschungen: die gute Stunde des Fascismus ist vorüber. Die Nazibestie hat im Inneren Krankheiten genug, aber es beginnt sich zu zeigen: auch ihre Zähne sitzen nicht ganz fest. Die deutsche Aufrüstung hat ihre natürliche Grenze, der Freiheitswille zur Abwehr keine.

(Februar 1937)

Himmelszeichen in Wien

Am Michaelerplatz in Wien, gerade zwischen den Säulen eines der frühesten und schönsten Häuser unserer modernen Architektur, steht oder stand bis vor Kurzem ein Mann, halb rüd, halb blö-

de, mit dem Gesicht einer völkischen Steckrübe, kurz, mit allem Anschein eines Nazi, der hatte eine drehbare Scheibe vor sich, eine Art Himmelskreis, mit Tierkreiszeichen, Fratzen und anderem astrologischen Zubehör, und rief in regelmässigen Abständen, trotz allen Autolärms, den Passanten des zwanzigsten Jahrhunderts zu: «Versäumen Sie nicht, meine Herrschaften, sich Ihr Horoskop fürs Jahr 1937 stellen zu lassen, versäumen Sie nicht die einzigartige Gelegenheit, werfen Sie einen Blick in die Zukunft – eindeutig, klar und verlässlich.»

Der Mann lebte gewiss nicht schlecht. Dummheit und Aberglaube verschafften ihm ein sicheres Brot. Der Wachmann, der sich ganz in seiner Nähe die Beine in den Leib stand, griff nicht ein, verhaftete den Gimpelfänger keineswegs. Denn wo anfangen, wo enden heutzutage, auch so einer stützt auf seine Weise das Bestehende.

Ohnehin versteht der Untertan nach oben zu blicken. Weniger gut versteht er, was dort oben vorgeht, alles ist Rauchschrift. Was Wunder, dass die Kunden des Astrologen, nachdem sie lange genug auf dessen gemalten Himmel gestarrt hatten, nun am wirklichen sehen, was zu sehen man ihnen befohlen hatte. Ein Flugzeug stiess Wolken aus, die Luft war diesig und die Wolken bildeten sich auf die natürlichste Weise, aber der Nazi deutet bösen Zauber überall, und wo er fehlt, muss er ihn erfinden. Bald fanden sich Zuschauer, die versicherten: Jener Halbkreis, mit dem geraden Strich daran, könne nur eine Sichel gewesen sein, und dort die Linie mit dem Querbalken, das war ein Hammer. Bald hatten die meisten Bürger Sichel und Hammer, die Symbole der Zerstörung, am Wiener Himmel geschrieben gesehn, auch diejenigen, welche um die kritische Stunde im Büro gesessen hatten und nicht das mindeste Stück Himmel erspähen konnten, auch die braven Hausfrauen und die gesamte unterirdische Naziwelt Österreichs. Und selbstverständlich kam das Flugzeug von der Tschechoslowakei, selbstverständlich flog es dorthin wieder zurück, es tat der Goebelspropaganda diesen Gefallen. Nur vereinzelte Kunden hatten einen gesunden Zweifel, dachten eher an Geld und Gut als daran, dass der himmlische Kommunist es ihnen wegnehmen wolle. Statt der Sichel lasen diese Aufgeklärten die Zahl 9, dann 0, statt des

Hammers 22; auch das sprach sich herum, die Lottokollekturen wurden gestürmt, Lose mit der Nummer 9022 hatten grosse Nachfrage. 90 bedeutet in den Traumbüchern zwar «Grosse Angst» und 22 «Kriegsgefahr»; dennoch: Bargeld lacht, gerade der Teufel führt sehr oft zum vergrabenen Schatz. Es waren aber nur die Auspuffgase eines modernen Motors, eines Flugzeugs von 1937 am scheinbar längst entgötterten Himmel. Und der Luftkutscher war der Chefpilot einer österreichischen Flugzeugfabrik, Arighi mit Namen, eine berühmte Person zwar, ein Nazi-Agent, wie es heisst, ein Spion, ein Provokateur, und die reichsdeutschen Interpretationen seines Auspuffs lagen demgemäss früher vor als die österreichischen selbst. Vielleicht also war das Sowjetzeichen wirklich gemeint und nicht Persil oder eine Lotterienummer. Aber entscheidend ist eben, dass am Himmel alles gelesen wird, wie der Nazi es wünscht; so unvollkommen oder unausgemacht der Rauch auch ausfällt; so naheliegend trotz allem die rein atmosphärische Erklärung auch scheint. Phantastischer Trödel überall; der Nazi kratzt, und es kommt Mittelalter.

In der Tat, die Zeiten sind aufgewühlt, nur nicht richtig. In längst vergilbten Büchern ist als Holzschnitt abgebildet, was sich heute dem Wiener Kleinbürger am Himmel begibt; es sind dieselben «erschrecklichen Zeichen». Ja, die alte Zeit, wenn sie vor Kometen sich fürchtete oder meteorischen Lichterscheinungen, hatte ein gewisses Recht zur Angst, dieses nämlich, dass sie die auffallenden Gebilde nicht verstand, nach dem damaligen Stand des Wissens nicht verstehen konnte. Überdies reichte von den Chaldäern bis zu Wallensteins Seni eine fast ununterbrochene Tradition; Astrologie, Mantik und ähnlicher Aberglaube erfüllten die damalige Naturwissenschaft mit grossem Ernst. Jetzt dagegen genügt ein blosses Flugzeug, um sämtlichen Kometenwahn zu entfesseln; und die Aufklärung, die allgemeine Schulbildung, die Früchte Newtons, Voltaires, der Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts sind dahin, für weite Schichten des Kleinbürgertums, als wären sie nie gewesen. In Wien läuft die Elektrische, läuft die Schnellpresse, werden naturwissenschaftliche Spezialprobleme (wie die rhombenförmige Anordnung des Schmelzes auf Schmetterlingsflügeln) mit grosser Klarheit erforscht; und daneben ist ein Bewusstsein möglich wie auf dem tiefsten Land

der Vergangenheit. Der altrömische Bauer zitterte, wenn ihm ein Kalb mit zwei Köpfen geboren wurde, oder er fand eine Kröte im Geschirr. Der mittelalterliche Mensch sah in Kometen die Zuchtrute Gottes ausgestreckt, der Primitive in den Wäldern Borneos heult seine Zauberweisen und hält den bestirnten Himmel für ein Maul mit lauter Zähnen. Aber damit ein modernes Flugzeug das Zeichen der Weisen von Zion an den Himmel malen kann oder magische Lotterienummern: dazu bedurfte es des gesamten Umwegs unserer Zivilisation.

Ein Tröstliches ist das Zeichen selbst, das der ängstliche Bürger über sich zu sehen glaubte. Er sah wenigstens ein Symbol der Zukunft, Hammer und Sichel, vielleicht auch sah er es nicht nur mit Angst. So wie in den alten Chroniken, wenn sie den Aberglauben berichten, immerhin Revolutionszeichen mit unterlaufen, nicht nur Zuchtruten. Die Zeit des Bauernkriegs war besonders reich an dieser Mischung, und die Szene zwischen den beiden Bauernführern in Goethes Götter von Berlichingen malt sie in einem Ineinander, dem Aktualität, wie sich zeigt, nicht fehlt: «Auf! auf! Wir ziehen nach Heilbronn zu. Ruft's herum!» – «Das Feuer leucht't uns noch eine gute Strecke. Hast du den grossen Kometen gesehen?» – «Ja, das ist ein grausam erschrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durchziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen eins auf.» – «Und bleibt nun fünf Viertelstunden. Wie ein gebogener Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blutgelbrot.» – «Hast du die drei Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?» – «Und der breite wolkenfärbige Streif mit tausend und tausend Striemen, wie Spiess', und dazwischen wie kleine Schwerter.» – «Mir hat's geграust. Wie das alles so bleichrot, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwischen die grausamen Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten.» – «Hast du die auch gesehen? Und das zwitzert alles so durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durcheinander, dass einem die Sinne vergehen! Auf! Auf!» Nicht anders wollte man damals in Ungarn kämpfende Männer zur Nachtzeit am Firmament gesehen haben, und am Rhein hörte man zum hellen Mittag ein grosses Getümmel und Krachen der Waffen in der Luft, als geschehe eine Feldschlacht. Bald sollten sich um den Mond zwei Kreise und ein

Kreuz in der Mitte, um die Sonne aber drei Kreise und eine Fackel daneben abgebildet haben – der Offenbarung Johannis 19,17 gemäss, wo der Engel in der Sonne steht und schreit mit grosser Stimme. So schien die alte Weissagung erfüllt, die die Bauernrevolte von Anfang an begleitet hatte, die himmlische Uhr selber schlug, im Glauben der Zeit, Gericht und die Stunde der Errettung an. Wie bemerkt, das sind Chronikberichte mit doppelsinnigem Himmelsschreck, mit mehr Schreck für die Ausbeuter als für die elenden Bauern. Die hatten schon ihr ganzes Entsetzen auf Erden, und die Himmelszeichen, die sie zu sehen oder zu enträtseln glaubten, verkündeten mindestens: Wende, meist sogar: Sieg. Thomas Münzer, der grosse Bauernführer, jedem Aberglauben fern, drückte das so aus: «Den Herren ist das Herz schwarz im Leibe vor Angst.» Unseren Herren nicht minder; deshalb eben mobilisieren sie Dummheit und Aberglauben überall, auf der Erde wie am Himmel.

(Februar 1937)

Rettung der Moral

Kein Volk hat das Recht, sich sittlich zugrunde richten zu lassen. Und wehe dem Volke, das nicht die sittliche Kraft hat, jene Pflicht der Revolution zu erfüllen, wenn sie ihm zur Pflicht geworden ist.

Theodor Lipps, Die ethischen Grundfragen, 1905

Die Armen hungern nicht nur. Sie werden auch blutig geschlagen, mit Lügen verhöhnt. Und der Ausbeuter hat nicht nur Not gebracht. Sondern er trägt eine Fratze, die noch die Stillsten im Lande schaudern macht. Nur mordend und betrügend treibt er sein Wesen fort.

Der gequälte Mensch steht dagegen auf. Sehr hoch hebt er sich von der Fratze ab. Alles Licht ist auf seiner Seite, es ist dem Licht leicht, dort zu sein. Jede Regung gegen die Nazis ist hell oder das Sittliche selbst. Den kühlen, klugen Weg zur kommenden Gesellschaft erleuchtet es mit. Immer unmittelbarer, immer grundhafter muss das Gute darum ausgesprochen werden; ist man nicht so weit, dass die Steine schreien. Die alte Welt ist verrotzt und ver-teufelt wie nie. Die neue vollstreckt ausser dem geschichtlich fälligen ein sittliches Urteil, wenn sie niederschlägt und siegt.

Täglich wird von den Hunden jetzt ausgeweidet. Die kapitalistische Fäulnis ist nicht in den Mitteln, wozu sie greift, weiss der Teufel, hier ist sie nicht. Das Messer ist frisch wie nie, die brutale Energie sucht ihresgleichen. Die Fäulnis ist in dem wirtschaftlichen Wahnsinn selbst, der nur mit solchen Mördern sich hält. Der ins Werk setzt, was die verkommensten Lumpen, die kränksten Sadisten kaum zu träumen gewagt hätten. Die Fäulnis ist im Herzen der bürgerlichen Kultur, aber viel mehr noch im Rest der bisherigen bürgerlichen Moral. In Deutschland fing der Eiter an, hier kulminiert er. Blickt man aber nach England, auf die Heuchelzentrale der Bürgertugend, so ist derselbe Untergang, nur am Beginn, so zieht selbst die Heuchelei dort ab, immerhin der Tribut des Lasters an die Tugend. Und nicht einmal kraft zynischer Offenheit, sondern mangels jenes Körnchens Tugend, das selbst zur Heuchelei und Phrase noch nötig war. England, der bisherige Tartüff unter den Nationen, verliert das Glaubenssystem, worin gerade Tartüff noch stand und stehen musste; das ihn sowohl zum Heucheln zwang wie zur Heuchelei fähig machte. Die Sitten des englischen Kapitalismus waren seit den Tagen der Puritaner so wohl bemessen, dass sie wie lauter Sittlichkeit sich ausnahmen; damit gerade, mit der Ehrlichkeit, als der feinsten Abart des Betrugers, hatte man das Geschäft gemacht. Seit aber der deutsche Gangster gezeigt hat, wie man in höchsten Nöten mit Mörderfäusten sich herausschlägt, mit Klumpfüssen sich ein Alibi schafft, liess auch die englische Ehrlichkeit – der vierhundertjährige Ruhm eines Landes – in weniger als vier Jahren nach, und die Vormacht des europäischen Kapitals wurde die Sekundogenitur des europäischen Verbrechens. Soweit ist die Bürgermoral geraten, dass sie einen Ausschuss nur in ihre ehemalige Hauptstadt, nur nach London zu verlegen braucht, um eines Betrugs sicher zu sein. Um aus dem Herzen eine Mördergrube zu machen, aus dem Nichteinmischungs-Komitee einen Komplizen. Das Modell des rasenden Absturzes aber bleibt Deutschland, Hölderlins Deutschland von ehemals, «O heilig Herz der Völker, O Vaterland! / Allduldend gleich der schweigenden Mutter Erd' / Und allverkannt was schon aus deiner/Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.» Das sind vergangene Zeiten und grosse Dichterworte, doch selbst das späte Motto, das

diesem Aufsatz vorangesetzt wurde, zeigt, welch ungeheure Strecke die Lokomotive des Verbrechens in kaum einem Menschenalter hier zurückgelegt hat. «Kein Volk hat das Recht, sich sittlich zugrunde richten zu lassen» – ein deutscher demokratischer Professor, ein Philosoph keines übermässigen Ranges rief diese Worte auf einer Sympathiekundgebung für die russische Revolution 1905 und stellte sie hernach in den Mittelpunkt seiner Moral. Rief sie im selben Keller, wo 15 Jahre später Hitler seine anders sittliche Revolution begann und heute ein Wald von Mörderfahnen hängt. An solchen Zeichen ist zu sehen, dass Deutschland reitet, dass die bürgerliche Moral oder die Moral, die das Bürgertum in lichterem Augenblicken noch sah, wunderbare Geschichten erlebt hat.

Aufstand der Moral

Ein Erbe ist hier anzutreten. Ein oft übersehenes und gewiss verächtliches, voll privater Flausen. Voll bürgerlicher Innerlichkeit und Scheinpraxis: ethische Grundfragen haben unter Kommunisten keinen guten Klang. Sie wirken individualistisch von Haus aus, eitel, spintisierend und überhaupt als Salon. Zu den wohlhabenden Manieren zählte zweifellos auch die «Moral», sei es als Geschwätz, nachdem die wichtigste Grundfrage, nämlich die Rente, gelöst war, sei es vor allem als Wand fürs Geschäft. Letzteres war die wichtigste und wenigst müssige Funktion: unter allen Sphären der bürgerlichen Ideologie war die Moral, von hier aus gesehen, die widerwärtigste. Und was Ideale angeht, so ist der Marxismus gegen die von der subjektiv-ethischen Art am empfindlichsten; hier wirkt der Realismus Hegels fast unmittelbar nach. Auch Hegel verneinte ein Sollen, das in die Falten des Herzens sich verkriecht, «einem weichen Elemente, dem sich alles Beliebige einbilden lässt». Er stellte der Tugend den Wettlauf, dem Gesetz des Herzens das der Wirklichkeit beherrschend gegenüber, er perhorreszierte das jakobinische Subjekt, das mit Hörnern stösst, statt sie sich an der Wirklichkeit abzulaufen. «Die Individualität», sagt Hegel in der Phänomenologie, unter dem bezeichnenden Titel: Das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels, – «die Individualität ist noch nicht aus ihrer Stelle gerückt und die Einheit beider (der Individualität und des Notwendigen) nicht durch die vermittelnde Bewegung derselben,

noch nicht durch die Zucht zustande gekommen. Die Verwirklichung des unmittelbaren, ungezogenen Wesens gilt für Darstellung einer Vortrefflichkeit und für Hervorbringung des Wohls der Menschheit». Aber es ist bekannt, dass Hegels grossartiger Realismus an dieser moralischen Stelle mit völlig unzweideutiger Reaktion bezahlt worden ist, mit Einsperrung der sittlichen Wirklichkeit in Familie, bürgerliche Gesellschaft und Staat. Der preussische Staat ist das «Notwendige», dem das Sollen, als «Rabulistik der Willkür», geopfert wurde; wogegen das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit angeblich in verrückten Eigendünkel übergeht, nämlich eben in den Jakobinismus der Französischen Revolution. Entdeckt jedoch die Tugend im Gesetz der Wirklichkeit noch nicht das ganze Rechte, dann denunziert sie Hegel als «Atheismus der sittlichen Wirklichkeit»; was gerade nur für den preussischen Staat, nicht aber für seine moralischen Bekämpfer von damals zutrifft. Die Rechtsphilosophie, worin die Invektiven gegen den (damals recht heissen) Brei der «moralischen Einbildung» noch heftiger als in der Phänomenologie vorbrechen, ist nicht ohne Grund Hegels reaktionärste Schrift. Genug, der Salongeruch moderner Privatheit, der Ludergeruch jakobinischer Subjektivität, beides so ganz Entgegengesetztes hat sich in der Abneigung gegen Ethik bei allen Realpolitikern zusammengefunden und, soweit es das Abstrakte am Subjektiven angeht, auch bei Marxisten. Obwohl revolutionärer Ludergeruch am Moralischen sein geringster Fehler sein dürfte; obwohl Moral mit Privatheit (gar mit der der Moralschwätzer und Kierkegaard-Affen von einst) nicht zusammenfällt: obwohl das Reflexive und Undialektische, das Hegel mit einigem Recht am jakobinischen Subjekt-Objekt-Verhältnis kritisiert hat, im Marxismus überhaupt nicht statthat. Dafür allerdings subjektiver Faktor durchaus, Wille, die Welt aus der Kenntnis der Wirklichkeit zum Reich der Freiheit zu verändern. Kämpfen doch Kommunisten nicht für bessere Ökonomie, sondern mittels Kenntnis der Ökonomie für gar keine; für Humanität. Hier also ist Eingeständnis der Moral durchaus fällig, eines guten Worts, einer besseren Sache; wo anders als bei den Kommunisten ist sie noch zu finden? Wo andersher als aus Moral stammt die Empörung und Erbitterung, der Ekel und die Verach-

tung über die nazistischen Hunde? Sind die moralischen Reaktionen gegen die Brandstifter und Henker, gegen die Lügner, Betrüger und Kriegshyänen nicht der stärkste Kraftzuschuss des antifaschistischen Kampfes, tönen nicht alle Proteste und Losungen von ihnen wider? Und was anders treibt in den Kampf als moralischer Einsatz, als Mut und Solidarität, Liebe zur proletarischen Sache, Glaube an die klassenlose Zukunft und an die Menschen, dass sie zu Glück berufen und seiner würdig sind? Die Hitlerzeit seit 1933 kommt nur zum kleinsten Teil in die politische Geschichte, zum grössten in den Pitaval, oder die Geschichte vom Reichstagsbrand bis zum letzten grössten kommenden Verbrechen wird ein einziger Neuer Pitaval sein: dieses Urteil stammt gewiss aus ökonomischem Wissen, aber speist sich die Beurteilung, die Überzeugung und Gewissheit, womit es bei Millionen durchschlägt, nicht ebenso aus moralischer Haltung? Genau auf Moral und als diese wirkte das Mannestum Dimitroffs; hier war ein neuer Mensch und wurde ergreifend sichtbar, ein wirklicher Held, wie ihn nur die Revolution hervorbringt, nie der Faschismus, eine sittliche Welt unter den nazistischen Mördern und Schiessbudenfiguren. So wird ein Erbe hier täglich angetreten und nur nicht reflektiert. Ein Erbe aus allem, was junge und einfache Menschen bewegt und begeistert, aus Heldensagen und Drachenkämpfen und viel Besserem dazu. Und das Wort Moral darf ihm nicht länger entzogen bleiben, nur deshalb, weil bürgerliche Scheinheiligkeit das Wort beschmutzt oder säuerlich gemacht hat. Ist es verwaschen, so nicht von Anfang her, ist seiner Grundfarbe wieder fähig; es gibt seelische Reinheit, gerade sie hat mit Geld nichts zu schaffen. Das Moralische, auch im simplen, einleuchtend-anständigen Sinn, wie jeder Prolet es versteht, wenn auch keiner es so bezeichnet, trägt kein Kapotthütchen, ist keine Gouvernante und das Gegenteil von Ideologie. In seinem erhaben-einleuchtenden Sinn ist Moralität das Licht aller Volksromane, wenn der Retter kommt, wenn die Bösen und Unterdrücker in den Abgrund fahren. «Die Strahlen der Sonne vertreiben die Nacht, vernichten der Heuchler erschlichene Macht»: – in diesen einfältigen Versen der Zauberflöte ist das Gute trotz aller aufgeklärten Leere so sinnfällig gegeben, dass seine Symbolkraft dazu erscheint, die Kraft, die jede Bewegung

braucht, um durchdringend zu sein. Es kann nicht Waffen genug gegen die Unterdrücker geben, und die Moral, in ihrer Wiedergeburt, ist eine der stärksten. Ist ihr Begriff auch infolge der Künste des Bürgertums, gleichzeitig verdächtig und verwickelt geworden, so ist heute doch wenigstens ihr Negatives klar: die Taten des Klassenfeindes. Diese sind eindeutig unmoralisch, sie sind die menschliche Hölle, hic falsum index veri. Positiv aber erscheint das moralische Licht in der Hingabe, in der Topographie und Erleichterung jedes Schlags, den ein Klassenkämpfer dem gegenwärtigen Satan in die Rippen führt.

Ein Erbe des Wollens ist hier anzutreten. Das gilt nun auch in anderem Sinn als dem des Eingestehens, moralisch zu sein. Nicht bloss das Wort und Ansehen der Sittlichkeit sind zu retten, sondern noch bestimmter ihr ehemaliger Antrieb. Da bleibt überhaupt keine Wahl, der moralische Impuls kommt nicht anders unter, nicht anders an als sozialistisch. Mehr als irgendwo führt die neue Gesellschaft hier fort, was in der alten steckenblieb oder verdorben wurde. Träume von einer uneigennütigen Beziehung zwischen Menschen können zum erstenmal, durch Abschaffung des Eigentums, wirklich werden. Diese Träume waren seit Beginn des Eigentums nie mehr als Velleität, als vage, obgleich zähe Willensrichtung auf den Bruch der Bestie, auf Anti-Lupus. Der Wolf hatte noch keinen Platz in den eigentumslosen Urstämmen, die überdies eng zusammenhalten mussten, um gegen eine furchtbare Umwelt zu bestehen. Die noch keine Arbeitsteilung kannten mit Mein und Dein, mit den Fälschungen der Sitte zur späteren Eigentumsmoral. Nachdem aber Hirtenstämme und Viehbesitzer über die Jägervölker der Urkommune gekommen waren, nachdem durch Viehbesitz die erste Spaltung in Klassen gelungen war, nachdem schliesslich der Staat als scheinbarer Ausgleich zwischen Ausbeutern und Unterdrückten sich etabliert hatte: geriet auch die Moral als Opium fürs Volk, als Mittel, Fronknechte bei der Stange zu halten, sie mit den Bräuchen des Patriarchats, mit der Heiligkeit der Pflicht zu sterilisieren. So sind dreierlei Phänomene hier unterscheidbar: Sitte als naive Freiheit. Gleichheit, Brüderlichkeit der Urkommune; völlig unechte Klassenmoral der Herrenschicht und ihres späteren Staats; relativ echte Klassenmoral der Unter-

drückten, mit blosser Eigentumsverschiebung am Ende, aber mit sentimentalischer Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit im Impuls ihres revolutionären Anfangs. Der Staat hat den Anti-Lupus stets nur für die Unterworfenen verkündet, nie für die Herren; Brechung der Bestie bedeutet in der Staatsmoral ausschliesslich Arbeitswilligkeit und Gehorsam gegen die Obrigkeit (die Ausbeuterklasse). Indes Engels selbst schliesst die Moral mit dieser ihrer Herrenideologie keineswegs ab; er hat als erster die Sitte der Urkommune, dies dialektische Alpha, gefeiert, er setzt auch die spätere Klassenmoral der Unterdrückten, trotz aller Relativitäten, als Moment der «proletarischen Zukunftsmoral». «Wie die Gesellschaft sich bisher in Klassengegensätzen bewegte, so war die Moral stets eine Klassenmoral; entweder rechtfertigte sie die Herrschaft und die Interessen der herrschenden Klasse, oder aber sie vertrat, sobald die unterdrückte Klasse mächtig genug wurde, die Empörung gegen diese Herrschaft und die Zukunftsinteressen der Unterdrückten» (Anti-Dühring, I, 9). Derart ging in allen Resten und Vermisungen der Urkommune – auch im bäurisch-demokratischen Grundtext des Alten Testaments, in der inwendigen Frohbotschaft an die Mühseligen und Beladenen, wie erst in den Revolutionen – eine Erinnerung an die bessere Urzeit auf, ein Impuls wirklicher oder Freiheitsmoral. Dieser Impuls, philosophisch mannigfach filtriert, hat nachdem als einer des «Naturrechts» den Bauernkrieg und die bürgerliche Revolution begleitet; hier als Zurückforderung der alten Gemeinfreiheit, dort als paradiesischer Inbegriff der Menschenrechte. Und beide Revolutionen rezipierten, in der christlichen, wenigstens säkularisiert christlichen Verkleidung ihres Klassenkampfes, den Prophetenzorn, das Jesajasbild vom neuen Paradies; mit der Ethik der Pharaonen hätte Revolution sich nicht predigen lassen. Nie aber, das steht fest, nie waren Anti-Lupus, Anti-Nimrod, Anti-Nero anders denn als blosser Velleität gegeben, als blosser Willensrichtung ohne deutliche Frucht. Das ist die entscheidende Differenz zwischen den beiden Erbgebieten des Kommunismus, zwischen dem *schwebenden* der Moral und dem *gestalteten* der werkhafte Kultur. Die Moral liegt nur als Alpha vor, die Werkkultur wenigstens stückweise als erscheinendes Omega. Die Moral ist ge-

schichtlich wesentlich nur als Impuls gegeben, sonst fast völlig in Eigentumsideologien versenkt; so ist sie dem Erben ein *Programm*. Die gestaltete Kultur dagegen weist in ihren Grosswerken einen Überschuss über die jeweilige Ideologie auf, einen Überschuss, der seine Zeit überdauert und mit den Menschen wandert; so dient sie dem Erben als mögliche *Substanz*. Weder ums moralische Programm noch um die kulturelle Substanz lässt sich das Proletariat von Ökonomen und Soziologen weiter betrügen; aber das Moralische ist wesentlich eben Programm geblieben, das auf seinen Täter wartet, auf die soziale Revolution. Noch die echtsten Erinnerungsimpulse des moralischen Anfangs, «Naturrecht» oder «praktisches Christentum», verkleiden Kämpfe um Klassenvorrechte, ideologisieren sie durchaus. Gewiss, diese Kämpfe selbst sind das Gute in der Geschichte, ja das Beste, was sie als Vorgeschichte hat: aber sie sind nicht das einzige Gute. Gewiss, die alten Klassenkämpfe brauchen durch den Moralimpuls ihres anderen Anfangs nicht entschuldigt zu werden, die sprengende Entwicklung der Produktivkräfte ist Heils genug: aber die Bewegung zur Aufhebung der Klassenvorrechte ist ja nicht dasselbe wie die Bewegung zur Aufhebung der Klassen; die Moral bisheriger Revolutionen ist erst die Velleität zur Moral der klassenlosen Gesellschaft. So sieht gerade Rettung der Moral die Verflechtung aller, ausnahmslos aller bisherigen Moralphänomene mit Wirtschafts-ideologie besonders scharf – *und meint den ungewordenen Rest*. Die ökonomische Kritik des moralischen Scheins ist dasselbe wie die Freilegung des moralischen Kerns; gerade deshalb aber ist sie nicht seine Vernichtung. Sondern ein grosses Erbe ist anzutreten, desto grösser, je weniger die eigentumsgebundene Entwicklung der Produktivkräfte gestattete, die moralische Velleität (Freiheits-Erinnerung) zu realisieren. Die Moral hat als beste aller «Illusionen» auf die Barrikade geführt, sie war die (variierende) Anfangsideologie der bürgerlichen wie der bürgerlichen Revolution, sie ist am wenigsten dadurch abgegolten, dass hinter Habakuk und Brutus die wirtschaftliche Interessenrealität von damals sogleich wieder hervorkam. Die Revolution hat keine Ideale zu verwirklichen, trotzdem kommt sie in diese nicht unangenehme Lage, wenn sie statt Schimären (wogegen sich Marxens Verbot einzig gerichtet hatte) – die Revolution selbst verwirklicht.

Wenn sie, wie in der Sowjetunion, lauter Wirklichkeit mit Einschluss ihrer Ideale betreibt; dem dialektischen Omega von Engels gemäss: «Wiederbelebung – auf höherer Stufe – der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der alten Gentes.» Bleibt vom alten Leben kein Traum auf dem anderen und keiner, was er an Ort und Stelle war, so bleibt desto sicherer die alte Velleität: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; denn diese sind die wahre Traditionskompanie der Revolution. Zeigt die moralische Richtung, ganz anders wie die gemalten, gemeisselten, gebauten, musikalischen, poetischen und nun erst wissenschaftlichen Kulturgebilde, keinen deutlich beerbbaren Überschuss: so war ihre Velleität subjektiv desto höher auf die Wirklichkeit der Menschen gerichtet und objektiv desto tiefer auf den Kern der Wirklichkeit überhaupt. Desto würdiger ist auch das Erbamt, das dem Kommunismus hier zusteht; es ist das würdigste und wichtigste. In summa: Der Antritt des moralischen Erben ist nicht Überführung einer geleisteten Kultur in den Besitz der klassenlosen Gesellschaft, dafür aber Verwirklichung nirgends geleisteter Antriebe, die gerade deshalb nicht geleistet wurden, weil sie, zum Unterschied von musisch-wissenschaftlicher Kultur, überhaupt erst auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft und in ihr realisierbar sind. Der Kommunismus ist, was unter dem Namen der Moral vergebens bisher gesucht worden ist. So wird mit ihm nicht bloss Eingeständnis der Moral, sondern diese selber fällig – der kommunistische Antritt des moralischen Erbes ist der Eintritt der Moral.

Ethik als Galerie, als Theorie-Praxis

Wie der gute Weg sein mag, merkt erst, wer ihn geht. Keinesfalls merken es die zarten Knaben, vor dem Krieg wie nach ihm so sittlich bekümmert. Keinesfalls die schwächlichen Papierhengste oder versorgten Schulmeister, das alles mag nicht weiter verwechselt sein. Da waren in der Tat nur Splitter in der eiteln Vase des zarten Subjekts, müssige Leimprobleme dazu. Jetzt muss daher abgesondert werden oder gemustert, damit der Baugrund rein sei. Damit das Haus geräumt, aber mit seinen mannigfachen Erfahrungen erinnert sei. Auch am Guten der *alten* Tugendlehre braucht, um es zu sehen, auf seine Wirtschaftsverflechtung nicht erst hingewiesen zu werden. Immerhin, hier ist eine ebenso erha-

bene wie sonderbare Galerie, dem moralischen Kunstgewerbe in nichts vergleichbar, eine Welt kontemplativer Imperative und alle mit doppeltem Gold gemalt, dem der Ökonomie und dem des uneigennütigen Werts (der sich auch darin ausdrückt, dass keiner unbeschwert für eine gute Handlung Lohn annimmt). Jedoch die Mischung, das Kentaurische geht hindurch, ökonomische Kategorien vermitteln und verhindern zugleich die bisherige Moralität. Noch das trauernde Mädchen denkt derart einen Besitz mit, wenn es vom Geliebten sich nicht nur verlassen, sondern «betrogen» fühlt. Die zehn Gebote ordnen mit gleichem Tubenklang neben das Verbot zu töten das zu stehlen, sich gelüsten zu lassen nach des Nächsten Haus und alles dessen, was dem Nächsten gehört. Und die Freiheit des Christenmenschen war genauso moralisch wie sie nützlich geworden war, als die Französische Revolution sie zum Menschenrecht erhob; denn sie schloss die Freizügigkeit in sich, die Befreiung des feudalen Leibeigenen zum transportierbaren Lohnsklaven der Industrie. Die Verfilzung mit Profitinteresse wird noch ununterscheidbarer, sobald man eben die progressive Bedeutung erkennt, die in erster Instanz dem Interesse zukam und erst in Wechselwirkung den – gegebenenfalls moralischen – Traumbildern des falschen Bewusstseins. Engels zitiert im «Feuerbach» den Hegelsatz: «Man glaubt etwas sehr Grosses zu sagen, wenn man sagt: der Mensch ist gut; aber man vergisst, dass man etwas weit Grösseres sagt mit den Worten: der Mensch ist von Natur böse.» Engels zitiert diesen dialektischen Satz gegen das schwülstige Liebespathos Feuerbachs, und in der Tat: Schlangenklugheit und Taubenunschuld mengten sich sogar in den Beförderungen der Humanität; sowohl damit sie Beförderungen, als fast auch, damit sie Humanität waren. Und kein bisheriges Moralsystem trennt auch nur im leisesten Ansatz den Gesellschaftszustand, den es zu vervollkommen trachtet, vom normativen Nebel seiner Ideale. Da sind die Fragen nach Quell, Kennzeichen, Sanktion, Form oder Inhalt des Sittlichen; da ist die Kasuistik des Konflikts der Pflichten, das summum honum (meist in Gott gelegt), die Hierarchie der Tugenden. Da dringen längst vergangene Verhaltensprobleme der herrschenden Schicht mit tragischer Weihe vor: Corneilles Cid-Konflikt zwischen devoir und passion, der Antigo-

ne-Konflikt zwischen Liebe und Vaterland, auch andere Kreuzungen von Velleität mit Ideologie. Da ist die Stände-Kathedrale der thomistischen Ethik: wie erzene Säulen ragen die vier Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Mässigkeit, Stärke; wie lauter Hochaltar strahlen die «eingegossenen» oder theologischen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, und die Liebe ist die vornehmste unter ihnen. Aber die Hierarchie ist zerfallen, das «Eingegossene» erst recht; und die Gerechtigkeit, so männlich sie sich noch mit dem bürgerlichen Naturrecht verbinden konnte, ja bis heute das Gewissen in allen Resten von Liberalismus darstellt, – führt dennoch den gnädigen Herrn mit sich, der sie übt, den gnädig Betreten, der sie, als blosses Geschenk der Nicht-Willkür, von oben herab erhält. Die protestantische Ethik wiederum, die überhaupt nichts übrigliess als das Pathos der Gesinnung, und die von Fetischisten der Moral als reinste Blüte gepriesen wird, brachte Gewissensüberlastung ohnegleichen oder jene skrupelhafte Innerlichkeit, die in der Welt als «des Teufels Wirtshaus» (Luther) desto skrupelloser zu verdienen verstand. Da ist – in der höchsten Sphäre – Kants Zweiweltentheorie von Notwendigkeit und Freiheit, von mechanischem Fatalismus, intelligiblem Voluntarismus, und der kategorische Imperativ dieses Voluntarismus führte, wie es Kant schien, nichts Empirisches mit sich. Aber nannte Jean Paul diese Ethik ein ganzes strahlendes Fixsternsystem auf einmal, so übersieht der Marxismus die erhabene Intention nicht, noch weniger jedoch den sehr empirischen Anteil der deutschen Misere und den verinnerlichten Prügelstock im Hymnus der Pflicht. So reich war diese Welt, so predigtreich und donnernd gegen Schurkerei, so vielfach wieder im Akkord mit der Erniedrigung und Beleidigung. So lichtvoll zum Teil in mehreren Zeiten der Herrenmoral, so gehemmt wieder, auch puritanischgerissen, in der bürgerlichen Emanzipation – eine Sammlung von Drusen, eine Galerie zusammengesetzter Ideale, oft stotternd und leuchtend im gleichen Zug. Selbst die ganz andere, die vordialektisch-materialistische Moral – von Epikur bis Holbach-Diderot – kommt nur partial der kommunistischen nahe. Es ist wahr, sie lehrt wie diese das zu suchende Glück, setzt Quelle, Entstehung, Sanktion des sittlichen Phänomens völlig ins Diesseits, sie nimmt

die Natur als Lehrerin, fordert die Menschen auf, ihren Gesetzen zu folgen, das Glück zu genießen, das ihnen beschieden sei, der Tugend zu dienen als der ursprünglichen Natur des Menschen, das Laster zu verachten. Aber dieser Naturbegriff, noch verschwommen und kontemplativ, gibt sich ebenso als Vehikel optimistischer Rentnerwünsche, als Göttin individuellen Rentnerglücks; der bürgerliche Materialismus macht auch moralisch Statik, als wäre mit seiner Natur schon jegliche da. Wie wenig überrascht daher, diese Naturmoral schwach zu sehen, sobald das Bürgertum seinen Aufstieg hinter sich hat; sobald nicht Glück, sondern Zumutung des Leids in seinem Interesse liegen. Wie wenig überrascht gar die spätesten Moralprobleme des Bürgertums, die modisch gewesenen Fragen, welche an Dostojewski und vor allem an Kierkegaard sich entzündet hatten, ganz und gar mit Scheinproblemen vermengt zu finden. Mit Komplikationen, die teils der Lebensschwäche der feineren Bürgerjugend entsprangen, teils der Unlösbarkeit, im Kapitalismus ein Christ zu sein. Hier eben hängten sich die Sorgen des zarteren Bourgeoisubjekts vor allem ein; so makaber, dass vom Ernst der Raskolnikow, Iwan Karamasow, Kierkegaard-Fragen fast nichts als Porzellankonflikt übrigblieb oder eine Schmetterlingssammlung ausgesuchter Wichtigkeiten. Flötisten wie Werfel, Trompeter wie Martih Buber haben das kommunistische Desinteressesment an Moral verständlich gemacht; auch die Flucht aus solcher Art von Moral. Die Schulmeister wiederum, die Neukantianer Heidelbergs und Marburgs haben die bestehende Gesellschaft aus sittlichen Apriori entweder gerechtfertigt (wie ein einziger Dukaten eine ganze Reiterstatue aus Blech und Rost vergoldet); oder sie haben kleine, kritische, freisinnige Verbesserungen angehängt, die das bestehende Ganze erst recht idealisieren. Selbstpflege bei der jeunesse dorée, «Problemlage der Wertrealisation» bei Professoren: dazu war die Lehre, was zu suchen, was zu fliehen sei, im Vorkrieg gediehen. Einsam, ergreifend einsam standen einige demokratische Mannsfiguren, die Worte von Lipps sind dem ein unvergessliches Exempel und zeigen dem Rückblick, wieweit man erst heute gekommen ist. Jetzt greint der Salonrest über Hitlers unfeine Manieren, indes er mit Papen sich wohl noch unterhalten könnte, über Hingabe der Freunde, über das Beseligende des Bewusstseins, vor Gott ein Lump zu sein.

Wurde der Blutgeruch zu stark, so nahm Ethik, als Tante im Salon, die Blümlein des heiligen Franziskus vor die Nase, erfrischte sie durch Geschwätz. Und die Sozialdemokratie hat ausser anderen Ausreden die Schwächlinge der Sittlichkeit wohl gebraucht; hier lebten sie in guter Zahl, edler Einfalt, stiller Grösse. Bis die Teufelsfaust kam, die Gewalt des Handelns im Dienst der Hölle: wie verloren stand der Idealismus da, wie armselig war seine Schnurrpfeiferei. Wie entsetzlich aber auch erneuerte sich das wirkliche Problem: Rettung der Moral, Rettung der Kultur, Kraft, sie in den Kommunismus zu retten, Kraft, mit ihr im Bund die Schlacht zu gewinnen. Genau gegen die Mörder, die sich als Bewahrer des Lebens ausgeben, genau als jener Bolschewismus, den die Blutsäufer als Barbarei, die Vernichter alles dessen, um das es sich lohnt zu leben, als Untergang der Kultur bezeichnen. Zu bezeichnen die Gemeinheit, Verzweiflung, Niedertracht haben und das ahnungsvolle Mandat, das Mandat aus der Hölle. Kurz, der Mensch steht auf, geht den Weg, über den kein anständiger mehr im Zweifel sein kann. Was bürgerlich einsam in Männern wie Zola noch erschien, erhebt sich jetzt, kommunistisch geführt, als Volksfront, mit der schöpferischen Stimme des J'accuse. Der intendierte Mensch der Menschenrechte macht Ernst, das Ideal von 1789 dringt an, gerade weil es unerfüllt geblieben ist und Hitlers Schafott an seinem bürgerlichen Ende steht; das Proletariat, sagt Engels, nimmt die Bourgeoisie beim Wort. Der befreite Mensch ist ausgesprochen beim jungen Marx, unablässig abgezielt beim reifen; er ist gewiss nicht das abstrakt Allgemeine, die Gattungsidee Feuerbachs, wogegen Marx mit so konkreter Schärfe sich wendet, doch er geht auch, gerade als «Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse», in deren bisheriger Empirie nicht unter. Sondern das humane Grundbild strahlt durch Marxens Konkretheit erst recht, allein schon in dem Wechselwirkungssatz: «Die materialistische Lehre, dass die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und anderer Erziehung sind, vergisst, dass die Umstände eben von den Menschen verändert werden, und dass der Erzieher selbst erzogen werden muss» (3. These über Feuerbach). Nirgends moralischer als bei Marx geht das menschliche Bild an seiner Schändung auf am Proletarier als der äussersten

Entfremdung und ihrem Umschlag, an der Pflicht, alle Verhältnisse aufzuheben, worin der Mensch ein gedrücktes, verlorenes und verächtliches Wesen ist. An diesem neuen Humanismus also (er ist als Rückkehr zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der Genes der älteste) und nur an ihm ist die Logik des guten Wegs. Sie ist die Theorie-Praxis des ernstesten Sinns oder die Lehre vom richtigen Verhalten zur Erkämpfung des summum bonum (der menschlichen Freiheit); sie ist beratende Erprobung gebietendes Lehrwort, sofern dies Verhalten Konflikte im Verhältnis der Mittel durchläuft. Konflikte der eigenen Existenz oder dämonische Krümmungen des Wegs. (Brechts Lehrstück «Die Massnahme», Mitleid, Gerechtigkeit, Ehre, rasche Heldentat relativierend, allzu leicht relativierend, ist derart nicht nur pädagogisch hochgeladen, sondern die erste Versuchsstation konkret-kommunistischer Kasuistik.) Hier fundiert sich endlich auch der schwer zu treffende Ton der Moral; mit der Ermahnung von oben herab, mit dem Karton des guten Willens an sich, mit den Theatergemälden der ausgeführten Tugend ist ein Ende. Desto unverwechselbarer erscheint, am Kopf und vor allem an den Füßen neu geworden, Moralität für uns selbst; nicht als protestantisch saure Milch der frommen Denkungsart, nicht als Kathedrale mit halb landesväterlichen, halb transzendenten Bildsäulen der Tugend. Aber als Licht vor dem Fuss, als Vademecum proletarischer Solidarität und klassenloser, sobald aus der Beziehung von Menschen zu Menschen endlich die ökonomische herausgenommen worden ist. Mithin wird die künftige Darstellung kommunistisch-konkreter Moral ebenso elastisch wie anschaulich sein. Elastisch, weil sie eine strategische ist und nichts feststeht als ihr Ziel: die Herstellung der klassenlosen Gesellschaft; weil nichts ohne Einschränkung gut geheissen zu werden verdient als der Wille zur klassenlosen Gesellschaft und die klassenlose Gesellschaft dieses Willens. Anschaulich ist die kommunistische Moral als konkrete Unterweisung des Willens von Fall zu Fall, an konflikthaltigen Situationen und dem experimentierten Beispiel des zielgemässen, also sittlichen Handelns; hier ist die Darstellungsform ausschliesslich eine beispielgebende, Rahmen-Paradigmatik. Hier aber auch muss eine letzte Kreuzung behoben werden, vielmehr das alte Durcheinander des guten oder

des kanonischen Liedes, mit dem sogenannten garstigen, der Politik. Vermutet man mit Kant, die wahre Politik könne keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, so ist das richtig, aber nur, weil auch die wahre Moral zu dieser Zeit keinen Schritt tun kann, ohne Politik zu sein, nämlich revolutionäre. Der Zusammenhang beider «Sphären» (nur die Klassengesellschaft hat sie getrennt) ist der konkreteste: Trachtet allererst nach Speise, Trank, Obdach für alle, nämlich nach den Grundbedingungen des Reichs der Freiheit, so wird euch die Sittlichkeit von selbst zufallen. Vermutet man allerdings, dass damit schon alle Sittlichkeit zugefallen sei, dass Moral also nicht nur im Zusammenhang mit der Politik stehe, sondern mit ihr (mit Situationsanalyse von Fall zu Fall, mit der Logik allernächster Umwege) sogar identisch sei, neben ihr als überflüssig; dann verengt man den Willen zur klassenlosen Gesellschaft, ja diese selbst, macht aus der Moral eine taktische, ganz eigentlich vor-übergehende Partialität. Politik löst weder die Individualkonflikte unterhalb ihrer vollständig auf (etwa das «kommunistische Vergissmeinnicht» der Geschlechtsliebe) noch erläutert und erhellt sie das Wozu, das summum bonum und die äusserste Forderung (des Todes), die dieses gegebenenfalls zu stellen vermag. Man stirbt nicht für ein durchorganisiertes Produktionsbudget; die Totalität, obgleich es sie völlig enthält, ist keine politisch abmachbare, geschweige ein Rat- und Lehrinhalt der Politik. Dem Kämpfer fürs Reich der Freiheit fällt die Sittlichkeit von selber zu, doch dass er ein Kämpfer sei, dies steht nicht in der kommunistischen Politik, sondern nur in der kommunistischen Moral geschrieben. Auch bleibt kommunistische Moral, wenn lange kein Kampf um die klassenlose Gesellschaft mehr geführt werden muss, wenn Politik – dieser Notstand aus schwacher oder verhinderter Wirklichkeit – nicht mehr getrieben zu werden braucht. Es bleibt das letzte moralische Agens der Revolution: Glaube, Liebe, Hoffnung in der Beziehung der Menschen; diese Musik wird erst Fleisch, wenn sich alle Gäste an den Tisch gesetzt haben. Das Glück ist einfach, aber kompliziert sein Weg und geheimnisvoll der Inhalt, den es anzeigt.

Das Böse im Guten, inkognito

Jedes weitergreifende Tun findet Fallen unterwegs. Eine der schneidendsten ist, dass das Gute keineswegs nur Güte ist. So wenig der Revolutionär aus Limonade besteht, so wenig auch das Werk seiner Bemühungen. Dass es etwas Grosses um das Böse im Menschen sei, dies hatte Hegel zwar nur historisch gemeint, und Engels hatte es historisch unterstrichen. Habgier und Herrschaft, die zu Hebeln der menschlichen Entwicklung geworden sind, trocknen in der klassenlosen Gesellschaft aus, jedoch der Ehrgeiz bleibt, die Rivalität der Liebe und der Stachel der Langleweile. Die Dialektik steht nicht still, die Kommune besteht nicht aus Schwächlingen und den billigsten aller Christen, aus denen ihrer blossen dürftigen Natur. Ein Böses sui generis (als kräftig treibende Kreatur) ist als dialektisches Moment auch in der Humanität; seine Kultur daher weit wichtiger als der so leicht zu zelebrierende Kult der Güte. Wie seltsam dieser Gegenschlag und wie wichtig zum Dasein des Lichts zeigte sich auch dort, wo die Gesellschaft nicht so ganz im Argen lag, nämlich in der bedeutenden Produktion, im Element ihrer «dianoetischen Tugend». Ohne Weiteres lassen sich die dianoetischen Tugenden, wie Aristoteles die der Kunst und Weisheit nennt, gewiss nicht mit denen der Freundschaft, der Tapferkeit parallelisieren, noch weniger die Werkgestalt, worin sie sich niederschlagen, mit dem Ruhm der edlen Tat. Nichtsdestoweniger bezeichnet der gehörnte Moses des Michelangelo genauso ein Moment des ersten Morallehrers wie seines Visionärs: alle Produktion ist böse. Die dianoetischen Tugenden haben unter anderen gewalttätige Triebfedern in sich, ein Stück jener Unzähmbarkeit, die im Turmbau von Babel gedacht ist: Rafael ist der sanftere Mensch, aber Michelangelo der menschlichere Künstler. Dies seltsam Unpazifische erscheint nicht nur, wo das Haupt des Werks noch mit Steinen und Geröll bedeckt ist, wenn es emportaucht; die Gewalt des Gegensatzes ist auch im Mass, in der leuchtenden Härte, gerade in der Härte, womit das reife Werk nach Form und Inhalt sich herstellt. Die Dialektik dieser Subjekt-Objekt-Beziehung gärt nicht nur in der Heftigkeit des Nachklangs gesellschaftlicher Widersprüche, im ästhetisch transformierten Nachklang, sie ist ebenso im Fundus der Gestaltung. Die Dialektik spannt desto weniger aus, als das

tiefe Ruhezentrum, das jedem grossen menschlichen Ausdruck innewohnt, genauso unbetreten, noch unbetreten ist wie die terra incognita der gesamten menschlichen Wirklichkeit selbst. Kurz, auch die Güte (von der Feuerbachs Liebespathos überfloss) ist nicht das ganze Gesicht des Guten. Daher arbeitet unberuhigter Vitaldruck in allem wirklich Guten fort, das an Menschen oder menschlichen Ausdrucksgestalten bisher erschienen sein mag, und ist ein Moment des Guten selbst. Es lässt sich auch am Ausgang unserer Vorgeschichte noch nicht wissen, was alles wir als wirkliche Menschen sind, wie der ganz konkrete Humanismus dreinsieht. Es ist genau sichtbar, was er nicht ist, es ist völlig erkennbar, dass der faschistische Hund, wenn er bliebe, jede bisher gewesene Hoffnung des menschlichen Gesichts vernichtete; dass Kapitalismus plus Mord gewiss kein dialektisches Moment darstellt, keine dialektische Erschwerung der Harmonie. Aber die menschliche Wirklichkeit selbst – so sehr sie die Bestialität aus vollkommen eindeutigem Hass und Ekel richtet – die menschliche Wirklichkeit als verwirklichte liegt für unseren Blick noch unter dem Horizont; sie ist, wie Lukács einst sagte, ein Horizontproblem der klassenlosen Gesellschaft. Ein Problem, das auch im Reich der Freiheit, das ist der menschlichen Verwirklichung, nur Stufe für Stufe vom Horizont sich erhebt, konkretisiert und auflöst. Das Festhalten dieses letzten Moralproblems ist nicht Agnostizismus, sondern sein Gegenteil: Erwartung; die Menschheit, sagt Marx, stellt sich immer nur Aufgaben, die sie lösen kann. Es ist Misstrauen gegen jede schlechte Utopie, die gerade als ausgeführte, als Staats- und Moralroman der Zukunft die schlechte und schlechteste ist, nämlich gar keine, nämlich Verschüttung der Utopie. Sozialistische Moral hält sich derart sowohl den Vitaldruck offen, der ihr dient, wie die Erwartungen der menschlichen Metamorphose. «Eine über den Klassengegensätzen und über der Erinnerung an sie stehende, wirkliche menschliche Moral wird erst möglich auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassengegensatz nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat» (Engels, Anti-Dühring). Es ist diesen ebenso präzisen wie dämmerunghaltigen Worten nur hinzuzufügen: der Zweckinhalt (summum bonum) des sittlichen Handelns ist die klassenlose Gesellschaft, doch der Inhalt der klassenlosen Gesell-

schaft ist der sich sachlich noch verhüllte Menschgegenstand selber. Auch hier ist die Wahrheit keine bare Münze, sondern ein Prozess, mit Inhalten, die bisher nur in der moralischen Velleität präsent waren, als Enthusiasmus der Moral. Grund genug in der Drachenzzeit, diesen Enthusiasmus mit ganzer Strenge zu mobilisieren. Und dieselbe Moralität bereitet den Mördern ihren Tod, der Menschheit ihre so lang verzögerte, so unnachlasslich antizipierte Geburt.

(März 1937)

Deutsches Verbot der Kunstkritik

Da wird einem erst etwas zwiespältig zumute. Es ist nicht leicht, zu diesem Streich des Nazi sofort Nein zu sagen. Goebbels, ausgerechnet dieser, stopft dem ehrabschneidenden Schmock das Maul. Kein Auge blieb trocken, manchen überkam Rührung, er wusste nicht, wie. Einige Wochen ist das her, der Fall ist über-schlafen, sieht aber immer noch nach etwas aus.

Auch hier wurde ein halbwegs Richtiges gestohlen und verkehrt. Ist es doch braune List, auch mit besserem zu betrügen und populär richtige Gefühle in Gaukelei einzusetzen. Weniges war verrot-teter als die Kunstkritik im letzten Abschnitt des bürgerlichen Zeitalters, wenigens so beliebig, so verantwortungslos, so einfluss-reich und unwiderruflich zugleich. Eben den Hass dagegen, den Zweifel auch in weiten Kreisen des lesenden Publikums hat Goeb-bels benutzt, um mittels seines Verbots ganz andere Zwecke zu erreichen als den vorgegebenen Produktionsschutz. Goebbels, un-erbittlich gegen den «jüdischen Geist», worin er grossgeworden und keine Anstellung fand, ein gescheiterter Bittsteller bei der Judenpresse, ein Talent, das unter normalen Verhältnissen in einer Provinzzeitung Kritikergift und eben nichts als dieses ausgeschie-den hätte, rotet nun, nachdem er die Treppe so weit hinaufgefal-len ist, «die getarnten Nachkommen der jüdischen Kritikerauto-nomie» aus und verweist «Kunstkritik auf den einzig richtigen Weg der Kunstbetrachtung». Einer namens Berndt, stellvertre-terender Pressechef, ergänzt die Ausführungen durch einen viele Seiten langen Exkurs, durch eine Schülerarbeit voll historischer

Fehler und aktueller Gemeinheiten. Selbstverständlich sind alle arischen Kritiker darin Lichter oder nur leicht verdorbene Engel, alle jüdischen Teufel von Haus aus. Sie schlachten die deutsche Kunst nach den Vorschriften des Talmud und saugen durch das Röhrchen der Kritik Theaterblut. Weniger selbstverständlich scheint, dass gerade ein Nazi den Kritikern Unwissenheit vorwirft. So verweilt Berndt mit schwer begreiflichem Behagen auf dem Fall, dass mehrere Musikkritiker die Appassionata mit der Waldstein-Sonate verwechselt haben; es ist das eine intellektuelle Unbelastetheit, ohne die der echte Nazi doch gar nicht auskommt. Herr Berndt jedenfalls vermag im Gebiet der Kunst überhaupt nichts als Juden und Nichtjuden zu unterscheiden: das Jüdische ist zersetzend, das Germanische – ob Appassionata oder Hamburgische Dramaturgie oder Effie Briest – schlechterdings hehr. Nur in einem Fall hört auch Berndts gebildetes Ohr einen Unterschied unter deutschen Künstlern heraus, dort nämlich, wo er Thomas Mann unter – Hanns Heinz Ewers setzt und letzteren gegen ersteren ausspielt. Denn «Herr Thomas Mann ist natürlich die Auswirkung der Kritik ganz egal» (wahrscheinlich, weil er die jüdischen Kritiker mit seinem Nobelpreis bestochen hat); dagegen «Ewers stellt sehr richtig fest, dass der schaffende Künstler stets sich selber kritisieren und den Beruf des Kritikers anderen überlasse, die nur Mittelmässiges schaffen können». Mit einem Kronzeugen dieser Art schliesst Berndt seine Antikritik ab, so dass das zwiespältige Gefühl, dem Verbot gegenüber, nun doch wieder verwischt wird. Herr Berndt hat seine Ausführungsbestimmungen sehr schlecht gemacht, er hat uns die Freude vergällt, den Nazi-kampf gegen Kunstkritik aufbauwillig zu begrüßen. Im Sinn des lessingschen Worts: Wenn zwei Gauner sich streiten, kommt der ehrliche Mann zu seinem Gelde. Der antikritische Gauner ist leider so durchtrieben, dass alles Geld in seiner Tasche wieder verschwindet; so muss der ehrliche Mann die Arbeit ganz von vorn beginnen.

Der braune Lump meint nirgends die Sache, von der er spricht. Auch jetzt gibt er vor, die Künstler zu schützen und salviert lediglich sich. Nicht die Musikkritiker, sondern die politisch Unzufriedenen, die sogenannten Meckerer und Nörgler trifft das Verbot.

Unter den Strich des Dritten Reichs hatten sich die letzten kritischen Äusserungen überhaupt geflüchtet, oft ganz hübsch maskiert. Nun sind sie auch hier erledigt, in stummer Ruh liegt Babylon, nur die vorgeschriebene Phrase macht die Runde. Aber auch wo Kritik sich wirklich nur mit den Filmen, Bildern, Dramen, Musikwerken, Büchern Deutschlands beschäftigt hatte, schien den Nazis Unterdrückung am Platz. Goebbels hat zur Begründung des Verbots Sätze geprägt, die zeigen, wie notwendig es auch ästhetisch war. Er versichert, noch niemals habe sich ein deutscher Künstler zu Hause so wohl gefühlt wie jetzt, im Dritten Reich; diese Rekordlüge erträgt selbstverständlich keine Beleuchtung. Und Lügen wie folgende dulden kaum einen Zuhörer, geschweige einen Kritiker: «Der unaufhaltsame Siegeszug unseres Kulturlebens liegt so offen zutage, dass er keines Kommentars oder begleitenden Wortes bedarf. Die leeren oder gar verschlossenen Theater von ehemals sind wieder zu überfüllten Stätten der Bildung, des Ansporns und des heiteren Genusses geworden. Der deutsche Film hat mit wahrhaften Meisterleistungen des vergangenen Jahres seine Probe bestanden, die deutschen bildenden Künstler haben neue Aufgaben und können an ihnen ihre schöpferischen Fähigkeiten erproben, tausende Kilometer von *Reichsautobahnen* zeichnen den Weg unseres *architektonischen Aufbaus*.» Klar, dass der Kontrast zwischen solch unverschämtem Bombast und der Wirklichkeit nicht nur Kritik, sondern bereits die einfache Bestandsaufnahme der Nazikunst zu fürchten hat. Goebbels selbst weiss von vorhandenen Genietaten nur die Reichsautobahn zu rühmen, eine seltsame Architektur, tausende von Kilometern lang, aber als Bauwerk etwas flach. Die Kunst, sagt Schopenhauer, ist überall am Ziel, die Reichsautobahn mitnichten, sie erreicht ihr Ziel erst im Krieg, für den sie gebaut ist. Aber auch sonst muss Goebbels, im Augenblick der vernichteten Kritik, zugestehen, dass trotz der überfüllten Theater das Schrifttum in schweren Wehen liege, dass die Zeit der Genies für Nazideutschland noch nicht gekommen sei. Dafür die Zeit des Muffs und der stupidesten Subalternität, als des einzigen, was dem Naziregime gemäss ist; dafür das Bündnis Deutschlands mit aller Finsternis und Gemeinheit, mit Mord, Betrug, Elend und Krieg. An diesem schon, dass der Nazi, mit seinem Kritikverbot, sich als Schutz der keimenden

oder verfolgten Genies empfiehlt, geht die Grotteske hoch. Der Widerstand der stumpfen Masse war seit je in den Kreisen am stärksten, die dem Nazi als Basis dienen, und deren Spiesser-Instinkte er kunstpolitisch vertritt. Hier ist die Hämschkeit zu Hause, hier die Zurückgebliebenheit, welche malerisch bei Defregger und Grützner steht, poetisch bei der Schneckenfrisur und aufgedonnerten Goldschnittphrase; hier das stumpfe Ohr, dem Goebbels mit der Beruhigung schmeichelt: «Junge musikalische Talente besinnen sich wieder auf die Grundlagen der Musik in Melodie und Harmonie.» Kübel voll Unrat werden über Picasso und Schönberg, selbst über Barlach und Nolde ausgegossen, über alles, was Zukunft hat oder auch nur anrührt, was ebendeshalb dem Schlendrian des schlechten Geschmacks und der Bosheit des Muffs entgegensteht. «Die Verfallskunst», sagt Berndt, «dominierte in solchem Masse, dass ganze Museen mit diesem eklen Schund gefüllt werden konnten. Der gute deutsche Künstler verhungerte, während für kubistische Schmierereien von Paralytikern Preise gezahlt wurden, die in die Zehntausende von Mark gingen.» Der Staat, der Kanonen statt Butter und erst recht statt Bilder gibt, zahlt diese Preise nicht mehr, aber den Hass des Spiesers macht er satt. Die Genies, die dieser Staat ruft, würde er eher in der Wiege erwürgen, als sich ihnen aussetzen. Item: der Nazi-staat als Schutzherr der künftigen Lessing, Schiller, Kant, Goethe, Beethoven, Bruckner – damit steht man vor der rechten Schmiede; jedes bedeutende, ja jedes ehrliche Wort ist in statu nascendi dort drüben mit Untergang bedroht. Noch ganz davon abgesehen, dass innerhalb der Nazi-Ideologie, als dem reinen Schwindel, überhaupt keine Gestaltung und Aussage eines Kunstwerks möglich ist; leichter lässt sich aus einem Handschuh ein Beefsteak bereiten als aus Braunau Athen.

Soll bei Streicher also gelernt werden, was vornehme Sprache sei? Soll ein Rezensent von Goebbels und Hitler erfahren, wie die wirkliche deutsche Literatur, die der Emigration, zu werten und wie ihr zu dienen sei? Haben Nazis, die sich entrüsten, dass der Künstler zum «Freiwild der Kritik» geworden war, jemals anderes als Freiwild gekannt, haben ihre Gesinnungsgenossen in Frankreich, mittels vorbildlicher Kritik, nicht eben erst Salengro in den

Tod getrieben? Haben sie das Freiwild nicht in eingesperrtes verwandelt, sobald ihnen Hindenburg die Strasse freigab, haben sie Ossietzky nicht durchs Konzentrationslager rezensiert und an Mühsam keine kritische Abschlächtung vollzogen? In den Folterkammern blüht eine wahrhaft nagende Rezensionsart, eine, die zuletzt nur noch die Knochen des Schriftstellers übrig lässt und sie den Angehörigen zustellt. Der Nazi hat die Goldwaage Kritik zum Hackblock stabilisiert, und die kritische Feder schwingt er als Handbeil. Was aber verlangt Herr Berndt vom Kunstdiener statt des «boshaften Gewitzels und hochtrabenden Gefasels», statt der «mystischen Schwindelei», wie die Juden sie betrieben haben? Er verlangt «Gesinnung, Charakter, innere Vornehmheit, Bildung, Takt, Respekt vor den fremden Leistungen, Gewissenhaftigkeit, Güte, Herzenswärme und eine sorgsame Hand». Wieder und erst recht muss man sagen: für diese Güter ist der Nazi die rechte Bezugsquelle; an Klemperer zeigte er den Takt, an Einstein die Bildung, an Thomas Mann die innere Vornehmheit und an allen dreien wie so vielen anderen den Respekt vor der fremden Leistung. Jüdische Kritiker haben in den Verfallszeiten des Kapitalismus manches gesündigt, nicht als Juden, sondern als Exponenten des Verfalls. So viel Unwissenheit war nicht einmal in Arizona zu Hause, wie sie heute im journalistischen Nachwuchs blüht, den Goebbels betreut. Die jungen Kunstdiener halten sich längst nicht mehr verpflichtet, die Appassionata von der Waldstein-Sonate zu unterscheiden; solche Finessen der Intellektbestie sind grundsätzlich unbekannt. Dagegen berichtete die Frankfurter Zeitung vor einiger Zeit folgendes Prüfungsergebnis unter dem journalistischen Nachwuchs, ein Ergebnis, das selbst den Goebbels zur Klage bewegte: Alle Teilnehmer konnten vortrefflich marschieren und auf Marxisten schiessen, das hatten sie gelernt. Beethoven hielten sie für einen holländischen Maler und Moses für den Erfinder der Syphilis. Mit letzterem empfahlen sie sich nicht etwa durch die Feinheit ihres antisemitischen Witzes, sondern ganz ernsthaft: das ist, nach vier Jahren Nazi-propaganda, von den zehn Geboten der Rest, das leiht der «Volksaufklärung» seine «sorgsame Hand». Kurz: das Kritikverbot der Nazis hat Gründe, die in nichts mit der marxistischen Antipathie gegen den Schmock sich berühren. Es ist Selbstschutz, es ist die letztmögliche Unterdrü-

ckungsmassnahme, es ist ein demagogisches Scheingefecht gegen kapitalistische Symptome, um den Herd des Übels zu schonen, ja erst recht ausser Blick zu lassen. Ein spanischer König, dessen Krönungszug über eine Brücke des Guadalquivir führte, befahl, man möge den Fluss vorher sprengen, damit er nicht so staubt. Der Fluss der deutschen Kultur ist in ähnlicher Lage; da aber selbst das Wasser zur Sprengung fehlt, da erst recht kein neuer Quell sich zeigt und zeigen kann, muss Goebbels das Passantenaugen verbinden und das Kritikerauge ausstechen. Das ist die Wahrheit des Verbots; die marxistische Antipathie gegen den subjektivistischen Schmock ist selbstverständlich eine völlig andere und geniert sich, eine Antipathie zu sein, wenn sie auf den Goebbels sieht.

Darum bleibe dieser jetzt völlig beiseite, reine Luft zieht auf. Sie erst zeigt, ohne dass der Nazi mit seinem schmutzigen Anblick stört, was an der Kritik verächtlich war. Der Nazi ist der umgekehrte König Midas; er verwandelt, wo er sich mit einer Sache befasst, auch das mögliche Gold in Schmutz. Die bürgerliche Kunstkritik, gewiss, sie war und ist ein bedenkliches Metier, es werde ursächlich gesagt. An der Spitze steht die Kunstkritik engeren Sinnes, die der *Bilder*, Skulpturen und dergleichen; hier ist die Korruption sprichwörtlich. Leere Sprüche, unsicheres Urteil, tolle Expertise wurden nur durch Bestechung fixiert; gegen den Markt ist noch keiner dieser Schwätzer geschwommen. Schreiber wie Meier-Gräfe, von den Bedürfnissen des Kunsthandels begründet, aber auch von der eigenen Spritzigkeit, ragten zollhoch über den Tross hinaus. Die übrigen waren allermeist Pinscher, an denen nichts erfahrbar als unwissende Ideologie für irgendein Geschäft. Unabhängiger präsentiert sich die bürgerliche *Musikkritik*; dafür erfreute sie durch Bosheit, Reaktion und Treulosigkeit jederzeit. Als vereinte Meute hatten sich die Beckmesser Berlins auf Klemperer gestürzt, vornan und tonangebend der senile Marschalk; der nachmalige Staatsrat Furtwängler sagte ihren bequemen und wohllebigen Instinkten besser zu. Ein Phänomen wie Klemperer, das präzise und objektive Feuer seiner Interpretation, war diesen Strohwischen so unheimlich als sinnfremd; folglich versuchten sie es, gegen die gesamte Avantgarde und musikalische Jugend, zur Strecke zu bringen.

Wien, die seit alters berühmte Pressestadt, hatte gar seinen Korngold und heute noch den sogenannten Hofrat Marx; da sinken denn bedeutende Musikalitäten, wenn sie nicht seit vorgestern im Ohr sitzen, vollkommen unter, sozusagen a priori. Alban Berg, der Komponist des Wozzeck und der Lulu, erlebte beide in Schuschnigg Wien nicht mehr, und die Kritik machte ihm die Erde leicht. Krenek, der Komponist des Jonny, des Orest, des Karl V., eine Produktivkraft und musikalische Echtheit ohnegleichen, ist der unaufgeführteste Musiker der Gegenwart geworden, besonders zu Hause; an Schönberg braucht in diesem Zusammenhang gar nicht erst erinnert zu werden. Und fast nirgends war oder ist an Musikkritik eine Hilfe, im Gegenteil, sie machte Kulturreaktion, lange bevor diese vorgeschrieben war. Sie bewirft Schönberg mit noch mehr Unrat, als die Kunstkritik Corbusier, sie hat Mahler bis in den Tod verfolgt. Recht unbefangen wirkten ehrlichere, doch schwache Gestalten wie Karl Holl; sonst hatten überwiegend Hexen und Rubezahl hier ihren Kontrapunkt, einen gleichsam freiwilligen, denn sie wurden nicht einmal gut bezahlt. Das war in goldenen Zeiten; die eisernen von heute bezeichnet nichts besser, als dass die einzige Musikzeitschrift der Avantgarde ein armes kleines tapferes Blättchen ist, die «23» in Wien, versteckt wie eine Katakomben. Was freilich vermochten die Musikrezensenten, immerhin an einen kleineren Kreis sich wendend, gegen die ausgeprägte *Klatschkategorie der Theaterkritik*. Sie waren Däumlinge im Schadenstiften, gemessen an den zwei oder drei Theaterpächtern der Hauptstadt, an ihren zahllosen, doch ebenso vernichtenden Nachahmungen in der Provinz. Das Theater hat sich seit dem Vorkrieg weniger verändert als irgendein anderes gesellschaftliches Gebilde; also konnte auch mancher Kritikbonze sich unverändert aus seinem Jugendstil in keinen Altersstil herüberschieben, es sei denn in den der vollkommen gewordenen Eitelkeit und Leere. Widerlich die Neigung der Bourgeoisie, von lebfrischen Schatten ihrer selbst über Nieten und Treffer, übers Augenrollen, Grübchenlächeln Herrn Meiers, übers Magdum Fräulein Müllers sich belehren zu lassen. Daneben die Beleidigung am laufenden Band, je nachdem, wie der Kritiker geschlafen hatte, oder wie die ganze Richtung seinem Privatleben passte oder nicht.

Das alles mit höchster Anmassung, mit verluderter Zerfallssprache im Rahmen römischer Zwölfafelgesetze oder mit der Scheingenauigkeit Iherings, die Leder sprühte. Wie nirgends sonst verwandelt in der Theaterkritik die Schnellpresse Quäken zum Dröhnen. Vom Drama war zuerst sein Kritiker sichtbar, dann der Regisseur und so nur es selbst. Die unwissende Kindertrompete wie der Pfiff zwischen Stockzähnen klangen negalomanisch, als Posaune des Jüngsten Gerichts. Bleibt zuletzt noch, viel bescheidener, ja in Armseligkeit versunken, die bürgerliche *Buchkritik*. Sie bestand im Durchschnitt aus Zufallsurteilen über zufällig zusammengetragene Bücher, war von Zeilenschindern verfasst, oft anonym. Hier widersprachen sich die Kritiken am meisten, hier waren die Urteile oft nicht einmal durch Lektüre des Besprochenen fundiert. Den Ehrgeiz einer Ausnahme hatte das Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, seriösen Traditionen aus den besseren Zeiten des Kapitalismus noch anhängig. Sonst sonderten Berliner Tageblatt oder Voss von Zeit zu Zeit eine Respektspalte aus, um ernstere Rezensionen im Kraut- und Rübenacker ihres «Literaturteils» nicht ersticken zu lassen. Extensivere Berücksichtigung schien hier wie anderswo am Platz, wenn der Verleger ein ebenso extensives Inserat einrücken liess. Dass gründlich-treffende Buchkritik bei einem solchen – sage man: dezentralisierten Betriebe nicht hervortreten konnte, überrascht nicht. Benjamin, der in einer Reihe genauester Durchleuchtungen Remedur versuchte, verschwand kaum bemerkt; anders gehören Kracaers soziologisch gehaltene Analysen, Burschells Bauprüfungen hierher, sie machten keine Schule. Der Erfolg eines Dichtwerks blieb mehr noch als früher (dem gesunkenen Urteilsniveau entsprechend) einem sogenannten Fatum überlassen; trotz oder wegen der Besprechungsinflation. Dafür konnten Romane anerkannter Autoren, an denen der Rezensent kein Risiko lief, eines feuilletonistischen Tiefsinns sicher sein, der so tief war, dass er gleich der Verzückung überhaupt keine Unterschiede machte. Ekstase als Schema wandte sich gleich routiniert auf Joyce an und Thomas Mann; der Kritiker war froh, einen Markenartikel vor sich zu haben, der ihn Brillanten schreiben liess, echt wie ehemals eine Kaisergeburtstagsfeier. Jeder Satz der Durchschnittskritiken war vom selben Schmock schon hundertfach gebraucht worden, buchstäblich ohne Anse-

hung des Gegenstandes. Jeder Satz der Tiefenfeuilletons (wo immer wieder sich das letzte anrührt) galt für sämtliche Markenartikel austauschbar; höchstens die Mode sprang um und damit die Treue der vorgeschriebenen Begeisterung. So hatte sich in dem dürrtigen Gebiet der bürgerlichen Literaturkritik die ganze Abstraktheit, Unsicherheit und Beziehungslosigkeit der Bourgeoisie zu ihren derzeitigen «Bildungsgütern» in nuce versammelt. Die Theaterkritik besass die Bonzen, die Literaturkritik die Blasen dieser Abstraktheit. Die Theaterkritik konkretisierte sich an der jeweiligen Laune des Kritikers, an den weltbewegenden Eigentümlichkeiten der Schauspieler und zuletzt an dem Anlass, den das Stück zu Witzen oder selbstverfassten Schulerinnerungen gab. Die Literaturkritik trat hauptsächlich durch die bezahlten Inserate ins Dasein und konkretisierte Larifari über nie Gelesenes oder vom Hörensagen Ausgemachtes.

Es ist noch nicht zu lange her, dass der Schmock derart Richter spielte. Da hat sich, während sonst *laissez faire*, *laissez aller* zu gelten schien, eine Zensur besonderer Art herausgebildet. Die Zensoren des Vormärz hatten Werke verboten, bevor sie aufgeführt waren, die neuen, die eigentlichen Früchtchen des Liberalismus, vernichteten Werke, Urheber, Darsteller bei lebendigem Leibe. Es war ein Urteil, gegen das keine *Berufung* möglich war; nichts gefährlicher für einen Dichter, Regisseur, Komponisten, Dirigenten, Schauspieler, als den Kritiker selber zu kritisieren. Die Schranken zwischen Gerichtssaal und Theaterkritik fehlten; ebenso selten wie im wirklichen Strafverfahren fand eine Wiederaufnahme des Verfahrens statt. Wogegen dem Kritiker selbst jede Art von Beleidigung *ex officio* freistand; hier lag die Drecklinie der Kunst, keinem grossen Künstler, von Mozart bis Schönberg, blieb sie erspart. Kunstkritik bildete die *Revolverblattspalte* in der bürgerlich anständigen Zeitung; ohnehin war das Missverhältnis zwischen Sühne und möglicher «Schuld» hier schneidend. Apollo schindete Marsyas, als der sich in einen Wettkampf mit ihm einliess, er schindete den Stümper; aber es war Apollo, keine Nullität mit (bestenfalls) ein wenig Schreibkunst. Dass in vielen Kritikern sich die Rache ihrer Unproduktivität austobt, ist oft bemerkt worden und wahrscheinlich richtig, aber uninteressant wie die Kritiker

selbst. Lehrreicher sind die sozialen Motive, die mit dem Aufkommen der Bourgeoisie zu solchem Journalismus führten. Da ist das Bedürfnis des Lesers, am Morgen nach der Vorstellung ein Miniatur-Kolosseum zu haben, worin die Gladiatoren des Abends abgeschlachtet werden oder auch mit schmierigen Kränzen behängt. Aber dieses Bedürfnis wie sogar das echte Interesse der Theater, Konzertagenturen, Verlage an der Reklame (die bereits in der Erwähnung steckt, erst recht im öffentlichen Lob) darf nicht überschätzt werden. Denn die Klatschlust hat nicht auf den Kapitalismus gewartet, und das kapitalistische Reklameinteresse erklärt noch nicht den besonderen Schmock-Exzess. Entscheidend fürs Aufkommen der sogenannten Kritikerpersönlichkeit, der Kritik im Hauptberuf, ist vielmehr zweierlei: die Verdinglichung und Spezialisierung der Arbeit einerseits, die wachsende kulturelle Abstraktheit und Unsicherheit zum andern. Wie gebundenen Gesellschaften der Kult, überhaupt die Einrichtung der Primadonna, des Stars, des Virtuosen fremd waren, so auch die entsprechende Eitelkeit und Gerichtsbarkeit des Journalisten. Lukács hat das einmal recht illustrativ dargestellt: «Der spezialisierte ‚Virtuose‘, der Verkäufer seiner objektivierten und versachlichten Fähigkeiten, wird... nicht nur Zuschauer dem gesellschaftlichen Geschehen gegenüber... sondern gerät auch in eine kontemplative Attitüde zu dem Funktionieren seiner eigenen objektivierten und versachlichten Fähigkeiten. Am grotesksten zeigt sich diese Struktur im Journalismus, wo gerade die Subjektivität selbst, das Wissen, das Temperament, die Ausdrucksfähigkeit, zu einem abstrakten, sowohl von der Persönlichkeit des ‚Besitzers‘ wie von dem materiell-konkreten Wesen der behandelten Gegenstände unabhängigen und eigengesetzlich in Gang gebrachten Mechanismus wird. Die «Gesinnungslosigkeit der Journalisten, die Prostitution ihrer Erlebnisse und Überzeugungen ist nur als Gipfelpunkt der kapitalistischen Verdinglichung begreifbar» (Geschichte und Klassenbewusstsein, S. m). Der Tausendsassa über dem Strich ist wenigstens durch die Interessen des Verlegerkapitals zu einer gewissen «Haltung» gezwungen; der Virtuose der Kunstkritik dagegen (hier kam es lange Zeit nicht so genau aufs Politische an) bleibt in seiner Abstraktheit ungestört, wofern sie nur glänzt.

Das heisst, als die Bourgeoisie mit vorrückender Krise keinen Spass mehr verstand, kam auch die kritische «Freiheit» ins Lot, und der «eigengesetzliche Mechanismus» der Subjektivität lud sich mit «Inhalten». Eben das Berliner Tageblatt eröffnete mit auffallender Genauigkeit seine Kampagne gegen Brecht; selbst die Frankfurter Zeitung, trotz ihrer fundierten Muse, liess den Diebold Luntzen riechen. Das weitere Motiv für die Elephantiasis der Kunstkritik ist die wachsende *Unsicherheit* der bürgerlichen Kultur, die wachsende ZerreiSSung des Lebens und seiner Ganzheit, die wachsende Entfremdung der geistigen Inhalte. Die mittelalterliche Welt, in dem viel grösseren Einklang, der viel grösseren Gemeinsamkeit, Sicherheit und Erfülltheit ihres Formgefühls, überliefert überhaupt kaum Zeichen, mindestens keine Embryonen der heutigen Kritik. Giottos Campanile in Florenz wurde nicht eigentlich besprochen, nicht einmal durch einen Literaten des Künstlers oder seiner Baufirma der Öffentlichkeit nähergebracht, sondern durch ein Volksfest gefeiert und verstanden. Allerdings ist die Geburt der modernen Kritik, durch Lessing und andere, an Ort und Stelle selbst nicht ohne Positivum, ohne das höchst revolutionäre der Aufklärung, des «Wage zu wissen», des «Wage dich deines Verstandes zu bedienen», des «Ausgangs des Menschen aus einer selbstverschuldeten Unmündigkeit» (Kant). Aber es ist nicht der einzige Fall, dass die Bourgeoisie die Errungenschaften ihrer revolutionären Frühzeit pervertiert hat. Vor allem jedoch wäre auch damals Kritik über das politisch Befreiende hinaus nicht so messend, formal, rationalistisch (und mit so manchem Fehlurteil) verlaufen, wenn die relative Ganzheit und das naive Formgefühl (das sich nur im Kunstgewerbe noch erhalten hatte) nicht bereits zersprungen gewesen wären. Immerhin: Kunstkritik wurde damals von Lessing geübt und zu einem ganz bestimmten, progressiv beschaffenen Zweck; sie lag nicht in den Händen anarchischer Eitelkeiten, sie vermehrte nicht die Unsicherheit eines anarchischen Kulturzustandes, unter dem Vorwand, sie aufzuheben. All das entspricht nur der Richtungs- und Inhaltslosigkeit der sterbenden Bourgeoisie; er wird mit ihr untergehen.

Nicht als wäre bereits möglich, dass ein Werk für sich selber spricht. Noch lange muss angesagt werden, wie Kunst aussieht, die gefällt, und die vor allem, welche noch nicht gefällt. Aber eini-

ge Zeichen der neuen Kritik sind bereits angebar, selbst in Westeuropa, und sie sind vom Alten reichlich verschieden. Kritik ist lebendige Auseinandersetzung in Gruppen für und wider, kein unbeteiligtes Vergnügen, auch kein musisches Geschwätz, überhaupt keine Kontemplation. Sie steht bei Lessings Ernst und durchaus substanzvollem Witz, sie will Lessings grossartige Sachlichkeit, aber ohne das Formale blosser Geschmacksurteile, ohne die bürgerliche Fremdheit zwischen Form und Materie. Erst recht das eitle Individuum tritt ab, sein Selbstgenuss, seine rezeptiven Nachgeburten interessieren niemand. Notwendig sind Spezialisten auch hier, das heisst Hingegebene an ihr Objekt, doch keine Spezialisten jener Arbeitsteilung, die überhaupt nicht weiss, was ausserhalb ihres überschätzten Winkels vorgeht. Sondern Männer des Überblicks und der Sachkenntnis in toto; jedoch auch diese Spezialisten nicht so ganz einsam, hoch droben und als Weltenrichter aus Theorie. Vielmehr urteilt allemal nur ein Gremium ihrer, auch andere Rezeptivitäten aus dem Parkett, stellvertretend für ihre Gruppen, müssen zum Urteil herangezogen werden. Es gibt keine Literaturpäpste; die in der Vergangenheit so hiessen, sind nicht nachahmungswert, ihr Heiliger Geist hatte viele schwache Stunden, nicht nur im Tadel, auch im Superlativ, der an Mittelmaass gewendet worden ist, das der Theorie gerade entsprach. Am wenigsten Platz hat selbstverständlich blosser Stimmungsdruck; Kritik ist Analyse, gegebenenfalls wird sie, vor bedeutsamen Werken, endlich wieder Kommentar, zuletzt, als produktives Gebilde, Essay. Es ist hier nicht der Ort, um auszuführen, wie Kritik in diesen höheren Formen sich verwandelt, ja verschwindet; wie der echte Essay allemal ein Stück spezifischer Geschichtsphilosophie darstellt, bezogen auf die ästhetische Gelegenheit seines Gegenstandes. Der Essay reflektiert die historische Nachreife (das Erbe) eines Kunstwerks, oder er treibt das in den vorliegenden Rahmen Eingebundene fort und heraus, er weist auf die Landschaft, die nicht nur im Kunstwerk, sondern auch noch in dessen Fenstern liegt. Überflüssig zu sagen: Kritik verschwendet sich nicht an Stümpereien, über die unter Menschen von feststellbarem Niveau kein Zweifel herrscht. Nur das bemerkenswerte, mindestens fragwürdige Gebilde steht zur Diskussion; fürs andere darf,

cum grano salis, das einzige verwendet werden, worauf sich auch die bürgerliche Kunstkritik verstand: Sekretierung. Jedoch nicht einmal diese noch auch die laut gewordene Beurteilung stellen Dauerndes schlechthin dar: es findet Berufung statt. Der dialektische Gang des Daseins ändert die Valeurs; so dass, wie mindere Kunst vorläufig ein gewisses Recht haben kann, auch jetzt Verworfenes möglicherweise jenes Recht erlangt, das es an Ort und Stelle noch nicht besass. Vor allem aber: Kunstkritik überhaupt beginnt überflüssig zu werden, wenn Menschen und Werke zusammengerückt sind. Wenn die Unterschiede zwischen der Stadt des Kunstwerks und dem dumpferen Land der Zuschauer sich ausgeglichen haben und schliesslich verschwinden. Mit ihm verschwinden die Analphabeten höherer Ordnung, das «Publikum», das der Kritiker erst lesen lehren muss, damit es im Kunstwerk seine eigene Fabel wertet und versteht. Sobald die Gesellschaft klassenlos und konkret geworden ist, lebt das, was unter «Kultur», unter «Pflege» der Menschen gemeint war, innerhalb dieser und an ihnen. Sie lebt nicht mehr im entfremdeten, nicht einmal im musischen Abstand, sondern höchstens in dem der Betroffenheit. Sie wird der lebendige Mensch im Spiegel, hier im Lachspiegel, dort in dem der dunkleren, schwereren, Tod enthaltenden, un abgeschlossenen Selbstbegegnung. (Denn die ökonomisch befreiten Menschen sind mit sich und untereinander zwar im reinen, aber mit sich und der Welt noch nicht fertig.) Abstrakte Abstände, Ideologien einer Herrenklasse, die nicht einmal sich selber verstand, Fremdkörper und Entfremdungen des Werks gehören zur Klassengesellschaft und fallen mit ihr. Auch kritische Zwischenhändler gehören zum Kapitalismus, zur Unsicherheit und darüber hinaus, ganz anders, zum blossen Übergang.

(März 1937)

Kritik einer Prozesskritik

Hypnose, Mescaline und die Wirklichkeit

Ja, es geht heutzutage bunt her. Wer A gesagt hat, zögert B zu sagen, der ehemals Liebende umwölkt sich. Dreht um, wunderlich Überraschendes bleibt nicht aus.

Zuweilen scheinen Rollen getauscht, sprachlich. Der Nazi etwa begann mit weissem Käse, siegte mit Hanussen, blieb dumpf und dunkel bis dorthinaus. Aber wenn er den Engländern zuredet, redet er in Zahlen, packt er sie bei ihrem Interesse, als ob er gar kein Urwald wäre. Auch der nüchterne Nazi denkt zwar falsch, denn er wird sofort zu nüchtern, er untertreibt, er kennt sich hier nicht aus. Umgekehrt jedoch, viel merkwürdiger wird uns, wenn dafür gewisse Kreise der Emigration, denen das von Haus aus durchaus nicht liegt, zu schwärmen beginnen. Wenn echte Nüchternheit zu weissem Käse greift, zu Hexen, Hypnose und anderem Zauber, um Ereignisse, die nur Verstand verlangen, anzustreichen. Es Sst jene Art «Irratio», die der Nüchternheit zu erscheinen pflegt, wenn sie über den Leisten transzendiert, und die daher nicht die beste ist. Blühende Dichtung, bohrender Tiefsinn, metaphysische Intuition sind hohe Güter, doch ebendeshalb keine Nebenprodukte der Publizistik; Ersatz wirkt hier allemal unseriös. Gesunde Skepsis in allen Ehren; wird die gesunde jedoch krank, so entzündet sich leicht, wie sichtbar geworden, eine Art Hanusentum der Interpretation. Das Stichwort zu dieser Hellseherei gaben die sogenannten «Rätsel des Moskauer Prozesses».

Gewiss, nicht alles an diesem ist dem westlichen Leser ohne Weiteres verständlich. Desto klarer, sollte man meinen, bleibt die Pflicht, sich unvoreingenommen um Einsicht zu bemühen. Absonderliche Erklärungen dürften erst gestreift werden, nachdem die vernünftigen geprüft und erschöpft sind; niederträchtige (wie die «Rachsucht Stalins» und ähnliche Motivationen aus der Psychologie des Völkischen Beobachters) sind selbstverständlich unter der Würde der Emigration. Letztere hat unseres Wissens die Sowjetunion diplomatisch anerkannt; überdies ist die Union der Verbündete Frankreichs und hat auch unter Bürgern das Recht auf angemessene Sprache. Selbst wenn Redakteure der rechtsbürgerlichen Emigration «für die gerade amtierenden Grössen des Bolschewismus ebenso wenig Verehrung empfanden wie für die gestern gestürzten», bleibt die Sowjetunion, wie diesen Realpolitikern nicht entgangen sein dürfte, der Halt der gesamten antifascistischen Front. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, doch dem gereiften Journalisten ziemt das Untersuchende; dieses ist die

beste bürgerliche Tradition. Zu untersuchen und darzustellen wäre etwa das russische Gerichtsverfahren (das besonders in der gründlicheren Vorbereitung der Anklage vom westlichen verschieden ist). Zu untersuchen wäre der Unterschied eines Revolutionsgerichts von einem westeuropäischen Klassengericht, der Unterschied zwischen der russischen Justiz, deren Klasseninhalt dem der Angeklagten lange identisch war, und der westeuropäischen, gar fascistischen, vor der umgekehrt die Kampfstellung des Revolutionärs selbstverständlich ist. Von hier aus dürfte auch auf die Psychologie der Geständnisse manches Licht fallen, Licht aus russischer Gegenwart und ihrer soziologischen Analyse, nicht aus schalen Dostojewski-Erinnerungen oder gar aus «Hexenprozessen». Zu beachten wäre ferner, dass dem aussenstehenden Leser des Prozesses nicht alles Material zur Kenntnis gebracht werden konnte, das den Richtern vorlag und das die Angeklagten erdrückte. Eine entscheidende Sitzung des Gerichts (am 27. Januar abends) fand unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt; wen das wundert, der möge sich durch die vernünftige Praxis der gewiss demokratischen Tschechoslowakei belehren lassen, wo vor Kurzem lebenslängliche Zuchthausstrafen verhängt worden sind, ohne dass, in der geschehenen Pressenotiz, auch nur die Namen der Verurteilten, geschweige die Art ihres vermutlichen Hochverrats mitgeteilt wurden. Mit Recht nahm kein Leser Anstoss an solcher Schweigsamkeit, man begreift ihren Anlass wie ihre Hintergründe und gibt der Notwehr des Staates Kredit. Ist das freilich kein bürgerlicher, sondern ein sozialistischer Staat, dann gibt manche Publizistik eher den angeklagten Feinden dieses Staats Kredit als seinem obersten Gerichtshof. «Nicht weniger düster», findet der Pariser Journalist, «nicht weniger düster ist das Geheimnis, was der Sinn und Zweck dieser modernen Hexenprozesse ist, der wahre Anlass, der den Diktator der Sowjetunion dazu treibt, die Kommunistenmorde im Dritten Reich weit in den Schatten zu stellen (!)». Der Journalist entdeckt als Anlass aber nur das Bedürfnis nach «Sündenböcken» für die «russische Misswirtschaft», ausserdem die bekannte Rachsucht; der vorliegende Text der Gerichtsverhandlung und gerade das Resumé der geschlossenen Sitzung interessiert ihn nicht. Hier jedoch hätte er dem gesuchten

«Anlass» fast in Person begegnen können, einem Anlass zudem, der antifascistischen Publizisten bisher nicht so unbekannt war, ja in einer gemeinsamen Schusslinie lag. Das Resumé der geheimen Sitzung meldet: «Ferner machte der Zeuge Stein Aussagen über seine Verbindung mit dem offiziellen Vertreter eines der ausländischen Staaten. Die Angeklagten Pjatakow, Sokolnikow, Radek wurden über ihre Verbindung mit offiziellen Vertretern ausländischer Staaten verhört ... Durch das Verhör der Angeklagten Radek und Sokolnikow, sowie durch Vorlegung der diesbezüglichen Dokumente sind die Persönlichkeiten und Amtsstellen der Vertreter der ausländischen Staaten festgestellt worden, mit denen die Angeklagten Radek und Sokolnikow verhandelten» (Prozessbericht, Moskau 1937, S. 501 f). Es sollte also einem Antifascisten, der seine Nazis kennt, nicht so fern liegen, die hier umschriebenen ausländischen Staaten zu erraten; der Wissbegier nach dem «Anlass», wenn sie wirklich besteht, kann geholfen werden, ist geholfen worden. Und jeder vernünftige Leser begreift den Ernst der Lage, begreift eine Gefahr, weit mehr noch durch das Wort Gestapo bezeichnet als durch den Hass der Trotzlisten gegen Stalin.

Diesem Hass, als er noch mit sich allein war, sah man lange genug ruhig zu. Trotzki und die Trotzlisten für sich, das war so gleichgültig und machtlos, dass die Union kaum Polemik dagegen für nötig fand, geschweige einen Prozess. Erst seit Hitlers Machtantritt ist diesem Hass ein Verbündeter erwachsen, über dessen Aggressivität antifascistische Zeitschriften bisher so wenig im Zweifel waren wie über seine Skrupellosigkeit; und welcher Bissen wäre den Nazis die zerkleinerte, die zersetzte Union. Die Trotzlisten andererseits, gewiss, sie wollten kaum – von einigen erbärmlichen Subjekten auf der Angeklagtenbank abgesehen – direkt den Kapitalismus in Russland einführen; sie trieben aber ein politisches Spiel mit grossem Einsatz, mit einem Wagemut, der sich durch temporäre Kleinigkeiten in der Verfolgung ihres Ziels nicht aufhalten liess. Es war ein Wagemut, eine Gewalt der Verbitterung, eine Grosszügigkeit in der Wahl der Mittel, eine Hybris des Zielgedankens, die Trotzki wohl zuzutrauen bleibt, gerade wenn er das Format besitzt, das seine bürgerlichen Bewunderer ihm zubilligen. Wie glaubhaft hier Sabotage, Schäd-

lingsarbeit, selbst Abtretung der Ukraine: der Sturz der Stalinbürokratie adelt jedes Mittel, treibt den Trotzismus zum Feind seines Feindes, rechtfertigt ihm heute ein nochmaliges Brest-Litowsk. Und wie damals der deutsche Teufel doch noch um seine Beute betrogen wurde, so mag, nach Trotzkis jetziger Konzeption, auch aus der erneuten Niederlage des «Zarismus» die Revolution sich erheben, die Weltrevolution, versteht sich, und die Ukraine sich zurückholen, Deutschland, Frankreich, England, Amerika, Sonne, Mond und Sterne dazu. Ein ungeheures Spiel, wie bemerkt, ein ungeheuerliches, und genug Energie dahinter, um Anlass wie Inhalt zweier Notwehrprozesse mehr als begreiflich zu machen. Es ist die vereinigte Energie der Nazibestie, des japanischen Raubstaats, des trotzkistischen Hasses; den Prozess gegen die Umtriebe dieses Dreigetüms zu bagatellisieren, gar zu verhöhnern, gar zu verleumden, dazu gehört eine Unbedenklichkeit, die in der Geschichte der politischen Emigration vergebens nach einem Gegenbeispiel sucht. Das Endergebnis der trotzkistischen Tätigkeit wäre selbstverständlich nicht die Weltrevolution (welche rechtsbürgerliche Emigranten ja kaum auch erhoffen). Das Ergebnis wäre trotz allem die Einführung des Kapitalismus in Russland und, falls dieses Ereignis unsere Rechtsemigranten nicht genügend schrecken sollte, im Gegenteil, so lässt sich deutlicher sagen: der Effekt wäre deutscher Fascismus in Moskau. Russland würde dann zu dem, als was es Rathenau geträumt hat: zur riesigen Ostkolonie, zum deutschen Indien. Das sind die «Anlässe», das sind die wenig rätselhaften Hintergründe des Prozesses; der Schlüssel zur konspirierenden Spelunke liegt hier. Und das Moskauer Verfahren hat sie, soweit die Staatssicherheit das erlaubte, öffentlich genug aufgeschlossen. Es ist eine Naivität ohnegleichen, Trotzkis Pläne zu bezweifeln, weil er sie in seinen letzten Büchern nicht jedem freundlichen Käufer expressis verbis dargestellt hat. Und es wäre eine wirkliche Unbegreiflichkeit, wenn Gestapo und Trotzismus im gemeinsamen Hass sich nicht getroffen hätten, gegebenenfalls auch im Willen, zuguterletzt sich zu betrügen. Aber da die Sowjetunion keine Lust empfand, den Ausgang des Würfelspiels abzuwarten, da sie weiterhin von Stützen der bestehenden Gesellschaft keine Belehrungen über Gerechtigkeit und Marxis-

mus entgegennimmt, so griff sie zu, machte den greifbaren Schlagenhäuptern den Prozess. Das ist das klargewordene politische Grundfaktum, die meisten Einzelheiten lichten sich aus seiner Erkenntnis, und die Dunkelheit des Rests (für westeuropäische Augen) ist psychologischer oder milieuhafter, nicht aber juristischer, gar moralischer Natur.

Wirklich dunkel ist nur das Misstrauen, es sollte beendet werden. Das öde Kratzen, die Sucht zur ausgefallensten Verdächtigung, das Wühlen im Unsinn. Zwischen dem ersten und zweiten Prozess liegt Deutschlands Waffenhilfe für Franco: ist das nicht Lehre und Anschauung genug? Hat man seitdem nicht erfahren, was fascistische Intervention bedeutet, wie verschlagen sie sich vorbereitet, wie zäh sie das Ihre verfolgt? Ist das nicht Anlass genug für Antifascisten, um auch den Anlass des Moskauer Verfahrens zu begreifen? Was sollen die beleidigenden Parallelen mit den Nazis («Präparierung in einem GPU-Gefängnis» und dergleichen), wem hilft der völlig unwissende Vergleich mit Hexenprozessen (auch in den Hexenprozessen kennt der Pariser Gelehrte sich nicht aus). «Das Rätsel des Moskauer Prozesses» – es ist, als wäre man mit Schlagzeilen dieser Art aus der ernstesten Publizistik auf einen Rummelplatz versetzt: «Die Geheimnisse Griechenlands», «Die Schrecken des wilden Orinoko», «Die Dame ohne Unterleib», «Das lebende Aquarium». Und weit verblüffender noch ist die Auswahl der «Erklärungen», die dem vermeintlichen Rätsel von seinem Pariser Impresario auf den Leib geschrieben werden, jede Woche (da keine Erklärung sich hält) eine andere. Mit der wahn-sinnigen Hexe fing es an, die gesteht, mit dem Teufel geschlafen zu haben; daran erinnerten den Pariser die Geständnisse zuerst. Dann kam die Hypnose, Nahhypnose, Fernhypnose, Posthypnose, wie es sich trifft; diese wiederum soll der Staatsanwalt oder sonst etwas ausgestrahlt haben. Man denkt an gewisse Zeitungsinserte, mit dem Bild eines dämonischen Herzensbrechers oder Diktators im Oval: «Unvergleichliches System für alle Erfolglosen zur Entwicklung des persönlichen Magnetismus, der hypnotischen und telepathischen Kräfte im Innern des Menschen». Die Hypno-setheorie zur «Erklärung» der Moskauer Geständnisse; wurde unterdes halb aufgegeben, halb merkwürdig wiedererweckt, aber

der Wille zur Absurdität gibt auch sonst keine Ruhe. Eben um eine Phantasterei ärmer geworden, greift dieser Wille nach einer zweiten, dritten: statt der Hypnose rät er auf Gift, heute auf Mescaline, morgen vielleicht auf populärere Lachgas. Es ist eine Rückzugslinie, doch dem Journalisten ergeht es auf ihr wie Don Quixote, der eher noch an eine gallertige, an eine Geisterbeschaffenheit der zehntausend Amadis-Feinde glauben wollte als daran, dass es die Ritter (oder Staatsanwälte) mit den übermenschlichen Überwindungskraften gar nicht gibt. Sollte es aber auch mit der neuesten Gallerte, mit Mescaline seine Schwierigkeiten haben, so sind wir freilich genug im Bild, um dem verlegenen Redakteur selber eine Deutung des Moskauer Rätsels beizusteuern, eine, die seinen Hexenprozessen überdies näher liegt. Wir empfehlen als unbegreiflicher Weise noch ausstehende Erklärung statt Hexensalbe und Mescaline die Seelenwanderung. Nicht die erhabene Lehre Buddhas, deren Wert oder Unwert hier ausser Gesichtskreis bleibt, die dem Journalismus auch kaum wohl ansteht. Wohl aber hat ein Rudolf Steiner die Weisheit Indiens bereits in Geschäftsordnung gebracht, sozusagen, ja antimarxistisch präpariert. Mescaline erlangt hier die nötige Vertiefung; wörtlich liefert Steiner in einem seiner «Zyklen» folgende Erklärung zum Moskauer Prozess: «Im Nordosten Frankreichs im neunten Jahrhundert war Karl Marx grosser Besitzer von Gut und Leibeigenen. Während seiner Abwesenheit setzte sich ein anderer in seinen Besitz und machte ihn selbst zu seinem Leibeigenen; dieser andere war Friedrich Engels». Von hier ab wird klar, dass auch bei Stalin-Trotzki äusserst dunkle Vorgeschichten stattgefunden haben mögen, die die bekannte Rachsucht des Ersteren ganz ungemein unterbauen. Bedenkt man weiter, dass, der gleichen Quelle zufolge, Ernst Haeckel früher Gregor VII. war, Tycho de Brahe die Mutter Parsifals, Ludwig Schleich im früheren Leben Walther von der Vogelweide, noch früher Titus Livius, noch früher Einbalsamierer im alten Ägypten, Strindberg dagegen die Tochter des Augustus: dann bedarf es keiner erheblichen Anstrengung der Einbildungskraft, um für Posthypnose oder Giftzauber einen Ersatz zu finden, den so leicht kein Fachmann ad absurdum zu führen vermag; die Rätsel des Prozesses wären zwar gleich unbeweisbar, doch weit unwiderlegbarer im «Tagebuch» enthüllt. Der Staatsanwalt war in

abgeschiedenen Zeiten Potiphars Frau, später Kirke: damals konnte Josef-Odysseus dem Rauschgift in Menschengestalt widerstehen, jetzt dagegen holt er als Radek auf und spricht der dämonischen Wiederverkörperung nach dem Mund. Zwanglos kommt mit solchen Hypothesen alles ins Reine, auch haben sie den Vorteil, uferlos variierbar zu sein, sodass Monate, Jahre hindurch die Deutung nicht ausgeht. Ja selbst die Seelenwanderung mag nicht das Letzte sein, sondern wiederum, wie in Zeit der Inflation, sind der Wohltätigkeit keine Grenzen gesetzt. Das Nächste, womit man damals zu rechnen erwartete, waren die Lichtjahre, heute dürfte das Nächste und Letzte die Inkarnation des Höllenfürsten selber im Moskauer Kollegium sein. Der Kreml ist der Blocksberg, und die betörten Hexen küssen Satans Hintern. Jetzt erst geht die Sache wirklich nicht mit rechten Dingen zu, das Misstrauen ist fundiert, Moskau stellt die Schrecken des Dritten Reichs endgültig in Schatten.

Doch man ahnt bereits, den ungeneigten Willen macht auch das nicht zufrieden. Kehre man zur Wirklichkeit zurück, vielleicht ist der Pariser Zeitschrift bei den Ausflügen ihres Redakteurs selbst nicht wohl. Jahrelang wurde dort, mit viel Wahrheit, geklagt, dass die Sozialisten mit der Macht nichts anzufangen wissen. Ebenso richtig wurde festgestellt: hätte die spanische Regierung Franco beizeiten erledigt, statt ihn zu versetzen, dann wäre Hunderttausenden das Leben gerettet worden. Zeigt aber jetzt der russische Sozialismus die starke Faust, unterscheidet er sich vom Nichteinmischungsausschuss und den Severings, die Europa regieren, zerreisst er die fascistischen Konspirationen und lässt er sich nicht, durchaus nicht überrumpeln, tritt er ein Feuer des Weltkriegs rechtzeitig aus: dann werden die Antifascisten von vorher schwärmerisch verneinend, treiben Allotraia und Cant wie der letzte Pazifist der sonst so verachteten Labourparty. Schwer begreiflich, wenn der Lapsus schon geschah, dass er immer breiter zugelassen wurde, statt rechtzeitig gestoppt: die Erklärung der Welt aus dem Geist der Alraune liefert Hanns Heinz Ewers. Lasse man das «geheimnisvolle Gebiet der Hypnose», wie der Redakteur es nennt, in verräterischer Magazin- und Dilettantensprache; überlasse man es dem Neuen Wiener Journal. Liegt das mindeste antifascistische Interesse vor, den rsssischen Prozessinhalt erneut und

völlig künstlich zu verdunkeln? Ist es unser Amt, den äusserst realen Anlass des Prozesses herabzusetzen oder, mittels banaler Phantastereien, aus dem Blick zu schieben? Müssen durchaus Antifascisten Miniaturkreuzzüge in ihrer Zeitschrift lancieren und sich austragen lassen? Man denkt: mitnichten und glaubt mit diesem Entscheid den gesunden Menschenverstand, die Politik, Moral und Wahrheit zugleich auf seiner Seite zu haben, auch bei jenen Lesern und gerade bei jenen, die ihr unabhängiges, kritisch wägendes Urteil Russland gegenüber wahren. Aber dieses Urteil, wie jedes objektive, verlangt Studium der Akte, bevor es ergeht, es duldet nicht, dass man es mit völlig abwegigen Hypothesen vorher dumm macht. Nicht der Prozess hat Schaden angerichtet, sondern die rätselhafte Art dieser Publizistik. Aus möglichen Gedächtnisfehlern der Angeklagten (Hotel Bristol in Kopenhagen, Datum des Abflugs nach Oslo) schliess man unbeschwert auf einen Justizmord, auf einen bewussten dazu. Beflissene Schnell- und Kurz-Berichtigungen aus Oslo bringen den Nachrichtern zwei Jahre Untersuchung ins Wanken; der Abdruck des Hess-Dementi hätte sich der Hypnose (auch die Naziblätter sprachen von dieser) glaubwürdig angereiht. Der erste Prozess, mit der ungenügenden Berichterstattung, die damals von Russland herüberkam, mit der fehlenden Erfahrung: Spanien mochte noch manche Nüsse aufgeben (obwohl auch damals die Lösung: Justizmord eine unverschämte oder sage man: eine ungründliche gewesen wäre). Beim zweiten Prozess jedoch besteht für leichtfertige Verdikte nicht die mindeste Entschuldigung, es sei denn, man verlange teils Macht, teils keine, teils Krieg den Nazis, teils die betrachtende Reinheit eines Kinder-Pazifismus. Die Welt ist eine wunderliche Einrichtung und nichts ist vollkommen auf Erden, auch nicht auf dem Sechstel der Erde. Auch das befreite Sechstel steht noch im Kampf, in der vollen Dialektik des Aufbaus. Es ist noch nicht so kristallen wie der Jahresabschluss einer Aktiengesellschaft, noch nicht so abgeklärt wie die Moral des Nichteinmischungsausschusses. Das Sechstel mischt sich vielmehr in die Einmischungen der Anderen durchaus ein und hat, jenseits solcher Störungen, das ziemlich moralische Ziel, die Menschheit von ihren Ausbeutungen zu befreien. Bleibt immer noch einiges Befremden, so möchten

wir, statt Mescaline, es lieber mit Sokrates halten, der vernünftiger ist. Als Sokrates über gewisse Dunkelheiten des Heraklit befragt wurde, antwortete er: «Was ich verstanden habe, ist vortrefflich, daraus schliesse ich, dass das Andere, was ich nicht verstanden habe, ebenso vortrefflich sei; das Ganze aber braucht einen tüchtigen Schwimmer.» Gerade der Antifascismus, der auf die Objektivität seines Urteils über Russland Wert legt, fährt mit diesem Satz eines weisen Mannes nicht übel.

(März 1937).

Vom Hasard zur Katastrophe

Man kann doch nicht so in den Tag hineinleben. Man muss sich doch einige Gedanken machen, wie das weiter geht. Fast viereinhalb Jahre Krampf, und immer noch nichts fürs versprochene Glück getan. Sicher wurde gut verdient, stellenweise, auch fiel für den Mann in der Mitte manches ab. Aber wird es keinem Deutschen schwül bei der Aussicht in die Zukunft? Merkt er nicht, bei jedem Schritt über die Grenze, dass er zuhause im Schein lebt, in lauter Lug und Trug, und darin gehalten wird? Wo soll das enden, wenn nicht im Abgrund, die verbundenen Augen schützen vor ihm nicht, im Gegenteil. Das Land tut, als ob es das frischeste wäre, und ist das kränkste.

Draussen macht man keinem mehr etwas vor, der Spass ist aus. Die deutsche Wirtschaft ist unfruchtbar, ein öder Leerlauf, keineswegs wertschöpfend. Sie erinnert an den Überfluss jenes Matrosen, der in den Hals eine Kanüle eingesetzt bekam, die alles Eingeschüttete aus der Speiseröhre wieder ableitete: nun säuft der Bursche seit Jahren dasselbe Glas Cognac. Wo solcher Inzest nicht stattfindet, wird sinnlos die Zukunft belastet, werden Schulden gehäuft, in die niemand Einsicht erlangt. Mit Bajonetten, hat man gesagt, kann jeder Esel regieren; ohne Kontrolle blüht erst recht jeder Fälscher. Keine Rechenschaft, kein Budget, dafür gefälschte Statistik, Korruption wie nie. Der Gewinn des Einzelnen ruht auf Sand, auf Papier, auf einer Inflation, die nur durch die Kartenkunststücke Schachts notdürftig verdeckt wird. Die Rü-

stung hat die Scheinblüte angekurbelt, doch nun ist sie bald zu Ende, die Rohstoffe sind verbraucht. Neue kommen kaum herein, und die alten stecken mitsamt der Arbeit in Kanonen, die keinen Pfennig Kapital erzeugen. Wie unwillig hat England, das sich aufs Geschäft versteht, Geld in Kanonen investiert, und England ist reich, es kann sich das leisten. Aber sein Unwille zeigt, wie wenig gesund eine solche Art Ankurbelung sein mag, wie rasch sie endet, wie wenig sie der Wertschöpfung zugutekommt. Und das neueste, vielmehr, das aus dem Mülleimer neu herausgeholte Heilmittel, die sogenannte Autarkie: was kann sie helfen? Ist sie ein Antrieb oder ist sie nicht ein Elendszeugnis, ein Zeichen und Eingeständnis, dass sich Deutschland wirtschaftlich wieder im Zustand von 1916 befindet? Alle Ersatzstoffe sind teurer als die natürlichen, und die meisten sind schlechter. Welchen Sinn hat es, wirtschaftlich gesehen, für solch vorübergehendes Zeug kostspielige Fabriken zu errichten? Es hat keinen Sinn, es ist Fiebergeschwäsch in einem heruntergewirtschafteten und ausgeweglosen Land. Selbst den deutschen Kapitalisten, selbst den Aasgeiern mit der Scheuklappe, ist der neueste Vierjahresplan zu dumm; sie gehen nur ungern in dies elende Geschäft. Ihr Blick reicht nicht weiter als ihre Nase, dennoch merken sie: die Autarkie ist Schwindel, er soll nur die Zeit überbrücken, bis das einzige Allheilmittel der Nazis seine Schuldigkeit tut: der Krieg.

Nur mit diesem wurde ernsthaft und sozusagen ehrlich gerechnet von Anfang an. Hier rentieren sich die Kanonen, die deutsche Arbeit zahlt sich als Mord aus. Helden denken anders als Kaufleute, und in der Tat: längere Zeit hat die deutsche Aufrüstung, verbunden mit der unberechenbaren Hysterie der Spitze, einer friedlichen Welt Schrecken eingejagt. Allerhand Coups gelangen, die Engländer schwanken und schienen sogar zweideutig, die Rheinlandbesetzung glückte gerade vor einem Jahr. Aber der deutsche Bürger nehme zur Kenntnis: seitdem sind geologische Schichten erreicht, wo der Zahn unwiderruflich auf Granit beisst. Bereits das spanische Ereignis (über das die Deutschen nicht ohne Grund völlig im Unklaren gelassen werden) nahm der deutschen Aufrüstung viel von ihrem Zauber. Die Invasion der Nazis und Italiener

stand zwar im Dienst der finstersten Reaktion, aber sie erleuchtete dem ungeachtet Europa. Das heisst, sie brachte eine Probe aufs militärische Exempel, und die Probe fiel für den fascistischen Nimbus vernichtend aus. Die mittelmässige Qualität der deutschen Tanks, die Konstruktionsfehler der deutschen Flugzeuge sind sprichwörtlich geworden, wie bei der eiligen Aufrüstung ja nicht anders erwartbar. Der russischen Kriegstechnik und ihren Piloten gegenüber zeigte sich die deutsche katastrophal unterlegen; nur beim Angriff auf wehrlose Frauen und Kinder blühten der deutschen Waffe Erfolge. Die italienische Technik war besser, aber die neuesten, die völlig alarmierenden Misserfolge der italienischen Mannschaft, die ungeordnete Flucht vor Madrid, die Panik dieser regulären Armee vor Milizen weckt wohlbekanntere Erinnerungen – an den Kampfwert der italienischen Armee im Weltkrieg. Der Fascismus hat sein Land präzisiert und viele darin fanatisiert; aber es ist ein Anderes, Bomben über Abessinierdörfer zu schicken, ein Anderes, vor Grossbomben selber mannhaft zu bestehen. Dabei waren diese Grossbomber erst vereinzelt, und keine moderne Artillerie hat sie unterstützt, keine moderne Armee griff vereint mit ihr an; wie erst wäre das italienische Eliteregiment von einer regulären Truppe widerlegt worden. Kurz, der fascistische Nimbus hat bereits die erste seiner Schlachten verloren, mehr als eine Schlacht. Er wurde entzaubert, Nazis und Italiener hielten der Moral der spanischen Volksfront nicht stand. Der Fascismus ist ohnehin, mit Frankreich, Russland, England verglichen, kein Koloss; aber es zeigte sich, bei seiner unvorsichtigen militärischen Entblössung: er hat tönerner Füsse.

Die vielen deutschen Toten sind im Land, das nichts wissen darf, verschwiegen worden. Aber nicht verschweigen konnte man die englische Aufrüstung, die französische Wehranleihe, die der ohnedies vorzüglichen französischen Waffe den letzten Schliff verleihen wird. Keines der beiden Länder hätte sich derart formidabel gemacht, wenn die Nazis nicht dazu gezwungen hätten; denn niemand will Deutschland angreifen. Wohl aber weiss man: der Krieg ist der einzige Ausweg der Nazis, das deutsche Unglück treibt zu ihm hin, und die Nazis sind das deutsche Unglück. Doch welche Koalition stünde dem Land ohne Geld und Rohstoffe, dem Land mit einem tief erbitterten Proletariat gegenüber, wenn

Deutschland das Verbrechen eines Angriffs wagen sollte. Frankreich ist keineswegs uneinig, gar verrottet, wie die Nazilügner es darstellen; seine gegenwärtige Regierung ist die stärkste und gesicherte sein Clemenceau, seine Festungslinie ist unüberwindlich, seine Abwehrmacht schneidend scharf. Über die russische Armee, ihre Schlagkraft und Grösse, über die stärkste Luftflotte der Welt hat ja Goebbels selber keine Unterschätzung aufkommen lassen; und die kurze spanische Begegnung mit einigen Sowjet-Tanks und Fliegern hat der Bendlerstrasse gezeigt, was ihr blüht, wenn sie mit dem Gros in Konflikt kommt. Die Spekulation auf England ist missraten, das ungeheure und jetzt sich ausmündernde Kriegspotential des Empire steht auf der anderen Seite, niemals war die Freundschaft mit Frankreich enger. Bleiben auf der deutschen Seite Italien und Japan, zwei selber bankrotte und rohstoffarme Länder, das eine bleibt den Nazis nicht einmal sicher. Italien ist lediglich temporär auf die Achse Berlin orientiert, es wird im Ernstfall, wie 1915, auf die Seite der stärksten Flinten gehen und seine nicht so starken diesen vereinen. Japan andererseits: gewiss, es steht bei Hitler, um nicht gänzlich isoliert zu sein, aber den Nazis hat das Bündnis bereits die Feindschaft Amerikas eingetragen, und die amerikanische Flotte, die russische Ostarmee werden dem fröhlichen Inselstaat nicht viel Hilfe für Deutschland übrig lassen. All das weiss die Reichswehr, in all das hat sie die Bestialität und Bündnisunfähigkeit der Nazis hineingeritten. Was soll also das Geschenk der Aufrüstung, das ihr die gleichen Nazis gebracht haben? Praktisch ist die Proportion zwischen den Machtmitteln Deutschlands und den Machtmitteln der antifascistischen Welt wieder der Zeit vor der Aufrüstung gleich. Mit dem Unterschied, dass die heutige Regierung Deutschlands zum Krieg greifen muss; nicht um sich zu erhalten, denn das ist unmöglich, sondern um ganz Deutschland in ihren eigenen Untergang hereinzuziehen, er schmeckt dann besser. Nach uns die Sintflut, das war die Devise früherer Herrengeschlechter; die Devise von Gangstern, die keinen Ausweg mehr sehen, ist: Mit uns die Sintflut, sie reissen das ganze Volk in ihren Tod. Die Kreuzzugsideologie gegen Russland, Arm in Arm mit den Nazis, umgeben vom Blutgeruch des dreissigsten Juni, vom Brandgeruch des Reichstags – es ist eine Parole, die der

Welt zur Scham gereicht, und die durch ihre einfallslose Wiederholung nur an Ekelhaftigkeit, nicht aber an Zugkraft gewinnt. Man täusche sich nicht: wenn ein Kreuzzug geschieht, wenn er im Gefolge des nazistischen Angriffskriegs geschehen sollte, so ist sein Pathos durchaus auf der anderen Seite, auf der Seite der europäischen Gesittung, die gegen die Barbarei sich zur Wehr setzt, der Deutschland zum Opfer gefallen ist. Dies Pathos kommt zur weit überlegenen Rüstung hinzu, Erbitterung ohnegleichen erfüllt die Welt gegen den Angreifer, auf den heute schon jeder Finger zeigt. Ehre, Bildung, Gesittung, Kultur, den guten deutschen Namen, die wissenschaftliche Tradition, den Glanz, den Tiefsinn und die Glaubwürdigkeit des deutschen Geistes – alles haben die Nazis in noch nicht fünf Jahren dahingegeben. Bleibt dies Schandregiment auch nur noch fünf Jahre weiter oder gar eine ganze Generation, dann steht Deutschland als eine Wüste da, von Barbaren vernichtet, wie die Welt gleich erbärmlich noch keine gesehen hat, abgerissen von allen Quellen seiner Geschichte. Oder es geht im Krieg unter, und sicher geht es im Krieg unter, wenn der Nazi bleibt, wenn er das Metier seines Charakters zu Ende treibt.

Dem Deutschen, der über die Grenze kommt, muss das klar werden. Er ist daran interessiert, mit den Herren, die ihm die Freiheit geraubt haben, nicht auch das Leben zu verlieren. Die Welt will keinen Krieg, sie wehrt sich leidenschaftlich gegen ihn, wir wiederholen: niemand bedroht Deutschland, niemand greift es an. Aber der Nazi führt ihm unausweichlich entgegen; wie er den Reichstag angezündet hat, um zur Herrschaft zu kommen, so wird er die Welt anstecken, um nicht einsam unterzugehen. Alle Mittel, Deutschland zu helfen, es aus seiner vernichtenden Misswirtschaft und ihrem Eklat zu befreien, sind unmöglich; denn niemand gibt Geld für das Attentat auf Europa. Kredite an dieses Deutschland sind unerhaltbar, Kolonien und ähnliche Palliative, die der Nazi dann herzeigen könnte, sind dem Rassenwahnsinn verschlossen. Wohl aber – um ganz nüchtern zu bleiben und ein Erlangbares zur Kenntnis zu bringen – wohl aber haben England und Frankreich vor nicht allzu langer Zeit einen kapitalistischen Vorschlag in Berlin überreichen lassen, der die Marterzeit Deutschlands zu beenden imstande wäre. Es war ein rein ge-

schäftlicher Vorschlag an die deutschen Kapitalisten, die berühmt dafür sind, auf diesem Ohre gut zu hören. Ein Vorschlag, nicht vom Interesse an der deutschen Kultur diktiert (die die deutschen Kapitalisten wie die anderen ja auch am wenigsten interessiert), sondern vom Interesse am Frieden, vom Nichtinteresse an den unproduktiven Rüstungen. Deutschland wurde ein Anschluss an die leichte Weltkonjunktur nahegelegt, Kredite, Rohstoffe, relative wirtschaftliche Gesundheit; der französische Botschafter François-Poncet brachte dies zivile Projekt. Aber selbstverständlich enthielt es einen Rat an die deutschen Kapitalisten und an die Reichswehr, den Rat, Deutschland ökonomisch und politisch in die Gesellschaft der Nationen zurückzuführen, mit der stillschweigenden Voraussetzung, dass dies nur möglich sei, wenn man, nach Schleichers Ausdruck, die Nazis vorher abserviere. Das war kein Schachergeschäft und kein Kuhhandel des do ut des, wie die entsetzten Nazis nachher in Andeutungen verlautbaren liessen; es wurde kein Preis für eine Hilfe verlangt, sondern lediglich die Voraussetzung für ein gegenseitig angenehmes Abkommen kenntlich gemacht. Jeder anständige und folglich haltbare Vertrag besteht bekanntlich darin, dass beide Teilnehmer mit ihm zufrieden sind. Der Vorschlag wurde vorerst abgelehnt, weil die grossen Kapitalisten immer noch ganz hübsch verdienen, und weil das Ende der Rüstungskonjunktur damals, vor Beginn der englischen Aufrüstung und ihres Rohstoffbedarfs, noch nicht so sichtbar war. Der Vorschlag wurde auch deshalb abgelehnt, weil die deutschen Kapitalisten zwar die herrschende, nicht aber die regierende Macht im Lande sind; weil die nazistische Bürokratie wie eine Zecke im deutschen Volkskörper sitzt und daher schwer sich entfernen lässt. So unwillig auch der deutsche Volkskörper seine vielen Miniaturhitlers erträgt, und so überwiegend es nur noch Mussnazis in Deutschland gibt. Die Anziehung von draussen erregte immerhin in der herrschenden Klasse eine leichte Flut; die Anziehung wird sich wiederholen, die Flut wird zweifellos zu gelegener Zeit sich verstärken. Nachdem die wirtschaftliche Lage stets aussichtsloser wird und der Krieg der Generalität nicht mehr als Hasard, sondern jetzt bereits als sichere Katastrophe begreiflich sein dürfte. Es zeigte sich leibhaftig ein Silberstreifen am deut-

schen Horizont, statt des Blutstreifens, den die Nazis um ihn gelegt haben. Die soziale Revolution wird mit und ohne Hitler nicht zu verhindern sein, denn sie hat ihre Prämissen in den eingetretenen Produktionsverhältnissen selbst. Aber die Revolution wird nach ziviler Entfernung der Nazis, wenn sie möglich sein sollte, auf dem Boden einer Volksfront vor sich gehen; so würde sie sich einiges Blut ersparen und vor allem den Durchgang durch den Angriffskrieg der Nazis, durch das Ende dieses Kriegs, der das Ende Deutschlands wäre. Die Nazis wollen und werden wir treffen, nicht das deutsche Volk, das sie sich vorgeschwallt haben wie ein Mörder eine Geisel. Friedliches Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus, das gibt es freilich nicht, der Kapitalismus endet nur durch Gewalt, durch die wirkliche Machtergreifung einer wirklichen Volksfront. Aber wer den blutigen Durchgang eines Kriegs zu vermeiden wünscht, wird den Vorschlag François-Poncets, obwohl er rein zwischen Kapitalisten ergeht, nicht so dumm finden. Noch der schlechteste Börsenpazifismus rettet uns in Deutschland wenigstens das Dasein Deutschlands und seiner überlieferten Kultur. Er ist der Boden für einen unausweichlichen Kampf, aber mit Menschen und menschlichen Klassen, nicht mit Bestien und dem Untergang aller in Barbarei und Tod. Deutschland hat die Wahl zwischen Krieg und Frieden; zwischen dem Krieg, den der Nazi setzt, und der mit ihm das Land vernichtet; zwischen dem Frieden, der unsere Zukunft in sich hat und sie erkämpfen lässt. Die Wahl ist nicht schwer, beim Fascismus ist der ehrlose Tod, bei der Freiheit der künftige Sieg, es gibt keine Wahl.

(März 1937)

Entzauberte Medusa

Die Mittel, ums Leben zu kommen, sind neuerdings recht gewachsen. Morgen geht es todeswärts, singt der rechte Nazi, Sterben und Sterbenlassen ist seine Freude. Aber jener italienische Oberst, der letzthin auf seiner Flucht umkam, hat eine besondere Todesart ausgesucht. Er wurde nämlich auf eben dieser Flucht von einem Auto überfahren; wie eilig muss die gewesen sein. Wie

ungeregelt verlor der fascistische Held sein Leben, wie überrascht von einem Gegner, der nicht mit Pfeilen und Steinen schoss. Fliehend unters Auto zu geraten, das ist bitterer als Strohtod. Und in Zukunft werden die harten Krieger über diesen etwas weniger verächtlich sprechen.

Der Fall ist vereinzelt, auch ist keinerlei Witz fällig, wo ein Mensch stirbt. Aber es liegt ein Symptom vor und in dessen Gefolge ein lächerlicher Widerspruch zwischen Phrase und Wirklichkeit. Der klirrende Fascismus, vierzehn Jahre zum Krieg und zu nichts als Krieg vorbereitet, lauter Löwe und Adler, wenn man Mussolini hört, erwies sich vor ungeschulten Milizen als ein Stück Hasenkrankheit. Es ist wahr, die italienischen Divisionen waren reichlich mit Unwillen durchsetzt, mit Unlust an dem spanischen Abenteuer; auch von hier aus ist der Fascismus durchhöhlt. Aber die bandiera rossa bekam erst Wind zum Wehen, nachdem die militärische Niederlage eingeleitet war; besteht hier Wechselwirkung, so war der erste Anstoss zur italienischen Lockerung die Wucht und Überlegenheit des spanischen Angriffs. Eine Kanonade von Valmy hat sich bei Brihuega wiederholt, ein Revolutionsheer hat eine reguläre Armee geschlagen und ihr die Lorbeeren zerstreut, worauf sie ruhte. Wobei die preussische Armee, die damals bei Valmy von den Sansculotten besiegt wurde, tatsächlich Lorbeeren besass, während das fascistische Italien doch mehr erst in Strassenbau und Massakern glänzt. Ein neuer Glanz ist ihm in Spanien nicht gelungen, Abessinien ist nicht alle Tage, ein halbwegs bewaffneter Gegner ruiniert den raschen, wahrscheinlich falschen Ruhm, den die fascistische Armee in ihrem Kolonialfeldzug erworben hat. Noch ist Brihuega keine Entscheidung, und den Gegner zu unterschätzen (nach der langen Überschätzung), bringt Gefahr. Aber es zeigt sich aufs Neue: die Gegenrevolution hat keine Helden, es ist unmöglich, im Dienst der Lüge und Fäulnis heroisch zu sein. Die Worte Ehre und Vaterland befeuern zwar, möglicherweise, zu einem kurzen Überfallskrieg, doch bei der ersten Niederlage fällt der Betrug, den die Fascisten mit diesen Idealen betrieben haben. Der Fascist mutet gerade Ehrloses zu, nämlich Mord für seinen Profit, und die Vaterlandsliebe, auf ihre Wahrheit gebracht, singt, wie sich erwiesen hat, sehr leicht die

bandiera rossa. So ist die ideologische Rüstung der Reaktion schwach, die Schäden der technischen gleicht sie schwerlich aus. Und ohne falschen Optimismus lässt sich sagen: Der Fascismus ist zwar der Krieg, der immer nur notdürftig verhinderte oder hinausgeschobene, jedoch keinesfalls der Sieg. Sobald das Kapital der fascistischen Länder dies selber zur Kenntnis nimmt, sitzen Hitler und Mussolini auch auf dieser Seite der Gesellschaft unbehaglich.

Der Weg in die bessere Zukunft, obwohl sie wirtschaftlich fällig und fast überreif ist, zieht sich lang. Die eine Kanonade von Valmy hatte ausgereicht, um Goethe prophezeien zu lassen: «Von hier und jetzt ab beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte». Heute ist sehr viel Brihuega notwendig, um eine Gesellschaft zu gründen, die mindestens so exakt wie die bürgerliche von damals im Stand der Produktivkräfte bereits begründet ist. Das macht: der Feudalismus, der damals fiel, war ein sturer Fels wie die Bastille; er thronte hoch über dem Volk und nirgends mit ihm verbunden. War der Fels einmal gesprengt, dann war glatter demokratischer Boden; die Löcher und Unklarheiten der égalité, aus denen hernach der Bourgeois brach, waren im ersten Rausch noch nicht sichtbar. Der Kapitalismus dagegen ist kein Fels sondern ein Polyp mit tausend Saugarmen im Volkskörper, eine Hydra dazu, die die der Sage mit tausend Köpfen und Regenerierungen überbietet. Er hat keine sture ständische Ideologie, die ist, wie sie ist, und immer wieder den Aufbau: Bauer, Bürger, Edelmann, König wiederholt. Der Kapitalismus ist vielmehr, als aus einer Revolution und heftigen Veränderung der Produktionsverhältnisse geboren, überaus beweglich, wendig, elastisch; seine Manövrierfähigkeit ist exorbitant. Im Fascismus hat er sogar noch den Schein der bürgerlich-revolutionären Ideale abgeworfen, mit denen er gross geworden; er macht sich neupatriarchalisch, er mobilisiert die nackte Barbarei, als Ausbeutung geschützt durch Mord. Er hat die Mittelschichten, die endlich in die soziale Revolution einrücken, um eben diese Revolution betrogen, indem er sich selbst dafür ausgibt – eine Meisterleistung, die alle bisherigen Teufeleien beschämt. Der Kapitalismus hat sich derart eine Massenbasis verschafft, von der die feudale Gesellschaft nicht einmal träumen konnte; und das alles am Rand des Grabes, mitten in der stärksten

kapitalistischen Krise. Gerade die Krise, als eine unter unaufgeklärten oder ungleichzeitigen Mittelschichten, hat er als Regenerationsmittel verwendet, als Kampfmittel gegen die soziale Revolution. Kurz, hier ist ein Gegner, dessen List nicht geringer ist als seine Erbarmungslosigkeit, und der nicht einen Sieg verlangt, sondern tausende. Auch fällt der Fascismus nicht nur durch ökonomische Bekämpfung, sondern durch den Sturm, der die Skala des ganzen betrogenen Gemüts durchbraust.

Hier wurde die ganze Zeit von der deutschen, nur noch nebenbei von der italienischen Gestalt dieses Wesens gesprochen. Und ausschliesslich vom fascistischen Kapitalismus war die Rede, nicht von dem übrigen, der den Lockungen der Gewalt bis jetzt sich entzogen hat. Letzteres aus vielen guten Gründen; diese mildern nun freilich das Bild und zeigen, dass der Fascismus keineswegs das einzige oder unausweichliche Endstadium der kapitalistischen Wirtschaft zu sein braucht. Denn so grossartig sich das Ungeheuer auch anliess, so deutlich ergab es sich, nach relativ kurzer Zeit, dass auch die Basiliken nicht in den Himmel wachsen. Von den imperialistischen Gegensätzen zwischen den verschiedenen Kapitalismen sei hier abgesehen; sie sind ohne Weiteres klar. Je fascistischer der deutsche oder italienische Expansionstrieb angeheizt wird, desto unvermeidlicher wird der Konflikt mit der englischen, französischen Interessenssphäre; desto mehr wird mit dem fascistischen Kapital auch dessen fascistischer Ideologieglanz beengt. Mindestens so abträglich aber ist der fascistischen Lockung, die innere Bilanz des Fascismus in den von ihm betreuten Ländern, das heisst das zerschlagene kapitalistische Porzellan im Interieur. Frankreich, England, von der Krise nicht so mörderisch erfasst, durch ihre demokratische Überlieferung (und Geburt) zum Staatszuchthaus weniger disponiert, haben gerade in der bürgerlich-demokratischen Form viele Schäden vermieden, die der Fascismus anderswo gebracht hat und bringen musste. Die «gesteuerte Wirtschaft», wie die Nazis sie betreiben, die ungesunde, allein vom Staat finanzierte Scheinkonjunktur, dazu die dauernden «Irrationalitäten», die den Angestellten und Beamten den klaren Kopf zum Betrieb verderben, all diese Aufpflöpfungen und Dilettantismen erschienen dem ausländischen

Kapital trotz des «Wirtschaftsfriedens», den sie erzwungen haben, nicht empfehlenswert. Und besonders der «Wirtschaftsfriede», bei lauter verstopften Ventilen und als Resultat dieser Verstopfungen, ist ein Gewinn, über dessen Fragwürdigkeit sich die weniger gerissene, doch klügere Bourgeoisie der Weststaaten kaum einer Täuschung hingibt. Vielleicht gibt sie sich dennoch einer Täuschung hin und würde diesen Effekt des Fascismus (falls nur seine anderen Nachteile fehlten) höchst wahlverwandt begrüßen. Doch es liegt auf der Hand: die soziale Revolution, das heisst die Anpassung der Produktionsverhältnisse an den vorhandenen Stand der Produktivkräfte, wird durch die Doppelkunst von Terror und Betrug nur verzögert, nicht verhindert. Und sie wird um den Preis eines Vulkanausbruchs verhindert, der der sozialen Umwälzung völlig überflüssige Schrecken hinzufügt. Die Schrecken des Kriegs, dem die Fascisten vor ihrem Untergang, zu ihrem Untergang zusteuern; die Schrecken eines Meers von Blut, worin der Gangsterstaat ersäuft. Der Fall liegt ganz klar: den Verbrechern wird kein Pardon gegeben, sie werden genau bezahlt; der Fascismus erzwingt die Explosion, und denen, die auf seiner Seite stehen, wird sie keine behagliche. Dagegen auf dem Boden der Volksfront, derselben, zu der der grösste Teil der französischen Mittelklasse sich glücklich gefunden hat, unbetrüger und mitgerettet – auf diesem Boden kann die Revolution zu einem kräftigen Umbau werden, kraft des bewaffneten Willens der Mehrheit aller Werktätigen. Reif genug sind die Prämissen; der Baum braucht nur geschüttelt zu werden, genauso stark, dass die «zweihundert Familien» und was man darunter versteht zu Boden fallen. Nicht schwächer, durchaus nicht sondern genau nach Notwendigkeit, denn die revolutionäre Gewalt ist ebenso scharf wie exakt, bemessen und gezielt. Revolution weiss sich der Gewalt zu bedienen, doch höchst präzise und nicht breiter oder länger, als der Feind es notwendig macht, als die Stabilisierung der sozialen Demokratie es vorschreibt. Der Machtfaktor der Zukunft beginnt sichtbar zu werden; es liegt im Interesse derer, die Zukunft wollen, ihn zu verstehen.

Vom Oberst, der auf der Flucht überfahren wurde, kam man unterdessen weit ab. Verständlicherweise; denn das Ärmliche wie Entsetzliche des immer noch Geschehenden sieht wie ein böser

Traum aus. Da ist das Gefühl einer grauenhaften Gegenwart zuweilen kaum lebendiger als das andere, merkwürdige Gefühl des Vorbei, der grauenhaften Erinnerung an längst nicht mehr Wirkliches. Es ist ein Jahrzehnt, von dem gilt, was Jean Paul von gewissen finsternen Jahrhunderten sagt: «Die Nachtraubvögel ziehen, die Gespenster poltern, die Toten gaukeln, die Lebendigen träumen – und wenn man erwacht, ist nur wenig wahr gewesen». Das ist Tiefsinn eines poetischen Wirklichkeitsgefühls, das vor dem prosaischen nicht oft standhält; hier jedoch, bei den Macht- und Ohnmacht-Konvulsionen des Fascismus, ist die gespenstische Irrealität – bei allem Lärm, aller Gefahr, allem Bluterguss – auch politisch offenbar. Denn es ist keine Wirklichkeit in der Sache; der ungeheuerliche Krampf, die phantastische Bedrohlichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit eines Überfalls stehen im Widerspruch zur Leere des Inhalts. Daher entsteht auch so leicht – bei einigem Abstand, sozusagen in den Ruhepausen der Sorge und des Ekels – eine andere, ganz fremdartige Reaktion: die der Komik; und das nicht nur den Physiognomien gegenüber. Auch Komik vernichtet die falsche Grösse nicht ohne realistischen Tiefblick: sie entdeckt das unwirkliche Nichts dahinter; sie entdeckt die Maus in dem kreissenden Berg (selbst dann, wenn der Berg den Entdecker verschüttet). Der Höhepunkt des Fascismus ist seit dem spanischen Ereignis überschritten; wenn auch nicht morgen und übermorgen, so doch zu einem nicht mehr vermeidbaren Termin gerät er unter den Wagen seiner Flucht.

(April 1937)

Kritik der Propaganda

Vielleicht wollen die Menschen betrogen werden, sicher nicht gelangweilt. Der Nazi, der sich auf die Lüge vorzüglich versteht, sparte auch sonst mit Blendwerk nicht. Dabei blühten ihm die bekannten Erfolge; immer wieder ist beachtenswert, durch welchen Unterschied zur sozialistischen Propaganda er gewirkt hat. Eine besonders bemühende Erinnerung aus der Werbezeit ist diese: Als ein kommunistischer Redner, er sprach vor Angestellten, lange genug seine Ziffern, Statistiken, auch einige letzte Re-

solutionen in der üblich gewesenen Terminologie vorgetragen hatte, vor einem völlig teilnahmslosen, ja ermüdeten Parkett, sprang der Naziredner auf, wischte die Ziffern mit einer Armbewegung fort und rief: Euer Referent hat von Zahlen gesprochen, von denselben Zahlen, mit denen ihr den ganzen langen Tag an der Additionsmaschine zu tun habt; ich aber spreche zu euch von Deutschlands Glück und Grösse, und ich spreche in höherem Auftrag. Sogleich war der Stromkreis geschlossen, das Parkett nahm allen folgenden Unsinn hin, lauschte den Versprechungen, entzündete seine antikapitalistische Sehnsucht, mehr noch seine privaten Rachewünsche und war ins Bodenlose entrückt. Technisch meisterhaft spielte der Nazi auf dem Verführungsklavier, und erst allmählich lässt dessen Wirkung nach. Erst allmählich wird dem ganzen Land das Stück erkenntlich, das vier Jahre lang durch alle Aufmachungen und Variationen sich gewunden hat, um nicht erkennbar zu sein: das Stück Hunger, Ausbeutung, Krieg oder, um mit Wagners Meistersingern zu reden, die «abgeschiedene Vielfrassweise». Aber – und das ist entscheidend geworden – auch die Wahrheit dringt in ihrer unmittelbar herangebrachten, gar in ihrer kraftlosen und skelettierten Gestalt nicht durch. Das falsche Bewusstsein von der Lage, an das sie sich unter Bauern und Kleinbürgern zu wenden hat, ist beklagenswert, dennoch aber eine Wirklichkeit, mit der das wahre Bewusstsein, wenn es ein ganzes und wirkendes sein will, zu rechnen hat. Und das wahre Bewusstsein war in der Erkenntnis der Lage selber kein ganzes, solange es im Ökonomismus blieb, solange es ausschliesslich mit den alten statistischen Anschlägen operierte; denn der Mensch lebt nicht von Brot allein, besonders wenn er keines hat. Die Werbung ausschliesslich durch Ziffern und Statistik, wie sie jener Redner vor Angestellten betrieben hat, erinnert an die chemische Analyse auf dem Etikett von Mineralwasserflaschen; die Analyse ist gewiss richtig, doch nicht gerade werbend, und kaum vollständig, denn den Geschmack des getrunkenen Wassers enthält sie nicht. Auch das oft versuchte andere Werbemittel: die Gemeinverständlichkeit um jeden Preis – ist nur bedingt wirksam und jedenfalls keine Panazee. Auch in dieser Forderung, wenn sie die propagandistisch einzige bleibt, ist noch der alte Intellektua-

lismus; er glaubt zu verschwinden, indem er sich lediglich herabsetzt, er glaubt Feuer zu fangen und fangen zu lassen, indem er, gegebenenfalls, bis zur Platttheit vereinfacht und der Sache den Alkohol entzieht. Gerade die Nazis, deren geringster Fehler das Unpopuläre ist, haben den Reiz eines schwierigen Worts durchaus nicht gescheut, ja ihn höchst schwindelhaft benutzt; wie viel stärker gibt es, statt des Nazi-Fusels, schweren Wein in der Revolution. Und was das anders Dunkle angeht, das leise, dämmernde, farbige Dunkel des Aufgangs, so hat es die Lüge von der Wahrheit gestohlen, es gehört zu dieser mit. Genau wie selbst noch manches Blendwerk eine Art Diebstahl sein kann, nicht nach Seite seiner betrügerischen Blendung, sondern seines Glanzes, seines Reflexes in der Pfütze; denn die Lüge hat kein Licht. Kurz, gerade die Wahrheit verlangt, in ihrer angemessenen Fülle wie pädagogischen Vermittlung, dass sie nicht nur ist und wird, sondern auch scheint. Vier Mittel bieten sich dazu an: der warme Ton, das aufreizende Zeichen, das Bild (als Imago, als Nimbus um eine Sache), das kraftvolle Urbild. Diese Mittel können betrügerisch verwertet werden, zur Lockung oder zum Blendwerk, doch die Wahrheit kommt gerade auch durch diese Mittel über den Betrug. Die Wahrheit lockt nicht, gewiss nicht, aber sie wirbt und betrifft; sie blendet nicht, aber sie gräbt sich auf die Dauer ein – gerade die Wahrheit ist voll Figur. Ein rechter Tag geht prangend auf, die Zeit, die ihn künstlich bleichte, ist vorbei. Nichts über den materiellen Logos, über die Dialektik der Materie, aber die Menschenmaterie ist nicht aus Stein. Die Revolution greift nicht nur in den Verstand, sondern ebenso in die Phantasie, die sozialistisch so lange unterernährt worden war. Sie greift gerade in die Phantasie des Verstands, in die ausserordentliche Spannung der prozessualen Wirklichkeit und dessen, was in ihr – als unsere Welt – noch nicht geworden ist. Die Nazis haben betrügend gesprochen, aber zu Menschen, die Sozialisten völlig wahr, aber von Sachen; es gilt nun, zu Menschen völlig wahr von ihren Sachen zu sprechen.

Da ist zunächst der Ton, er trägt alles. Er trifft den Hörer an oder auch nicht, gleich noch, wovon die Rede geht. Auch der falsche Ton wirkt einige Zeit, sogar besonders stark, der heulende Kitsch, die gerissene Pause, der geschmetterte Schluss. Doch auf die Dau-

er kann er nicht dumm machen, solide Sachen halten länger. Der Nazi verachtet die, zu denen er spricht, die er aus voller Brust zu betrügen gewohnt ist. Die Zuhörer zu verachten, um desto unbedenklicher mit ihnen zu spielen, das ist vielleicht wirkungsvoller, als sie zu überschätzen. Am besten aber ist jedenfalls, sie ernst zu nehmen, gerade der Unreife will schliesslich als Erwachsener angesprochen werden. Der rechte Ton zeigt dem Hörer, dass man ihn kennt und ein wenig (nicht mehr) besser kennt als er selbst. Sonst ist alles vertan, auch wenn die Rede noch so richtig war. Dauernder wirkt das Zeichen ein, das sichtbare wie das geschriebene. Das geschriebene ist das Wort, seine nicht immer vermiedene Gefahr ist das Klischee. Besonders dort wirkt es schädlich, wo ein Ausdruck besonders kräftig und farbig gesetzt sein möchte, Kraft wie Farbe aber längst abgestanden sind. Schergen zum Beispiel kommen nur in der italienischen Oper vor, Soldknechte nicht einmal dort. Der geharnischte Protest, der Protest im Harnisch ist noch unanschaulicher als der flammende; ein blutbesudetes Regime, tausendmal so genannt, hat sprachlich alle seine Schrecken verloren. Ein neueres französisches Lustspiel lässt durch eine seiner Figuren die überraschende Feststellung verbreiten, dass ein Mensch von mittlerer Lebensdauer gering gerechnet mit sieben- bis achtausend Kellnern in Kontakt kommt. Jedoch diese Art Wiederholung bleibt unbemerkt, während der Kontakt mit immer denselben Adjektiven und Superlativen verwüstend wirkt; gerade die wichtigsten Spalten der roten Presse werden dadurch, mitunter, zu einer brüllenden Einöde. Unvergleichbar erhebt sich dagegen die Wiederholung von Parolen; der Nazi verstand sich darauf wie keiner, hunderttausendfach hämmerte er sein bisschen armseliges und gemeines Feldgeschrei ein. Das waren Phrasen, gepresser Unrat, Appelle an den inneren Schweinehund im Menschen und dort freilich ausserordentlich wirksam. Hingegen: «Krieg den Palästen, Friede den Hütten!» oder der synthetische Ruf an die Proletarier aller Länder: – Welch ein heftiger, uneingelöster, fortwirkender Glanz. Genau dieses ist auch im sichtbaren Zeichen der Sache, in der roten Fahne und als halbwegs eingelöst in Hammer und Sichel. Diese sichtbaren Zeichen dürfen nie zu sehr naturalistisch sein, am erregendsten wir-

ken sie stilisiert, also andeutend, wenn auch präzise andeutend. Hammer und Sichel malen (wie ehemals der Bundschuh) das Ihre deutlich, nämlich die revolutionäre Klasse. Noch älter ist der Stern, er dürfte das früheste Zeichen der Hoffnung sein, er leuchtet gerade in der Nacht. Völlig abwegig dagegen wirkten die drei Pfeile, sie waren ausgedacht und sozusagen ohne irgendeine bildhafte Wurzel, sie waren späteste Verlegenheit und haben auch so gewirkt. Unvergleichlich besser ist das Hakenkreuz, besonders das schief gesetzte, rundum von der gestohlenen roten Fahne umgeben. Es ist leicht zu zeichnen, beeindruckt die Ungebildeten schlechthin magisch, und die sozusagen Gebildeten haben an ihm ein uraltes Sonnenbild. Der Fenriswolf, der die Sonne verschluckt, wäre als Nazizeichen freilich richtiger gewesen. So aber gab Hitler etwas Verschmitztes, bei dem sich nichts denken, vieles raunen lässt, es ersetzte die abgestandene Krone und das Wappen, wirkte neu und uralt zugleich. Die Nazis haben diese Rune geschickt gebraucht, doch sie ist finster geworden, der Stern im Osten immer heller.

Vollends kräftig reizt der Zauber, der von Bildern ausgeht. Sie umhüllen gleichsam die Dinge und Menschen, sie sind aus dem Eindruck der Sache und nicht aus dieser selbst gebildet. Das kann ein persönlicher Eindruck sein, dann reicht seine Wurzel oft bis in die Kindheit zurück. Aus irgendeinem (freilich nur scheinbar zufälligen) Initialeindruck entsteht das Wunschbild von einer Frau, einem Mann, einem eigenen Haus, Beruf und Lebensziel; die erotische Wahl, als die meist einzige, welche späterhin bleibt, ist weitgehend von diesem ersten Wunschbild bestimmt. Dringt das erotische Bild sehr rasch zur Wirklichkeit vor (wobei es sich bestätigt oder zerbricht), so fehlt den anderen, den klassenmäßig suggerierten Bildern, den Bildern der politischen Legende sehr oft die Möglichkeit solch faktischer Korrektur. Gerade deshalb bleiben diese Legenden so lange stehen, können der Tendenz auf Erhaltung, die ihnen innewohnt, so energisch frönen. Es ist die Tendenz, im schönen Traum von einer Sache nicht gestört zu werden, sich möglichst lange die positive Imago zu erhalten. Eine Tendenz, die dem Patriotismus etwa so wohl bekommt, wenn er seine Imago vom deutschen Heer, von Hindenburg trotz allem fortbewundern darf, wenn er die Niederlage durch den Dolchstoß

«erklärt», wenn er sie gar – mit der Devise: Im Felde unbesiegt – aus der Welt schafft. Item, die hier gemeinten Bilder stammen nicht aus der Sache, sondern aus dem idolhaften Nimbus um die Sache. Aus jenem klassenmässigen oder einsuggerierten Nimbus, gegen den das Kräutlein Faktum nicht gewachsen ist, solange wenigstens, als der Willens- oder Gefühlsursprung besteht. Die Idole liegen in jenem emotionalen Licht, das nur eine Schwarz-Weiss-Malerei gestattet: alle Helle fällt auf den Gegenstand, der die Imago zu erfüllen scheint, alles Dunkel auf jenen, der ihr widerspricht. So entsteht bei den emotional und idolhaft überfüllten Nazi-Patrioten der weit über ihr verstandenes oder missverstandenes Klasseninteresse hinausgehende Hass gegen Marxisten und Marxismus. Es war das buchstäblich vor-eingenommene Teufelsbild vom Marxismus, das daran glauben liess, dass die Kommunisten den Reichstag angezündet haben, dass sie – im Bund mit der alten Hexe Juda – die Hälfte Deutschlands abschlachten wollen. Nehmen solche Idole gar noch mittelalterlichen Zuschuss auf, wie eben den Judenhass und die auf Marxisten transponierte Teufelsfurcht: dann blockieren sie in den davon besessenen Schichten jede Erkenntnis der gegenwärtigen Wirklichkeit. Überflüssig zu sagen, wie brauchbar solche Bilder der Nazi-Propaganda sind, wie betrügerisch sich mit ihnen arbeiten und weiter affektieren lässt. Nicht überflüssig aber ist der Hinweis, dass weder alle hier verwendeten Idole bloss negativ sind noch gar alle Bilder Idole sind. Wenn Hindenburg durch das Bild des deutschen Eichbaums gesehen wurde, wenn die Imago des treuen Eckart oder des guten Vaters gänzlich die Wirklichkeit verfälschte; wenn Hitler als der Retter Deutschlands erscheint, als Licht in höchsten Nöten: dann ist dies zwar alles Täuschung, Betrug und Unsinn, aber die Bilder selbst sind deshalb doch nicht verächtlich, ja sie können ihren Idolobjekten auf ganz spezifische Art gefährlich werden. Denn der Eckart wird nicht durch Hindenburg, das Licht nicht durch Hitler widerlegt, sondern umgekehrt Hindenburg durch das Versprechen Eckart und Hitler durch die Hoffnung Licht. Mit anderen Worten: das Wunschbildhafte dieser Art braucht nicht unter allen Umständen dem Betrug zu dienen, auch die Wahrheit und gerade sie hat dergleichen in ihrem Geschäft. Die Bilder dienen eindeutig dem Betrug, sofern sie unne-

beln; sofern sie die Erkenntnis der Lage verhindern; sofern sie dem Wolf im Schafspelz oder dem Esel im Löwenfell aus freien Stücken nochmals einen Schafpelz oder ein Löwenfell umhängen. Sie dienen dem Betrug, sofern sie all das, was der Wirklichkeit an Glück und Grösse fehlt, traumhaft hinzugeben und imaginär ergänzen; sodass durch solche höchst irdische Ergänzung ein schlimmeres Opium entsteht als gegebenenfalls in der Religion und ihren meist nur überirdischen Ergänzungen. Die Bilder sind vor allem schädlich, sofern sie blosser Interessenwünsche der herrschenden Klasse ausdrücken und damit vor den Augen einer geblendeten Menge Parade machen; das «ewige» Freund-Feind-Verhältnis, der Kriegsglanz, auch der Kyffhäuser-Mythos (als Utopisierung monarchisch-feudaler Vergangenheit) gehören hierher. Letztere Bilder sind bereits von Haus aus reaktionär, das heisst, sie sind nicht eigentlich missbraucht und missbrauchbar wie die Bilder vom guten Vater, vom Retter in letzter Stunde, sondern Idole an sich selbst, von keinem anderen Interesse geheizt als dem der herrschenden Klasse und ihrem Betrugswillen. Jedoch eben: es zeigt sich selbst in so verdächtig missbrauchbaren Idolen wie dem des guten Vaters oder Retters ein gewisser Überschuss, ein Plus an menschlich ergreifendem Bedürfnis und humanem Traum. Dies Plus eben richtet «Erfüllungen» von der Art Hindenburg oder Hitler; dem Gefühl (nicht nur der Erkenntnis) geht ein Irrtum auf. Es gibt auch Versprechungen des Bilds, nicht nur der Programme; und die Erkenntnis ist nicht mehr blockiert, wenn das sogenannte instinktive Gefühl zu wittern beginnt, dass gerade die eigentümlichen Versprechungen des Bilds nicht gehalten worden sind, dass eine Glanz-Imago höherer Art an wenig Würdige verschwendet worden ist. Dann hört das Idol auf, eines zu sein, und der Überschuss an ihm: das echte Wunschbild, das Ideal aus echter menschlicher Vermisung gerät in Gang. Um bei dem Bild des Vaters, des Retters zu bleiben, so hat Lenin es für Hunderte von Millionen erfüllt; während im heutigen Deutschland das unerfüllte Bild eines Retters desto heftiger ergreift, je fühlbarer der Gekommene ganz anderen Bildern sich annähert, etwa denen aus einem Angsttraum. Ebenso steht gegen das Idol des Dritten Reichs nicht nur unmittelbare oder kompliziertere Erkenntnis auf,

nicht nur Butternot oder Einsicht in den Stand der Produktionskräfte, sondern ebenso ein echtes Ideal: das Vaterland aller Werktätigen, die Figur des wirklichen Reichs, als des Reichs der Freiheit. Haben diese Bilder (wie alle echten) eine Seele, so erman- geln sie doch gerade deshalb nicht des Realismus; sie sind Vor- wegnahmen einer verhinderten Wirklichkeit, der ganzen und wirklichen Wirklichkeit. Und wo immer sie in die Logik des Kampfs eingesetzt werden, bringen sie kein Opium, sondern Feuer, gutes, gedrängtes, handliches Feuer.

Mit alledem wurde bereits eine dritte und letzte Art gestreift, Ur- bilder genannt. Mutter und Vater beispielsweise, es ist längst erforscht, dass das nicht nur Begriffe sind, sondern sehr affektge- ladene Wesen. Eine lange Bindung geht von ihnen aus, doch nicht nur eine individuelle und nicht nur eine an die eigenen Eltern und die Erlebnisse mit ihnen. Sondern wie der fascistische Psychoana- lytiker C.G. Jung in Erinnerung rief (er hört sich lieber Psycho- synthetiker nennen): es bewegen sich hinter dem individuellen Vater- und Mutterbild weit ältere, aus der prähistorischen Schicht der Menschheit. Das unbewusste Seelenleben ist noch tief in diese Schicht versenkt, der Traum führt uns weit hinter individuelle Wünsche und Erlebnisse in sie zurück, die meisten Neurosen beruhen nach Jung darauf, dass die Bindung mit der «Urzeit» verloren gegangen ist. Hinter dem individuellen Mutterbild ist das mythisch erinnerte Urbild der Erde, der Fruchterde; hinter dem individuellen Vaterbild bannt und phantasmagoriert die Sonne, der Sonnenlöwe, der hinter dem Berge hervorkommt. Heilung des Einzelnen wie der Zeit (hier also beginnt das Politikum dieser «Psychosynthese» und ihrer Urbilder sichtbar zu werden), – echte Rettung gerät nur als Rückkehr ins Unbewusste, ins Kollektiv- Unbewusste der Urbilder oder «Archetypen». Die fascistische Psychologie und die Technik, die sie für fascistische Bildpropa- ganda anrät, bemüht sich also nicht, Unbewusstes und seine Sym- bole aufzulösen, wie bei Freud, sondern umgekehrt: sie betreibt «Regressio», um sich der «paläontologischen Weltanschauung» mit gutem Gewissen wieder zu versichern. Das Unbehagen in der Kultur, selbst die antikapitalistische Sehnsucht stammen derart, nach Jung, nicht etwa aus der Ökonomie oder aus der getretenen

Menschenwürde oder aus jener Verdinglichung aller Lebensverhältnisse, die mit dem Kapitalismus gesetzt und nur mit ihm aufhebbar sind. Sondern einzig das unterdrückte Diluvium rebelliert, der deutsche und sonstige Urwald: von Zeit zu Zeit geht es, nach Jungs Worten, wie ein Rausch durch die in Kulturzwang, gar in öde Zivilisation sich einschraubende Menschheit; Dionysos holt auf. Der Begriff der Seele reicht über den des grellen Bewusstseins hinaus wie die Anziehungskraft eines Gestirns über seine Leuchtsphäre: das Gravitationszentrum des Unbewussten aber liegt Millionen Jahre zurück in der Vergangenheit, im Erbschatz des «urtümlichen Fühlenden», eben der Archetypen. Fünfhunderttausend Jahre Zivilisation bedeuten nach Jungs Meinung hier gar nichts; und sicher, darin hat Jung recht, versinken Zivilisation und Aufklärung angesichts der wirksamen Propaganda, die der Nazi gerade mit den mythischen Urbildern treibt, mit Vater und Mutter, Chaos und Licht, Drachen und Siegfried, Loki, Baldur und Dolchstoss. «In jedem dieser Bilder,» sagt C.G. Jung, «ist ein Stück Leid und Lust, das in der Ahnenreihe sich ungezählte Male ereignet hat und durchschnittlich auch immer denselben Ablauf nahm. Es ist wie ein der Seele tief eingegrabenes Strömungsbett, wo das Leben, das vorher unsicher tastend sich über weite, aber seichte Flächen verbreitete, plötzlich mächtig in Fluss gerät, wenn es jene besondere Verkettung von Umständen erreicht, die seit je zum Zustandekommen des Urbilds beigetragen haben... Wer mit Urbildern spricht, spricht wie mit tausend Stimmen, er ergreift und überwältigt, zugleich hebt er das, was er bezeichnet, aus dem Einmaligen und Vergänglichen in die Sphären des immer Seienden, er erhöht das persönliche Schicksal zum Schicksal der Menschheit, und dadurch löst er auch in uns allen jene hilfreichen Kräfte, die es der Menschheit je und je ermöglicht haben, sich aus aller Fährnis zu retten und auch die längste Nacht zu überdauern.» Jungs Fascismus gibt zwar an, mit diesen Urbildern nur das «Grundelement der Kunst» bezeichnet und gefeiert zu haben: doch viel sichtbarer eben hat er ein Taylorsystem der nationalsozialistischen Propaganda und ihrer heidnischen Bild-Mythologie zu entwerfen versucht. Freilich steht auch die Kunst des Nazi, vielmehr das, was sie darunter verstehen, völlig im Dienst der reaktionären Propaganda oder der Furcht vor sämtlichen in die

Zukunft weisenden Bildern. Insofern allerdings trifft der Ahnenkult in der Psychologie auch jenen in der fascistischen Kunst: von der Uralindachronik bis zum Thinspiel von Baldurs Tod: und er trifft ihn mit wahlverwandtem Spiritismus. Derart bewegen sich die Archetypen des Fascismus durchgehends in der Sphäre eines Urgewesenen, soll heissen: eines falschen Urgewesenen, einer nicht nur neuromantisch, sondern zu Betrugszwecken reproduzierten «Urvorgangheit». Darin ist dann jene «Schreckens- oder Wunderkammer autonomer Phantasiekomplexe», deren Motive nach Jung jede Phantasietätigkeit angeblich bestimmen, auch zu begrenzen. Soweit die reaktionäre «Tiefenpsychologie»; es erhellt: die Stimmen, die sie so fabelhaft wirksam aus dem Bauch der Urzeit sprechen lässt, sind – ausser dass sie romantisch verfälscht wurden – ausschliesslich solche der herrschenden Klasse, des wirklich uralten Herren-Knecht-Verhältnisses. Aber die Erkenntnis ist hoch an der Zeit, dass nicht alles an den Urbildern Fälschung ist, dass ebenso nicht alle reaktionär (zurück bannend) und mythologisch sind. Auch die Revolution kennt Archetypen und gerade solche, die nicht in einer dumpfen Vergangenheit stocken und bannen, sondern Zukunft in sich haben und sie kräftig vorimaginieren. Der Archetypus vom Zug aus Ägypten nach Kanaan, aus dem Land der Knechtschaft in die Freiheit gehört hierher, ebenso der bedeutend germanischere vom Schlaraffenland. Das Trompetensignal aus Fidelio gehört hierher, mitten in die Nacht des Kerkers die Ankunft des Befreiers verkündend. Sogar der Archetypus der Heimkehr des Odysseus ist hier fällig, des Jüngsten Gerichts, das dem Fascismus so bald bevorsteht: quidquid latet apparebit, nil inultum remanebit. Das alles sind echte Urbilder und vortreffliche Zusatzkräfte zum revolutionären Kampf; es sind Sprengmittel in nuce, lakonische Sprengmittel. Der Mensch ist nicht von heute oder gestern, sein Stamm ist alt. In diesen eben sind Bilder eingekerbt, Reste aus fossiler Erfahrung oder verschollenem Aberglauben, doch sie verstehen, von unten herauf zu glühen. Ist ihre Verschwendung an die Nazis zu Ende, dann sind sie selbst nicht zu Ende, so wenig wie das Unbewusste, worin sie wohnen. Auch der klarste, kälteste Kopf vertreibt sie nicht, nicht einmal aus sich; schwimmt doch selbst

bei den Eisbergen der grössere Teil unter Wasser, ja der Eisberg kippt um, wann immer von seiner Kopf- und Luftseite soviel abgeschmolzen ist, dass das Gleichgewicht nicht mehr besteht. Dies Gleichnis zeigt die Gefahr der Urbilder an, die falsche «Revolution», zu der sie brauchbar sind; im Fascismus ist diese Gefahr aktuell und industrialisiert geworden. Der Fascismus konnte desto leichter mit Urbildern reüssieren, als an sich viele ihrer, darunter schöne, verführende, unausrottbar statisch sind; – den unbewegten, durch Jahrtausende ruhenden Lebensverhältnissen entsprechend, denen sie entstammen. Der Fascist Jung, unproduktiv wie der gesamte Fascismus, bezieht den Kern seiner Lehre aus der Romantik; denn gerade dort wurden die ruhenden Lebensbilder, die statischen Urbilder besonders herausgeföhlt und gekennzeichnet. Ja Novalis sah in ihnen den poetischen, folglich höchsten Stoff schlechthin, er spricht von «mythischen Naturen und Situationen» und meint damit eben die unveränderlichen, die unveränderbaren unter den Archetypen. Mythische Natur und Situation nennt Novalis derart die «junge Liebe Romeo und Julia», erst recht die, «alte Liebe Philemon und Baucis», mythisch entronnen beide, vor allem die alte, zeitlos ausser der Zeit und Bild an und für sich geworden im gesamten Interieur, bis auf den Schinken, der geschwärzt am Balken der Hütte im Rauchfang hängt. Verwandt ergreift der Archetypus «Heilige Familie»; der Frechheit der Nazis wäre es zuzutrauen (wenn ihre Unwissenheit nicht noch grösser wäre), mythischen Frieden dieser Art so zu einem Plakat zu missbrauchen, wie sie Thoma und Leibi missbraucht haben, Gemälde voll des Mythos von bäurischer Ruhe, von «Raum» ohne Zeit. Hier also liegt für die revolutionäre Erziehung ein Problem vor: jeder Wert gehört zu ihr (und welcher ungeheurer menschlicher Wert strahlt aus dem Urbild der Ruhe, uralter menschlicher Ruhe); doch dies irrationale Feld muss, um beerbt zu werden, erst verwandelt werden. Gleichsam aufgebrochen werden, damit der Schatz aus der patriarchalischen Hülle hervorkommt, die ihn feudalisiert. Ganz anders selbstverständlich erscheinen die Archetypen unmittelbar revolutionärer Art; diese sind von vorn herein aus anderem Impetus erwachsen, sie sind revolutionäre «Triebbilder» sozusagen. Vor allen ist an diesen –

bereits unverwandelt einschlagenden – Bildern wichtig, den sie sich keineswegs im «Diluvium» gebildet haben, sondern im Verlauf der Geschichtsdialektik. Den einzigen Archetypus vom goldenen Zeitalter ausgenommen, von der alten «Gemeinfreiheit», von der Urkommune, und der ist dem Fascismus der unerwünschteste. Ja es zeigte sich im nationalsozialistischen «Umbruch»: auch die bedenklicheren unter den archaischen Bildkategorien wären aus ihrer Vergangenheit nicht rezent geworden, wenn sie nicht eben als Zukunft verstehbar oder missverstehbar wären, nämlich als Traumbilder eines vorzeitig Verlorenen, das den Menschen von der anderen Seite wieder entgegenkommt. Das Gleiche fühlt erst recht und mit Recht der Sozialist an den echten Urbildern, beispielsweise an jenem, das in der Erstürmung der Bastille erscheint und in dem Tanz des Volkes auf ihren Trümmern. Im künftigen Inventar der Urbilder, der prähistorisch wie historisch gelegenen, dürfte dieses letztere wohl den höchsten Rang einnehmen; es bezeichnet das Doppelglück der Revolution wie des Friedens. Und jener so wirksame wie reellste Glanz ist darin, der bereits wieder glanzlos und unscheinbar zu werden beginnt: die Revolution als Selbstverständlichkeit.

(April 1937)

Reformation als Farce

Die lange Stille hat manchen gewundert. Der ruhige Nazi wirkt noch unheimlicher als der ausgelassene, die unsichtbare Gefahr ist die schlimmste. Jetzt aber kam etwas Schlagartiges wieder, man legt sich an mit dem römischen Pfarrer, hat einen neuen inneren Feind. Vielleicht gibt sich der Sturm, doch gewiss nicht lange.

An sich hätte man dort drüben mit den Geistlichen Herrn zufrieden sein können. Hat der protestantische Pfarrer den Nazis lieber zu Macht verhülfe als der katholische, so hat letzterer sich länger in diese geschickt. Rom schloss den Vertrag und duldet seine unaufhörliche Verletzung, mit wenigen Ausnahmen blieb der hohe deutsche Klerus bei der Stange, die ihn schlug. Auch jetzt fürchtet der Nazi die hohen Würdenträger nicht, von ihnen droht ihm keine Gefahr. Ihre Rede war Ja, Ja, nämlich zum Führer, und

Nein, Nein nur gegen den Bolschewismus. Hat sich jetzt etwas geändert, macht der Nazi aus seinen Angriffen auf die Kirche ein laufendes Band, dann gab die Kirche nur ungefähr den Anlass. Sie setzte sich erst zu Wehr, als das christliche Gewissen der katholischen Bürger und Bauern nicht mehr zu beschwichtigen war. Als die Unzufriedenheit mit dem Regime unüberhörbar wurde; dann kam der Hirtenbrief. Er unterscheidet sich vom letzten durchaus, er sagt Kampf an, die lange, laue, misstrauische Freundschaft bricht. Der Nazi ergreift die Gelegenheit, auch hier der Opposition den Ausdruck zu sperren.

Dazu benutzt er, als reiner Tor, besonders keusche Mittel. Was der Stürmer gegen die Juden begonnen hat, das setzt Rosenberg gegen die Pfarrer und Ordensbrüder fort. Eines ist so glaubhaft wie das andere, und der sogenannte Sumpf findet sich gewiss nur in der Anlage derer, die ihn beschreiben. Die deutschen Zeitungen führen «eine Reihe ekelregender Einzelheiten» an, die beweiskräftiger seien als die Vertuschungsmanöver des politischen Katholizismus. Göring droht mit Rundfunkübertragung des ungekürzten Prozessverlaufs, «um das deutsche Volk darüber aufzuklären, dass die Klöster vielfach Brutstätten der Homosexualität geworden sind». Der Brandstifter hofft, dass «diese Verhandlungen zweifellos(!) die gleichen Bilder schamlosester Sittenlosigkeit und politischer Staatsfeindlichkeit (!) zeigen wie bereits im ersten Dutzend der bisher durchgeführten Sittlichkeitsprozesse». Rosenberg denunziert das «fast planmässige Treiben einer Clique, die die Sexualverbrechen zu einem System zu machen droht»; der Parteigenosse Röhms, der Nutzniesser all der Freundschaftsbünde, denen die Nazis – mit und ohne Blüher-Ideologie – ihren ersten Auftrieb verdanken, spricht von einem «römischen Männerbund». Daran merkt nun auch die Kirche, mit welchem Partner, mit welcher unvorstellbarer Gemeinheit und Niedertracht sie bisher paktiert hat. Genau dieselben Motive, wie wir sagten es bereits, wurden gegen die Juden vorgebracht, nur ihr Inhalt war ein wenig variiert, er hiess nicht Homosexualität, sondern lauernde Rassenchande. Genau wie bei den «Weisen Zions» wurde «ein planmässiges Treiben» aufgedeckt, und «Sexualverbrechen als System»; genauso hatten auch die Kommunisten ihre Klöster, nämlich als «Katakomben im Liebknechtthaus», ihre «verbrecherische

Internationale», und im Programm den – Kirchenbrand. Hier wie dort ist eine Spekulation auf den sexuellen Muff im deutschen Kleinbürgertum, auf angenehme Widerstandslosigkeit gegenüber dem Trommelfeuer der Verleumdung. Und so wenig wie in der Kommunistenhetze stürzt sich der Nazi im beginnenden Kulturkampf auf irgendwelche Motivationen geistiger Art, sozusagen. Auch die Reformationszeit hatte den Klerus wegen seiner Sittenlosigkeit angegriffen, «Pfaffenspiegel» mit Spott und Hohn kurstriert, und die Kirche sah oft nicht schön darin aus. Aber erstens war die Kirche damals in der Tat verwildert, zweitens war es die sittliche Kraft einer Revolution, die den Abstand vom Urchristentum mass, drittens stand noch die letzte umlaufende Hämischkeit im Zusammenhang mit religiösen Erschütterungen. Selbst der Kulturkampf unter Bismarck hatte über die Hälfte ideologische Artillerie, soll heissen: er schoss mit dem damaligen bürgerlichen Materialismus oder mit Rache für Canossa. Die Nazis dagegen wühlen lediglich Schmutz auf oder die gemeinsten Lügen; darin sind sie besser zuhause als in irgendeinem Freidenkertum ehrlicher, wenn selbst flacher Art. Es ist ihnen mit keiner Weltanschauung ernst und kann ihnen mit keiner ernst sein; denn sie sind Lügner von Anfang an, und ihre einzige Wahrheit: die Garde des imperialistischen Kapitals zu sein – erlaubt keine Aussage. Daher lieber die Gemeinheit, daher keinerlei blanke Waffe, und vom Freidenkertum nur noch Misswachs oder bestenfalls den ganz und gar verfaulten Schein.

Es ist wahr, daneben gibt es auch noch die sogenannten neuheidnischen Züge. Man sieht zwar nicht, was ein aufrechter Heide mit einem Schnüffler unter Kutten gemein haben könnte. Aber wenn auch nicht in den Mitteln des heutigen Kirchenkampfs, so scheint doch dahinter, in der treuen Seele, die diese Mittel anwendet, ein Freies, Edles, Geistiges im Sack. Die Seele verschweigt es nur oder leugnet, dass ihr Neuheidentum «die Meinung der Reichsregierung wiedergebe»; Meinung der Regierung ist allein, dass alle Klöster Röhmbetten seien. Immerhin muss jeder Angehörige der Leibgarde Hitlers den Taufzettel zerrissen haben, und Rosenbergs «Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts» schreibt ungeachtet sei-nes mythischen Titels sämtliche Freidenker des neunzehnten Jahrhunderts aus. Der Feldherr Ludendorff wurde im Ruhestand

gar ein heidnischer Apostel; im Felde besiegt, zuhause unbesiegt, ja selbst unter den wütendsten Wotansgläubigen konkurrenzlos. All dies ist richtig, und Plagiatszusammenhänge mit dem bürgerlichen Freidenkertum von vorher bestehen; dennoch ist auch hier kein Wahrheitswille (wie noch halbwegs in Bismarcks Kulturkampf), und die «Weltanschauung» ist fadenscheinige Ideologie für ganz andere (und zwar bewusste) Interessen. Erinnern wir uns der Geschichte dieses Neuheidentums und der Art seiner Entstehung aus dem bürgerlichen Vulgärmaterialismus. Haeckel bereits, ein ehrlicher Mann, war brauchbar zu völlig pervertiertem Gebrauch; denn der Welträtsellöser, ein guter Naturforscher und philosophischer Ignorant, gab der Stoffhuberei, kraft seines sonigen Gemüts, einen gewissen Goldschnittglanz, einen Vorschein von Wochenend-Pantheismus. Der wurde durch Bölsches «Naturmystik», durch Bruno Wille und andere Offenbarungen des Wachholderbaums billig vermehrt; er ersetzte die Kirche. Und zwar nicht mehr, wie bei Büchner, Moleschott und anderen Aposteln des früheren Vulgärmaterialismus, durch Reste einer viertelsrevolutionären Gesinnung, durch eine gewisse freireligiöse Humanität, sondern: «Der Wald ist meine Kirche», sagte der Kleinbürger, der bereits neuheidnische, und strandete in Blut-Boden. Die grossdeutsche Los-von-Rom-Bewegung, ausgeübt vom «Schlossherrn» Artur von Wallpach, hat solche Art «Freidenkertum» zuerst zur «arischen Religion» erklärt; Kirchenhass, Antisemitismus und Neuheidentum gehen von da ab zusammen. Volk, Rasse, Deutschland werden nun die Götzen; die «Stimme des Bluts» gilt als das innere Wort von heutzutage – soll heissen: die Stimme der Rüstungsindustrie und des Agrarkapitals, die Prophezie des imperialistischen Krieges. Daher also ist das sogenannte Neuheidentum, seiner Substanz nach, nicht echt; sein scheinbares Licht dient ausschliesslich dem Betrug, die Finsternis hat kein Licht. Die Freidenker, besonders im Original, vor der französischen Revolution, hatten am Christentum den Nebel und die Herrenideologie bekämpft, nicht aber die Humanität, im Gegenteil; die Neuheiden halten es umgekehrt. Die Nazis bekämpfen die Kirche so wenig von einem Grundsatz her, dass sie die Rubrik Dissidenten neuerdings sogar in zwei Teile geteilt haben, in

«Glaubenslose» und «Gottgläubige»; letztere eben stellen die verblasenen Nebulanten dar, die Herde eines künftigen deutschen Industriepapismus. Die Nazis machen noch aus kaltem Wasser, aus Bädern, Sport, Wochenend und dergleichen Opium; die gefährlichen Atheisten aber werden in der neuen Rubrik von vornherein zur Verfolgung vorgemerkt. Hitlers Ziel ist eine deutsche Reichskirche – und mit wem an der Spitze? – mit dem obersten Angestellten des Monopolkapitals als Zarpapst. Es wäre das allerdings, mutatis mutandis, eine Vollendung von Luthers Fürstenwerk, von Luthers Verrat an der «Freiheit des Christenmenschen». Aber das Nazi-Werk wäre nicht einmal Verrat an der Reformation (denn welchen Impuls ihres Glaubens könnten die Reichswehrspitze und Industriegünstlinge betrogen?), sondern schlechthin deren Farce.

Trotzdem überrascht, dass der Nazi jetzt gegen Pfarrer vorgeht. Der Zeitpunkt überrascht; denn wer äussere Händel sucht, mehrt sich nicht die inneren Feinde. Nach gewonnenem Krieg wäre die Reichskirche leichter gewesen; damit freilich, nämlich mit dem Siegerglanz, hat es noch gute Weile. Vielleicht will der Nazi mit seinem riesigen Schmutzgesicht nur erpressen, vielleicht will er, dass die Kirche Kaplane, die mit Kommunisten sympathisieren, selber vernichtet. Wahrscheinlicher aber ist, dass Hitler neben diesem Zweck lediglich Spektakel beabsichtigt, neue Ablenkung des Volkszorns, Judenersatz. Dabei muss er, in Ermanglung innerer und äusserer Erfolge, nun sozusagen die eiserne Ration angreifen: den Reformationsschwindel, die Inthronisierung des Nazismus zur Reichsreligion. Vorgesehen war das Ganz sicher erst nach dem Krieg, als Gloria und Hallelujah zusammen; solange kann der Nazi nun nicht mehr warten. Schwerlich auch macht er heute Ernst damit; doch je näher die Agonie, desto häufiger die Morphiumspritze. Weiten Kreisen des Bürgertums, besonders des norddeutsch-protestantischen, liegt Kulturkampfstimmung gewiss im Blut. Aber nach vier Jahren Hitler doch eher gegen den echten Gewissenszwang zuhause als gegen den leichten, weiten, spirituellen der internationalen Kirche; es ist gefährlich für den Nazismus, hier ein Signal zu geben. Und die Sozialisten? – mehr als je ist das Trennende von der Kirche zur Zeit unwichtig, die Einheit und Einigkeit des humanen Gewissens entscheidend. Die Kirche in

Deutschland ist keine Popenkirche, nicht wie diese verfressen, unwissend, geistlos, mit dem Zarismus verbündet. Auch ist zwischen Atheisten und Kirchlichen in Deutschland kein klassenmäßig klarer Riss: Thyssen und Stinnes haben sich an religiöser Gleichgültigkeit überhaupt nicht übertreffen lassen. Katholische Proleten dagegen konnten klassenbewusst und fromm sein, viele katholische Bauern und Bürger sind heute gereifte Antifascisten, und zu gutem Teil aus Christlichkeit. Der tapfere Kaplan Ros-saint, der sich mit den Kommunisten traf und deshalb auf elf Jahre ins Zuchthaus kam, ist ein Held und Märtyrer, den die Revolution nicht vergessen wird, vor dem die rote Fahne sich neigt. Nichts ist falscher als die Meinung, dass im Neuheidentum der Nazis ein Stück sozialistischer Weltanschauung geschehe oder vorweggenommen werde, dass es zu übernehmen sei. Das sogenannte Neuheidentum ist die Hure von Babylon; gegen diese stehen Sozialismus und Christentum in gleicher Front. Die katholischen Basken zeigen, wie nicht nur trotz, sondern wegen des Glaubens für menschliche Freiheit und Würde gekämpft werden kann. Sie bluten für den Glauben ihrer Freiheit und für die Freiheit ihres Glaubens, als echte revolutionäre Kämpfer. Wie den Unterdrückten in Deutschland hat auch ihnen der fascistische Teufel den Mord ins Haus geschickt. Sie sehen auf das Kreuz und auf das Reich, das nicht von dieser Welt ist, von der Welt Neros und seiner Mordbrenner. Das Kreuz, an dem der Bruder aller Mühseligen und Beladenen hing, ist gewiss kein Hakenkreuz, sondern seine Entzauberung und ein Teil seiner Überwindung.

(Mai 1937)

Wilson geht um

Das braune Herzchen ist sehr empfindlich. Wird es gekränkt, dann schmolzt es wochenlang. Wird es härter angepackt, dann beschwert es sich augenblicks. Es glaubt Schonung zu verdienen, ist so zart und edel.

Daher der feine Sinn für alles, was sich schickt. Die Streicher entdecken an einem Kardinal, er rede «wie aus der Gosse». Der Kardinal von Chicago war aber bloss verwundert und nannte gewisse Tatsachen so, wie sie ihm aufgefallen waren.

Es war ihm aufgefallen, dass ein grosses Kulturvolk «in Furcht und Demut» vor Hitler ersterbe und vor seinen «Komplizen» Göring und Goebbels. Mundeleins protestantischer Kollege stimmte dem zu; der von Goebbels zum «Judenjungen», «Judenbengel», «Saujuden» ernannte Nichtjude La Guardia, Oberbürgermeister von New York, ist in seinem Untermenschentum nicht mehr allein. Ja, der aus den Vereinigten Staaten soeben zurückgekehrte Professor Schönemann wies in einem Vortrag an der Berliner Hochschule für Politik darauf hin, dass in ganz Amerika eine wachsende Erbitterung gegen das deutsche Wunder zu verzeichnen sei. Nicht mehr Jahre, sondern Stunden würden genügen, damit sich Amerika im Ernstfall einer Anti-Hitlerfront einreihe. Der «römische Männerbund» (wie Rosenberg die Kirche nannte) hat zu den ersten Bekundungen seiner Nicht-Liebe also offenbar einen ganz günstigen Boden ausgesucht. Desto mehr, als die deutsche Generalität amerikanische Tanks nicht vergessen hat und den raschen Umschwung, den sie 1918 an der Westfront gebracht hatten. Die Zeiten ändern sich, kraft der Wiederkehr des deutschen Militarismus, weniger, als man denkt, mindestens werden längst vergessen geglaubte Reaktionen überraschend wieder frisch, Reaktionsbahnen auf einer gut eingefahrenen ideologischen Basis, auf der Basis Lafayettes, Washingtons und – man scheue nicht den Namen – Wilsons. Ohne ihn zu nennen, hat Roosevelt vor einem halben Jahr bereits Worte an den deutschen Despotismus gewendet, die seit Wilsons trübem Abgang nicht mehr erklungen waren. Ja, einzelne dieser Worte wirkten unmittelbar wie aus dem idealistischen Sprachschatz des seltsamen Pazifisten von 1918.

Ein lange Vergessenes setzt also dort drüben wieder Blüte an. Zwischen Wilson und heute liegt Versailles, dieses war sein Untergang. Wilson war – reinster Gesinnung, wie man glaubte, unangreifbar in seiner Machtfülle, unantastbar in der sittlichen Autorität, die er durch seine Kundgebungen sich errungen hatte – übers Meer gereist, damit «den vierzehn Punkten kein Unheil geschehe». Noch am Tag des Waffenstillstands, als zur «Täuschung» keinerlei Anlass mehr war, hatte Wilson die Rache verabscheut, den Besiegten das Wort geredet. Und derselbe Mann erlag in wenigen Wochen. Wilson hatte Jahrzehnte vorher den Gouverneurposten an einer Universität niedergelegt, weil er eine Hand-

lung decken sollte, die mit seinem Gewissen unvereinbar war. In Versailles dagegen deckte er einen Friedensvertrag mit Milliardenforderungen auf drei deutsche Generationen hinaus; er unterlag dem Tiger Clemenceau, dem gerissenen Advokaten Lloyd George. Nur der Völkerbund blieb von seinen Vierzehn Punkten; die «Liga freier Nationen» war das Letzte und Einzige, was Wilson verteidigte, auch durchsetzte in der heutigen schwachen Gestalt – und Amerika blieb ihr fern. Selbst die grosskapitalistische Entente-Bourgeoisie, die mit dem Effekt doch hätte zufrieden sein können, verachtete den Idealisten als Schwächling. Rapid war der Sturz des Ansehens auch in den Vereinigten Staaten. Don Quixotes phantastischer Ausritt und traurige Heimkehr fanden hier die verblüffendste Parallele, klanglos schied er aus dem Amt. Man kann auf die Vermutung kommen: hier ist ein dogmatisches Unrecht geschehen; hier ist ein möglicher Idealist verleumdet worden, nicht weil er ein Schwächling, sondern weil er ein blosser Idealist oder gar ein – Freiheitsfreund war; hier ist aus dem tatsächlichen Dunkel von Versailles ein weniger tatsächliches und allzu voreiliges Urteil gezogen worden. Das Beste, was dem Mann geschah, den Millionen Demokraten im letzten Kriegsjahr über alle Massen als neuen Bernhard von Clairvaux zu feiern sich angewöhnt hatten, das Beste war noch die Vergessenheit. Wilsons letztes Wort soll gewesen sein: «Ich bin bereit»; die Welt war weniger bereit, einem Mann, der die letzten Ideale der bürgerlichen Freiheitsbewegung und Humanität noch einmal anzufeuern schien, Pardon zu geben. Dabei ist das Ideal Wilsons – von der Psychologie des besonderen Falls abgesehen – genau dasselbe, unter dem sich heute, bei ebenfalls fortbestehendem Weltkapitalismus, die antifascistische Opposition sammelt. Unter dem der Antifascismus Amerikas Kraft, Sympathie und Begeisterung gewinnt.

Am erstaunlichsten sind die sehr verschiedenartigen Quellen, aus denen das Andenken des Manns sich trübte. Dem damaligen Kommunismus galt als ausgemacht, dass zwischen der Entente und Preussen-Deutschland, zwischen Wilson und Ludendorff nicht der mindeste Unterschied bestehe. Länder wie Frankreich, England, Amerika, jedes mit einer bürgerlichen Revolution im Leib, Länder wie Preussen-Deutschland oder der habsburgische

Fideikommiss Österreich-Ungarn, mit der dicksten Feudalität über dem Kapitalismus – beide Gruppen erschienen als eine einzige homogene Kapitalistenbande. Die Junker und Magnaten wurden als bedeutungslose Nuancen abgetan; obwohl diese Nuancen immer noch den grössten Teil der politischen Macht in Händen hielten und dem Imperialismus des Grosskapitals besonders herrenhafte Formen, auch Ausbruchsmittel bereitstellten. Der Weltkrieg, sagte 1917 Trotzki, ist «nichts anderes als der Aufruhr der Produktivkräfte gegen ihre nationalstaatliche Ausbeutungsform»; dass ausserdem noch ein gewisser Unterschied zwischen den geglückten Bürgerstaaten und den halbfeudal gebliebenen Militärstaaten grassierte, kam neben dieser grosszügigen Formulierung nicht in Betracht. Das war die damalige kommunistisch-trotzkistische Haltung zur Wilson-Ideologie; ihr aber schloss sich – mit anderen Motiven und Begründungen, doch im Effekt verwandt – die sozialdemokratische, demokratische, auch reaktionäre an. Eine Analyse dieser sehr verschiedenen Arten Ablehnung, ihrer Klasseninteressen und Ideologien wäre sehr kompliziert, gehört auch nicht hierher (obwohl sie allein die gleichgültige oder verächtliche Verdrängung des von Wilson Gemeinten erklären könnte). Beschränkt man sich auf Deutschland, so brauchten hier die Sozialdemokraten gewiss nicht sorgfältiger zu sein als ihre Genossen in der früheren Wilson-Entente. Die Deutschnationalen gar konnten, trotz Versailles, mit dem Debakel der Wilson-Demokratie ganz zufrieden sein; überdies hatten sie im Krieg bereits so viel «ökonomische» Entzauberung der Entente-Ideologie angewandt, dass jeder Vulgärmarxist bei ihnen hätte in die Schule gehen können. Sie vor allem nannten Wilson den Agenten der Börse, den Zutreiber des amerikanischen Rüstungskapitals, den Kriegshetzer, der der Entente zum Sieg verhelfen wollte, «damit die Kapitalien, die Amerika an England und Frankreich verliehen hatte, nicht verloren seien». Die Deutschnationalen haben derart das Andenken Wilsons, bis weit über die deutschen Grenzen hinaus, bestimmt; die gesamte Entente-Ideologie des Weltkriegs sieht seitdem aus wie ein rüdiges Hund. Es scheint aber an der Zeit, auch hier nach dem Rechten zu sehen; nicht zur Erläuterung des schwierigen, privaten, quellenhaft uner-

schlossenen, vielleicht auch undankbaren Versailles-Problems Wilsons, sondern zum Zweck der Richtigstellung nicht unwichtiger öffentlicher Tatsachen. Es liegt im Interesse der Volksfront, reaktionär interessierten Schlendrian zu beheben, damit er nicht belaste, damit er nicht zum zweiten Mal Platz greife. Wilson war kein Agent des Bankkapitals, sondern Vertreter der Farmerinteressen; als solcher war er von der demokratischen Partei gegen die republikanische Trustpartei gewählt worden. Und er war auf überzeugende, wenn auch schwächliche und verschwommene Weise von den alten demokratischen Idealen des Puritanertums erfüllt, von den formaldemokratischen Idealen eines bürgerlichen Humanismus. So wenig die deutsche Annexionistenpartei solche Ideale sich vorstellen konnte (da ökonomischer Materialismus bereits ihr subjektiver, nicht nur ihr objektiver Zustand geworden war), so wenig darf doch das Problem des Wilsonismus (und sein Absturz in Versailles) durch Verdächtigungen a priori fortan entschieden werden. Es ist, kurz gesagt, das Problem: kann auf dem Boden des Kapitalismus der humane Anfangsimpuls der bürgerlichen Revolution noch lebendig werden, ist er zum Kampf gegen neufeudale Adaptierungen (Militarismus, Autokratie, zuletzt Fascismus) nochmals mobilisierbar? Der Ausgang Wilsons schreckt, aber er war ein Ausgang in einem Frankreich vor der Volksfront; die Ideologie des Wilsonismus schreckt nicht, ganz im Gegenteil, aber sie war eine Ideologie, die in den erhaben-verblasenen Wolken eines Idealisten schwebte, eines ökonomisch ahnungslosen, daher ökonomisch höchst brauchbaren Professors. Dem zu steuern, folgen hier einige Erinnerungen aus den Reden Wilsons im letzten Kriegsjahr (erschieden im Freien Verlag, Bern 1919). Sie sind ebenso beispiellos unbekannt wie beispiellos aktuell; sie enthalten, wie man gleich hören wird, eine Verblüffung und eine Mahnung zugleich.

«Mit dem deutschen Volk haben wir keinen Streit. Wir hegen kein anderes Gefühl ihm gegenüber als das der Sympathie und Freundschaft. Nicht auf seinen Antrieb hin hat die deutsche Regierung diesen Krieg unternommen. Der Entschluss zu diesem Krieg ist zustande gekommen, wie das in der unseligen alten Zeit zu geschehen pflegte, als die Völker noch nirgends von ihren Herrschern befragt, als Kriege von kleinen Gruppen ehrgeiziger Män-

ner geführt wurden, die gewohnt waren, ihre Mitmenschen als blosser Schachfiguren und Werkzeuge zu benutzen. Nationen, die sich selbst regieren, überschwemmen die Nachbarländer nicht mit Spionen und zetteln auch keine Intrigen an, um eine kritische Lage herbeizuführen, die ihnen Gelegenheit gibt, loszuschlagen und auf Eroberungen auszugehen. Solche Pläne lassen sich nur im Verborgenen schmieden, und wo niemand das Recht hat, Fragen zu stellen. Nur dort lassen sich durchtriebene Pläne ausarbeiten und geheim halten, die auf Täuschung und Angriff berechnet sind und die sich vielleicht von einer Generation auf die nächste vererben. Neutralität ist nicht mehr möglich oder wünschenswert, wenn es sich um den Frieden der ganzen Welt und um die Freiheit aller Völker handelt, und wenn die Gefahr, die diesem Frieden und dieser Freiheit droht, von autokratischen Regierungen ausgeht, die sich auf eine organisierte Macht stützen, welche ausschliesslich ihrem Willen untersteht. Ein dauerhaftes Einvernehmen zugunsten des Friedens ist nur in der Gestalt einer Genossenschaft demokratischer Nationen möglich. Einer autokratischen Regierung kann man nicht das Vertrauen entgegenbringen, dass sie innerhalb einer solchen Genossenschaft Treu und Glauben halten würde.

Ansprache an beide Häuser des Kongresses, 2. April 1917

Dem deutschen Volk sagen heute die Männer, denen gestattet ist, es zu hintergehen und als seine Herrscher zu handeln, dass es geradezu für sein Leben und die Existenz seines Reichs einen Krieg verzweifelter Selbstverteidigung gegen einen Angriff führe. Nichts könnte gröblicher und leichtfertiger Falsch sein, und wir müssen durch die äusserste Offenheit und Aufrichtigkeit in Bezug auf unsere wirklichen Ziele versuchen, das deutsche Volk von jener Falschheit zu überzeugen. Wir kämpfen tatsächlich für seine Befreiung von Furcht, sowie auch für die unsrige – von der Furcht sowohl als von der Vorstellung eines ungerechten Angriffs durch Nachbarn oder Rivalen oder solche, die Ränke der Weltherrschaft schmieden. Das Schlimmste, was zum Nachteil des deutschen Volks geschehen könnte, wäre, wenn es nach Beendigung des Kriegs weiter unter der ehrgeizigen und ränkesüchtigen Herrschaft leben müsste, die nur das Interesse hat, den Frieden der

Welt zu stören; wenn Männer oder ganze Klassen weiter regieren sollten, denen die übrigen Völker der Welt nicht trauen könnten. Es möchte auch unter solchen widrigen Umständen unmöglich sein, Deutschland zur freien wirtschaftlichen Wechselbeziehung zuzulassen, welche unvermeidlich aus der anderen Gemeinschaft eines wirklichen Friedens hervorgehen muss.

Jahresbotschaft an den Kongress, 4. Dezember 1917

Von diesem grünen Hügelgelände (Washingtons Grab) her sollten wir fähig sein, von neuem das Ziel, Menschen frei zu machen, zu erfassen. Jetzt muss ein für allemal erledigt werden, was für Amerika in den grossen Zeiten begonnen wurde, auf deren Eingebungen wir heute zurückgreifen. Ihnen steht eine isolierte freundlose Gruppe von Regierungen gegenüber, die keinen Zweck als nur ihren eigenen selbstsüchtigen Ehrgeiz verfolgt, durch welchen niemand gewinnen kann als sie selbst, und die ihre Völker nur als Heizmaterial verwendet. Es sind Regierungen, die ihre Völker fürchten und trotzdem, heute noch, deren absolute Herren sind; die jede Wahl für dieselben treffen und über ihr Leben und Vermögen ebenso verfügen wie über Leben und Vermögen jedes Volks, das unter ihre Gewalt fällt; Regierungen gekleidet mit sonderbarem Regierungsaufputz und der primitiven Autorität einer Zeit, die der unsrigen fremd und feindlich gegenüber steht (Governments clothed with the strange trappings and the primitive authority of an age that is altogether alien and hostile to our own). Vergangenheit und Gegenwart ringen miteinander in tödlichem Kampf und zwischen ihnen werden die Völker der Welt vernichtet. Die verblendeten Herrscher Preussens haben aber Kräfte wachgerufen, von welchen sie wenig wussten, Kräfte, welche, einmal erweckt, niemals wieder niedergezwungen werden können, denn sie tragen in ihrem Herzen eine Eingebung und ein Ziel, die unsterblich sind und deren wahres Wesen Sieg ist.

Rede am Grab Washingtons, 4. Juli 1918»

Soviel aus den Reden des merkwürdigen Manns, fast alle meinen dasselbe. Sie sind unheimlich genug in ihrer Frische und Gegenwart, nur das Datum braucht weggelassen zu werden, um einen

reinen Anti-Hitler zu haben. Sicher auch ist die «Stimmung» dieser Reden in dem mittleren Amerikaner noch lebendig und in den Nachkommen der deutschen Achtundvierziger. Nochmals tauchte ein Lichtgesicht aus dem achtzehnten Jahrhundert auf, aus der Zeit Rousseaus, Herders und Kants; sehr rasch ging es unter. Aber nicht so rasch ging sein damaliger Feind unter: der deutsche Kriegsanbeter, der Kapitalist im Stechschritt (den Wilson in Amerika nicht sah, weil dort der Stechschritt fehlt). Die Generale und Junker blieben, der militaristisch-feudale Anteil am heutigen deutschen Zustand wurde nicht ausgerottet. Der deutsche Imperialismus hat sich durch die Nazis sogar eine neue, eine ungeahnte Massenbasis geschaffen, hat sich «Sozialismus» beugebogen. Aber die Barbarei von heute lebte bereits in den Herren, die 1914 Belgien glücklich machten; die die Deportationen in Nordfrankreich durchführten; die auf dem Rückzug sämtliche Obstbäume abhauen liessen, damit nur noch der Stummel bliebe, eine kurze Schandsäule. Auch die englischen Imperialisten im Sudan, die französischen am Kongo und in Tonkinchina vollbrachten oder vollbringen hübsche Taten; doch die deutsche Herrenkaste setzt die Kolonialgreuel zuhaus in Blut und Boden. In den «Ideen von 1914» (wie sie gegen die Ideen von 1789 damals schon ausgespielt worden waren), im deutschen Kriegs-«Sozialismus» war aber auch der heutige der Nazis bereits latent; Spengler, Moeller van den Bruck, «Preussentum und Sozialismus» insgesamt kommen von dort her. Dem gegenüber stand Wilson oder der studierte Idealist, der ohne Kenntnis der Fundamente die Ideen von 1789 weitertreiben wollte; der hierzu den Weltkrieg, den auf völlig anderer Ebene entstandenen, als taugliches Mittel ansah. Dabei kam er materiell über Formulierungen wie diese nicht hinaus: «Was wir bezwecken, ist die Herrschaft des Gesetzes, das auf der Zustimmung der Regierungen beruht und durch die organisierte Ansicht der Menschheit unterstützt wird» (4. Juli 1918). Solche Formulierungen sind gewiss abstraktester Idealismus; sie sind zwar nicht zweideutig, wie die Allerwelts-Entzauberer wollten glauben machen, aber mehrdeutig; sie haben jenes Dunkel der Allgemeinheit, worin sich nachher gut munkeln liess und eine Nachkriegspolitik treiben, die zum Nazismus führte. Immerhin bleibt Wilson nicht nur im Negativen lehrreich (hier ist des für

uns nicht Guten fast zu viel geschehen), sondern auch in jenem Positiven, das eben im amerikanischen Antifascismus den Anschein hat, wieder zu beginnen. Engels sagt einmal, die soziale Revolution nehme die Bourgeoisie beim Wort, das heisst, sie verwirkliche die bürgerlichen Anfangsideale der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Die Volksfront, gegen den gemeinsamen Feind aller Werktätigen, ja alles dessen, was noch ein Menschen- gesicht trägt, vereinigt, stellt den unbetrüghchen Vorhof zu dieser Verwirklichung dar. Und die Westdemokratien vom 1937 sind in gewissen Teilen des Fundaments immerhin ein wenig, was Frankreich angeht, sogar erheblich verschoben gegenüber der Zeit Clemenceaus und Poincarés. Gegenüber der Zeit Wilsons, dieses schwankenden, dieses achtungswürdigen, dieses ahnungslosen, auch allzu ahnungsvollen Predigers in der Wüste. Es gibt kein friedliches Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus, doch es gibt ein Weitertreiben der formalen Demokratie zur materialen. Sie nimmt auch den Kardinalerzbischof von Chicago beim Wort: – was uns der gute Wille verspricht, das wollen wir dem guten Willen halten.

(Juni 1937).

Permanente Explosion

Tage wie die eben vergangenen wurden schon öfter erlebt. Schon mehr als einmal bangten die Menschen um den Frieden, auch in den ruhigen Zeiten zwischen 1870 und 1914. Aber hatten sich die bekanntesten bangen Stunden jemals über Monate und Jahre ausgedehnt? Und war es jemals so sicher, dass sie morgen wieder kommen, unabänderlich, bis es zu spät ist? Die Schwüle verschwindet erst, wenn das Wetter zu Stuhle kommt, oder wenn Hitler weg ist. Es ist wunderbar, was die Menschen sich bieten lassen, besonders wenn sie Engländer sind.

Dabei haben letztere eben erst einen Unterricht erhalten, von dem man meinen sollte, er genügt. Wie nimmt der Nazi-Friedensfreund jede wirkliche oder vermeintliche Lücke wahr, um auszubrechen! Kaum schufen Bilbao, Blumkrise, Generalsprozess etwas Verwirrung in der Abwehr, so verwandelte sich der Stinktopf

in ein Torpedo, es bleibt ihm keine Wahl. Es ist das Gesetz, nach dem er angetreten, vom Reichstagsbrand zum Weltbrand ist nur ein Schritt, und er muss getan werden, dem Nazi ist es die einzige Rettung. Die Faust unter die Nase, und das Bestiarium weicht zurück; eine Einladung, ein kurzes, wenn auch noch so flüchtiges oder scheinbares Nachlassen des Abwehrpotentials, und der Krieg fährt aus. Ein Krieg, der nicht nur so ganz allgemein in die Phantasie greift, nicht nur den Untergang Europas oder der menschlichen Kultur oder ähnlicher mehr oder minder allgemeiner Gegenstände im Gefolge hat, sondern der vor jedem einzelnen lebenden Menschen unmittelbar steht und zustösst. Im goldenen Zeitalter der feudalen Kriege, in den Baronsstreitigkeiten der roten und weissen Rose, ja sogar noch im siebenjährigen Krieg, selbst während der sogenannten Völkerschlacht bei Leipzig konnten der Bauer, der Bürger fast ungestört ihrer Arbeit nachgehen, auch dicht am Rand des historischen Ereignisses, oft sogar besser als vorher, denn die Herren hatten während ihrer Verwicklung keine Zeit, sich um die Bauern zu kümmern. Der technisch-moralische Fortschritt des Kapitalismus hat auch dies Idyll bekanntlich reformiert: nun kämpfen keine Ritter und verwandeln die grüne Heide zu einer isolierten Walstatt, sondern das Abstraktum Krieg ist ein ganz spezifisches Schicksal geworden, und unmittelbar erhebt es sich vor jedem Einzelnen wie ein Raubmörder im Schlafzimmer oder einsamen Wald. So anschaulich war der Krieg noch nie, und noch niemals war sein Anstifter so aller Welt bekannt, so tausendfach photographiert, signalisiert, mit seinen ganz unverwechselbaren Kennzeichen, Tricks und Masken bekannt gegeben. Aber die Engländer verhandeln wieder und zerstreuen «Missverständnisse», wo eben erst der Dümme sein Verständnis erlangt haben dürfte. Chronologisch beginnt der entsetzliche Zustand Europas, beginnt eine Unsicherheit, die die würgendste der Krisen noch behaglich macht, mit Hitlers Antritt, und völlig chokhaft mit der nazideutschen Aufrüstung: umsonst, England verhehlt die Ursache, heilt Paralyse mit Aspirin. In der ersten Zeit konnte die City – so vieler Pudel, Lämmer, Schafe ganz und gar nicht naiver Kern – noch Klassensympathien mit einigem Recht für Hitler bekunden; auch ist die Insellage dem weiterblickenden

Verstand bekanntlich nicht günstig. Seit aber die Monomanie eines bankrott gewordenen Geschäfts nicht einmal mehr kapitalistische Logik zeigt, seit der deutsche Kriegsgestank stärker ist als aller Bolschewistenschreck in raumzeitlicher Ferne, ist das englische Zickzack selbst vom Interesse der City und ihrer Torys her gerichtet. Es bleibt nur die bescheidene Aussicht, dass die letzte Lektion wenigstens etwas Remedur geschafft hat; dass der erneute Rückfall in «Verhandlungsbereitschaft» die Friedenswirkung nicht vergisst, welche durch Schärfe und Entschiedenheit erst entstanden ist; dass Chamberlain, wenn er Deutschland wieder streichelt und den Revolver einpackt, der den «Geist der Zurückhaltung» doch erst hervorgerufen hat, das Gesicht sich einprägt, das unheilbare, das zur Round-Table-Konferenz geladen wird. Die Moslms sind des Glaubens: um so viele Schritte man einen Toten auf seiner letzten Fahrt begleitet, um so viele Schritte näher kommt man dem Paradies. Die Engländer haben diesen frommen Brauch nun lange genug auf die Nazis angewendet, sind aber nicht dem Paradies nähergekommen, sondern mit ganz Europa der Hölle.

Das deutsche Volk selbst mag den Leichenwagen nicht mehr so reichlich begleiten. Sehr lehrreich sind die Nachrichten, die gerade über die innerdeutsche Wirkung der letzten Tage herüber gelangen. Die Vorwände zum Kriegsbeginn, die dümmsten und durchsichtigsten, die dem Goebbels je gekommen sind (man hätte in so «wichtiger Stunde» bessere erwartet), zogen jedenfalls schwach. Das alte Befremden übers spanische Abenteuer war dem neuesten Schwindel nicht günstig; der Wolf zuhause, der, wie Hitler in Nürnberg gesagt hatte, «plötzlich aus der Nacht empor-schnellend sich blitzartig auf den Gegner stürzt», machte den «Verteidigungskrieg» gegen das weit entfernte Spanien nicht glaubhafter. Überdies hatte Mussolini gerade in diesen Tagen die fünfte Liste der in Spanien gefallenen Italiener veröffentlicht; sie enthielt ausschliesslich Flieger und teilte mit, dass die Wähler der Nichtintervention 218 spanische Flugzeuge abgeschossen hätten. Da war der Schluss vom einen Ende der Achse aufs andere dicke Ende nicht schwer; da sah die Legende vom Verteidigungskrieg (gleich den Lebensmitteln) jetzt schon drein wie 1917, nämlich elend. Wichtiger aber als all dies, hundertfacher Mehltau für den Kriegsmut war die zum ersten Mal offiziell bekundete Gegner-

schaft Englands. Reichswehr, Wirtschaft und ihre Exponenten unter den Nazis wissen auch ohne Gefühle, dass ein Krieg ohne englische Neutralität, ja bereits ohne Bündnis mit England verloren ist. Jedoch das Gros der deutschen Kleinbürger ist ausserdem mit ganz besonderen pro-englischen Gefühlen genährt worden; die Macht des Empire spielt hier eine götzenhafte Rolle. Der Ruf «Gott strafe England!» diese Bekundung ehemaliger Hassliebe, ist völlig in stammverwandte Bewunderung umgeschlagen; nicht zuletzt durch die Rassenlehre und durch Hitlers Mahnung, «niemals ohne England, gar gegen dasselbe ein deutsches Werk zu beginnen». Das Ansehen der Londoner Blondheit, gar nach ihrer Bewaffnung, ist im deutschen Kleinbürgertum ungeheuer, die Werbung um englische Gegenliebe ausserordentlich populär. Desto grösser eben war der Eindruck der Gegnerschaft, sie isolierte die Kriegspartei und ihr rabiates Haupt nicht nur in den Kreisen der Reichswehr und Wirtschaft, sondern auch der nazistischen Kleinbourgeoisie (um von der anderen, gar vom Proletariat zu schweigen). Desto grösser aber auch ist die Verantwortung Englands bei so heftigem Einfluss auf die deutsche Kriegsstimmung: sein Prestige drückt von aussen wie von innen auf die Expansion des geplanten Mords. Leicht wäre – im Interesse des Weltfriedens – eine Berührung mit der innerdeutschen Opposition; leicht die noch völlig innerkapitalistische Einsicht, dass nur ohne Hitler der Friede haltbar, die Gesundung Deutschlands erlangbar ist; leicht wäre die Blume zu finden, durch welche diese Wahrheit gesprochen werden kann. Wie die letzte Demarche gezeigt hat und die englische Nichtbeteiligung am «spanischen Geschäft», ist es falsch, vom Interesse der englischen Kapitalistenklasse lediglich Profascismus zu erwarten. Er ist latent, er ist in einflussreichen Kreisen sogar aktiv, aber die nächsten Sorgen und Widersprüche des Kapitalismus machen, dass ein Volksfront-Spanien weniger schreckt als ein italienisch-deutsches, und ein normalisiertes, selbst rot changierendes Deutschland weniger als ein manisches; denn das Hemd ist näher als der Rock. Der Antifascismus braucht also, nach der energischen Demarche von gestern, an England nicht zu verzweifeln; er kann freilich, nach der konziliannten Limonade von heute, auf England auch nicht hoffen. Grossbritan-

nien verhindert und protegiert die Attentäter zugleich; so kann der angenehme Sitz auf dem Pulverfass mit glimmender Lunte noch Jahre lang dauern. Bis die unberechenbare Explosion geschieht oder das Wunder der deutschen Revolution den Nazismus mitsamt seinen Urhebern und Ziehvätern austritt.

Aus den herrlichen Tagen, denen wir entgegengeführt wurden, blickt man zuweilen in vergangene zurück. Betrachtet etwa die vergilbten Wahlaufrufe, die Münzenberg in seinem vortrefflichen Buch «Propaganda als Waffe» gesammelt hat, und liest mit Andacht: «Wer will, dass die bolschewistischen Mordbrenner weiter wie bisher geschont werden, der wählt eine alte Regierungspartei. Wer aber will, dass bald Ordnung geschafft wird und das gequälte Volk in Ruhe seiner Arbeit nachgehen kann, der wähle Adolf Hitler». In der Tat, das Volk, das von den bolschewistischen Mordbrennern gequält wurde, ist so glücklich geworden, dass es mit dankerfüllten Tränen heute schon die Massengräber sieht, in die es verscharrt werden wird. Es hat Hitler gewählt und das grosse Los gezogen, die ganze Welt hat das grosse Los gezogen und trägt an ihrem Glück. Aber der Zeitgenosse, dem es so wohl ergeht wie nie, der durch Adolf Hitler in letzter Stunde gerettet worden ist, greift vor lauter Behaglichkeit zuweilen auch nach historischen Werken älteren Stils, um zu erfahren, wie es in weniger seligen Jahrhunderten der Menschheit zumute gewesen. Geborgen in der schönen Stube des Glücks, liest er mit fast lasterhaftem Schauder von Hexenprozessen und Folterkammern, von den finsternen Jahrhunderten Spätroms und der Völkerwanderung, wo, wie Gregorovius sagt, eine Wolke von Barbarei die Welt bedeckte, wo rohe Barbarenhorden im Dunkel mordeten, plünderten, ungesättigt abzogen, mit Schrecken wiederkamen. Oder der Leser vertieft sich in historische Romane, in Tragigrotesken, lange schon her, er sieht vom sicheren Port in die blutigen Narreteien einer kaum noch glaubwürdigen Vergangenheit, greift als Glückspilz, dem es fast zu wohl ist in seiner westeuropäischen Haut, nach Feuchtwangers Buch «Der falsche Nero», einem bitteren Gelächterbuch, dessen Gegenstand so weit ab von unserem aufgeklärten Zeitalter liegt, und findet dort folgende historische Erinnerung: «Ein Leibeigener macht einen Kaiser nach, ein schlechter

Schauspieler einen anderen schlechten Schauspieler, und die Welt fällt auf diesen traurigen Komödianten eines Komödianten herein, jubelt ihm zu, entfesselt zu seinen Ehren eine Flut, die Tempel, Städte und schliesslich die Menschheit selber vernichten muss. Was für ein Triumvirat des Ekels: dieser Töpfer, der den Kaiser nachäfft, zu seiner Rechten der feiste, grössenwahnsinnige Feldwebel, zu seiner Linken der kleine, gerissene, ehrgeizzerfressene Betrüger, der alle Kraft aus der Überzeugung schöpft, die Menschen seien immer noch dümmer, als selbst der abgebrühteste Skeptiker es wahrhaben will. Und das Scheusslichste: vor diesem dreiköpfigen Höllenhund wälzt sich wirklich in Staub und Ekstase die Welt». Das sind die Freuden der Lektüre in einer Zeit, die aus Kraft und Freude besteht. Der Leser schüttelt den Kopf über so viel lächerlich-schreckliche Erbärmlichkeit von ehemals und wählt, um dem Elend der Vergangenheit zu entgehen, die Welle Berlin. Da vernimmt er die trostreichen Worte: «Das deutsche Volk ist das glücklichste auf Erden» (Goebbels); «Die nationalsozialistische Revolution ist das erhabenste Ereignis seit Beginn der Geschichte» (Berndt); «Adolf Hitler ist der Friede und bringt allen Menschen den Frieden, die guten Willens sind» (Goebbels); «Der nationalsozialistische Führerstaat ist die veredeltste Form der Demokratie» (Goebbels); «Hitler hat die ganze abendländische Welt vor dem Versinken in ein blutiges Chaos gerettet» (Rosenberg); «Kölner Dom, das ist deutscher Sozialismus» (Gregor Strasser); «Es ist der deutsche Sozialismus, der im Soldatentum wiedererscheint» (v. Tschammer und Osten); «Sozialismus ist das Blut und die Rasse, der heilige tiefenste Glaube an einen Gott» (Ley); «Die beste Sozialordnung ist die soldatische für alle Zeiten» (Ley). Der Zeitgenosse freut sich, nach allediesem, dass die Raben nicht mehr um den Berg fliegen; wundert sich, bei so viel brauner Substanz, über das englische Missverständnis; und begreift, dass die Engländer, nicht nur die Engländer, es beheben wollen. Glück, Frieden, Sozialismus, was kann es Schöneres geben; es ist in der Tat zu gut, um roten Piraten weiter als Zielscheibe ihrer verbrecherischen Anschläge zu dienen. So dampft es, hoffentlich, über Gibraltar nachhause – bis zum nächsten Mal, bis zum Tag, wo Nero nicht mehr den Reichstag, son-

dern die Welt anzündet. Wenn man ihm dazu die Zeit lässt; es ist höchste Zeit, ausser anderem einen historischen Roman daraus zu machen.

(Juli 1937)

Fabius Cunctator und Franco

Erst wägen, sagt man, dann wagen. Es ist das ein alter geschäftlicher Grundsatz, man fährt gut dabei. Vorausgesetzt, dass das Wägen nicht zu lange dauert, dass der rasch entschlossene Käufer nicht zuvorkommt. Viele Geschäfte haben sich auf diese Weise schon zerschlagen, viele Felle sind bei versäumter Gelegenheit schon davon geschwommen. Die Mitte ist nicht leicht, besonders dem nicht, der überhaupt nichts wagt.

Sind die zweideutigen, die englischen Herren in dieser Lage? Erinnern sie an die altösterreichische, einfallslose Politik des sogenannten Fortwurstelns? Oder wollen sie durch langhingezoogene, zähe, passive Vertagung verhindern, dass der dynamische Gegner zum Zuge kommt? Lassen sie ihn solange auf Gummi beißen, bis die Rüstung fertig ist, bis unter dem Gummi sozusagen sich Granit gebildet hat? Oder ist hier blosse Schwäche am Werk, Schwäche und jene Handlungsunfähigkeit, welche einem weitschichtigen Reich durch die besonders starken Widersprüche seiner Interessentengruppen aufgezwungen wird? Wird das schläfrige und unzuverlässige Zickzack der englischen Politik, dieses Erstaunen der Welt, überdies noch durch die besondere Unfähigkeit der derzeitigen Lenker vermehrt? Oder steckt umgekehrt eine besonders gerissene Heimtücke in der Zauderpolitik Englands, eine Heimtücke, die nicht den angeblichen Gegner sondern die soi-disant-Verbündeten mürbe machen will und sie lähmt? Die porzellanblauen Augen des sympathischen Lands strahlen eine beinahe betäubende Ehrlichkeit aus. Was aber ist – nach einjährigem Skandal des Nichteinmischungs-Komitees, nach über vierjähriger Tolerierung Hitlers – die ökonomische. Wahrheit dieser Ehrlichkeit? Spricht sie Lloyd George aus, der stürmische und verdächtige Greis, wenn er gegen Franco aufruft, im Einklang mit der öffentlichen Meinung des Lands und vielleicht auch im Einklang mit manchen

Kräften der Regierung? Oder spricht sie Eden aus, der dem Anschein nach überhaupt nicht weiss, was er will und was zu tun ist? Wickelt das englische Kabinett Hitler in immer neue Kompromisse ein, oder zwinkert es Berlin zu (das unter der Hand wohl versteht)? Die Seele, sagte ein Professor, ist weder sterblich noch unsterblich, die Wahrheit liegt vielmehr in der Mitte; haben die Engländer, im Schlendrian ihrer Kompromisse, diese Mitte entdeckt, und welches ist sie? Eine Fülle von Fragen und Möglichkeiten, wie ersichtlich; kaum ein ernstes grosses wissenschaftliches Problem, kaum die dunkelsten Stellen Dantes geben so viel zu raten auf. Früher war Politik eine Art Eisenbahnlektüre, jetzt gehört sie ins Studierzimmer, wo es am faustischsten ist. Retorten, Pergamente von Nostradamus eigener Hand und leider auch Totenbein sind eine angemessene Umgebung für die Entzifferung des gegenwärtigen England. Es ist schwierig wie die Dummheit und spannend wie der raffinierteste Kriminalroman; gewiss ist es beides, wüsste man nur, wo das eine beginnt und das andere aufhört. Zauderer hat es schon manche gegeben, auch ausserhalb des geschäftlichen Wesens. Gerade nach dem berühmtesten unter ihnen, nach Fabius Cunctator, sind ja die englischen Fabier benannt, die gemüthlichen Sozialreformer. Mit Abwarten, mit methodischem Nichtstun wollte Fabius Hannibal besiegen; das war der Grundsatz dieses anormalen Römers, der ersten Gummigrösse. Nur dass er nicht verhandelte, nur dass er keine Unterausschüsse eines Unterausschusses baute, nur dass er die Vorschläge dieses Unterausschusses keiner ernstesten Prüfung unterzog und die Ergebnisse dieser Prüfung einem neuen Unterausschuss zur erneuten Prüfung weitergab. Sonst aber erweckt Fabius Cunctator durchaus englische Assoziationen: er war überzeugt, schreibt Mommsen, «dass es nicht schwerhalten werde, die auf das Fouragieren angewiesene feindliche Armee im kleinen Gefecht zu schwächen und allmählich auszuhungern. Hannibal, wohlbedient von seinen Spionen in Rom und im römischen Heer, erfuhr den Stand der Dinge sofort und richtete wie immer seinen Feldzugsplan ein nach der Individualität des feindlichen Anführers.» So ordnete Hannibal seine Armee ungestört, nahm offene Städte ein, wühlte unter den römischen Bundesgenossen, durchdrang und besetzte ihr Land, indes

Fabius auf der Nichtintervention beharrte gegenüber einem unaufhaltsam vordringenden Feind. Fabius war «während dieses ganzen Zuges der karthagischen Armee auf den Höhen gefolgt und hatte seine Soldaten zu der traurigen Rolle verurteilt, mit den Waffen in der Hand zuzusehen, wie die numidischen Reiter weit und breit die treuen Bundesgenossen plünderten, und in der ganzen Ebene die Dörfer in Flammen aufgingen... In der Tat hatte Hannibal in diesem Feldzug völlig erreicht, was mit den Waffen erreicht werden konnte: nicht eine einzige wesentliche Operation hatte... der bedächtige Gegner ihm vereitelt, und seine Verproviantierung war, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, doch im Wesentlichen so vollständig gelungen, dass dem Heer in dem Lager bei Gerunium der Winter ohne Beschwerde vorüberging.» Nicht der Zauderer, so urteilt Mommsen über dieses Stück Baldwin, Eden, Labourparty vor Christi Geburt, nicht der Zauderer hat Rom gerettet, wohl aber ging durch ihn, indirekt, die Schlacht bei Cannae verloren. Denn er hatte das Zögern überhaupt in Misskredit gebracht, auch wo es am Platze gewesen wäre, und so nahmen seine Nachfolger die Schlacht unter weit ungünstigeren Umständen auf, als sie vorher, während der versäumten Gelegenheiten, gegeben waren. Fabius wurde «Hannibals Lakai» genannt; freilich stand er mit Hannibal in keinem auch nur denkbaren Einverständnis. Wem aber fällt hier nicht unser Leiden ein, unter der englischen Schlappeit, und Hitlers Erfolg? Wem nicht die Zauderpolitik Greys 1914 und der Weltkrieg, den sie hervorrief? Wem nicht Abessinien oder die Früchte, die Mussolini aus der englischen Entscheidungsschwäche gezogen hat, unbeschwert, ob auch die gesamte britische Flotte mit den Waffen in der Hand dem Raubzug zusah? Wer sieht nicht, dass auch die jetzige Aktivität Mussolinis aus den glücklichen Erfahrungen stammt, die er mit Abessinien-Eden bereits einmal gemacht hat, aus den Erfahrungen mit einem Mann, den kein Land, nach diesem Misserfolg, weiter auf dem Posten belassen hätte? Die Harmlosigkeit dieses neuen, erprobten, besonders kümmerlichen Fabius Cunctator ist gemeingefährlich; sie ladet die Dynamismen geradezu ein, *va banque* zu spielen, auf Duldsamkeit zu beißen, sich Stück für Stück hindurchzubeissen. Gesetzt den Fall, es ist wirklich nichts hinter der

englischen Politik als Fabiertum plus Dilettantismus, so ist diese Entscheidungsschwäche doch ein Teil des deutschen Kriegspotentials und gleicht viele seiner Schäden aus. Selbst die freundlichste Deutung: Gummizelle bis zur Fertigstellung der englischen Rüstung – eine Deutung, woran Europa so gerne glauben möchte – nimmt an Glaubwürdigkeit ab, nachdem die Rüstung fortschreitet, das Gummi aber bleibt. Daher muss unter den vielen Fragen, die oben zur Auswahl vorgelegt worden sind, doch noch eine besonders gestellt werden, wenigstens im Hinblick auf den Spanien-Konflikt. Ermattung Hannibals, vor allem auch geglücktes Fabiertum nach Art etwa des russischen Generals Kutusow, der Napoleon so lange hinhielt, bis der russische Winter kam: das alles mag ein Absichtsmoment im Verhalten Englands sein, und der Winter ist da mit der wiederhergestellten englischen Kriegsstärke. Aber so vieles eben durchkreuzt diese Deutung, kein fähiger Beamter von Scotland Yard würde mit ihr allein sich zufriedengeben. Denn der Imperialismus ist vielseitig, sein zögerndes Kalkül hat allenthalben in sich, nicht nur Zukunft, auch Gegenwart, ja sogar jüngste Vergangenheit. Also mag ein letzter Hinweis auf mögliche Gründe der Zauderpolitik folgern; Deutschland ist dämonisch, England aber ist auf schlichte Weise unheimlich.

Vielleicht, wir sagten es schon, will es nicht nur die Deutschen hinhalten oder abhalten. Vielleicht auch die Franzosen – aber wovon will es sie abhalten, und wovon Spanien? Vom Sieg der Volksfront, mit der man in Frankreich so gut auskommt, mit der man auch in Spanien sich vertragen könnte? Dies Motiv ist wenig wahrscheinlich, Furcht vor den Roten ist kaum eine Triebfeder der englischen Politik. Sie kann in späteren Zeiten, bald sogar, eine werden; heute jedoch betrachtet England (wie Wieland Herzfelde richtig bemerkt) die braun-rote Spannung auf dem Kontinent nicht viel anders wie die zwischen Hindus und Mohammedanern. Die englische Bourgeoisie fürchtet noch keinen Klassenkampf, und die Labourparty macht ihr diese Sorglosigkeit leicht. Ein fascistisches Spanien ist ihr zweifellos lieber als ein rotes, doch die *unmittelbar* angewandte Klassenkampfthese trifft die derzeitige englische Wirklichkeit und die Hinterhältigkeit ihrer Erscheinung ebenso zweifellos nicht. Wohl aber sagt Lloyd George:

«Das Mittelmeer wird für uns geschlossen sein, wenn Franco mit Hilfe der Diktatoren siegt.» Wie jedoch – und hiermit kommt man vielleicht der Wahrheit dieses so offenherzig, so loyal erklingenden Satzes näher – wie jedoch, wenn Franco *ohne Hilfe dieser Diktatoren* siegt, wenn er mit Hilfe Englands siegt? Wenn Italien und Deutschland abgehängt werden, wenn Frankreich weiter gelähmt und neutralisiert wird, nachdem es durch Neutralität genauso die Kastanien aus dem Feuer geholt hat, wie Italien und Deutschland durch Aktivität? Dann hat England in Franco einen willfährigen Diener, Portugal vergleichbar. Es ist wahr, die öffentliche Meinung Englands ist steigend gegen Franco gestimmt, selbst mit Antifascismus spart eine Regierungspresse von Zeit zu Zeit nicht, der er so gleichgültig ist wie der Fascismus. Aber dass die öffentliche Meinung nicht für Franco beeinflusst wird, das gehört möglicher- und bald wohl wahrscheinlicherwise zu dem Sand, den die Regierung mit ihrer City der Welt über gewisse Pläne in die Augen streut. Über gewisse *Anfangspläne*? – das eben ist eine Frage, die das Gesicht des Herrn Plymouth, die Cunctator-Politik Edens, nicht zuletzt die Haltung des von England völlig abhängigen Portugal in ganz neuem Licht erscheinen liesse. Man sagt, Rom und Berlin hätten die Schiffsladung von Ereignissen in Bewegung gesetzt, die seit über einem Jahr Europa erfreut. Da ist viel Wahres dran, aber vielleicht nicht alles Wahre, denn das englische Kapital ist nicht so saumselig wie die offizielle englische Politik und versteht sich ebenfalls auf Prioritäten. Man sieht die neuesten Versuche Francos, mit England in einen Akkord zu kommen; Rio Tinto und das baskische Erz in Francos Hand bekunden eine überraschende Anglophilie, und englische Zeitungen denunzieren sie als plumpen Versuch, England von Frankreich zu trennen. Mag sein, dass der Versuch plump war, doch eher wegen seiner Öffentlichkeit als wegen seines Inhalts, eher wegen der Plaudertasche, die hier sich geöffnet hat, als wegen des Berginnern, das angeboten, das in – Erinnerung gerufen worden ist. Kommen einflussreiche englische Kapitalisten jetzt erst mit Franco in Akkord, ist nicht selbst in Gibraltar, dem angeblich bedrohten, helle Francophilie? Hat nicht England vor einem halben Jahr eine Waffenlieferung amerikanischer Firmen an Ma-

drid in letzter Stunde stoppen lassen, obwohl durch diese Lieferung die europäische Kriegsgefahr schwerlich vermehrt worden wäre? Hat Franco mit seinem letzten Vorschlag wirklich italienisch-deutschen Anweisungen gehorcht, betrügerischen, machiavellistischen, oder knüpft er nicht bedeutend solidere Fäden an, solche von gutem einjährigem englischem Garn? Zerrissene Fäden und nicht einmal zerrissene, sondern nur unsichtbar gebliebene, von denen die englische Regierung offiziell selbstverständlich nichts weiss? Es sind Fäden, die dem öffentlichen Bewusstsein durch gewisse Gänge des englischen Labyrinths ein Wegweiser sein könnten, und die das kontrollierende Misstrauen auf einen Ausgang zu leiten imstande sind. Das Angebot Francos wird vielleicht noch Früchte tragen, doch umgekehrte, nämlich im Bewusstsein der öffentlichen Meinung, die die Wahrheit will und die Spanienpolitik ihrer Regierung satt hat. Englands Zauderpolitik ist überall undurchsichtig, versteckt in ihren Antrieben, ungewiss. Dass sie es auch für Hitler ist, gibt vielleicht einen Trost, macht sie aber nicht zuverlässiger und zu keinem besseren Bollwerk gegen das Nazi-Abenteuer des Kriegs.

(Juli 1937)

Feuchtwangers «Moskau 1937»

Die kleine Schrift kommt rechtzeitig an. Zweifel sind bei manchen eingerissen, viele haben Vorteil davon. Die anständigen Zweifler trauern; ein schöneres Dasein, das einzig schönere, das sie sahen und an das sie glauben konnten, glauben wollten, ist ihnen fragwürdig geworden. Feuchtwanger gibt auf einige ihrer Fragen Antwort, schlichte, ehrliche, ruhigklare.

Die Schrift hat den Untertitel: Ein Reisebericht für meine Freunde. Das klingt persönlich, klingt nach einem gedruckten Brief, greift aber in diesem Fall weit aus. Denn Feuchtwangers Freunde sind zahlreich, er hat vor allem das Ohr der angelsächsischen Welt, und wer sieht nicht die Wichtigkeit, dass eine vertrauenerweckend positive Stimme über die Sowjetunion dorthin gelangt? Sympathisierend und lernend, ohne vordringliches Ich, offenen

Auges, durchaus nicht unkritisch, doch nirgends auch hämisch hat Feuchtwanger das Phänomen Moskau aufgenommen. Er übermittelt seinen Eindruck einer Welt, die nolens volens nicht umhinkann, vom aufgebauchten Choc der Prozesse wieder zurück zu finden. Dem Reisebericht Feuchtwangers ist eine grosse Wirkung sicher, obwohl nur die Subjektivität des Wahrheitswillens hier spricht.

Vor Kurzem hat bekanntlich ein anderer berühmter Schriftsteller die Sowjetunion bereist und sie, verglichen mit den mitgebrachten Illusionen über den gleichen Gegenstand, zu leicht befunden. Ohne auf diesen allzu breit getretenen, reichlich privaten Fall einzugehen, kann doch gesagt werden: Feuchtwangers Schrift steht in einer besseren Tradition. Sie ist gleichfalls locker und von der Kürze des Aufenthalts beengt, aber sie bringt den Willen mit, ihrem Gegenstand gerecht zu werden, und sie bringt einige Vorkenntnisse mit, die dem Auge zeigen, worauf es zu achten hat. Die Kenntnisse könnten gründlicher sein und die Problemstellungen schärfer; tut nichts, ein Dichter ist kein Sozialökonom und Philosoph, er spricht desto wärmer, wirkt desto weiter. Es ist Herz in der Schrift und dennoch Objektivität, sie sieht sich an Ort und Stelle um, sie hat besonders im Kapitel «Alltag und Feiertag» einen pünktlichen, zählenden, gegenständlichen Blick. Sie übermittelt nicht die Eindruckswerte eines Mannes, dem die subjektive Idealerfüllung ausbleibt, auf die er – wie manch anderer Einreisende – in der Sowjetunion Anspruch zu haben glaubt. Feuchtwanger lernt stattdessen, bevor er lehrt und berichtet, er lernt am Objekt sogar noch die Vermissungen und Zweifel richtig zu formulieren, bevor er urteilt und beurteilt. Die Bejahung, das berauschende Gefühl der Lösung überwiegt, für den Rest wird der wiesse Satz Goethes zitiert: «Ein Bedeutendes weiss uns immer für sich einzunehmen, und wenn wir seine Vorzüge anerkennen, so lassen wir das, was wir an ihm problematisch finden, auf sich beruhen.»

Einige Abschnitte des Berichts sind in dieser Zeitschrift schon vorabgedruckt worden. Dokumentarischen Wert hat die Begegnung mit Stalin; lebhaftig erscheint hier der Mann, nüchtern, wirklich und gross, den so manche mit einem Klischee aus der Welt geschafft haben, die ihnen nicht passt. Feuchtwanger ist weder Tamerlan noch einem Halbgott begegnet; wohl aber findet

der Autor historischer Romane die glückliche (wenn auch allzu historische) Prägung: «War Lenin der Caesar der Sowjetunion gewesen, so wurde Stalin zu ihrem Augustus, zu ihrem ‚Mehrer‘ in jeder Hinsicht.» Bemerkenswert ist ferner die verächtliche Entschiedenheit, mit der ein demokratischer Schriftsteller das neuerdings wieder breit gewordene Gewäsch von der Gleichheit aller Diktaturen abtut, der fascistischen und der bolschewistischen. «Arme Blinde», sagt Feuchtwanger: «Im Grunde nämlich beschränkt sich die Diktatur der Sowjets auf das Verbot, zwei Auffassungen in Wort, Schrift oder Tat zu verbreiten: erstens die Meinung, der Aufbau des Sozialismus in der Union sei ohne Weltrevolution unmöglich, und zweitens die Meinung, die Sowjetunion müsse den kommenden Krieg verlieren. Wer aber aus diesen beiden Verboten die völlige Gleichartigkeit der Sowjetunion mit den fascistischen Diktaturen folgert, übersieht, scheint mir, einen wesentlichen Unterschied; denjenigen nämlich, dass die Sowjetunion die Agitation verbietet für den Grundsatz: Zwei mal zwei ist fünf, während die fascistischen Diktaturen die Bestätigung verbieten für den Grundsatz: zwei mal zwei ist vier.» Nicht weit von hier zu dem Ekel, mindestens Überdruß, den ein Prozesszeuge, ein belehrter Beobachter der Wirklichkeit, vor den Moralheuchlern der westlichen Kritik empfindet, besonders vor jenen verdächtigen, die gerade deshalb am lautesten oder erhabensten schreien. Feuchtwanger nennt keine Namen, die Schrift erspart sich die Beschäftigung mit Publizisten, in deren Mund die Worte Gerechtigkeit, Moralität, Menschenwürde nicht sehr heimisch klingen, sie erspart sich den Hieb aufs Pharisäertum trotzkistischer Dichter und nicht einmal trotzkistischer Wichtigmacher ihrer selbst. Die angezeigte Schrift befindet aber mit Recht, dass manchen Kritikern der Anlass zur Kritik recht behaglich war: «Das ‚Rätselhafte‘ der Trotzlistenprozesse bot ihnen willkommenen Anlass, die scheinbare Willkür des Verfahrens in brillanten Artikeln zu brandmarken und zu ironisieren. Der ‚Terror‘, der sich da in der Sowjetunion zeigte, bewies ihnen zu ihrer Genugtuung, dass die Union sich im Grunde von den fascistischen Staaten nicht unterscheide, so also, dass sie recht getan hatten, nicht Ja zur Union zu sagen. Dieser ‚Terror‘ rechtfertigte vor ihrem eigenen Gewissen ihre Unentschiedenheit, ihre Lässigkeit.

Der ‚Despotismus‘ der Sowjetunion war ihnen ein willkommener Mantel, die eigene Blösse zu bedecken.» Ob diese Deutung nicht zu freundlich ist, ob sie bei allen Kritikern und allen Veranstaltungen ihrer Kritik zutrifft, steht dahin, es gibt auch sturen Bürgerhass gegen die Sowjetunion, es ist heute besonders bequem, sein Sprachrohr zu sein. Aus dem Erstaunen freilich kam der Leser gewisser Revuen auch so nicht heraus: erst staunte er über die Prozesse, dann über die Erklärungen, von denen Feuchtwanger sagt: «Die Gegner des Verfahrens greifen lieber zu den absurdesten Hintertreppen-Hypothesen, als dass sie an das Nächstliegende glaubten: daran nämlich, dass die Angeklagten überführt waren und ihre Geständnisse auf Wahrheit beruhten.» Die Darstellung des zweiten Trotzlistenprozesses durch einen Augenzeugen ist in der Schrift jedenfalls das zweite wichtige Dokument; das Faktum der Geständnisse sieht im Moskauer Gerichtssaal weniger rätselhaft aus als in einigen ausserrussischen Redaktionen, und darauf kommt es schliesslich an.

Feuchtwanger hat in der Sowjetunion nicht alles gelobt, um ausserhalb ihrer fast alles zu tadeln. Er berichtet, dass er in sowjetrussischen Zeitungen seinem Befremden über manches Ausdruck gab, die Schrift selber verschweigt dies Befremden nicht, auch das gibt ihr, als einer unbefangenen und bemühten, Kredit. Feuchtwanger wundert sich über unleugbar kleinbürgerliche Züge des russischen Lebens, über gewisse gleichförmige Simplifizierungen in Gedanken und Meinungen; er wundert sich aber auch nicht, da er alle diese Phänomene aus dem Anfangszustand des wirtschaftlichen Aufstiegs, des frisch erworbenen Wissens zu begreifen vermag. Er hütet sich, die Schatten des Übergangs zu verabsolutieren, er verhält sich historisch zu ihnen, wie es sich gehört, und weiss, dass die Geschichte des sozialistischen Aufbaus bei «gigantischen Schrebergärten» nicht stillsteht. Er versteht den naiven Stolz des durchschnittlichen Sowjetbürgers auf technische Errungenschaften, die der Westen längst schon kennt, die aber im halbmittelalterlichen Russland tatsächlich erst die Revolution einholen konnte – und mit welchem Tempo. Und mit welchem Unterschied zwischen Privateigentum an den Produktionsmitteln und gesellschaftlichem. Feuchtwanger kritisiert auch manche Auswüchse des Stalinkults, doch er verfällt als Kritiker nicht wieder in Aus-

wüchse, er notiert das Schöne und Edle, das jede substanzvolle Verehrung mit sich führt, er notiert schliesslich die Ironie Stalins selber «über die hunderttausend ungeheuerlich vergrösserten Bilder eines Mannes mit Schnurrbart, die ihm bei Demonstrationen vor Augen flirren». Und immer von neuem sucht er die Gründe für das überlastete Unbehagen, womit auch Freunde des neuen Russland – und gerade diese – auf Schattenseiten reagieren und diese überdimensionieren. Auch hier stecken «Rätsel des Prozesses», solche jedoch, die gut daran täten, sich an der eigenen Nase zu packen oder ins eigene Unterbewusstsein zu steigen.

Es ist ein wirkliches Problem, wieso die Nachtigall von gestern so vielen heute als Eule erscheint, obwohl der tatsächlich gegebene Anlass zu dieser Verwandlung des Blicks bei Weitem nicht ausreicht. Vielleicht ermuntert Feuchtwangers redliche Schrift manche Übertreiber, in ihrer eigenen Psychologie ebenso umständlich zu forschen wie in der der damaligen Angeklagten. Sie werden dann aus den Abstraktionen ihrer luftleeren Moralität keinen Massstab mehr machen, um die Kämpfe der moralischsten Veranstaltung der bisherigen Geschichte pharisäisch und kontemplativ zu richten. Sie werden – soweit es sich um ehrlich Bemühte handelt und nicht um kapitalistisch Interessierte oder Renegaten oder Narren – sie werden den Mut zu diesem Pharisäertum verlieren, sie werden sich schämen und den äusserst einfachen Glauben an die Sache wieder finden. An die hart und ganz angepackte Sache. Feuchtwanger, im Westen und Osten von Erfolgen überschüttet, ein Lieblingsschriftsteller der englischen und amerikanischen Bourgeoisie, ein Mann, dem nichts fehlt ausser eben Anständigkeit, Reinheit und Humanismus in der Welt, hat hier ein Stückchen Leuchtturm für die Irrenden gesetzt. Wunderlich genug, dass Russland unter Sozialisten propagiert werden muss; dass Dichter es idealistisch vernichten, Dichter es realistisch wieder herzustellen haben. Die Sowjetunion steht trotzdem und wird die Baisse überwinden, die sie unter Moralschiebern und leider auch im Herzen vieler Schwankender durchläuft. Diese sehen sozialistische Vollkommenheit als bare Münze an (die sie geschenkt haben wollen) statt als Prozess (an dem sie mitarbeiten). Sie urteilen allzu hurtig und kontemplativ, sie lösen den Sozialismus von

Stalin ab und heften ihn an die ewigen Sterne ihrer Einbildung und Innerlichkeit. Die «starke Beimengung von Enthusiasmus», die ein Kant der realen französischen Revolution entgegengebracht hatte, bringen sie nur noch ihrer selbstverfassten Idee von Revolution entgegen. Der allergrösste Teil des «Unbehagens an Russland» und ganz sicher die Überdimensioniertheit dieses Unbehagens fällt der Emigrantenpsychologie (mit unterirdischer Propagandawirkung) zur Last, nicht aber den Abwehrmassnahmen der Sowjetunion, gar ihrem Aufbauprozess. «Es tut wohl», schliesst Feuchtwanger, «nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen Ja, Ja, Ja sagen kann. Und weil es mir unanständig schien, dieses Ja im Busen zu bewahren, darum schrieb ich dieses Buch.»

(Juli 1937)

Gauklerfest unterm Galgen

Möge man leise reden, es ist ein Sterbender im Zimmer. Die sterbende deutsche Kultur, sie hat im Innern Deutschlands nicht einmal mehr Katakomben zur Verfügung. Nur noch Schreckenskammern, worin sie dem Gespött des Pöbels preisgegeben werden soll; ein Konzentrationslager mit Publikumsbesuch.

Das wird toll und immer toller. Was tut nur ein ehrlicher, ein begabter Mensch in diesem Land... Sein einfaches Dasein ist ihm gefährlich, er muss es verstecken. Jede Art von Begabung ist ihrem Träger lebensgefährlich, ausser der des Duckens. Unverhüllt wird Künstlern, die es sind, Kastrierung oder Zuchthaus angedroht; das ist kein Scherz, es gibt keinen Scherz aus solchem Munde. Man hat gelernt, das Lächerliche ernst zu nehmen.

Trotzdem versagt man sich, auf Einzelnes einzugehen. Die Frankfurter Zeitung schreibt: «Der Führer hat die Lehre und Massstäbe gegeben, die der hohen Gründung eines Tempels der Kunst allein angemessen sind.» Führer und Massstäbe sprechen für sich selbst, sie sind nicht einladend, obwohl, wie die gleiche Zeitung bemerkt, das ästhetische Kolleg «zugleich mit den Waffen scharfer Ironie

wie mit den Mitteln philosophischer Erörterung» gelesen worden ist. Die Ansprüche sind verschieden; was dem Einen als Ironie vorkommt, erscheint dem Anderen vielleicht als Rache des zurückgewiesenen Kunsteleven von ehemals. Auch hat es eine Ironie, welche feststellt, dass gewisse Maler die Wiesen blau, die Himmel grün, die Wolken schwefelgelb empfinden, in Krähwinkler Anzeigern schon oft gegeben; wenn auch ohne die eigentliche Schärfe, welche zur Kastrierung notwendig ist. Und was die philosophische Erörterung angeht, so flossen aus der richtigen Bezugsquelle die ebenso richtigen Kategorien, Minerva ist die Schwester Apollos, der philosophierende Führer hat das Wort. «Ein leuchtend schöner Menschen typ, meine Herrn prähistorischen Kunststotterer, ist der Typ der neuen Zeit, und was fabrizieren Sie? Missgestaltete Krüppel und Kretins, Männer, die Tieren näher sind als Menschen – und das wagen diese grausamsten Dilettanten als den Ausdruck dessen vorzustellen, was die heutige Zeit gestaltet und ihr den Stempel aufträgt.» Selbstverständlich kehrt sich die philosophische Erörterung von solchen Anspielungen ab und befindet über sich und ihresgleichen: «Niemals war die Menschheit im Aussehen und in ihrer Empfindung der Antike näher als heute.» Wie bemerkt: ein Kommentar zu Führerreden ist nicht unsere Sache, indessen gibt es noch Doktordissertationen im Dritten Reich, ihre Thematik, hört man, sei begrenzt. Vor Kurzem ist eine Dissertation erschienen über das Thema: «Leben und Treiben der Hoflieferanten», eine andere lautet: «Die Wegweiser im Zeitalter der Völkerwanderung». Bei solchem Stand der verzweifelten Wissenschaft lässt sich auch aus der Münchner Rede süsse Frucht brechen, der deutsche Nobelpreis wartet. «Streicher und Hellas» – ein würdiges Thema, eine wahrhaft philosophische Erörterung; sie vor allem wäre imstande, die Massstäbe zu liefern, die «der hohen Gründung eines Tempels der Kunst angemessen sind». Kartoffeln zieht man in Bööten, Eulen in Athen: griechische Menschenfresser waren bisher unbekannt.

Unterdessen wurde der Tempel eingeweiht. «So einmalig», sagt sein Bauherr, «und eigenartig ist dieses Objekt, dass es mit nichts verglichen werden kann. Es gibt keinen Bau, von dem man behaupten könnte, er sei das Vorbild, und dies hier wäre die Kopie.» Andere nennen das Gleiche Neuklassizismus oder mattesten

Durchschlag der Münchner Bauweise vor hundert Jahren. In welchem Stil das Gegenunternehmen – die Halle der «entarteten deutschen Kunst» – gebaut ist, darüber ist noch nichts bekannt geworden, obwohl hier wirklich ein Objekt vorliegt, das mit nichts verglichen werden kann. Hier könnte der Bauherr in der Tat Originalität behaupten: eine ähnliche Nachbarschaft von Gut und Böse, von Verrottung und Zukunft, von Kitschmuseum und Pinakothek war noch nicht auf der Welt; wie es noch keine solche Regierung in der Geschichte gab, so noch keine solche Verkehrung der Werte. Im «Tempel der Kunst» namenlose Banalität (die paar besseren älteren Werke, es sind sehr wenige, schämen sich der Gesellschaft, sie sehen drein wie Schubert im Dreimäderlhaus). Am Galgen dagegen hängt alles, was der deutschen Kunst neuen Glanz und Namen gebracht hatte, Meister von Weltruf, Franz Marc vor allem, der Stolz Deutschlands, der grosse, verehrungswürdige Künstler, erst Kriegsoffer, dann Opfer eines Marস্যas, der endlich Apollo schindet. Franz Marcs Wunderwerk «Turm der blauen Pferde», weiter Nolde, Heckel, Kirchner, Pechstein, Beckmann, Kokoschka, Kandinsky, Schmidt-Rottluf, Chagall, Feininger, Hofer, George Grosz, Campendonck, Paula Modersohn, Klee, Otto Dix erleuchten die Schreckenskammer, worin sich ganz Deutschland befindet, und ertragen die Aufschriften, die schäbige Dummheit und demagogische Gemeinheit ihnen angehängt hat. Wäre Picasso, ja wären Cézanne, van Gogh, Manet Deutsche, wäre Grünewald nicht lang schon tot: ohne Zweifel hätten auch diese Meister hier Unterkunft gefunden; es wäre in Ordnung, alles andere ist Heuchelei. Ein Staat, der nur lebt, indem er das Volk verdummt, entwürdigt, demoralisiert, duldet kein Mass, woran er gemessen werden könnte; der faulste Kitsch ist gut genug, er sticht nicht ab. Auch der Gangster liebt einen Öldruck über dem Kanapee, worauf er schnarcht; auch der Banause ist nicht ohne Sinn fürs Schöne, seine Tochter spielt das Gebet einer Jungfrau, und die Courths-Mahler greift ihm ans Herz. Franz Marc ist dem freilich nicht gewachsen, im sanften Geheimnis seiner Tiere ist die banale Nazibestie gerichtet; vor dem Spiegel des George Grosz schaudert die ganze neue Antike zurück. Wie anheimelnd dagegen wirken die Schiessbudenfiguren Grütz-

ners, Defreggers und der neu erstandenen guten Stube. Wie behaglich finden Spiesser und Spiesserkönig sich hier zurecht, un-
verloren, unverfroren – übers Niederträchtige niemand sich beklage,
denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage. Anders aber, als Goethe dies meinte und meinen konnte, hat das Niederträchtige heute Macht erlangt, errichtet sich Tempel und kühlt sein Mütchen. Unter jedem Bild der wirklichen deutschen Kunst klebt ein Plakat mit der Aufschrift: «Bezahlt vom Steuergroschen des arbeitenden deutschen Volkes.» Der Tempel des Kitschs aber hat allein neun Millionen Mark gekostet, die Schlacht Defregger contra Cézanne ist mit Einsatz grosser Mittel gewonnen.

Uns bewegt nicht, was im Sieger vorgeht. Ist schon die Lüge der Nazis wertlos, wie erst ihre persönliche Wahrheit, man sieht sie ihnen so schon an. Wichtig aber ist allemal, auch hier: was steckt an Absichten dahinter, wozu und zu welchem Ende diese masslosen Beschimpfungen? «Klägliche Wichte, Schmieranten, prähistorische Stotterer, Kunstbetrüger» – es sind Töne, wie sie aus solchem Mund bisher nur gegen Juden, Marxisten und Emigranten erklungen sind. Dem Ressentiment alle Ehre; aber wie hat es, mitten in Wirtschaftsnot, Rohstoffmangel, Kirchenkampf, Spanien, Zeit für sich? Als Wilhelm die Siegesallee mit ganz ähnlicher Ästhetik einweihte, sollte mit der «Rinnsteinkunst» zugleich die Sozialdemokratie vernichtet werden, mit der Arme-Leut-Malerei die Arme-Leut-Bewegung. Die Sozialdemokratie ist heute erledigt, es gibt deutschen Sozialismus, deutschen Frieden; freilich meint er nicht, was er sagt. Fast ebenso wenig aber meint der – sage man: Neoklassizismus des Führerherzens sich selbst oder überhaupt nur ästhetische Gegenstände. Die Kunstattacke ist erstens neuer Spiessersfang, sie schmeichelt schlechtem Geschmack und der hämischen Dummheit zugleich; Biedertöne und Jagdpfiffe mischen sich in ausgesucht demagogischem Verhältnis. Zum Zweiten aber verstecken sich hinter den Parolen «Antike» oder «Kulturbolschewismus» (auch «Steinzeitkunst», es kommt nicht so genau darauf an) die Gegensätze Rosenberg-Goebbels, dieselben, die bereits beim Streit um Barlach sichtbar geworden waren. Es sind die Gegensätze einer Demagogie, welche hier durchs Plüschsofa, dort durch Jugend, Lagerfeuer, «Irratio» wirken will.

Das Plüschsofa hat gesiegt, es stand immer schon in dieser «Revolution». Indes mit Jugend, Bürgersturm, Expressio und Urzeit war ebenfalls möbliert worden, vielleicht sogar wirkungsvoller. Neben der guten Stube lockte irrationaler Trieb, wie bekannt: der Überdruß am durchrationalisierten Dasein hatte ihn verstärkt, gewisse «ungleichzeitige» Züge in zurückgebliebenen Schichten kamen ihm au fond entgegen. Der Trieb reichte vom dumpfen Weibersehen über Berserkertum bis zu jenen Wildgefühlen, jenem bewussten Unbewussten, dem Bann lyrischen, Klages philosophischen, C. G. Jung medizinischen Ausdruck gab. Heidentum lebte in diesen Wunschbildern, auch griechisches, nicht nur barbarisches; ein Griechenland freilich, durch die blonde Bestie interpretiert, nicht durch Hölderlin und durch Humanität, gewiss auch nicht durch die Gipsfiguren- oder Butzenscheiben-Antike des unwissenden Spiessers. Offenes Barbarentum fühlte sich vor der Gipsfigur ohnehin sicher: «Klassiker und Barbaren» hiess ein Buch des allzeit zeitgerechten Kunstschreibers Hausenstein, und die Barbaren – von der Steinzeit bis zur oberbayrischen «Rauhnacht» – trugen den ästhetischen Sieg davon. Ekstatisch stammelnd stürzte sich ein Bann ins «Tertiär», ekstatisch jaulend biederte sich der Rest dieser Kunstgruppe, als die Zeit erfüllet schien, den wilden Nazis an. Dem Blutschein, dem neuen Dionysos, dem gebärenden Urwasser, dem Dschungel der Tiefen. Unser Diluvium-Bann ist seit Langem ausser Betrieb; dass aber die Alternative zwischen Urzeit und «anständiger Kunst» (wie der Führer sagt) in der hohen Clique immer noch nicht entschieden war, dafür eben ist die Münchner Rede, ist die höchsteigehändige Entscheidung des obersten Gerichtsherrn ein Beweis. Der Expressionismus enthielt selbst in seinen Nachgeburten noch revolutionäre Elemente unter den archaischen; er vertrat gewissermassen die «zweite Revolution» unter Kunstburschen und der Jugend, die sich für derlei interessierte. Das «Archaische», das «Primitive» war im Kurs, solange Fememörder und SA-Banditen noch nötig waren, es ist heute noch, als Sadismus, in Konzentrationslagern erwünscht, und – als furor teutonicus – selbstverständlich im kommenden Krieg. Es wirkt weiter im Hakenkreuz, in «Sieg runen» und dem «Odal», in «Thingstätten» und überall dort, wo dekorativer Humbug am Platze scheint. Aber so gut das Grosskapital aufs Haken-

kreuz zu sprechen war, solange es die Massen einfiel, so wenig hat es sich doch je mit dem Pathos der Steinzeit oder der archaischen Verwilderung befreundet. Es braucht pünktliche und domestizierte Angestellte, keine Urgermanen mit Schlaraffia im Geschäft oder Blutschein. Daher muss die Aufregung des Anfangs und der Vorbereitung, muss der Barbarenschwindel auch in der Ideologie verschwinden, auch in den Schlagworten und Erscheinungen der Nazikunst. Es ist vielleicht übertrieben, zu sagen: die Kunst war der letzte ideologische Schlupfwinkel einer «zweiten Revolution». Aber es ist nicht übertrieben konsequent, zu folgern: in der Münchner Kunststrecke lief eine letzte Dünung des dreissigsten Juni am entlegensten Gestade aus. Das wenigstens steht fest: auch der unter den Nazis möglichen Kunst (und den hier geprägten oder erhaltenen Schlagworten) wird die Parole Ruhe, Gefolgschaft und Ordnung gegeben. Die SA des Irrationalen hat auf der Leinwand ausgespielt, erst recht führt jede Erinnerung des echten Expressionismus auf den Schindanger der «entarteten Kunst». Die Wildnis soll überall wieder zum Vertiko, zum stillen folgsamen kleinbürgerlichen Kitsch. Dass einem ehemaligen Ansichtskartenzeichner die Kritik an Franz Marc leichtfällt, ist ohnedies klar. Ein Gutes in all dem Übel fehlt nicht. Der Kanzler fuhr nach seiner Rede in eine Tristan-Aufführung, vertiefte sich dort in den wenig griechischen Wagner. Das mag manchem wider den Strich gehen. Wilhelm war homogener, er begnügte sich mit Militärmärschen oder mit Ausstattungsoptern, die dem Horizont der Siegesallee entsprachen. Auch Wagner hat viel Nazismus in sich, Tamtam, Komödiantentum, dekadente Barbarei: Tristan hat die vorliegende Sympathie trotzdem nicht verdient. Hans Sachs noch weniger. O sink hernieder, Nacht der Liebe, löse von der Welt mich los. Wie aber, wenn das Naziherz gar für Franz Marc erglühte oder, auf anderem Feld, für Alban Berg, für Krenek, für frische, genaue, tiefe Kunst? Die Verwirrung wäre gross; dass sie nicht a priori unmöglich ist, lehrt in manchem das Beispiel Mussolinis, unter dessen faulem Szepter progressive Architektur, diskutierbare Malerei und Musik unangefochten bleiben. Nazi-Deutschland aber wurde völlig aus einem Guss; wie der Herr, so sein Gscherr. Homogenes System ist in die Sache gekommen, die

Vielseitigkeit des Anfangs, die jedem etwas versprach, ging längst dahin. Berlin hatte eine Kunstschule, die veranstaltete berühmte Maskenbälle unter dem Namen: Gauklerfest der Schule Reimann. Von der Kunst ist, im Dritten Reich, nur noch das Fest geblieben.

(Juli 1937)

Henrik Pontoppidan zum Gedächtnis

Ein grosser Dichter ist tot. Vielleicht wird er jetzt oder in naher Zeit erst anfangen zu leben. Es ist das einer der dunklen Fälle, in denen sich die Welt um das wenige Grosse betrügt, das in ihr besteht. Denn sonderbarerweise, so hört man, ist vielen nicht einmal Pontoppidans Namen bekannt. Trotz des Nobelpreises, der ihn schmückte. Noch geringer mag die Zahl derer sein, die seinen Roman «Hans im Glück» gelesen haben, dies dichte, tiefe, einmalige Werk.

«Hans im Glück», es ist auch ein deutsches Märchen. Erzählt von dem Burschen, der sich jederzeit zu helfen gewusst, bis er nichts mehr hatte. Erst erhielt er einen Klumpen Gold für sieben Jahre Dienst, dann tauschte er das schwere Gold gegen ein schnelles Pferd, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein, das Schwein gegen eine Gans, die Gans schliesslich gegen einen Schleifstein, und als der aus Versehen in einen Brunnen fiel, sprang Hans vor Freuden auf und dankte Gott, dass er ihn auf so gute Art von dem hinderlichen Wesen befreit hatte. Es ist ein Märchen von merkwürdigem Tauschverkehr wie man sieht, und von einem Dummkopf. Aber der Bursche ist rührend und grundsympathisch, auch verknäuelte sich in seinem scheinbar sturen Handel allerlei. Wie einem Kind das Brot bei Fremden besser schmeckt als zuhause, so gefällt Hans allemal mehr, was der Andere hat; nicht aus Neid, sondern im Sinn des Traums. Ein Spatz auf dem Dach scheint ihm schöner als eine Taube in der Hand; oder: dort, wo du nicht bist, wohnt das Glück. Weiter aber klingen in dem geringen Verständnis für Besitz künftige oder sehr alte Zustände an, eigentumslose. Hans denkt beim Schwein an die Würste, bei der Gans ans weich gestopfte Kopfkissen, er will immer nur haben, was er braucht, er kapitalisiert noch nicht.

Schliesslich ist etwas Geheimes in der Leichtigkeit seines Verlusts, in der tumben, völlig echten Freude seines Los- und Ledigseins. Verlass alles, dann findest du alles, sagt ein alter Spruch, ein gefährlich weiser, für den die Zeit noch nicht gekommen ist. Jetzt machen mit dem dummen Hans andere ihre Geschäfte und ziehen Vorteil daraus, er behält nichts als seine Arbeitskraft und muss diese von neuem verkaufen. Aber fallen die Ausbeuter weg, dann ist es nicht eben dumm, so leicht und glücklich zu sein wie der dumme Hans.

«Hans im Glück» heisst der Roman Pontoppidans, ein Werk, das man zu den grössten der Weltliteratur zählen darf. Der Held stammt aus einem finsternen pfäffischen Haus, lebhaft und roh setzt er sich dagegen ab. Träumt von Glanz, Geld, einem gottlosen Dasein, fährt endlich als Student in die Hauptstadt, ist entschlossen, nicht mehr zurückzukehren. Das Leben aber bleibt kümmerlich, matte Liebe zu einem kleinen Mädchen, nur im Kopf des jungen Technikers rumoren ungeheure Pläne zum Umbau des Lands, er trägt seine Armut wie eine vorläufige Hülle. Dann aber, in aller Äusserlichkeit, die Wendung: das reichste Haus Kopenhagens, Verlobung mit der Tochter Nanny, der schönen, glänzenden, sinnlichen, weit hat er es gebracht, ganz unerhört strahlt das neue Glück auf dem Grund seiner elenden Kindheit. Es ist ein jüdisches Haus, wohin der Pfarrersohn geraten ist, und nun wäre es an der Zeit, von der anderen Tochter zu sprechen, von Jakobe Salomon, der bedeutenden Jüdin, der trocken-nervösen, unruhig-klugen. Ihr Blick, sagt der Dichter, war geladen mit Einsamkeit und weit-schweifenden Gedanken. Kultur eines vornehm aufgeklärten Lichts zeichnete sie aus. Sie hasste, wie von Erinnerungen an ein Trauma berührt, den blonden, lärmenden Verlobten ihrer Schwester, den Burschen mit der empörenden Gesundheit, der vitalen Brutalität und dem Pogromschein dahinter, sie erbrach sich vor Ekel, als sie den Schweissgeruch des Mannes in die Nase bekam, der auf einem Ausflug, selber wie ein Tier, mit den Gäulen des Wagens um die Wette gelaufen war. Es ist hier nicht der Ort, das Weitere zu erzählen, erst recht liegt fern, aus einem der reichsten Kontrapunkte und Überraschungen zwischen Menschen ein skizziertes Klischee zu machen. Nur noch soviel, damit der Leser wisse, was es mit dem Problem, mit den Tiefen dieses anderen

Hans im Glück auf sich habe: Hans wendet sich von Nanny ab. Jakobe fällt ihm zu, und war ihm bei der ersten Liebe, als wandle er in Dekorationen, die auch nicht anders dreinsahen wie ein Gemüsegärtchen, so wurde ihm nun, als starre er in einen sausen- den Palmenhain. Hans Sidenius fährt in die Steiermark, eine Bahn zu bauen: auf einer einsamen Hütte haust er hoch droben, tiefe Nacht, zum ersten Mal seit seiner Kindheit sieht er mit Ergriffen- heit in den ausgestirnten Himmel, Verwunderung überwältigt ihn über die kindliche Punktierschrift und was sie bedeute, und wie er grübelt über den verlorenen Sinn, selber verloren zwischen Him- mel und Erde, so ist der erste Umschlag geschehen, der Vater in ihm holt ihn zurück, theologische Bilder tauchen auf ohne Hass, das Gold seines Glanzes rollt ab, der Triumph und Kontrast seiner Liebe werden schwach, der Trumpf des Atheismus schal. All das bleibt ihm noch unbewusst, so sehr, dass er am nächsten Tag – Jakobe war in eben der erstaunlichen Nacht zu ihm gekommen – noch ganz im alten Krieg auf einen Feldstock schießt, auf den Kruzifixus daran, und Jakobe jauchzt phantastisch auf, das Trau- ma ist selbst erschossen, der Gekreuzigte, Gehänge, der Pogrom, die Finsternis über der Welt. Trennung von Jakobe, Ende aller Pläne, die mit ihrem Geld ins Werk gesetzt werden sollten, Heirat mit einer Pastorentochter, Ende auch hier, kümmerlicher Schluss, nach vielen Jahren, als Wegebau-Assistent auf einem Dorf. Jako- be, sie hatte im Alter ein Heim für kranke Kinder übernommen, erfuhr von dem Tod des lang Vergessenen auf sonderbare Weise. Er hatte ihrem Heim seine Ersparnisse vermacht, ein Gerichtsbote teilte es ihr mit. Erinnerungen stürmten auf sie ein, sie schwankte, am Tisch hält sie sich mit den Händen rückwärts fest. Ein Heft mit Aufzeichnungen fand sich im Schreibtisch des Toten vor; «das sind für mich Erinnerungen an den Wegebau-Assistenten, et war ein sanfter und guter Mensch,» sagte der Dorfschulze zum Adjunkten und nahm es an sich, indem er das Haus verliess und sorgfältig zuschloss. Das ist das Ende des Romans, ein Ende der tiefsten Resignation, aber mit einem Licht darüber wie auf den Bildern des letzten Rembrandt. Es ist ein Roman mit lauter Ver- lusten, wie erkennbar, der Roman eines Menschen, der auf seine Weise die ganze Welt gewonnen hat, sogar die Überwelt, und sie

Stück für Stück wieder lässt. Der Mensch ist ein Abgrund, sagt Georg Büchner, es schaudert einem, wenn man hinuntersieht. Vielleicht war das Ende des Hans Sidenius, in welches man so wenig hinuntersieht, ein fröhlicher Abgrund, einer mit allerlei vergessenem Gewinn. Auch unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang, sagt Goethe im Faust. Vielleicht lebte im Leben und merkwürdigen Wandel unseres Hans im Glück eine Frage, welche länger anhielt als die Antworten der bereits vorhandenen Welt; und die Welt hemmte diese Frage nicht, konträr, sie arbeitete sie heraus. Quietismus ist dem Ende fern, ebenso Flucht aus der Welt in alle Ewigkeit, es gibt hier kein Pathos des Todes, gar des Absterbens seiner selbst. Das unterscheidet Pontoppidans unvergleichbares Werk von allerhand Pessimismen oder spätbürgerlichen (auch katholisierenden) Buddhismen; hier ist wirklich Hans im Glück, bis zum Ende. Auch der französische Desillusionsroman des vorigen Jahrhunderts ist durch diesen stufenweisen Heraustritt aus der Erscheinung überboten: nichts wird zur Enttäuschung und zur Psychologie, die übrig bleibt, überall ist pralle Wirklichkeit, und dennoch erscheint an ihr ein Mensch, ein Menschliches in seinem Inkognito, für das noch keine Wirklichkeit gekommen ist.

Der Held selbst wird zu dem, was er war, niemals war. Aber die Räume um ihn vergehen, sie vergehen im Blick darauf nochmals. Dieser Roman veraltet nicht, weil er das Veralten von vornherein in sich aufgenommen hat. Die Menschen in ihm leben, wie in wenig mir bekannten Werken, aber die Galerie ihrer Welt zieht vorüber, zieht ab. Jakobe lebt, jedoch der Atheismus ihrer Welt, der jubelnd negative, ist abgelaufen. Noch mehr freilich ist die Theologie der Askese und des Jenseits abgelaufen, die den Helden ergreift, und die er verlässt, sobald er sie besessen und durcherfahren hat. Besonders abgelaufen gar erscheint die individualistische Resignation des letzten Stadiums, die starre Abgeschlossenheit des illusionsfrei gewordenen Subjekts. Und besonders klar wäre sie aus der Klassenlage eines von seiner Welt angeekelten, zugleich hoffnungslosen Bürgertums analysierbar: wenn nur dieses letzte Stadium, das Ende hinter Atheismus und Theologie, das wirklich letzte des Romans wäre und seines menschlichen Dokuments. Das ist es aber, wie erkennbar geworden, nicht: das weite

Land dieser Enge ist nicht innerlich, nicht psychologisch, erst recht nicht Nirwana. Es ist vielmehr ein Wartendes darin; nur: die bisherige Welt (und der Traum der Überwelt) hat noch keinen Ausdruck dafür. Hans im Glück – Faust durchfährt seine Lebenskreise und wirft sie ab, er erfüllt sich in seiner ganzen ihm möglichen Lebenstotalität und zieht sie wie Schleier herunter, die ein ganz Anderes, noch Unbekanntes verhüllt haben. Darum erscheint das Werk des toten Dichters als eines der tiefsten Dokumente vom wirklichen Menschen und seinem Widerspruch. So realistisch wie die über und über von Handlung erfüllten Szenen, so realistisch ist auch die Dämmerung des Endes, die «Erinnerung» Jakobe Salomons an einen Mann, der weder brutal noch immanent noch transzendent war, der in jedem Fall aber lebendig war und geheimnisvoll am lichten Tag. Das ist grosse Literatur; der neue Humanismus, wenn er auch in der Dritten Dimension zur Wirklichkeit seines Gegenstands vordringt, ist ihr tief verpflichtet.

(August 1937)

Nutzen der Sensation

«Gefahren bannt man ohne Mühe, man muss sie nur entdecken.»
Doktor Mirakel in «Hoffmanns Erzählungen»

Lange war zu erwarten, dass man uns blitzartig anfallt. Hitler selbst hatte von dem Wolf gesprochen, der jäh aus der Nacht aufspringt. Diese Gefahr besteht nach wie vor, doch eine ganz andersartige mengt sich ein. Die der schleichenden Zermürbung, des kleinen verteilten Angriffs von unerwarteten Seiten und mit unerwarteten Mitteln. Da man dem Opfer mit Blitzkrieg noch nicht kommen kann, soll es im Kleinen überrascht und dadurch zermürbt werden. Es knistert portugiesisch, der Funke springt unberechenbar hin und her. Die Tücke ist auch dort, wo am wenigsten an sie gedacht wurde.

Aber der neue Weg, der von hinten herum, ist ebenfalls nicht lange gangbar. Gewiss, der Choc Portugal hat für die Nazis das Gute, dass das Ungewöhnliche noch ein Stück weitergetrieben ist. Hat die Welt hingenommen, dass wegen eines nicht zustande gekommenen Privatgeschäfts Gesandte verschwinden, dann kann Berlin,

unter noch viel läppischeren Vorwänden, einen Terror aus dem Abbruch diplomatischer Beziehungen machen, etwa mit dem Abbruch drohen, weil einer seiner kleinen Nachbarstaaten Vasallendienste verweigert; Portugal schlug da eine Bresche. Die Erhaltung des Friedens wird dadurch noch um einige Grade unkalkulierbarer; nicht nur die Tür ist gefährlich, durch welche der Feind kommen kann, oder das Fenster oder der Rauchfang, auch der Boden und die Wände sind nicht mehr sicher, es geht zu wie in einem Gespensterhaus. Das ist die peinliche Seite der neuen Taktik; ihr gegenüber freilich steht auch ein positiver, ein bereits wirksamer Gewinn. Denn indem statt des Kriegs ohne Kriegserklärung tausend Zwischenglieder zur Kriegserklärung sich häufen, entsteht gegenüber Überraschungen, die sonst eine Welt verwirrt hätten, kenntnisreiche Immunität. Die Glaubwürdigkeit der deutschen Vorwände nützt sich selbst unter Engländern ab, die Vorwände werden zwar raffinierter ausgearbeitet, aber ihr Material wird brüchiger, schlechter. Welch ein Abstieg von den russischen Flugplätzen in der Tschechoslowakei bis zur Folterung Weigels, bis zum Nichtzustandekommen eines Kaufgeschäfts! Die Engländer haben der gönnerischen Lauheit, die sie Mussolini und Hitler, nicht zuletzt der Fascistenbasis Portugals angeedeihen liessen, allerhand zu verdanken, unter anderem, dass sie im Mittelmeer unter Feuer liegen. Die Engländer können nun um Kapstadt nach Kalkutta fahren, es ist der alte Seeweg nach Ostindien, den ihnen Vasco da Gama freundlicherweise gelassen hat. Aber Freude hat England an seinem Portugal schwerlich, und Glaube an dessen neuesten Nazistreich erst recht nicht. Die Welt ist immer mehr auf der Hut, die Gegenminen können (oder könnten) immer weitsichtiger gelegt werden. Das ist der Vorteil an der neuen Tour der Nazis; sie stärkt die prophetische Gabe.

Und damit ist ein Punkt erreicht, den man sorgfältiger als bisher beachten sollte. Wir meinen die Voraussicht der braunen Finten, die Kunst, sie sich genauer zu berechnen. Es ist wahr, Portugal war eine Überraschung, die auch ein geschulter Blick kaum erraten hätte. Doch Anderes liess sich, bereits mit naiver Erfahrung, bei den Nazis durchaus vorhersagen, wenigstens auf dem Gebiet der inneren Politik. Goebbels ist nicht unerschöpflich, das Berg-

werkchen in seinem sympathischen Kopf hat Grenzen, die hergestellten Lügen variieren drei bis vier bekannte Modelle. Das bekannteste ist der Reichstagsbrand, er war die bisher monumentale und gerissenste Anwendung des wenig monumentalen Rezepts: Haltet den Dieb! Doch wurde das Modell hier und in der Folge bereits erweitert, dergestalt dass Prophetie nicht unmöglich war; das erweiterte Modell lautet: was der Nazi an Untaten dem Gegner andichtet, begeht er kurze Zeit darauf selbst, de facto, um die angebliche Untat zu rächen oder zu verhindern. Indem er rächt oder «verhindert», tritt die vordem erlogene Untat aber erst ein: so kamen Konzentrationslager, Folterkammern, Despotie, Barbarei, alle nur deshalb, weil die Kommune, angeblich, Konzentrationslager, Folterkammern, Despotie, Barbarei «geplant» hatte. Nur den Sozialismus, den die Kommunisten wirklich geplant hatten, hüten sich die Nazis zu verwirklichen; hier geht jede Prophetie zuschanden. Wohl aber wird das alte Modell, nachdem es im Inneren seine Schuldigkeit getan hat, steigend im Aussendienst verwendet; die russische «Einmischung» in Spanien, letzters in China ist ein Exempel. Dass jedoch für die Aussenpolitik auch relativ neue Vorwände bereit liegen, dafür liefert nicht nur die Überraschung Portugal den Beweis. Es bereiten sich Verblüffungen ziemlich extravaganter Art vor, und es gilt, auch deren Modell zu finden, besser noch den Schlüssel zu ihrer Erzeugung. Selbst das Reichstagsbrand-Modell erlaubt Varianten, die noch manch Unvorhergesehenes in sich schliessen. So brachte eine Schweizer Zeitung vor Kurzem folgende Warnung: «Eines Tages werden deutsche Flugzeuge, mit gefälschten französischen oder russischen Abzeichen versehen, irgendeine deutsche Grenzortschaft bombardieren, und dann kann der «Verteidigungskrieg» des Dritten Reichs beginnen». Dann ist es gelungen, «jede Opposition in Deutschland lahmzulegen und die angegriffenen Völker, insbesondere aber England und Amerika, zu verwirren». Ob diese Notiz aus Informationen stammt oder aus der Analogie-Kunst eines höchst belehrten Misstrauens, steht dahin; wichtig ist die darin denunzierte hochgradige Möglichkeit. Ja, die Notiz wirkt wie ein Stück déjà vu, wie eine erschrockene Erinnerung an scheinbar Erlebtes, Ge-

wesenes, mindestens wie ein Gedanke an übel Übersehenes, das nun, fast zu spät, siedendheiss einfällt. In dieser Vorhersage war etwas wie «Erinnerung» an eine Form des Kriegsbeginns, die längst zurück liegt, auf die nur, als es noch Zeit war, Zeit zur Aufklärung und Gegenpropaganda, niemand gekommen war. Zuverlässig aber ist durch die hypothetische Vorhersage des Schweizer Organs (auch englische Zeitungen haben sie abgedruckt) der Plan selbst, wenn er bestanden haben sollte, vereitelt. Und das eben war der Nutzen der «erfundenen» Nachricht, ein Nutzen, der die gewöhnliche Sensation weit hinter sich lässt, und der weiterverfolgt werden sollte. Indiskretionen, Informationen aus der Berliner Teufelsküche sind gut, indes auch die Überlegung möglicher Kombinationen (aus den gegebenen Betrugselementen) hat heutzutage ihren Sinn. Sie bewirkt, dass die Finten nicht unvorbereitet treffen; sie verhindert, durch öffentliche Denunzierung, dass die vielleicht! wirklich vorbereitete Niedertracht versucht wird. Die «ausländischen» Bomben auf Saarlouis oder Insterburg, wenn sie, was wohl zuzutrauen, geplant waren, sind ruiniert.

Aus den Fingern darf selbstverständlich nichts gesogen werden, das steht fest. Ebenso besteht keinerlei Interesse daran, dass von verantwortungslosen Schreibern wilde Gerüchte ausgehen. Statt des Ausgeheckten ist vielmehr Orientierung an den bisherigen Nazi-Lügen nötig, statt der Gerüchtemacherei der hypothetische Tonfall. Die Notiz der Schweizer Zeitung war nicht aus den Fingern gesogen, auch nicht als Faktum aufgemacht. Sie hielt sich vielmehr durchaus ans Reichstagsbrand-Modell, und sie gab sich ausdrücklich als warnend, als Ahnung einer Gemeinheit, von der zahlreiche Kinder in der deutschen Innenpropaganda bereits existieren. Unter dieser sachlichen Voraussetzung wäre also zu bedenken, ob sich in den Lügenvorrat der Nazis, in das Unerwartete ihrer Tricks nicht ebenso unerwartet einbrechen liesse. Eine Phrase sagt, dass das Leben erfindungsreicher sei als die Phantasie des Romanschriftstellers; das ist falsch. Sollte aber der Tod erfindungsreicher sein als die menschliche Phantasie, besonders als die gewitzigte? – das ist höchst unwahrscheinlich. Vielen Anschlägen auf unser Leben lässt sich zuvorkommen, nicht zuletzt durch Kenntnis der bisherigen grossen Verbrechen im abgefeymten Stil; der Pitaval leistet hier schätzbare Dienste.

Ebenso nützlich scheint es, sich in alten Gaunergeschichten über die heutigen Rat zu holen, die vorhandenen Tricks kennen zu lernen, die Nebentricks zur Ablenkung des Opfers vom Hauptschlag, die Umgarnungen, Fischzüge, Blendungen en miniature. Der Vorschlag ist nicht skurriler als die deutsche Wirklichkeit, die ihn hervorruft; sie ist selber Kolportage im schlechtesten Sinn, vielmehr.: verrufene Gasse als Staatsstrasse. «Die Phantasie», schreibt die «Deutsche Volkszeitung» richtig, «kann heute noch nicht künftige Überraschungen der Fascisten ausdenken»; das heisst: von der hinterrissigen Gemeinheit der Fascisten, nicht von ihrer Macht ist die öffentliche Meinung betäubt. Eben damit dieses anders werde, ist Belehrung notwendig, Belehrung aus allen Quellen, Darstellungen und Kunstgewerben der Lumperei, vom vornehmen (längst allzu vornehm gewordenen) Macchiavelli bis herab zur «lustigen» Gaunergeschichte. Die Heiterkeit, womit eine gemütliche Zeit die Kniffe einer kleinen Spitzbubenzunft dargestellt hatte, der Spass an dieser ehemals gedrückten und verfolgten Miniaturwelt vergeht vor ihrem furchtbaren Ernstfall von selbst. Die geriebenen Schelme von ehemals haben heute diplomatischen Rang, und das Ding, das in Bouillionkellern gedreht wurde, wird in Ministerien praktiziert. Der Nazi ist maniakalisch, aber er hat ein kaltes Rasen, ein wohlüberlegtes, eine nachtwanderlich geübte Sicherheit auf krummen Wegen. Und die Wege sind studierbar, eine Landkarte der Gaunerei sagt sie voraus.

Anders kommt man der sogenannten nordischen List kaum bei, oder immer zu spät. Auch die grossen Dichter leisten hier Hilfe; lässt sich doch nicht nur an ihren Helden lernen. Die Gegenspieler sind ebenfalls lehrreich, selbst der Theaterbösewicht ist konkret geworden und nicht übertrieben. Spitzbuben und Intriganten geben erst recht eine Lektion, der armseligulkige Gestapoagent Muley Hassan im Fiesco, der Sizilianer in Schillers Geisterseher, der witzige Franz Moor, der gefährliche Jago. Schillers Geisterseher beispielsweise enthält eine Fülle feiner und scharfsinniger Bemerkungen über Glück und Unglück der Gaunerei; mancher Aussenpolitiker oder Aussenjournalist, der mit Deutschland zu tun hat, fände da Begriffsmittel für sein Ressort. Zu der Aufbauschung Portugal sagt der Prinz im Geisterseher: «Es liegt im Cha-

rakter dieser Art Leute, dass sie solche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel alles verschlimmern, was ein bescheidener und mässiger Betrug vortrefflich gemacht hätte». Über den Trick des fascistischen Medusenhaupts sagt Prinz Doria: «Alltagsverbrecher bringen das Blut des Beleidigten in Wallung, und alles kann der Mensch. Ausserordentliche Frevel lassen es vor Schrecken gefrieren, und der Mensch ist nichts». Über die Kunst, grosse Rechtsbrüche zu verschönen (Locarno, Abessinien, Spanien), klärt Fiesco auf: «Wenn auch des Betrügers Witz den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger.» Derart steigt die klassische Literatur vom Theater ins Leben, wird die Szene zum Tribunal, der Poet zum Detektiv. Es gab einmal eine sogenannte lullische Kunst, die suchte durch verschiebbare Kreise alle überhaupt möglichen Kombinationen zwischen Begriffen herzustellen, um die Wahrheit zu inventarisieren; ein vergeblicher Traum. Aber was mit ehrlichen Begriffen und mit der Wahrheit nicht gelang, ist mit Gaunergedanken auf einige Frist vielleicht möglich. Eben aus ihren gegebenen, nicht allzu reichen Elementen, aus dem gegenwärtigen Brauch und dem literarisch überlieferten dazu. Das wäre ein praktischer Versuch, er verengerte den Nazis im Gebiet der Verblüffungen das Feld.

(September 1937)

Thomas Manns Manifest

Zuhause wird man der Braunen überdrüssig, gewiss. Ihr miss-töniges Geschrei ist nach so vielen Jahren nicht angenehmer geworden. Ihre Tricks leiern sich ab, ihre Lügen sind schon längst langweilig. Soweit es rote Lügen waren, wirken sie desto erbitternder, je schamloser sie wiederholt werden. Der Verführte ist abgestumpft und angeekelt, er verlangt nach anderem.

Verlangt er durchgehend nach anderem, kann er auch kein Rot mehr sehen? Das ist eine ernste Frage, sie betrifft zwar, wie selbstverständlich, nicht das Proletariat, wohl aber die Schicht der durch Hitler Enttäuschten, der mit Phrasen Überfütterten. Es ist eine Frage, deren Wichtigkeit für die antifascistische Propaganda einleuchtet, sie ist von grosser Aktualität. Thomas Mann äussert

sich in seinem lebhaft-schönen, würdig-eindringlichen Geleitwort zu der neuen Zeitschrift «Mass und Wert» über den Überdruß am «revolutionären» Nazi-Unfug, über «Angriff, Vorstoss, Umbruch und jungen Morgen» folgendermassen: «Nun denn, wir glauben, dass sehr bald kein Hund mehr vom Ofen zu locken sein wird mit den Fanfaren einer verlogenen Sieghaftigkeit und Zukünftigkeit; sie werden ein Ekel und Achselzucken geworden sein, sie sind es schon heute geworden für Jung und Alt. Das Vokabular der Revolution ist heillos geschändet, kompromittiert und ins Läppische gezogen, seit es ein Jahrzehnt lang und länger dem Massenspiesser hat dienen müssen, sich revolutionär vorzukommen. Es ist spiessige, schundige Welt, wq heute die kecken Devisen winken, – die Gegenwelt, unbedingt, zu der der Qualität des Ranges, der Kunst, aus welcher die Wortsymbole stammen, mit denen wir unser Wollen, unseren Glauben bezeichnen». Der revolutionären Phrase setzt Mann als «musische Zeichen und Begriffe» Mass und Wert entgegen; Mass im Sinn von «Ordnung und Licht», Wert im Sinne des Goetheworts: «Heute kommt es darauf an, was Einer wiegt auf der Waage der Menschheit». Keineswegs distanziert sich Mann vom Sozialismus (wenn auch von seiner vulgärökonomischen Begründung, die er mit der marxistischen gleichsetzt); unverklausuliert bekennt der Dichter: «Sozialisten? Wir sind es». Hier wird sogar der Materialismus akzeptiert und vom Künstler her in einer Weise umgedeutet, die man sich wohl gefallen lassen kann: «Materialismus – ein kindisches Schreckwort und perfid obendrein! Auf eine scheinbar idealistische Weise soll das menschlich Anständige damit hintangehalten werden im Namen der Innerlichkeit. Aber «Materialismus» kann viel geistiger, viel idealistischer und religiöser sein als irgendein sentimentaler Hochmut gegen das Materielle. Denn es bedeutet ja gar nicht das Versinken in diesem, das Aufgehen darin – es bedeutet im Gegenteil den Künstlerwillen, es mit Menschlichem zu durchdringen... Und Sozialismus ist nichts anderes als der pflichtmässige Entschluss, den Kopf nicht vor den dringendsten Anforderungen der Materie, des gesellschaftlichen, kollektiven Lebens in den Sand der metaphysischen Dinge zu stecken, sondern sich auf die Seite derer zu schlagen, die der Erde einen Sinn geben wollen, einen

Menschensinn». Stimmt man dem allem zu, so bleibt doch die Frage des Anfangs, die Frage des auszuwechselnden Vokabulars. Die Frage des Gegensatzes von Mass und Wert – nicht zur revolutionären Phrase (darüber besteht kein Zweifel), wohl aber zu den Begriffen und Leitworten «Vorstoss, Umbruch, Sieghaftigkeit, Zukünftigkei», vielmehr zu der sinngemässen Wirksamkeit dieser Worte. Ist durch die Nazis das Vokabular dieser Worte wirklich «heillos geschändet», so unheilbar, dass es seinen Dienst an der Revolution versagt? Dann müsste wirklich alles andere angepackt werden; statt der politischen Kühnheit wäre äusserstenfalls musische ratsam. Und für die vielen musisch unempfindlichen Menschen winkte als neue Parole: Ruhe und Ordnung.

Hier müssen zunächst einige Fragen gestellt werden, damit alles klar und der Sinn gemeinsam sei. Rät Thomas Mann nur an, dass die «Parolen» verändert werden, weil die Nazis sie geschändet haben? Oder bezieht sich der Unmut auch auf die radikalen Inhalte echter Revolution, auf den Vorstoss der zwar nicht kecken, doch kühnen Devisen? Im ersten Fall entstehen lediglich Meinungsverschiedenheiten über die Taktik, im anderen Fall differiert das Kampfziel. Nun preist Mann durchaus zwar die «Sphäre der Kühnheit, des Wagnisses», doch er preist sie wesentlich an der Kunst. Freilich beschränkt er die «Ungenügsamkeit» keineswegs auf die Kunst, er dehnt das Mass, womit diese «das Triviale, das Abgeschmackte und Niedrige, das ekle Klischee perhorresziert», auf alle wahrhaft menschlichen Werte aus, auf «Werte, die über das Ästhetische weit hinausgehen, ihm vorangehen, ihm zu Grunde liegen». Aber die Entschiedenheit wird an anderen Stellen doch wieder eingegrenzt; sie wird nicht nur von ihren Karikaturen abgegrenzt (dem «Sozial-Intellektuellen», dem «Radikal-Intellektuellen») sondern ebenso von einem revolutionären «Dogma». Thomas Mann pointiert, Goethe zitierend, «ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet»; dies ebenso kritisch-schöpferische wie bewahrende Wesen bezeichnet er als «konservative Revolution». Nun ist zweifellos, besonders heutzutage, kein Typus innerhalb der Revolution schädlicher als der Radikal-Intellektuelle, als der Phantasielose, Unphilosophische, der mit abstraktem Verstand, mit dem Hochmut die-

ser spezifischen Art von Beschränktheit, die Daseinsfülle meistern will. Indes, oft sind auch jene Radikal-Intellektuelle genannt worden, die die Welt mit Vernunft einrichten wollten und den schädlichen Schein Wegnahmen, selbst wenn er ein bunter war. Und die konservative Revolution? – gewiss, auch dieser Begriff kann revolutionär sein, ja, er steht im Zentrum des revolutionären Erbwillens, Erbproblems. Marx selber sagt, dass die Menschheit in der Revolution keine völlig neue Arbeit beginne, sondern ihre alte nur mit Bewusstsein fortsetze und zustande bringe. Und die dialektische Methode, mittels derer der Marxismus die Welt abbildet, reflektiert nichts anderes als das «Neue, das sich aus den erweiterten Elementen der Vergangenheit gestaltet.» Hierüber besteht kein Zweifel, konservative Revolution ist möglich, wirklich und notwendig zugleich. Aber geklärt müsste werden, ob nicht auch schlichte Revolution, solche ohne Beinamen, oder sage man; revolutionäre Revolution ihre Ehre habe, ja notwendig sei, wenn eine konservative überhaupt ins Spiel kommen soll. Und geklärt müsste schliesslich werden, welche Begriffe, gar Inhalte es sind, die Thomas Mann durch das pseudorevolutionäre Vokabular der Nazis geschändet sieht. Vielleicht geht auch das nicht eindeutig aus dem Geleitwort hervor, die Nazis haben viel gestohlen, anarchistische Jugendbündelei, Urweiber, Urmänner, Urträume à la Benn oder Klages, Arbeitertum gleich Soldatentum à la Jünger – das alles nennt sich «revolutionär». Daran besteht in der Tat wenig Interesse, jedoch rote Fahne, erster Mai, Sozialismus überhaupt liegen offenbar in einem anderen Reich.

Manches ist derart nicht ganz klar geworden, trotz des reinen Willens, der spricht. Auf alle Fälle meint Thomas Mann, dass die morgenrötlichen Fanfaren bald keinen Hund mehr vom Ofen locken. Er setzt auf das Gegenteil, und zwar deshalb, weil das Volk abgestumpft, weil der «Vorstoss» geschändet sei. In der Geschichte wiederholt sich nichts, manche Unterschiede liegen auf der Hand, indes Erinnerungen sind doch nützlich. Annette Kolb sagte einmal, in den letzten Monaten des Weltkriegs, Ludendorff habe Beethoven geschadet. Sie meinte, nach den vielen Attacken sei die Gewaltsamkeit Beethovens in eine bedenkliche Nachbarschaft geraten; aus dem Sturm der Fünften Symphonie,

aus dem Hochland ihres Finale höre man nicht nur den revolutionären Atem, nicht nur den menschlichen Sieg heraus. Überhaupt machte man sich damals über die Nachwirkungen des Kriegs und über den psychologischen Kontrast der kommenden Friedenszeit ganz ungewöhnliche Vorstellungen. Pazifistische Künstler führten das Wort, die erwartete Zukunft war durchgehend aus Nichtkrieg gemacht, von Tür zu Türe sah es lieblich aus. Zum abgelaufenen Krieg gehörten auch die grossen Losungen, die verändern wollen den Bewegungen; prophezeit wurden stattdessen Leichtigkeit, Nähe zu Blumen und sanften Tieren, einfache Heiterkeit. Mit jedem Cäsarismus wurde auch der der Güte abgelehnt, sofern sie sich in Forderungen zeigt; das martialische Wesen schien in jeder Richtung abgelaufen, das dynamische Pathos in jeder Gestalt diskreditiert. Abgelehnt wurden nicht nur Wagner und Nietzsche, nicht nur der expressionistische «Neubarbarismus» sondern ebenso das «Derwischtum» der Revolutionäre: auch diese erschienen als verkappte Schwertmänner, mit einem gesitteten Mordbrenner in sich. Erwartet wurde ein höflich schönes Juste-Milieu, und erhofft (oder wenigstens angepriesen) sanfte Begegnung, sanfte Überredung, eine Art französisch-süddeutscher Tolstoismus, eine Art christlicher Galanterie, die Apollo nicht weit von Jesus und beide in Anmut verehrt. Mit einigem Recht mochte man auf das Biedermeier zurückblicken, das ebenfalls nach einem grossen Krieg und als sein Kontrast gekommen war. Wie man damals Rossini mehr als Beethoven liebte, so schien auch – mutatis mutandis – die Zeit nach dem Weltkrieg eine lebenswürdige zu werden, eine freundlich massvolle. Dass derlei Gebärden, wenn überhaupt, nur in einer kleinen situierten Schicht möglich sind, bekümmerte wenig. Dass die bürgerliche Zartheit des Biedermeier genau im Interesse der herrschenden Klasse lag und nur deshalb befördert wurde, blieb ebenfalls ausser Betracht. Entscheidend für unsere Parallele ist: der Zeitraum 1918-33 hat die massvolle Prophezeiung nicht wahr gemacht, oder bestenfalls in beschränkter, völlig veränderter Weise. Die Lebensfreude reichte nur mehr zu leichten Kleidern und Tänzen, worin man das Dasein kurze Zeit vergass; die übrige Heiterkeit war schnittige Fassade. Hinter Neonlicht und Sachlichkeit ging es verworrener her als je, die Menschen hungerten nach Phantasie und Abenteuer, genauso

stark wie nach Brot, das totgesagte Irrationale wuchs mit der Not. Die Weimarer Republik ging nicht zuletzt daran zugrunde, dass sie das ehemalige Kaisertheater so völlig eingestellt hatte; dass sie zwar Zerstreuung bot, nicht aber in die Phantasie griff. Und als die herrschende Klasse am Ende den Rausch patronisierte (aus Fusel und Lagerfeuer), da zeigte sich, wie wenig «Rossini» im Kleinbürgertum war; wie wenig der Krieg die Wildheit, die durch ihn erweckte, aufgearbeitet hatte.

Aus alledem ergibt sich, dass gewohnte Reize sich nicht so rasch verbrauchen. Selbst mit Abstumpfung kann nur zusätzlich gerechnet werden, nicht aber in Bausch und Bogen. Der Krieg war noch eine verhältnismässig simple Roheit, die Deutschen haben kaum eine Idee in ihm verwendet. Dennoch hielt auch sein Antrieb vor, gerade wegen der Niederlage und aus weiterwirkenden imperialistischen Gründen. Wie wenig erst kann man der immerhin revolutionsgeladenen Berausung ein Ende vorhersagen, als wäre gar nichts gewesen. Als wäre der Antrieb vorüber und die revolutionäre «Parole», die missbrauchte, selber zu Wasser geworden. Die vorhin erwähnte Erinnerung an prophezeiten und wirklichen Nachkrieg gab nur eine Parallele (mit sehr verschiedenen Grössen) zur Mannschen Überdrosslehre. Doch es liegt auch Material vor, das die *jetzige* Wirksamkeit von Parolen betrifft; und dieses Material lehrt weder Abstumpfung noch gar die Nützlichkeit, revolutionäre Parolen – im Interesse der Revolution – auszuwechseln. Die illegalen Berichte aus Deutschland, welche von den beiden grossen Arbeiterparteien herausgegeben werden, stimmen darin überein, dass mit den revolutionären Forderungen des Naziprogramms vorzüglich gearbeitet werden kann und gearbeitet wird. Aus Breslau wird berichtet: «Ein antifascistischer Arbeiter, dem geraten wurde, bei der politischen Arbeit besonders die Argumente der Naziführer zu verwenden, erzählte, dass er dies anfangs mit ziemlicher Skepsis versucht habe, er dann aber feststellen musste, dass es ausgezeichnet geht und sein Ansehen im Betrieb dadurch dauernd wächst.» Aus Leipzig: «In zunehmendem Masse geht die Arbeiterschaft dazu über, die Parolen und Versprechungen der nationalsozialistischen Führer gegen diese zu kehren. Sie schrieben Flugblätter ab aus dem Jahr 1932 (die da-

mals voller Versprechungen waren) und liessen sie von Hand zu Hand gehen. Sie brachten das Programm der NSDAP mit und veranlassten die Abfassung gemeinsamer Briefe an DAF-Leitungen und Zeitungsredaktionen über den Aufbau Deutschlands «nach dem unabänderlichen Programm der NSDAP». Sie befestigten unter Hitlerbildern im Betrieb Zettel mit früheren Versprechungen Hitlers; Lohnabbauversuche wurden mit dem Hinweis abgewehrt, dass dies kein Nationalsozialismus der Tat sei.» Aus Kassel wird berichtet: «Die Hitlerjugend ist zwar noch kriegsbegeistert, doch es gibt auch da viel Unzuträgliches, weil alle den Sozialismus wollen.» Aus Oberbayern: «Bauern wollten wissen, wie das mit den russischen Kolchosen wirklich sei, und trieben den Nazireferenten mit ihren Fragen solange in die Enge, bis er die Versammlung schloss. Der Wille, Genaueres zu erfahren, wenn auch mit revolutionärem Vokabular, war damit gewiss noch nicht abgeschlossen. Übereinstimmend wird die Wirkung des Freiheitsenders bekundet; es wirken nicht nur die Nachrichten, sondern ebenso das kräftige «Hei lewet noch!», die kühne Devise. So verständlich also auch die Überdusslehre a priori erscheint, so notwendig ist es doch, auf die Stimme der einschlägigen Wirklichkeit zu hören und danach zu handeln. Man zerreisst den Wechsel nicht, den die Nazis ausgestellt haben, man präsentiert ihn. Überlässt die Revolution eine einzige ihrer Parolen dem Geschwätz des Feinds, so tut sie ihm einen Gefallen; fordert sie die Verwirklichung, so dreht sie ihm einen Strick. Das Wort «Patriot» etwa, das von Haus aus, seit 1789, revolutionäre, wurde nach 1848, wegen seines eingerissenen Missbrauchs aufgegeben; die Revolution laboriert noch heute an diesem Fehler. Und was die eigentlich rote Verführung unter den Nazimassen angeht: nichts spricht dafür, dass dieser Elan wegen Goebbels abgestanden ist. Vorherrschend ist das Gefühl des Betrogenseins, das Gefühl: der Inhalt war richtig, doch die Nazis haben düpiert, sie wollten den Inhalt gar nicht; und der Wille entsteht, endlich richtig zu realisieren. Zum Parteienwesen der Weimarer Republik will keiner zurück, die Opposition kann nur kräftig werden durch eine zusammenfassende Volksfront-Gruppierung; und die Volksfront eben hat, wenn sie nicht erstarren soll, revolutionäres Vokabular in

sich. Hoffnungen auf die Reichswehr sind zwar immer noch vorhanden, doch gänzlich wesenlos; auch die Sozialdemokratie rückt in ihrem letzten Deutschland-Bericht (Juli 1937) entschieden von solchen Adelsträumen ab. Kurz, es bleibt de facto wenig anderes übrig, als mit einem recht frisch gebliebenen revolutionären Vokabular zu rechnen und es zu ergreifen. Es wäre das erste Mal, dass – bei unverändert vorhandenem Hunger – ein Pappstück den Braten, eine Fälschung das Original, eine Lüge die Wahrheit kompromittiert.

Auch des Weiteren ist es untunlich, Worte deshalb auszuwechseln, weil sie geschändet sind. Denn die Schändung ist keineswegs auf kühne Devisen beschränkt, sie ist hier nur am sichtbarsten. Nach 1918 haben die reaktionärsten Gruppen das Wort «Volkspartei» verwendet; ist dadurch die Losung Volk geschwächt? Die Fascisten drangen noch weiter vor, Markendiebstahl ist ihr Beruf, Hitler nennt das Seine «Arbeiterpartei», Mussolini feiert Italien als «Proletariat» unter den Nationen; ist dadurch das Proletariat diskreditiert? Thomas Mann weist bei Gelegenheit seines Lieblingsworts, der konservativen Revolution, selber auf den Unfug hin, der mit dieser Parole angestellt worden ist; aber trotz Herrn Papen steht die Ehre des Terminus unbewegt. Die Nazis plagiierten überall dort, wo ihnen eine Parole gefährlich zu werden droht, auch Mass und Wert werden ihnen gegebenenfalls als nordisches Dioskurenpaar erscheinen, eine Schlagzeile im «Angriff», vor anderthalb Jahren, lautete sogar: «Deutsche Volksfront für Hitler!» Aber lehrreich ist auch, wodurch die Wiederholung dieser Schlagzeile verhindert wurde: nicht durch Umtaufe der antifascistischen Volksfront, sondern durch ihre Realisierung in Frankreich, erst recht in Spanien. Der Nazi wünscht nichts anderes, als dass den Menschen die Bezeichnung ihrer Unzufriedenheit, ihrer Verzweiflung und ihres Zukunftswillens geraubt werde; ein Teufel nimmt ihnen, zu sagen, was sie leiden. Durch beständige Verkehrung sperrt er die Kraft des revolutionär-humanen Vokabulars, er versucht es zu sperren. Genau aus diesem Grund heisst nicht nur die Kette Revolution, die Ausbeutung Sozialismus, sondern auch der Mord Recht, die Hölle Glück, der Überfall Sicherheit, der Krieg Friede, die Erwürgung Deutschland, der Hundsfott edles Blut. Wollte man durch den Zynismus der Nazis sich die Sprachroute

vorschreiben lassen, dann wäre jede Äusserungsmöglichkeit zu Ende. Die Wiederherstellung des Menschen oder, um dasselbe gründlicher zu sagen: die Beförderung seiner Zukunft kann sich niemals von einem Vokabular, gar von einem Antrieb abkehren, weil die Gauner ihn geschändet haben. Sie wären gar keine Gauner, und es gäbe gar kein Talmi, wenn es nicht auch ein Echtes gäbe, das der Betrug vortäuschen muss. Mit der blossen Spekulation auf die gemeinen Instinkte (so sehr sie geglückt ist) hätte der Nazi nicht solche Massen eines grossen tüchtigen Volks voll ehrlich verzweifelter, ehrlich hoffender Menschen mobilisieren können. Seine besten Geschäfte hat er vielmehr mit Blendwerk gemacht, das einem Original nachgebildet war, stellenweise sogar mit dem Schein, der auf ein unklares oder marxistisch nicht immer genügend beachtetes Sein deutet. Ausser den Verführungsmitteln für Lumpen oder dionysische Spiesser hat der Nazi ohne Zweifel auch revolutionäre Losungen aus früherer Zeit verwendet, lebendig gebliebene Losungen, die von den echten Revolutionären, zu ihrem grossen Schaden, ausgewechselt worden sind. Der Patriotismus wurde bereits genannt; indes auch anderes Feuer, anderes Brennholz zum Feuer (Jugend, Gemeinschaft, Führertraum, Hoffnung des Reichs) findet sich mitten unter den finstertesten Kategorien des Mords. Es gibt immer noch die berühmte antikapitalistische Sehnsucht; hat sie das Grosskapital in ihrer Unklarheit missbraucht, so ist sie dadurch noch nicht satt geworden oder, wie wünschenswert, rational aufgelöst. Mit dem Gegensatz zu Morgenrot überhaupt, zu dem gestohlenen Morgenrot, das verführt hat, gewinnt man die enttäuschten Gruppen kaum; obwohl das Morgenrot schal geworden ist und gerade deshalb. Denn der Gegensatz drückt die Inhalte nicht aus, um derentwillen revolutionswillige Schichten in diesen Höllentrichter von «Revolution» geraten sind; er klärt und entgiftet sie nicht. Eine Gewohnheit, sagt Kant, und wenn sie tausend Jahre zählt, kann über das Sollen nicht entscheiden; wie wenig erst der Betrug an einer Idee, und wenn er fünf Jahre zählt, über die Wahrheit einer Idee. Darum dürfen die kühnen, die kräftig reizenden Worte nicht verloren gehen. Der Jugend sagen sie viel, der Vorhut oder, um diesen geschändeten Ausdruck zu vermeiden: der Avantgarde. Ent-

scheidend aber sind die leidenden Klassen, das Proletariat und die proletarisierte Schicht, mit ihrem betrogenen Glauben. Der erlittene Schwindel kann verzweifelt, er kann sogar skeptisch machen, doch heftiger als diese psychologischen Erscheinungen wirken die sozialen, welche zu edler Einfalt, stiller Grösse noch keine Zeit haben. Nicht als hätte der klassische Antibarbarus, diese edelste Tradition, nun im Kampf, gar im revolutionären Inhalt ein geringeres Gewicht; keine Meinung könnte abwegiger sein. Jedoch Hunger und Not, Verwilderung und Chaos lassen sich mit dem überlieferten Leitbild der Urbanität unmittelbar nicht betreffen, gar auflösen. Ganz abgesehen von der Gewissheit, dass die Geschichte des Menschlichen nicht abgeschlossen ist; dass also die Humanität ausser der klassischen noch manche unentdeckte Kammer in ihrem Hause haben mag. So bleibt der musische, der gleichsam a-revolutionäre Antifascismus auf Kreise beschränkt, die des revolutionären Vokabulars nicht etwa überdrüssig sind, sondern die es niemals, weder im Echten noch im Falschen, angenommen haben. Es sind die wenig zahlreichen, doch wichtigen Kreise des liberal gebildeten Bürgertums, die durch die Nazis aus ihrem Relativismus aufgeschreckt worden sind. Diese Intelligenz beginnt in Deutschland, sich mit schlechtem Gewissen und nicht ohne späte Gewissenhaftigkeit an die preisgegebenen Kulturideale des Bürgertums zu erinnern, erinnern zu wollen. Das mag nicht leicht sein, die vorangegangene Skepsis hatte ihre klassenhaften Gründe, der Zerfall der bürgerlich-gutgläubigen Ideologie mag durch Scham und guten Willen allein nicht zu beheben sein. Indes: wertvollste humane Güter werden durch diese Besinnung gerettet, dem Fascismus entgegengesetzt, einer neuen Zeit übergeben. Es sind Güter, welche, wie Burckhardt einmal sagte, nur in der «Sekurität» gedeihen; in der wirtschaftlichen Sicherheit zunächst, besonders aber in der geistigen und gewiss auch in der Sicherheit der *droits de l'homme*, die das reüssierende Bürgertum während seiner Blütezeit noch aufrechterhalten konnte. Es sind die Güter des zivilen Anstands, der Genauigkeit und Pünktlichkeit, der erstrebten Solidarität, der intellektuellen Rechtschaffenheit, nicht zuletzt, um wieder einen Ausdruck Burckhardts zu gebrauchen, des «gefüllten Schulsacks».

Alle diese Güter hatten, dem Profitinteresse und dem kontemplativen Verhalten zur Welt entsprechend, in ihrer bürgerlichen Erscheinung etwas Fragmentarisches; doch sie stellen zweifellos Ideale dar, die ohne das Bürgertum nicht in die Welt gekommen wären oder nicht so, und die ebenfalls zu verwirklichen dem Sozialismus zusteht. Karl Marx selber verkörpert, ausser dem Neuen, das er bedeutet, das Beste dieser bürgerlichen Tugenden, er ist lauter Objektivität; erst aus ihr kam das wahrhaft «Lebensfördernde», nicht aus dem «Schand-Pragmatismus» der Nazis. Thomas Mann selber gebrauchte das Wort «Schand-Pragmatismus» und ist sich wohl bewusst, dass auch die Nazis mit der Lehre, dass recht sei, dass wahr sei, was nützt, nur die skeptische Zerfall-Ideologie des Bürgertums benutzt und grausig enthüllt haben. Desto wesentlicher der Aufruf zur Selbstbesinnung, desto wirksamer in den moralisch noch nicht verwesteten Schichten des Bürgertums, desto lehrreicher sogar für manche fühlungslose Sektierer unter Marxisten. Insoweit jetzt Thomas Mann gemeinsame Ideale, es sind dieselben, die auch mit der kämpfenden Kirche verbinden, mit der rechtschaffenen Kirche und nicht nur, wie selbstverständlich, mit dem Christentum. Ein ganz Anderes aber ist und bleibt die Hypothese, dass ein Antifascismus mit a-revolutionären Losungen die Kreise mobilisieren könnte, welche an echte Revolution geglaubt haben und nun heimatlos sind. Oder diejenigen gar, welche die Revolution wirklich tragen, die allemal erst revolutionäre und sonach erst, gegebenenfalls, konservative. Item, die brennenden Worte haben das Ihre noch lange nicht getan. Erst recht nicht die soliden Erkenntnisse, welche die gewollte Zukunft fundieren. Auch das Bürgertum hatte sein revolutionäres Vokabular, und der Citoyen wurde durch den Bourgeois nicht widerlegt; im Gegenteil, er leuchtet fordernd und idealisch weiter. Die sozialistische Revolution wird damit Ernst machen, wie sehr erst mit dem roten Licht, womit die Gauner betrogen und die Verwesung bengalisiert haben. «Sieghaftigkeit» des Niedergangs, «Zukünftigkeit» der Saurier ist gar keine; nicht einmal die Fusssohlen der revolutionären Losung sind durch die Nazis beschmutzt. Und das Mass? – es hat das Chaos hinter sich, jedoch das Ungemessene vor und über sich. So lehrt der achtzigjährige

Goethe: «Und wenn mich am Tag die Ferne / Blauer Berge sehnlich zieht, / Nachts das Übermass der Sterne / Prächtig mir zu Häupten glüht, / Alle Tag' und alle Nächte / Rühm ich so des Menschen Los; / Denkt er ewig sich ins Rechte, / Ist er ewig schön und gross!» Das Übermass, wofern es eines der Sterne ist, orientiert das Mass; unsere Sterne sind im neuen Leben.

(September 1937)

Wiederkehr der Ideale

«Das Aufzeigen einer neuen grossen Idee ist das Geheimnis des Erfolges der französischen Revolution gewesen; der Idee verdankt die russische den Sieg.»

A. Hitler, «*Mein Kampf*», Seite 597

Es fliesst von allgemeinen Worten heutzutage über. Volk, Friede, Glück: jede Gruppe versteht darunter etwas anderes. Das sind weite Begriffe, und sie lassen sich, je nach Bedarf, verschieden betonen. Ohnehin fällt das Allgemeine mit dem Vagen leicht zusammen, und wiederum auf recht unterschiedene Art. Das Vage kann schwärmerisch und es kann betrügerisch sein; hier bezeichnet es den Dämmer junger Menschen und Bewegungen, dort den Nebel ausgekochter Gaunerei. Hier ist es unklares Tasten, auch unentschiedene Fülle des Keims, dort ausgedroschene Hülse und Stroh. Allgemeine Worte sind unter Betrügern die zu nichts verpflichtenden, sie wirken ausgesucht vieldeutig und leer. Ganz anders wieder erscheint das Allgemeine ordnender Begriffe, richtunggebender Ideale. Letztere sind dem jugendlichen Sehnen durchaus verbunden, teilen aber nicht notwendig seine Trübe. Soweit sie es freilich teilen, lässt sich in diesem Dunkel besonders gut berauschen.

Lehrreich ist, dass die allgemeinen Worte in den letzten hundert Jahren genau entgegengesetzt beurteilt worden sind. Die herrschende Klasse des Vormärz verwarf sie als jakobinisch; das heisst, sie roch im Vagen das Dämmernde, Zukünftige, die Freiheit, die ich meine. Der wissenschaftliche Sozialismus verwarf das allgemeine Wesen ebenfalls, doch nicht wegen seines idealen Morgenrots, sondern wegen seines undurchschauten Dunsts, we-

gen seiner Phrasenhaftigkeit, also gerade wegen der Eigenschaften, die es der herrschenden Klasse nachdem empfahlen. Hegels Restaurationsphilosophie hatte gegenüber dem Jakobinertum das Positive, dass sie den Verstand auf das Gegebene richtete, auf das historisch und konkret Wirkliche. Aber als reaktionäre tat sie zugleich des Guten zuviel, indem sie das Historische dem Angestammten gleichsetzte und das geworden Wirkliche dem Wirklichen schlechthin. Auf diese Weise wurden die allgemeinen Parolen des Jakobinertums lächerlich, die grossen Umfänge: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit heimatlos. Was diese Allgemeinheiten an Vernunft enthielten (nämlich an der der herrschenden Klasse eben noch erträglichen Vernunft) war angeblich bereits in der vorhandenen Wirklichkeit; der Rest, der in dieser nicht unterkam, wohnte nach Hegel ausschliesslich im Meinen des besserwissenden Subjekts, im Subjekt, das sich die Hörner an der Wirklichkeit noch nicht abgelaufen hat. Hier also tragen allgemeine Worte noch den Ludergeruch der Revolution, während das Besondere, das Konkrete, das Reale eo ipso auf Seite der herrschenden Klasse steht, die ihre Realitäten verteidigt und geniesst. Soweit Goethe und Hegel mit den Interessen der Reaktion sich berührten, haben sie dieser Abneigung gegen Allgemeinheiten, besonders idealischer Art, jederzeit Ausdruck gegeben. Allgemeine Begriffe, sagt Goethe, und grosser Dünkel haben in der Welt allemal viel Unheil angerichtet. Und Hegel schliesst in den Realismus seines konkreten Denkens nicht nur, wie rechtens, den preussischen Staat ein, sondern er verabsolutiert ihn zugleich als den wirklichen Staat schlechthin, als die ausgebildete Besonderheit, gegen die jede Allgemeinheit, jedes eigentliche Staatsideal abstrakt und subjektiv geworden sei. Solche Allgemeinheit (an Forderungen und Idealen) hatte sich 1818 im Wartburgfest gegen die miserable Wirklichkeit erhoben; es war die Erhebung des bürgerlichen Liberalismus. Ihr Wortführer war unter anderen der liberale Philosoph Fries; Hegel aber nennt ihn den «Heerführer der Seichtigkeit» und eben deshalb, weil Fries sich in Allgemeinheiten des abstrakten Gefühls erschöpfe; weil er den gebildeten Bau des Staates, die Architektur seiner Vernünftigkeit und seiner bestimmten Unterscheidung in den Brei des Herzens, der Freundschaft und Begeisterung zusammenfliessen lasse. Die Reaktion

war damals also positivistisch, sozusagen: sie machte gerade der Revolution zum Vorwurf, dass sie mit der allgemeinen Stange im allgemeinen Nebel herumfahre. Die herrschende Klasse glaubte noch an ihre Welt; Wilhelm Meister ist ein realistischer Erziehungsroman, Hegels Philosophie führt vom Abstrakt-Umrisshaften zum Tüchtig-Besonderen in jeder Sphäre.

Bald darauf aber drehte sich die Rolle der allgemeinen Worte entscheidend um. Marx entzog dem revolutionären Willen das Vage und bloss Träumerische, er vermittelte ihn mit dem wirklichen Gang der Dinge. Auf diese Weise wurde das Allgemeine, sofern es mit dem Vagen zusammenfällt, ausgeschieden, die revolutionäre Arbeit erhielt bestimmte Form, das revolutionäre Ziel rückte aus dem Nebel des gewünschten Ideals ins Licht der begriffenen Tendenz. So kehrte sich Marx gegen jene Revoluzzer, die ihre Träume wirklichkeitsfremd weitertrieben; die seit 1789 zwar nichts vergessen, aber auch nichts gelernt hatten. Hegels historisches Denken wurde von der Apologie des Angestammten und Gewordenen befreit, Hegels konkreter Begriff aufs wirklich Konkrete präzisiert. Umgekehrt jedoch verfuhr die spätere Reaktion, sie pachtete die Allgemeinheit grosser Worte und machte lauter Phrasen daraus. Als das Jahr 1871 die Ideale von 1848 «erfüllt» hatte, war deren Impuls längst schal geworden, ja verlogen; denn die deutsche Bourgeoisie dankte, aus Angst vor dem unterdes erstarkten Proletariat, alle politische Macht in die Hände des Junkertums ab. Da wurden denn die liberalen Ideale zu national-liberalen, der freisinnig gebliebene Rest erschöpfte sich in ohnmächtiger und unernster Opposition. Allgemeinheit wurde zur allerschlechtesten Vagheit und Verwischung, zur Dekoration des Betrugs, bestenfalls des Selbstbetrugs. Das instinktolose deutsche Bürgertum pflegte 1848 bereits den Kaisertraum: nun kam ihm gänzlich Kling Klang Gloria, Heil dir im Siegerkranz und eine Kaiserherrlichkeit, die dreinsah wie die Schlossrestaurierungen dieser Zeit, ja wie eine Fassade aus «deutscher Renaissance» vor einem stinkenden Fabriksaal. Das Schwarz-Rot-Gold der Weimarer Republik (ohne jeden Willen zu Freiheit und Republik, zur Durchführung der Demokratie) fügte dem Betrug die Lächerlichkeit hinzu; fast schien damit der schlechten Allgemeinheit das En-

de gekommen. Bis die Nazis der Fassade in höchster Not zur Hilfe kamen und sie nun freilich mit einer Kunst beschmierten, die keine Bedenken kennt, die ihren Pinsel in den Makart taucht, wo er am tiefsten ist. Hier ist das Blut, das jeder hat, der Boden, den wenige haben, hier winken Freiheit der Meere, Frauenehr und hohe Tugend, deutsche Wirtschaftsführer, deutscher Sozialismus, Volksgemeinschaft, Arbeitertum, Brauchtum, Seelentum. Die Widersprüche werden durch Opernklischees überkleistert und zum Wischiwaschi einer monumentalen Verblasenheit aufgelöst. War das Allgemeine dem aufsteigenden Bürgertum noch Ausdruck abstrakter Hoffnung, so ist es dem ausgekochten lediglich Betrugsmittel. Die allgemeinen Worte und Ideale sind oft sogar die gleichen wie in revolutionären Zeiten (daher die vielen «Vorläufer» des Nationalsozialismus); aber es ist nur die gleiche Hülse, die gestohlene Flasche, und der Inhalt ist Luft oder Jauche. Das Interesse des aufsteigenden Bürgertums setzte allgemeine Begeisterungen, in deren Vagheit der wirtschaftliche Sinn sich unwissend oder schamhaft verbarg. Das völlig nackt gewordene Profitinteresse der Gaunerei braucht allgemeine Phrasen, um seine Opfer einzuwickeln und die Wirklichkeit zu vernebeln. Die Revolution dagegen ist konkret geworden, ihr Interesse und die dialektisch-materialistisch begriffene Wirklichkeit gehen konform. Der Marxismus sieht statt des abstrakten Dunstes die besonderen gesellschaftlichen Verhältnisse, statt des weichen Traums vom Ziel leistet er präzise Arbeit an dessen Weg.

Damit jedoch sind die allgemeinen Worte nicht samt und sonders verabschiedet. Wir unterschieden die unbestimmte Dämmerung von dem vieldeutigen Schwindel; das wird jetzt wichtig. Denn es liegt weite Zukunft in der Luft, das Bemühen um die Volksfront hat Allgemeines neu auf den Plan gerufen. Nicht im Sinn jener redlichen Verlegenheit, die sämtliche antifascistischen Gruppen auf einen Generalnenner versammeln will und die Differenzen daher ausser Acht lässt. Das ist Volksfront als blosser Zweckverband, mithin ohne Wärme; sie ist durch ein blosses Allgemeines des Nichtwollens verbunden (nämlich Hitlers), nicht durch ein Allgemeines des Wollens, durch einen Antrieb langfristiger und positiver Ideale (nämlich aus der französischen Revolution, aus dem Christentum).

Das willenshaft Gemeinsame und das idealisch Allgemeine, das es fundiert, muss daher tiefer wahrgenommen werden; und es braucht sich vor den Differenzen nicht zu fürchten. Die Differenzen stammen grossenteils aus dem Verhältnis zum Privateigentum; und gewiss, in der Tat: das scheint ein harter Brocken. Jedoch das Privateigentum, das der Marxismus meint, und auf dem der heutige Klassengegensatz einzig beruht, ist nicht die Kuh des Kleinbauern oder der Werktisch des Handwerksmanns oder das fragwürdige Sparkassenbuch des Kleinbürgers. Dieses Eigentum wird ausschliesslich vom Grosskapital bedroht, nicht vom Marxismus; Sozialisten sind keine Gerichtsvollzieher. Und nur gegen das Privateigentum des Grosskapitals an den grossen Produktionsmitteln richtet sich der marxistische Kampf; das andere mag solange bleiben, ja als «Naturrecht» solange gefeiert werden, bis kein Mensch an diesem «Naturrecht» weiter interessiert ist. Hier also ist die Differenz, bei ökonomischem Licht gesehen, lange nicht so gross, wie eine infame Propaganda und leider auch vulgärmarxistische «Totalität» eingeredet haben. Sie mindert sich völlig im Zusammenhang der verstandenen und bejahten, der bis zum Ende bejahten Demokratie. Diese verbindet die grosskapitalistisch entrechteten Schichten über jeden Zweckverband hinaus und zwar im Konsequenzzwang der Demokratie, in ihrer Wahrheit, die Sozialismus heisst. Denn ohne materiale Demokratie bleibt die formale den Meisten nur Papier und eine Versprechung; sie ist der allgemeine Bauhorizont, auf dem das Eigentliche erst geschaffen werden muss. Desgleichen bleibt die Freiheit des Christenmenschen, bei wärender Ausbeutung, eine Inwendigkeit, die dem Satz des Stifters nur halb entspricht: Ich bin gekommen, ein Feuer auf Erden anzuzünden, und ich wollte, es brennte schon. Der Sozialismus macht erst die allgemeine Menschenliebe wahr, er ist seit je das Christliche in der Revolution und das Revolutionäre im Christentum. Die einzige derzeit unaufhebbare Differenz zwischen dem sozialistischen und christlichen Flügel der Volksfront – eine Differenz von freilich fundamentaler Gründlichkeit – ist transzendent. Es ist die zwischen dem kirchlichen Glauben und dem sozialistischen Nichtglauben an ein Jenseits, an seine Mächte, Throne, an seine vorhandene und entschiedene Herrlichkeit. Aber so ernsthaft und tiefdringend dieser Gegensatz bleibt: er beschattet

die lange Strecke gemeinsam möglicher Arbeit am humanitären Ideal nicht. Sollte es notwendig sein, von der metaphysischen Differenz zu reden, so haben die Realitätsgrade und Realitätsorte des Jenseits auch in der christlichen Geschichte schon manchen Wandel erfahren; so ist, von der anderen Seite her, der marxistische Atheismus, als Erklärung und Erhöhung der Welt aus sich selbst, durchaus nicht der abstrakt-negative, der lediglich weglassende der alten Mechanistik. Wie dem immer sein mag und sein wird, wie kräftig die Begegnung zwischen religiöser Überlieferung und religiösem Erbproblem ausfallen mag, wie überraschend selbst manche Gestalt des frommen Überbaus aus dem offen gewordenen Diesseits uns entgegen gehen dürfte: heute jedenfalls versammeln die grossen humanitären Ideale genug, hier gibt es Brüder auch ohne jenseitigen Vater. Das Allgemeine der Ideale hat die Frische zurückerlangt, die es in den revolutionären Zeiten des Bürgertums ausgezeichnet hatte; es ist wieder Zukunft und Hoffnung darin, auch Christförmigkeit. Und das Verblasene der blossen Schwärmerei ist durch den Marxismus beseitigt, er ist der Generalstab der Revolution. Die Zeiten des hilflosen Danebengreifens, der uferlosen Betrügerbarkeit sind durch ihn vorbei. Das Allgemeine kommt derart ungefährlich wieder, die Ideale leben nicht mehr im Wolkenkuckucksheim.

Dass es gerade deshalb nötig ist, allgemeinen Worten in den Pass zu sehen, versteht sich von selbst. Aber ihr Dasein und Wirken ist gerechtfertigt, unter ihren durchaus musikalischen Zeichen begegnen sich getrennte Gruppen leichter. So ermöglicht sich ein Ausgleich werktätiger Schichten, der den Bolschewistenschreck hier, die Sektiererei dort auflockern dürfte. Manchen Marxisten mag es nicht leichtgefallen sein, Worte wie Volk, Vaterland, gar Glaube in ihre Gedanken einzuflechten und in ihre Theorie-Praxis. Die Berührung mit Erbsubstrat hat aber wohlgetan, hat die schematische Gewohnheit beseitigt. Nicht im Sinn einer Verwischung oder Abschwächung marxistischer Grundsätze, erst recht nicht im Sinn eines neuen Revisionismus; der sei ferne. Die Arbeit der Revisionisten bestand aus Weglassungen der Hauptsache: des dialektischen Materialismus; die Arbeit in der Volksfront dagegen befördert die Ausführung und Erweiterung dessen, was im

Marxismus, nicht zum mindesten in den Schriften des jungen Marx, vorhanden ist. Dadurch gelangt auch in die grossen und unabgeholtenen Allgemeinheiten ein neuer Zug, vor allen in die des richtunggebenden Ideals. Das Menschliche taucht auf, nicht mehr als abstraktes Gattungswesen wie bei Feuerbach (wogegen Marx sich konkret absetzte), sondern als geschändete Würde (zu dessen Wiederherstellung Marx seine gesamte Analyse der kapitalistischen «Entmenschung», «Entfremdung», «Entäusserung» unternahm). Der ökonomisch kenntnislose Idealismus hatte und hat für die Herausarbeitung und innere Unterscheidung der allgemeinen Ideale nur einen Meissel aus Seife; doch hier kommt der konkret geschulte Marxismus, höchst rechtzeitig, zur Hilfe. Er unterscheidet die formale Freiheit beispielsweise, wie sie innerhalb des Kapitalismus bestehen kann, von der materialen, konsequenten und wirklichen; er unterscheidet die Freiheit des Volkes von der mörderischen oder Wolfs-Freiheit der Ausbeuter und wird letztere um der Befreiung der Menschlichkeit willen unterdrücken. Er hat den allgemeinen Mantel aufgehoben, unter dem sich, als einer Ideologie, die Vorgänge der Ausbeutung versteckt hatten; er hebt auch den Mantel der idealischen Abstraktion auf, unter dem die Feinde der wirklichen Freiheit eine Straf-Freiheit, Wolfs-Freiheit für sich verlangen. Volk, Glück, Friede, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit waren lange genug Vagheiten, stellenweise Mittel zum Betrug; doch die Sache strahlt in ihrer ehrlichen Gestalt desto heller. Marx hat zwar gesagt, die Revolution habe keine Ideale zu verwirklichen; dieser Satz aber wandte sich, wie dargestellt, ausschliesslich gegen die subjektivistischen Verblasenheiten, gegen die irrealen Revoluzzer, welche ihre Einbildungen bereits für Wirklichkeiten hielten. Der Satz wandte sich nicht gegen den – Marxismus selbst, das heisst gegen den endlich begriffenen Weg zur Beförderung der Humanität. Nichts ist legitimer, als Ideale zu verwirklichen, wenn sie präzise, konkret-utopische, folglich realisierbare geworden sind.

(September 1937)

Deutsch-römisches Idyll

Man weiss nicht, ob alle heute so brav sind. Aber die Fascisten sind gewiss am bravsten, wie friedliebend geht es bei ihnen her. Zwei Lilien haben sich soeben getroffen in einer Welt voll Hass. Der Schwarze und der Braune bedrohend niemand, sie sagen es selbst.

Mit bleckenden Zähnen sagen sie es selbst, einer nach dem Anderen. So wurde mit Entsetzen noch kein Scherz getrieben, und nie wäre er geduldet worden. Nur seiner Liebe zum Frieden halber fuhr der Duce nach Berlin, ein wenig blutbespritzt von Abessinien und Spanien her, aber sonst wie Balsam. Und der Führer lächelt, die Tanks donnern Liebe, in den Brandbomben fliesst die Milch der frommen Denkgungsart. Es ist ein Wurstelspiel, und vor einer Welt, die gewertet wird, als bestünde sie aus lauter Kindern und Narren; es ist eine beispiellose Unverschämtheit. Eine Dummheit obendrein; denn wenn die Welt auch keineswegs salomonisch weise ist, so vermag sie doch die Stimme der sauberen Vögel zu verstehen. In des Führers geliebtem Wagner findet sich eine Stelle, die nicht übel hierher gehört und dem Propagandaministerium zu denken geben könnte. Als Siegfried den Drachen erschlagen hat (die Welt ist noch nicht so weit) und zu Mime zurückkehrt, dem tückischen Zwerg, spricht dieser wohl die süssesten Worte und mit den freundlichsten Gebärden, der herzlichsten Musik; aber der hellhörend gewordene Held merkt, was Mime meint, und die gespielte Unschuld ist vertan. Siegfried versteht, dass Mime ihn im Schlaf ermorden will, um ihn dann auszurauben («mit dem Schwert hau ich dem Kind den Kopf erst ab»); er begreift den Sinn, obwohl Mime tut und spricht, als verspräche er ihm die schönsten Sachen, als wäre er bereit, sein Leben für Wohlfahrt und Kultur zu geben, für Friede und Europa. Es ist das eine musikdramatisch wie politisch gleich grossartige Stelle; sollte die Friedensliebe der Fascisten, infolge widriger Umstände, fortschreiten, sollte sie sich zum Pazifismus der geprügelten Bestie steigern, die durch Schöntun ihr Dasein retten will, dann wird Siegfried, zweiter Aufzug, Szene drei, immer richtiger werden. Mussolini hat Hitler im Mime-Ton fast übertroffen; Kriege werden ohne Kriegserklärung, ja mit Friedensglocken eingeleitet.

Fast der Dümme kommt in die Lage, das zu begreifen. Freilich nicht jederzeit, an jedem Ort; soeben erst geschah ein Rückfall. Nyon war den Fascisten ein harter Schlag, doch bereits wird er abgeschwächt. England ladet Italien ein zur «Beteiligung am Kampf gegen die Piraterie», Italien nimmt an. Seine ihm ursprünglich vorgesehenen Zonen werden erheblich vergrössert, und die Versicherung ergeht: «Die von den Sachverständigen festgelegten Gebiete ermöglichen den *drei* Admiralitäten, die Überwachung der Seestrassen so wirksam als möglich zu gestalten.» Manche sehen in dieser Groteske sogar einen diplomatischen Erfolg, eine Unterordnung Italiens unter gesitteten Zwang. Es sind das dieselben Schwachköpfe, die seinerzeit den «groben Ton» der russischen Noten bedauert haben, obwohl einzig der Ausschluss Italiens die Konferenz gelingen liess. Wurde aber seit Nyon kein einziges Schiff im Mittelmeer versenkt, so kann der Krieg im Frieden nun wieder beginnen, hier wird Italien nicht sabotieren, auch findet manches Auge der City den Partner nicht ungern wieder, mit dem es zu zwinkern versteht. Umsonst berief sich Litwinow auf eine der wenigen Stellen in Mussolinis Friedensrede, worin dieser Farbe bekannt hat, auf die entschlüpfte Versicherung, dass er die aktive Intervention nicht aufgeben werde. Der Pakt von Nyon wurde dennoch revidiert, die künstliche Dummheit (als wäre an der natürlichen nicht genug) findet immer wieder Adepten. Die Vertreter Grossbritanniens und Frankreichs waren mit Litwinow «im Prinzip» darin einig, dass der Augenblick gekommen ist, die Methoden zu ändern; sie glaubten jedoch, dass «eine allzu strenge Resolution den Zweck verfehlt, indem sie Italien und Deutschland nur noch unnachgiebiger macht». Man sieht: trotz der kräftigen Haltung von Nyon I hat der feige Unsinn noch nicht ausgespielt, der Hitler begütigen will. Trotz englischer Aufrüstung und Maginotlinie gibt es noch immer Mauern von Jericho, die vor der fascistischen Maultrompete stets von neuem einzustürzen bereit sind. Das harmlos-ängstliche Versteckspiel in Genf entspricht dem gerissen-harmlosen in Berlin und erleichtert ihm seine Ziele. Überdies fügt der Beitritt Mussolinis zum Abkommen von Nyon der unverschämten Komik eine ganz besondere Feinheit zu. Auf den Wurstelbuden sieht man zuweilen den Ringkampf eines Man-

nes mit sich selbst; genau dies Kunststück verspricht der italienische Faxenmacher, wenn er als Patrouille den Piraten fängt, der er selber ist. So fördert Europa die Lügen, indem es gerade bei der läppischsten tut, als ob es an sie glaubt.

Das ist desto auffallender, als sonst überall Ernst aufzieht. Langsam, langsam, doch unwiderstehlich kommt Zug in die antifascistische Sache. Hitler und Mussolini haben für ihr Wiedersehen keinen günstigen Zeitpunkt gewählt, vor einem halben Jahr wäre das Wetter bedeutend schöner gewesen. Der Mann, der 1915 den Bruch des Dreibunds betrieb, war zwar jederzeit ein ebenso ehrlicher Vertragspartner wie heute, wie Hitler selbst. Aber die Prophezeiung: «Das Europa von morgen wird fascistisch sein» hätte vor einem halben Jahr doch weniger kurios geklungen; erst recht hätten die Lieblinge des Menschengeschlechts weniger nötig gehabt, so süß zu sein. Nyon I hat in die Entrevenue hineingefunkt: und wieviel anderes mag der Fascismus an einem erwachenden Europa beklagen. Himmlers Instruktionen zeigen, wie gefährlich die innere Opposition gewachsen ist, und wessen sich der Nazi im Kriegsfall hier zu versehen hat. Aber auch was die Lauen angeht und die schlecht Orientierten: Spanien bereits wird auf die Dauer ein gefährlicher Prüfstein, um Gut und Böse zu unterscheiden; China entlarvt vollends. Bezeichnenderweise wagt die Nazipresse durchaus nicht, im Fall China eindeutige Sympathie zu bekunden, gar vorzuschreiben; obwohl man mit Japan im Militärbündnis steht. Der Ausdruck: «Rot-China» ist bisher nicht gefallen; obwohl hier wirklich eine ausgebildete Armee chinesischer Kommunisten mitkämpft; obwohl die Sowjetunion sich noch offizieller auf die Seite der chinesischen Regierung gestellt hat als auf die der spanischen. Das macht: die Nazis fürchten den Misserfolg Japans (der auf alle Fälle ihr eigener ist), sie fürchten erst recht die Parolen des chinesischen Freiheitskampfes (und können ihn nicht mehr umlügen), den niederschmetternden Anblick des japanischen Bombenmörders (und können ihn nicht mehr verschönern). Hinzu kommt das Wichtigste: das deutsche Volk sieht sich und seine Regierung an den spanischen, jetzt an den chinesischen Ereignissen in einem aus der Ferne vorgehaltenen Spiegel. Zuhause behindert der allzu nahe Blick auf die Freiheitsberaubung und das herrschende Unrecht vielfach die Aussicht und

Übersicht. Es fehlt zwar nicht das Material (gewiss nicht), wohl aber der Begriff der Hölle, in der man steckt, es fehlt die Silhouette von Fascismus und Antifascismus, Verleumdungen tun und taten ein Übriges. Aber das riesige Ferngemälde China – Japan reflektiert den eigenen Zustand und lässt ihn reflektieren, es zeigt den Befreiungskampf eines unterdrückten, von Fascisten überfallenen Volkes, und der geneigte Leser denkt sich vieles. Die Ahnung dieser und noch anderer, mächtigerer Störungen wirkte in Berlin, machte die sonst so kühnen Redner betreten. Regen fiel aufs Berliner Feuerwerk und dämpfte sein Sieghel: Unbilden aller Art verwandelten ein Arrangement, das (*faute de mieux*) der Einschüchterung dienen sollte, zum Schäferidyll. Die Balearen und Ceuta, das baskische Erz, vor allem die Affäre mit Tschiangkai-shek, hatte man sich vor Tische ganz anders ausgemalt. Das offizielle China, mit seinen deutschen Instruktionsoffizieren, galt in Berlin als antikommunistisch schlechthin, als stiller oder offener Teilhaber des künftigen Kriegs mit Russland. Auch diese Hoffnung ist zerronnen, so begründet sie schien, der Nichtangriffspakt Moskau-Nanking war eine kraftvolle Überraschung, der Biss Japans wird auch die positiven Seiten dieses Pakts immer eindeutiger herausarbeiten lassen. Es wird einsam um die Diktatoren, die Geschäfte gehen nicht mehr wie in früheren Zeiten, die alten Anschläge haben trotz Nyon II keine Macht. So endete Berlin mit verlogennem Pazifismus, doch mit völlig glaubhaften Untertönen der Angst.

(Oktober 1937)

Der geraubte Schubert

Herr Becking, aus Bremen gebürtig, Professor der Musikgeschichte an der Prager deutschen Universität, beginnt seinen Kollegen, den Historiker Pfitzner, zwar nicht an Pathos, wohl aber an völkischer Kühnheit zu übertreffen. Die Belange des Auslanddeutchtums, wie man sie in Berlin versteht, sind bei ihm in guter Hut. Auch dem Forscher Becking scheint, seit einiger Zeit, nur dieses wahr, was dem Naziregime nützt. Er liefert auf diese Weise zwar keine Beiträge zur Musikwissenschaft, doch solche zu seiner

Karriere, zu seiner Wohlangedschriebenheit im Dritten Reich. Und Schubert ist ihm für dieses Ziel gut genug.

Die Eltern Schuberts stammen aus Schlesien. Das galt bisher als belanglose Tatsache, in einer Zeile abgetan. Schubert selbst ist Altwien durch und durch, seine Musik ist dasselbe wie die österreichische Landschaft und Kultur. Herr Turnlehrer Henlein ist ihm vollkommen unbekannt. Becking aber, nachdem Wien nun einmal nicht zum Dritten Reich will, stellt dafür das echtste Wiener Genie an die Grenze, Schubert wird ein Sudetendeutscher, der «durch Zufall» in Wien zur Welt gekommen ist: Herr Becking hört im Komponisten des Forellenquintetts, der Es-dur-Messe lauter «nordisches Bauerntum». Das Dreimäderlhaus hatte wenigstens nur die Melodien Schuberts ausgeraubt und sie in Mist gestellt; Herr Becking holt, zum gleichen Zweck, den ganzen Mann. Er begeht eine neue Sorte von Menschenraub, und sein Verdienst ist es nicht, wenn sie durch Lächerlichkeit missglückt. Er empfiehlt sich der Stimme seines Herrn durch forsche Imitation; der Rhythmus der SA ist Beckings Erkenntnisquelle geworden. Als einige Dummköpfe oder Hanswürste der Entente 1914 ebenfalls Aas ausgruben, als sie Beethoven wegen der flämischen Herkunft seines Namens und Geschlechts als – Belgier reklamierten, ging viel Heiterkeit und Verachtung durch Deutschland, ja der gut nationale Musikhistoriker Wolfrum notierte diesen Streich als untrügliches Zeichen der geistigen Minderwertigkeit beim Feind. Jetzt könnte Wolfrum zufrieden sein; für die Entwendung Beethovens hat man sich mit genau denselben Phantasiemitteln revanchiert. Und wenn Becking seiner Dichtkunst ein Übriges zutraut, so empfehlen wir ihm, die so wenig sudetendeutschen Verse Heines in Schuberts Liedern zu ersetzen. «Ich unglücksel'ger Atlas! eine Welt, die ganze Welt der Schmerzen muss ich tragen, ich trage Unerträgliches, und brechen will mir das Herz im Leibe» – diese Heineverse beispielsweise, in Schuberts letztem Liederzyklus, sind heutzutage, aus deutschem Mund gesungen, selber untragbar. Da Herr Becking kein Atlas ist und gar nicht schwer trägt, wird ihm ein SA-Text ohne Weiteres parat sein. Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, sieht jeder Nazi wie Schubert aus.

(Oktober 1937)

Der Expressionismus

Er drückt vermutlich noch immer etwas aus. Die entarteten Bilder wurden von viermal so viel Menschen besucht wie die artgerechten. Der Eintritt in die Schreckenskammer ist freilich gratis, auch das muss bedacht werden, damit man das Ergebnis nicht überschätze. Trotzdem ist wahrscheinlich: Marc zieht mehr an als Ziegler, die neueste Verkehrung von Gut und Schlecht gelang nicht. Der Deutsche lernt hier, sich seiner Herren zu schämen, nicht nur an ihnen zu leiden.

Aber auch darüber hinaus wird ein Unrecht gutgemacht. Wie viele wussten noch Genaueres von der seltsamen expressionistischen Zeit und ihren Werken? Seit 1922 war der Expressionismus verleumdet; Noskes Feldzüge, der Wunsch nach Ruhe und Ordnung, die Lust an den gegebenen Verdienstmöglichkeiten und an der stabilen Fassade haben ihn erledigt. Diese Lust hiess «Neue Sachlichkeit»; sie führte zwar von allzu verstiegenen Träumen zuweilen wieder zur Welt zurück, aber sie verschwieg den Wurm in dieser Welt, sie wurde buchstäblich die Malerei der übertünchten Gräber. Hausenstein und andere Kunstschwätzer beeilten sich, im Gefolge der «Stabilisierung», dem Publikum verdächtig zu machen, was sie eben noch angebetet hatten; die meisten deutschen Maler folgten der veränderten Konjunktur. Fast einzig Klee, der wundersame Träumer, blieb sich und seinen unwiderlegten Gesichten treu, er nagelte die expressionistische Fahne an den Mast, und an ihm liegt es nicht, dass sie nicht mehr als Fahne galt, sondern als blosses Taschentuch mit einem Monogramm. Auch bedenkliche Reste der Expression blieben übrig, wie Benn, dessen Ausdruckswille auf den Hund, ja auf den Urschleim von heutzutage gekommen ist. So ging der Expressionismus in Deutschland zugrunde, im gleichen Land, das ihn vorher als deutschesten Ausdruck, als Musik in der Malerei besass. Der Surrealismus (wohin in Frankreich und der Tschechoslowakei manches expressionistische Wesen geflüchtet ist) fand in Deutschland wenig Widerhall. Die zerrissene Umwelt und das Phosphoreszieren an den Rändern – all diese unheimliche Wirklichkeit fand offiziell keinen Ausdruck. Oder der Ausdruck wurde, wo er halbwegs erschien, etwa in der «Dreigroschenoper», behaglich missverstanden, in anderen

Fällen verlacht. Auch Marxisten (damit das nicht verschwiegen werde), wie Lukács, haben dem Expressionismus in Bausch und Bogen eine wenig kenntnisreiche Etikette aufgeklebt. Sie denunzierten ihn als «Ausdruck kleinbürgerlicher Opposition», ja sogar, völlig schematisch, als imperialistischen Überbau. Aber Marc, Klee, Chagall, Kandinsky kommen in dem Klischee «Kleinbürgertum» kaum unter, und am wenigsten, wo dieses Klischee, auf schädlichste Weise, als Schimpfwort gebraucht wird. Und selbst wenn hier nichts als kleinbürgerliche Opposition wäre (man wünscht sich, den Kleinbürger kennen zu lernen, dem Marcs «Turm der blauen Pferde» sein Ausdruck ist): was steht dem Kleinbürger Besseres zur Verfügung als bestenfalls – Opposition (und gar solche)? Dass aber der Nazi sich nachher, gelegentlich, in der Anfangszeit, expressionistische Literaturreste beibog (Benn) oder Thingspiel-Industrie daraus machte (Euringer), daran ist nicht Marcs «Imperialismus» schuld, sondern des Goebbels Sinn für wirkungsvolle Falsifikate (fast gleich, woran sie geschehen). Und eben die letzte Attacke Hitlers beweist, dass «kleinbürgerliche Opposition», auch in expressionistischer Gestalt, nicht ganz so verächtlich ist. Sie beweist erst recht, dass die expressionistische Kunst – zuerst von Hausenstein, nun viel grossartiger von Hitler erledigt – keine Rechtfertigung des Feinds enthalten hat, keine Ideologie seines Imperialismus und seiner Ordnung. Es ist wichtiger als je, über die so blutig gehassten Bilder sich klar zu werden. Was wurde 1912-22 gewollt, warum geht uns das wieder etwas an, warum erscheint die Kunst dieser Jahre Hitler so «ungesund»? Der Schluss ist zwar nicht überall gültig, dass das, wogegen Hitler kämpft, das Rechte sei. Denn Vieles, wenn nicht das Meiste an Nazi-Urteilen ist so falsch, dass nicht einmal das Gegenteil wahr ist. Aber im Fall entartete Kunst darf man vom Feind die Marschroute sich diktieren lassen, mindestens bewirkt der Angriff, dass das angegriffene Objekt in unsere Nähe rückt und treue Betrachtung verlangen kann. Sowohl seine schlechten, leeren, abgestandenen Züge wie die Bedeutungen der wirklichen Expression sind heute überblickbar geworden und frappant. In einem früheren Aufsatz (NWB. 1937, 31) habe ich bereits auf gewisse Ursachen des Münchner Hasses hingewiesen:

«Der Expressionismus enthielt selbst in seinen Nachgeburten noch revolutionäre Elemente unter den archaischen; er vertrat gewissermassen die «zweite Revolution» unter Kunstburschen und der Jugend, die sich für derlei interessierte. Insofern ist es nicht übertrieben konsequent, zu folgern: in der Münchner Kunstrede lief eine letzte Dünung des dreissigsten Juni am entlegensten Gestade aus.»

Erst recht enthielt das Original, als Rebellion gegen Verdinglichung und Oberfläche, seinen Antikapitalismus: subjektiv un-zweideutigen, objektiv noch unklaren. Es enthielt archaische Schatten, revolutionäre Lichter durcheinander, Schattenseiten aus einem subjektivistisch-archaischen Orkus, Lichtseiten aus Zukunft, Reichtum und Unabgelenktheit des menschlichen Ausdrucks. Eine Kunst, die weder mit den überlieferten Formen noch vor allem mit dem ringsum Gegebenen einverstanden war, überzog damals die Welt mit Krieg. Dieser Krieg hatte freilich keine anderen Waffen als Pinsel und Tube, als direkten Schrei, und sein Schlachtfeld war die Leinwand oder das musisch bedruckte Papier. Und die kriegführende Macht bestand aus dem puren Subjekt, aus der emotionalen Not und Wildnis des Subjekts, das sich mit seiner Laterna magica in eine scheinbar gegenstandslose Welt projizierte. Die Bilder selbst waren mit einer Mischung, die so nur in Deutschland möglich ist, im Deutschland Ossians, der Romanantik und zuletzt noch des sumpflumigen, Freiheit träumenden Jugendstils, aus Archaischem und Utopischem zugleich hergeholt, aufgeholt; ohne dass genau zu sagen gewesen wäre, wo der Urtraum aufhörte, das Zukunftslicht begann. Und die scheinbar gegenstandslos gemachte Welt, auf die die Selbstentladung sich auftrug, gab den «Kompositionen» oder «Konstruktionen» keinen Anschluss an die wirkliche Welt; auch von hier aus war der Expressionismus zum Teil «abstrakte Kunst», und zwar im bedenklichen Sinn dieses Worts. Dem *Negativen* dieser Abstraktion hat Gottfried Keller im Grünen Heinrich, unter der bezeichnenden Kapitelüberschrift «Der Grillenfang», schon längst eine Kritik angegedeiht lassen, die alle berechnete vorwegnimmt, obwohl das Objekt der Kritik noch drei Menschenalter weit unter dem Horizont lag. Auch der grüne Heinrich hatte sich, «um eine Zuflucht zu suchen», mit «tiefer Zerstreung» ins gegenstandslose Wesen

begeben, hatte sich Tage und Wochen hindurch in die Malerei einer Art Spinnennetz versenkt, das durchaus «gewisse Verknotungen in den Irrgängen seiner Seele» aufzeigte und wohl auch gewisse Inhalte des Unbewussten, tief Versteckten fing, bis sein Freund, ein ebenfalls gescheiterter Maler, mit folgenden Worten das Produkt parabolisierte, mit Worten, die fast an den Panegyrius erinnern, womit auch der schlechte Expressionismus einst erhoben, in den gegenstandslosen Unsinn-Himmel erhoben worden war. Um vom schlechten Expressionismus sich abzusetzen, den bedeutenden desto nachdrücklicher vor der Verwerfung in Bausch und Bogen, vorm Jubel in Bausch und Bogen zu schützen, ist nichts ratsamer, als die prophetischen Worte Kellers zu wiederholen:

«Du hast, grüner Heinrich, mit diesem bedeutenden Werke eine neue Phase angetreten und begonnen, ein Problem zu lösen, welches von grösstem Einflüsse auf die deutsche Kunstentwicklung sein kann. Es war in der Tat längst nicht mehr auszuhalten, immer von der freien und für sich bestehenden Welt des Schönen, welche durch keine Realität, durch keine Tendenz getrübt werden dürfe, sprechen und räsionieren zu hören, während man mit der grössten Inkonsequenz doch immer Menschen, Tiere, Himmel, Sterne, Wald, Feld und Flur und lauter solche trivial wirkliche Dinge zum Ausdruck brachte... Wohlan! Du hast dich kurz entschlossen und alles Gegenständliche, schnöd Inhaltliche hinausgeworfen! Diese fleissigen Schraffierungen sind Schraffierungen an sich, in der vollkommenen Freiheit des Schönen schwebend, dies ist der Fleiss, die Zweckmässigkeit, die Klarheit an sich, in der reizendsten Abstraktion! Und diese Verknotungen, sind sie nicht der triumphierende Beweis, wie Logik und Kunstgerechtigkeit erst im Wesenlosen ihre schönsten Siege feiern, im Nichts sich Leiden-schaften und Verfinsterungen gebären und sie glänzend überwinden?»

In der Tat, so blickte die Karikatur des Expressionismus drein, das Wesenlose, worin Hochstapler sich angesiedelt haben, die sechs Hutschachteln, übereinandergestellt, welche, der «Gegenstandslosigkeit» zuliebe, als «Geburt Christi» verkauft worden sind. Weniger naiv als der grüne Heinrich grassierten hohle Subjektivitäten, Privatsphinx ohne Rätsel, die aus der Leere ihrer spätbürgerlichen Welt Allotria machten, aus der Abstraktheit sinnlose

Hieroglyphen. Fast unheimlich trifft hier der Hohn eines genauen, grossen, ergegenständlichen Dichters; und genau diese Kehrseite der Abstraktheit ist es (sei sie eine kubistische oder symbolistische), welche in Russland als «Formalismus» abgelehnt wird. Ganz anders aber stehen die *Grosstaten des Expressionismus* da, ganz anders wirken ihre Zeichen – als wirkliche Zeichen und als Zeichen eines (menschlich) «Wirklichen» – auf uns ein. Da ist kein Zerfall um seiner selbst willen, sondern Sturm durch diese Welt, um Platz für die Bilder einer echteren zu machen. Da ist der Wille zur Veränderung nicht nur auf Leinwand und Papier abgegrenzt, will sagen, auf Musisches, das sich genug daran tut, musisch zu chokieren. Da herrscht erst recht keine Prävalenz des Archaischen, Brütenden, kein gewollt Lichtloses und gefälscht Diluviales wie bei Benn, sondern Einordnung des Nicht-mehr-Bewussten ins Noch-nicht-Bewusste, des längst Vergangenen ins durchaus noch nicht Erschienene, des archaisch Verkapselten in eine utopische Enthüllung, die ihm endlich gerecht wird. Die Bilder Franz Marcs enthalten nicht Irrationales schlechthin, sondern einen Rationalismus des Irrationalen, eine Philanthropie des Irrationalen dazu, die sich seiner erbarmt und es in den Menschen aufnimmt, der sich darüber neigt. Wie eine Schuld, die er vergessen hat, steht all dies Brütende vor der Expressio und vor dem Licht, das von hoch oben und doch brüderlich in das sanfte oder brüllende Schweigen der Kreatur hereinfällt, in das unübersetzte Zeugnis der Primitiven, der Kinder-, Gefangenen- und Irrenkunst, in die stammelnden Buchstaben von Berg, Tal und Sternhimmel. Auch war bei Klee, Chagall, Marc keine Gegenstandslosigkeit schlechthin; der Gegenstand (Traumfische, Kälbchen im Leib der Mutter, Tiere im Wald) wurde vielmehr entdinglicht, auf unsere Fabel gebracht. Und nirgends war ein Fortschritt mit dem Kopf im Nacken, Fortschritt ins Nichts oder in menschenfeindlichen, kulturfeindlichen Urschlaf (bestenfalls mit der Unruhe des Dschungels). Sondern die Avantgarde von damals meinte auch in der Wildnis den Menschen, den freilich verborgenen oder heraufdämmernden Menschen; kurz, sie betrieb die Geheimnisse der Humanität. Sie erweiterte die Welt im Menschen und den Menschen in der Welt, bis weit über den bisher bekannten Ausdruck

hinaus; sie suchte den Schrei, der nicht erst durch eine goldene Harfe sauste, das ist, durch die Harfe der herrschenden Klassen und ihres unehrlichen, dezimierenden Wohllauts. Das erst war echter Expressionismus, gewiss noch eine innerbürgerliche Revolte, eine innermythologische Überwindung der Mythologie, aber eine, die aus der Nacht zum Licht wollte und sich nicht scheute, lieber aus der Nacht der Unterdrückten als aus dem bisher herrschenden Tag das Licht herauszudestillieren.

Die Bewegung war also nicht von ungefähr, ebenso wenig hat sie das Ihre bereits getan. Die Nazis haben von ihren Resten Nutzen gehabt, feilich nur von ihren schal gewordenen und halbierten. Von dem Dunkel ohne Dämmerung, vom Archaischen ohne Utopie, vom schwindelhaften oder verworrenen Schrei ohne menschlichen Inhalt. Und hier wie überall wäre auch dieser partiale Nutzen nicht entstanden, hätte man das Irrationale nicht versumpfen lassen, statt es zu erforschen und ihm konkret gerecht zu werden. Der Expressionismus, hat man gesagt, sei so alt wie der künstlerische Ausdruck überhaupt; er sei überall dort, wo das unregelte «Gefühl» (gleich welches) den «Verstand» überwiegt. Das ist zweifellos eine zu weite, eine selber unregelte und vor allem inhaltlose Formulierung; nicht nur die Form (gar die blosse Formlosigkeit) sondern der spezifisch menschliche Inhalt macht die gültige Expression. Das menschlich Subjekthafte bildet ja gerade das Positive an der unleugbaren (und bedenklichen) Subjektivität des Expressionismus; ein unabgelenkt Menschliches wurde expressionistisch laut. Als Flucht, Protest und Verwirrung, als neue Form und Schöpfung zugleich hatte die Bewegung bei so erlauchten Namen wie Gauguin, van Gogh, Rimbaud bereits begonnen; und unabgeholten, als Strom, der im Unterirdischen am wenigsten versiegt, läuft sie im Surrealismus weiter. Deutlicher aber als der Surrealismus (mit seiner Montage, seinen drohend zitierten Bruchstücken aus dem neunzehnten Jahrhundert, seinem Phosphoreszieren ins Unbekannte) – deutlicher war der Expressionismus ums Humane zentriert. Gegen die Karikaturen war oben Keller herangezogen worden; als Zeugnis des original expressionistischen Antriebs sei hier nun die Betrachtung eines philosophischen Werks erwähnt, die in der letzten Blütezeit des Expressionismus

entstand und die Erzeugung seines Ornaments reflektierte. Die Stelle lautet (Geist der Utopie, 1918, S. 50 f):

«Wir suchen den magischen Bildner, der uns selbst entgegenkommen, uns uns selbst begegnen lässt. Der neue Blick knetet unkenntlich um und fährt wie ein Schwimmer, wie ein Zyklon durch das Gegebene. Das sollen sich alle diese vor Augen halten, die bei jedem expressionistischen Bild zu fragen haben, was es darstellt, durch welche Mittel also ihrem Auge, das einer blossen photographischen Platte gleicht, eine Hölle nun wieder zu einer Strassenecke zurückschrumpfen kann. Denn bereits seit van Gogh wird es deutlich anders: wir sind plötzlich mit darin, und gerade dieses wird gemalt; es ist zwar immer noch sichtbares Gewühl, immer noch Geländer, Überführung, Eisenbalken, ziegelsteinerne Mauer, aber das überschneidet sich plötzlich sonderbar, der verworfene Eckstein schlägt mit einem Male Funken, und das Gezeichnete in allen Erscheinungen, das unbegreiflich uns Verwandte, uns Verlorene, Nahe, Ferne, Saishafte der Welt tritt in van Goghs Bildern ans Licht. Und nun geht es weiter, sich selbst entgegen zu sehen, umbrennend weiter, Gras ist nicht mehr Gras, das Vielfältige verschwindet und das Gesichthafte siegt. Das Ding wird zur Maske, zum «Begriff», zur völlig deformierten, denaturalisierten Formel geheimer Zielerregungen, das menschliche Innere und das Innere der Welt rücken zusammen. Wies van Gogh noch aus uns heraus, sprechen bei ihm noch die Dinge, so heftig sie auch sprechen, doch scheinbar nur von sich und nicht als Echo des Menschen, so hallen wir plötzlich von ihnen zurück, so ist im neuen Expressionismus der Mensch eine Kaspar Hauser-Natur, die die Gegenstände lediglich als Erinnerungszeichen ihrer verstockten Abkunft oder als Schriftzeichen zum Behalten und Aufbewahren ihrer fortschreitenden Wiedererinnerung verwendet. Hier können uns die Bildwerke, fremdartig bekannt, wie Erdspiegel erscheinen, in denen wir unsere Zukunft erblicken, wie die verummten Ornamente unserer innersten Gestalt. Das ist dasselbe wie die Sehnsucht, endlich das Menschengesicht zu sehen; und so kann es auch für das magische Bildwerk keine anderen Traumstrassen mehr geben als solche, auf denen das Erlebnis des sich selbst Entgegnens geschehen kann, und keine andere Gegen-

standsbeziehung als eine solche, die den geheimen Umriss des Menschengesichts in aller Welt widerspiegelt und derart die abstrakteste Organik mit der Sehnsucht nach unserem Herzen, nach der Fülle des sich selbst Erscheinens verbindet.»

Soweit die damalige, der Expression nicht unverwandte Deutung; und zweifellos bezieht sie sich auf Probleme der unausgeschöpften, der utopischen Humanität. Zweifellos sind und bleiben diese Probleme im Zug der gesamten revolutionären Mobilmachung, auch der malerischen, die bewegendsten. Humanität unterscheidet den Sozialismus vom Fascismus; Grund genug, sich einer Kunst in Ehren zu erinnern, die der Banause bespuckt, einer Kunst, worin menschliche Sterne – wie unzureichend, wie seltsam immer – gebrannt haben oder brennen wollten.

Ein Anderes noch macht diesen Rückblick frisch und unvermeidlich. Vor uns steht das kulturelle Erbproblem; wodurch aber ist es ein frisches Problem geworden, ein durchaus kühnes? Nur dadurch, dass die expressionistische Epoche den Schlendrian, die hergebrachten Assoziationen aus der Vergangenheit so gründlich zerrissen hat. Die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts waren keine Erben sondern Epigonen; auf ihnen lastete Goethes Wort: «Weh dir, dass du ein Enkel bist». Die Jugend aber, die sich in unserem Jahrhundert erneuert, immer wieder erneuert, hat die grosse Vergangenheit nicht als Fluch über sich sondern als Schatzkammer hinter sich. Denn sie hat selber erfahren, was Ausdruck in seiner Echtheit und Glut ist, und dass er ein Anderes ist wie das erstarrte, das ewig nur kopierbare objet d'art. Auch dieses verpflichtet zum Dank an die «entartete Kunst»; der Epigone findet in der Vergangenheit nur einen «Formenschatz», der Nazi gar nur den Kitsch, der er selber ist. Die Expressionisten haben frisches Wasser und Feuer gegraben, Quellen und wildes Licht, mindestens Willen zu diesem Licht. Nicht dadurch allein, aber im Gefolge dieser Erneuerung wurde auch der Blick auf die künstlerische Vergangenheit erquickt, er leuchtet in neuer Tiefe.

(November 1937)

Jubiläum der Renegaten

Manche sehen heute etwas betreten drein. Sie liebten vielleicht den russischen Anfang, doch in den letzten zwei Jahren wurden sie kühl. Sie kommen darüber nicht hinweg, dass der zwanzigjährige bolschewistische Jüngling sich so vieler Feinde zu entledigen hat und sich ihrer so hart entledigt. Sie sind verwirrt, aber sie prüfen nicht; sie begreifen zwar, oft eingestandenermassen, die traurigen Vorgänge wenig, aber sie beurteilen sie. So wird die lange gemeinsame Sache nicht mitgefeiert, sie wird fast erwünscht.

Blättert man nur ein wenig zurück, so erscheint dieser Abfall nicht neu. Auch hier gibt es so etwas wie ein Jubiläum, es mag mitgegangen werden, nicht gerade jubelnd. Oft wirkt die heutige Treulosigkeit wie der Abklatsch einer älteren, wie die Wiederholung eines Unglücks, das viel grösseren Geistern zugestossen war. Wir meinen die Schwankungen deutscher Dichter und Denker im Verlauf der *französischen* Revolution, wir meinen die Zweifel zehn, zwanzig Jahre nach 1789. Wir meinen den Choc, als der Westwind, unweigerlich, auch Blutgeruch mit sich führte. Gewiss, es bestehen Unterschiede (und zwar nicht zugunsten der heutigen Schwenkung). Die französische Revolution ist nicht die russische, die «Schreckenszeit» erst recht nicht die der Prozesse. Das servile und urteilslose Deutschland, in das die französischen Vorgänge hineinwirkten, ist nicht das Deutschland der Emigration. Überdies sind die literarischen Renegaten von heute nur teilweise deutsch, das heisst aus einem politisch ungeübten Volk. Überdies fehlt ihnen, die keine Schiller oder Goethe sind, die Entschuldigung, welche Voltaire einmal so ausdrückt: «C'est le privilège du génie, de faire impunément de grandes fautes.» Aber der Choc von heute und damals ist dennoch verwandt, der Choc am Revolutionstribunal und der an den Prozessen; verwandt ist die Unlust, den aussenpolitischen Ursprung der plötzlichen Verschärfung zu verstehen. Verwandt ist der eilige, fast unvermittelte Abfall, im Augenblick, wo das Revolutionstribunal die Begeisterung auf die Probe stellt, auf die Probe des konkreten Begriffs.

Lasse man die Lumpen von damals beiseite, denen jeder Anlass recht war, sich dem Feind zu vermieten. Auch Sturm und Drang-

Reste wie die beiden Stolbergs gehören nicht hierher, obwohl sie «Unfreie» wurden und das Wort «Westhunnen» aus dieser Gegend kam. Lehrreich und warnend sind allein die bedeutenden Irrungen, die Missgefühle nach grossem Jubel; in der Mitte steht hier der Abfall Klopstocks. Der Dichter hatte eine vorgefasste Freiheitsidee, die verletzt zu sehen er nicht ertrug. Diese Idee wandte sich weniger gegen die Unterdrückung und feudale Entwürdigung des Menschen als gegen das «Wilde» überhaupt und gegen «das alte Ungeheuer Krieg». Frankreich schien den paradiesischen Menschen wiederzubringen, und zwar sogleich; den «Menschen mit seinem Palmenzweige», wie Schiller nachdem sang; hinreissend begrüsst der Dreiundsechzigjährige die ersten Zeichen dieser Revolution. Eine Ode («Die États Généraux», 1787) beginnt:

«Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm', du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!»

Der Bastillesturm inspirierte die Ode mit dem bezeichnenden Titel: «Sie und nicht wir» (1790):

«Hätt ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit
Nicht mit erreichendem Ton, sänge die Göttliche schwach.
Was vollbringt sie nicht! Sogar das grässlichste aller
Ungeheuer, der Krieg, wird an die Kette gelegt.»

Indes freilich nicht durch Deutschland; die gleichzeitige Ode: «Kennet euch selbst» malt erbittert die deutsche Misere und ruft zur Revolution:

«Frankreich schuf sich frei. Des Jahrhunderts edelste Tat hub
Da sich zu dem Olympus empor.
Bist du so eng begrenzt, dass du sie verkennst, umschwebet
Diese Dämmerung dir noch den Blick,
Diese Nacht: so durchwandre die Weltannalen und finde
Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht,
Wenn du kannst. O Schicksal! das sind sie also, Das sind sie,
Unsere Brüder, die Franken; und wir?
Ach, ich frag' umsonst: ihr verstummet, Deutsche! Was zeigt

Euer Schweigen? bejahrter Geduld
Müden Kummer? oder verkündet es nahe Verwandlung,
Wie die schwüle Stille den Sturm,
Der vor sich her sie wirbelt, die Donnerwolken, bis Glut sie
Werden und werden zerschmetterndes Eis?»

1792 erhielt der Sänger solcher Oden von der Nationalversammlung das Diplom als französischer Bürger, im gleichen Jahr noch warnte er den Herzog von Braunschweig vor dem Interventionskrieg gegen «des Volkes Blut, das der Ziele Letztem vor allen Völkern sich naht». Aber wenig später kam der Umschlag, das Säkular-Grosse verblich im Augenblick, wo «Donnerwolken und zerschmetterndes Eis» auf die Aristokraten stürzten, wo die Parole Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht auch ihre Todfeinde einbezog. So folgten die Oden der Enttäuschung, schliesslich der Verbitterung; Verse des blindesten Hasses stehen neben Zeugnissen einer erschütternden Trauer und Wehklage («Mir lebt nun die Geliebte nicht mehr, der einzige Sohn nicht»). Fast über jedes Mass der eigenen Absicht hinaus gerät der negativ gewordene Hymniker in der furchtbaren Ode «Die Trümmer» (1794):

«Ward Vortreffliches je so ganz entheiligt? Erhabnes,
Sank es jemals so tief?
Schrumpfte so sehr die Schönheit ein, von der Eiterung
totbleich,
Schwindend, ein schleichend Gespenst?
Wurde Weises so ganz zu Törichtem? Wurde die Menschheit
Jemals also entmenschet?
Niedergestürzt, vernichtet die Obergewalt des Gesetzes
Durch das herrschende Schwert!
Schreiender Widerspruch: Freistaat und ein Staat, der auf
Mord sich
Gründet! Wer nennt
Dies Republikgeripp mit einem Namen? Entflieh nicht,
Rede, nenne mit uns!
Henkerstaat sei der erste Nam', und der andere Sklaven-
Staat! Der nennt auch, so verstummt.»

Es sind das wahrhaft entsetzliche Worte, es ist ein Gesang der vollkommenen Besinnungslosigkeit und Ungerechtigkeit, und er

gründet sich auf ebenso vollkommene politische Einsichtslosigkeit. Denn in der Ode «Das Wort der Deutschen» (1793) stimmt Klopstocks Dichtung gänzlich mit dem Kriegswillen des Feinds überein (wer sieht nicht die heutige Parallele?). Klopstock droht den Jakobinern und lockt zugleich, als Barde der beginnenden Interventionsarmee:

«Reiniget euch!

Wir kommen zwar mit Wehr und mit Waffen;

Aber wir kommen auch

Mit dem Friedenszweig in der Rechten,

Kommen, mit euch vereint, den Staat zu bilden,

Wie ihr ihn einst euch bildetet,

Fest den Grund zu dem Bau zu legen:

Ohne tieferen Grund schwankt bald die glänzende Zinne.»

So löste Klopstock die Sache der Freiheit von ihrem Mutterland los; so versuchte er den «tieferen Grund» mit Hilfe des – deutschen Feudalismus. Unvergessen bleibt bei alledem die «Morgenröte» von einst, der «menschlichste Plan»; doch was den Plan stört, ist bei Klopstock nicht etwa der Sieg des Bourgeois über den erträumten Citoyen (solche einzig reale Enttäuschung tritt erst bei Hölderlin auf, dem späten, ernsten, begreifenden Flüchtling ins Griechenland des Citoyen). Sondern Klopstock leidet ausschliesslich am zerrissenen Palmen_T zweig, am «Ungesetz», am Widerspruch der revolutionären Notwehr zum Abstrakt-Pazifismus des Dichters. Das war die Haltung Klopstocks, eine erschütternde und ungerechte, eine voll Schwärmerei, im positiven wie negativen Sinn, und eine ohne Mark des Begriffs. Dennoch vergällte sich ihm die Liebe nie ganz: «Tränen im Blicke, nicht Zorn, scheid' ich, Brüder, von euch.» Ja ganz spät noch sagt er von sich: «Es gibt vielleicht niemand, der so innigen Anteil an der Revolution genommen, und der durch sie so viel gelitten hat.» Solche Liebe und ergreifende Bekundung sind heute selten; was freilich die geringe Einsicht in die Revolution angeht, so mag mancher seinen Klopstock loben, wo nicht übertreffen.

Es wirkt bis heute nach, dass kaum ein deutscher Dichter damals durchhielt und begriff. Ja, die Allergrössten wurden vor dem französischen Ereignis am schwächsten; Schiller, erst recht Goethe sind hier nicht sie selbst. Auch Schiller reizten die «Gesetzlo-

sigkeit», «des Pöbels Geschrei», «der Missbrauch rasender Toren» zum Abfall. Ein besonderes Attachement an kleinbürgerliche Sitte und Ordnung (Lied von der Glocke) kam hinzu, wie es Klopstock fremd war und an Schiller überrascht; diese Sitte und Ordnung erschienen schlechtweg als «Natur». Die seltsamen Zerrbilder des französischen Strassenkampfes im Lied von der Glocke sind bekannt, ebenso das schwer begreifliche (am Historiker Schiller fast unbegreifliche) Diktum: «Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.» Wohl wird die soziale und religiöse Befreiung deutlicher wahrgenommen als bei Klopstock, so im «Spaziergang» (1795):

«Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des

Wahnes,

Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte!

Indes auf dem Fusse folgt die Zurücknahme, die Reaktion:

Zerriss er

Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,
Von der heiligen Natur ringen sie lüstern sich los.»

Und die Natur, dies von Schiller neu verwandte Schibboleth der Verwerfung, ist nicht mehr die Natur Rousseaus, die «unverfälschte», die den *contrat social* kündigt, wenn er schlecht geworden ist, sondern Natur ist hier bereits die patriarchalische der Restauration, die angestammte Überlieferung, «das alte Gesetz». Es ist die gleiche «langsam bildende» und durchaus nicht «vulkanische», welche Goethe, den Former Schillers, sein Leben lang trug, welche ihn eher eine Ungerechtigkeit ertragen liess als eine Unordnung. Hier hat Goethe Schiller entscheidend abgelenkt; der Dichter des Prometheus, des Götz, des Egmont sah in der französischen Revolution nicht mehr sein Freiheitsbild von einst; so fügte er dem Abfall die – interessierte Bagatellisierung hinzu. Zwar hatte Goethe im «Grosskophtha» (1789), einer dramatischen Behandlung der Halsbandgeschichte um Marie Antoinette, selbst den Blick eröffnet auf die verworfenen Zustände des ancien régime. Zwar bedenkt er die Kanonade von Valmy, den unglückli-

chen Interventionskrieg insgesamt, den er im Gefolge Karl Augusts miterlebte, mit dem berühmten, dem politisch klaren Satz: «Von hier und jetzt ab beginnt eine neue Epoche der Geschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen.» Jedoch die übrigen Beiträge Goethes zur französischen Revolution: «Die Aufgeregten», gar «Der Bürgergeneral», ein sogenanntes Lustspiel, sind nicht auf der Höhe der Zeit, nicht einmal auf der Höhe der Reaktion, welche damals bereits im Schoss der Höfe, in den Umtrieben des «Traditionalismus» sich vorbereitete. Im «Bürgergeneral» wird ein Gevatter Schnaps als «Agent der berühmten Jakobiner» vorgestellt, der Lump bricht die Schränke auf, macht sich über die Milchtöpfe her, um so in Freiheit und Gleichheit zu unterrichten; er ist zwar ein Betrüger, aber Goethe gibt zu verstehen, dass Gevatter Schnaps sich vom Original-Jakobiner nur durch sein kärgliches Format unterscheidet. Auch im Original sind phrygische Mütze und Nationalkokarde hier nichts als Diebs- und Räubertrachten; das ist das Fazit des Stücks am Ende, und wenn der bestohlene Bauer sich beklagt, wie übel er durch den Lumpen dran sei, tröstet ihn der Edelmann (völlig im Einklang mit Schillers «heiliger Natur»):

«Noch nicht so übel wie die Provinzen, wo seines Gleichen gehaust haben; wo gutmütige Toren ihnen auch anfangs zufielen, wo sie mit Schmeicheln und Versprechungen anfangen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böser Begegnung endigten.»

Das ist die Optik der herrschenden Klasse; sie trieb Schiller die Brigantenromantik aus, sie verzerrte das Motto «In tyrannos», sie machte, in der Folge, die Welt der «Räuber» unkenntlich. Allerdings nicht bis zuletzt: der Dichter der «Räuber» hat das französische Ereignis selbst unter dem Tabu der Schreckenszeit in sich behalten und nachreifen lassen, er blieb treulos, doch ambivalent. Ruodi der Fischer drückt im Teil einen gewissen Funktionszusammenhang, den Schiller vordem nicht wahrhaben wollte, sehr trocken in dem Jambus aus: «Der Tyrann / Ist tot, der Tag der Freiheit ist erschienen.» Besonders bemerkenswert erscheint heute die Parricida-Szene im fünften Akt des Teil, dazu bestimmt, dem Publikum den Unterschied zwischen Mord und politischer Not-

wehr (die Blut vergiesst) vor Augen zu führen. Dramaturgen der Friedenszeit, auch Oberlehrer haben diese Szene meist nicht geschätzt, und das von ihrem Standpunkt mit Recht, denn sie ist dramentechnisch überflüssig; indes auch der politische Sinn gehört zum Text. Teil lässt «der Ehrsucht blut'ge Schuld», lässt «die rasche wilde Wahnsinnstat» des Parricida nicht vermengen mit seiner eigenen Tat, mit «der gerechten Notwehr eines Vaters», der «das Schrecklichste, das Letzte von den Seinen abgewehrt». Wie wenig erst hätte Teil gemeinen Mord auf gleiche Stufe stellen lassen mit der Notwehr einer Republik, mit dem Prozess gegen ihre Feinde. Man darf so bezweifeln, ob der Dichter, wenn er die Wahrheit und die wohlverursachenden Hintergründe erfahren hätte, bei den Greueldmeldungen der «Glocke» oder des «Spaziergangs» geblieben wäre. Sicher hat selbst der reaktionärste Schiller die französische Revolutionsarmee nicht mit den Kosaken des Zaren verwechselt, und den Nationalkonvent nicht mit dem Heiligen Synod. Die Entdeckung von der Gleichheit aller Diktaturen, trotz dem verschiedenen Klasseninhalt, diese ungeheure Entdeckung blieb unseren Tagen vorbehalten und zeigt an, wie sehr unsere Gide und Silone dem Dichter der Parricida-Szene an Grosszügigkeit überlegen sind.

Wieder sind zwanzig Jahre seit einem grossen und befreienden Ereignis vergangen. Wieder hat revolutionäre Verteidigung (wenn auch nicht «Schrecken») einen Choc ausserhalb der Grenzen hervorgerufen. Aber die Einsicht in die Bedrohungen der Revolution ist heute leichter erlangbar als in den zwanzig Jahren nach 1789; dies wenigstens könnten unsere Schriftsteller vor den irrenden Grossen von damals voraus haben. Und noch eines haben sie voraus: die untergehende Welt um 1789 hatte noch Anziehungen in sich, die der untergehenden von heute bis aufs Letzte fehlen. Anziehungen, die Nietzsche etwas summarisch in die Behauptung zusammenfasst: Mozarts Melodie sei der letzte Gruss aus der alten schönen Ordnung Europas. Die Melodie des heute herrschenden «Rokoko» dürfte etwas weniger verführerisch sein, soll heissen: der Monopolkapitalismus erregt keine Ambivalenzen, die Wahl zwischen ihm und der sozialistischen Sache des Volks ist leicht. Heute, denkt man, müsste die Einsicht, dass antibolschewistische Parolen dem nackten Teufel dienen, die evidenteste sein. Sinnlos

übertriebene Kritik am Mutterland der Revolution befördert durchaus nicht, wie noch Klopstock und Schiller glauben konnten, das Ideal der Revolution; dem dient einzig die Volksfront. Und diese verlangt noch keineswegs ein heftiges, gar absolutes Bekenntnis für Russland, sondern nur das schlichte und, wie man meinen sollte, leicht unterschreibbare: Kein Kampf, nichts Gutes ohne Russland. Wie wichtig aber auch der Wille zum Verstehen ist, das zeigt sich zuguterletzt darin, dass die Philosophen aus Klopstocks und Schillers Zeit sich dem poetischen Abfall nicht angeschlossen haben. Kant schreibt, trotz seiner preussischen Pflichtideologie, noch 1798 im «Streit der Fakultäten», zweiter Abschnitt:

«Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greueltaten dermassen angefüllt sein, dass ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie, zum zweiten Mal unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen, nie beschliessen würde – diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemütern der Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine Teilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Äusserung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.»

Und weniger verklausuliert erblickt der Hegel der «Phänomenologie des Geistes» sogar im französischen «Schrecken» (als der robespierreischen «Tugend») ein notwendiges Durchgangsmoment des Geistes zur moralischen Welt. Der junge Hegel hatte mit seinen Freunden Hölderlin und Schelling in Tübingen einen Maibaum gepflanzt, der nachmalige preussische Staatsphilosoph ging freilich andere Wege. Aber er hat weder diesen Enthusiasmus noch das andere «Durchgangsmoment des Geistes» vergessen, er erfüllt den Auftrag, den Schiller an Don Carlos ergehen lässt: «Sage ihm, er möge für die Träume seiner Jugend Achtung tragen.» Hegel findet, nach mehr als zwanzig Jahren auf die französische Revolution zurückblickend, am Ende seiner geschichtsphilosophischen Vorlesungen diese Worte:

«Der Gedanke, der Begriff des Rechts machte sich nun aber mit einem Male geltend, und dagegen konnte das alte Gerüste des Unrechts keinen Widerstand leisten. Im Gedanken des Rechts ist also jetzt eine Verfassung errichtet worden, und auf diesem Grunde sollte nunmehr alles basiert sein. So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herum kreisen, war das nicht gesehen worden, dass der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, dass der Nus die Welt regiert; nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, dass der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren solle. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.»

Das sind andere Blicke und Rückblicke als bei Klopstock und Schiller; liegt auch der «Enthusiasmus», der Jubel über die vernünftige Planung in der Vergangenheit, das heisst im Nichtwirklich-Gewordensein. Aber die französische Revolution ist nicht, wie die Abstrakt-Idealisten glaubten, am Terreur gestorben, sondern am Bourgeois, an diesem ihrem nächst erreichbaren ökonomischen Inhalt. Die Klagelieder Klopstocks und Schillers waren folglich an einen falschen Toten gerichtet, an den zerrissenen Palmenzweig, nicht an den zugrunde gegangenen Citoyen. Einzig Hölderlin hat, wie bemerkt, den Sieg des Bourgeois wahrgenommen und beweint; den verschwundenen Citoyen und den Impuls dieses Ideals (durch die Schreckenszeit hindurch) suchte er in einem utopischen Griechenland. In den nächsten zwanzig Jahren, wenn die heutigen Negativitäten endlich abgemattet sind, dürften Spuren, Züge, Gruppen des Citoyen auch in der hiesigen Welt, auch auf den übrigen Fünftelsteln der Erde, entdeckt werden.

(November 1937)

Die gemeinsame Jagd

E.Th.A. Hoffmann hatte einmal den Einfall, Bruchstücke aus zwei Büchern in eins zu setzen. Er schickt seinem «Kater Murr» folgen-

de Vorrede voraus: «Als der Kater Murr seine Lebens-Ansichten schrieb, zerriss er ohne Umstände ein gedrucktes Buch, das er bei seinem Herrn vorfand, und verbrauchte die Blätter harmlos teils zur Unterlage, teils zum Löschen. Diese Blätter blieben im Manuskript und – wurden als zu demselben gehörig aus Versehen mit abgedruckt!» Heute könnte man solche Mischbücher in viel größerem Umfang herstellen. Gerieten etwa die Blätter des «Stürmer» und die einer Hexenhistoria durcheinander: es wäre eine reizvolle Verwirrung, und kein Leser wüsste, in welchem Jahrhundert er sich vergnügt. Dass aber auch harmlosere Literatur von heutzutage ihre Moritat in sich hat, das fiel dem Schreiber dieses auf, als er eine Zeitungsnotiz zufällig als Lesezeichen in einem recht wenig aktuellen Buch verwandte, und sein Auge zwischen den beiden Texten hinüber, herüber ging.

Die Zeitungsnotiz lautet: «Jetzt beruft sich auch das «Schwarze Korps» in seinem antibolschewistischen Kampf auf Schwarzschild. In der Ausgabe des Zentralorgans der Gestapo vom siebenten Oktober werden unter der Überschrift «Moskauer Elegien» Schwarzschilds Angriffe auf Feuchtwanger breit abgedruckt. Das «Schwarze Korps» schreibt, es habe nicht nötig, mit Feuchtwangers Buch «Moskau 1937» zu rechten und zu hadern. ‚Wir halten uns diesmal an den jüdischen Emigranten Schwarzschild, der dem literarischen Reklamechef die Leviten liest‘. Darauf folgen Auszüge aus Schwarzschilds Artikeln im Fettdruck».

Die Buchstelle, in welche dies Lesezeichen, gleichsam als ungewollte Schicksalsbefragung, geriet, findet sich in Grimms «Deutschen Sagen» (als Nummer 487). Unverhohlen weist die Sage auf das Lesezeichen hin und sagt in ihrer altmodischen Art: Der Teufel merkt, wer es mit ihm hält. Er merkt es besser als viele naive Leser, vielleicht sogar als der unweise Helfershelfer selbst. Die Sage lautet: «Einmal war ein Bauer aufs Gebirg gegangen zu holzen, da jagte der wilde Jäger, unsichtbar, aber so, dass der Bauer den Schall und das Hundegebell hörte. Flugs gab dem Bauer sein Vorwitz ein, er wolle mithelfen jagen, hub an zu schreien wie Jäger tun, verrichtete daneben sein Tagewerk und ging heim. Frühmorgens den anderen Tag, als er in seinen Pferdestall gehen wollte, da war vor der Tür ein Viertel eines grünen Moosweib-

chens aufgehängt, gleichsam als Teil oder Lohn der Jagd. Erschrocken lief der Bauer zum Edelmann und erzählte ihm die Sache; der riet ihm, um seiner Wohlfahrt willen, ja das Fleisch nicht anzurühren, sonst würde ihn der Jäger hernach drum anfechten; sondern er solle es hängen lassen. Dies tat er denn auch, und das Wildbret kam ebenso unvermerkt wieder fort, wie es hingekommen war; auch blieb der Bauer ohne Anfechtung».

Soweit die Sage; sie bezieht sich, wie man sieht, gleichfalls auf Gespensterjagd. Die Moosweibchen: grüne Zwergwesen im Wald an dunklen Orten, um und um mit Moos bekleidet, sind heutzutage genauso real wie der böse Geist im Kreml um Mitternacht. Aber die Sage hat, zum Unterschied von der Zeitungsnotiz, ein happy end. Auch dürfte der Bauer, nachdem ihm am Lohn des Feinds die Augen über seine Gewissenlosigkeit aufgegangen sind, schwerlich noch einmal mit dem wilden Jäger gejagt haben. Der Bauer wurde stutzig, er stellte seinen Vorwitz ein, er sah, wohin das führte, er verschmähte seinen Teil am Bösen. Insofern ergänzt die Sage die Zeitungsnotiz, die ganz zufällig hineingeratene; es ist das ein erfreuliches Zeichen. Vielleicht finden auch unsere Kater Murr die Moral der Moritat oder ein gewitzigtes happy end.

(November 1937)

Originalgeschichte des Dritten Reichs

Hier wird von mancherlei Altem und Sonderbarem die Rede sein. Aber der Blick darauf ist nicht behaglich und betrachtend, es werden keine Scherben eingesammelt. *Führer* und *Reich* tauchen auf, in anderer Weise als heute gewohnt. Der Stoff ist teilweise noch frisch, desto fauler freilich, was Blindheit und Betrug mit ihm angestellt haben. Sein etwas träumerisches Wesen liess viel Missbrauch mit sich treiben. Aber auch Schönes und Edles leuchtet aus kaum vergangenen Tagen, es ist heute wichtig, daran zu erinnern.

Hat doch der Nazi nicht einmal das Lied erfunden, mit dem er verführt; nicht einmal das Pulver, mit dem er feuert; nicht einmal die Firma, unter der er betrügt. Gerade der Terminus *Drittes Reich* hat eine lange Geschichte, eine revolutionäre. Schöpferisch, sozusagen, war der Nazi hier wie überall nur im Betrug, wo-

mit er revolutionäre Losungen für ihr Gegenteil verwendete; womit er – neben dem schäbigen Blödsinn der hintersten Stammische – den dunklen Glanz alter Worte benutzte und die Revolution, die er zu machen vorgab, patinisierte.

Ein solch altes Wort ist das *Dritte Reich*, klangvoll allein schon durch die Dreizahl («Wie im Märchen»), klangvoll als dritte Krönung Deutschlands (nach dem mittelalterlichen und dem Bismarckschen Reich). Damit aber eben der revolutionäre Schein nicht zu kurz komme, fügte Moeller van den Bruck, der eigentliche Erneuerer des Terminus, mystische Überlieferung aus ganz anderen «Reichen» hinzu. Denn im Original hatte das Dritte Reich den sozialrevolutionären Idealtraum der christlichen Ketzerei bezeichnet: den Traum von einem Dritten Evangelium und der Welt, die ihm entspricht. Die frühmittelalterlich einsetzenden Klassenkämpfe fanden im Hass gegen die Verweltlichung der Kirche ihren ersten Ausdruck.

Je mehr sich die Lage der Bauern und kleinen Stadtbürger verschlechterte, je sichtbarer andererseits das Kaufmannskapital und Territorialfürstentum reüssierten und das rein feudale, auf vergangenen Wirtschaftsweisen aufgebaute Reich zerfiel – desto kräftiger musste die Prophetie eines neuen, eines «evangelischen» Zeitalters einschlagen; hier als bäurisch-proletarisch-kleinbürgerlicher Kampftruf gegen die verschärfte Ausbeutung, dort als heuchlerische Ideologie gegen Zentralgewalt und Kirche. Es waren derart entgegengesetzte Interessen, die sich im Nebel der Ketzerei trafen; Nebel, Verhüllung der gegebenen Wirklichkeit und ihrer Wege grassierte vor allem auf der Linken, unter der ausgebeuteten Klasse. Dennoch aber fehlte neben der Wolke die Feuersäule nicht, sie war im Impetus und Ideal der revolutionären Sache. Der Nebel, gewiss doch, war religiös, er war durch die religiöse Verkleidung der Klassenkämpfe gebildet und grossenteils diese Art Verkleidung selbst. Der damalige Stand der Produktionsverhältnisse und des Bewusstseins, das ihnen entsprach, schloss ökonomische Wissenschaft, damit die Durchführung des Sozialismus, aus. Ebenso sind die Inhalte des heutigen, des in Durchführung begriffenen Sozialismus in nichts mehr die theologischen, klassenmässig nicht einmal die theologisch verkleideten

von damals. Trotzdem mag der Sozialismus vor den Träumen seiner Jugend Achtung tragen; ihren Schein tut er ab, doch ihre Versprechungen erfüllt er.

Deutschland hört noch, wie sich gezeigt hat, auf die alten Retter- und Reichsträume, selbst wenn sie von Betrügern vorgebracht werden; und es hörte desto verführbarer darauf, als die sozialistische Propaganda vielfach kalt, schulmeisterlich, ökonomistisch war.

Zwei Glanzmotive haben vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert das revolutionäre Bewusstsein erregt: die Motive des *Retters* und eben des *Dritten*, zuletzt gar des *Tausendjährigen Reichs*.

Der «künftige Befreier»

Sich selbst helfen die Armen erst langsam und spät. Der Wunsch nach einem Führer reisst so leicht nicht ab. Er ist im Verhältnis zwischen Kind und Vater und im Suchen des jungen Menschen, wenn der Vater ein Tropf war. Gruppentiere haben das stärkste Männchen an der Spitze; Jagdvölker, die noch gar keine Arbeitsteilung kennen, wählen einen Häuptling.

Das erste Führerbild im menschlich grossartigen Sinn stellte Moses dar: er ist zugleich ein Führer der Unterdrückten und einer ins gelobte Land. Doch auch unter ganz anderen Verhältnissen gingen die Blicke nach vorn und oben, verschönten oft, was an der Spitze zu sehen war. Alexander sollte bereits ein Retter sein, der Herr des alle versammelnden Friedens. Vollends Augustus wurde als Friedenskaiser gefeiert, als der sibyllinisch geweissagte Wiederhersteller des goldenen Zeitalters. Bekannt ist die Stelle Vergils, in der vierten Ekloge, über den Wunderknaben, der in Kürze erscheint, der nach all der staatlich-sozialen Wirrnis das Glück der Urzeit heraufführen wird. Die Äneis spielte Augustus diese Retterrolle zu; später wurde sie auf Trajan, Antonin und andere «gute Kaiser» übertragen. Soziale Erwartungen der fluktuierenden, landlosen Masse Spätroms und Wünsche der Oberschicht nach ungestörter Ruhe gingen bei alldem schwer unterscheidbar durcheinander.

Übrigens ist auch Vergils Erwartung des rettenden Wunderknaben sehr alt und sehr früh in dynastische Heilsträume eingesetzt wor-

den; gleichsam auf rührende, sanfte, sozusagen allgemeinmenschlich ergreifende Weise. Das Ägypten des mittleren Reichs hat zuerst die orientalische Prophetie eines Erlöserkönigs um das Bild der Kleinheit, ja Krippe vermehrt, um die Idee der göttlichwunderbaren Geburt des segenbringenden Kindes Horus (vgl. Norden, Die Geburt des Kindes, S. 73 f.).

Es war dieselbe Legende, welche hernach auf Jesus übertragen wurde, diesmal mit deutlich proletarischer und durchaus nicht patrizischer Heilserwartung; das Christusbild, welches die Sklaven gerade bei der Stange halten sollte, wurde, obwohl in der Bergpredigt angedeutet, erst in der römischen Reichskirche geformt. Der Retter Jesus sollte insgesamt freilich nur in der *Innerlichkeit* erlösen, erst als Paraklet, am Ende der Tage, richtete er sein sichtbares Reich an.

So blieben das irdische Elend und die wirkliche Unordnung erhalten, so prolongierte sich selbstverständlich auch die Heilserwartung *irdischer Art*: die sibyllinische Kaisersage setzte sich fort in Byzanz. Je verrotteter dort die innere Lage (Schuldenlast des Volkes, Palastrevolutionen) je bedrohlicher die äussere (Araber, Bulgaren, Türken) desto aussichtsreicher wirkten die gemalten Perspektiven einer irdischen Frohbotschaft neben der himmlischen. Solch ein Trostbuch entstand gegen Ende des siebenten Jahrhunderts in den Weissagungen des Methodius; zugleich erlangte hier die Kaisersage eine äusserst merkwürdige Gestalt. Denn zum erstenmal mischt sich ein Totenmotiv in sie, Methodius prophezeit: ein grosser mächtiger Kaiser stehe auf, «wie ein Mann aus dem Schlaf erwachend, die Menschen haben ihn als Leiche angesehen». Wahrscheinlich ist dabei an Alexander gedacht, der als Enkel eines Äthiopierkönigs eingeführt wird und von Äthiopien her aufersteht: vor dem (nahe gedachten) Weitende kehrt er als Kaiser der Griechen und Römer in Macht und Herrlichkeit wieder.

Das alte Motiv vom sterbenden und im Frühling auferstehenden Vegetationsgott, das bereits auf den Tod Jesu, auf Karfreitag und Himmelfahrt adaptiert worden war, sieht sich hier verweltlicht, das heisst, durchaus in dieser Welt noch einmal gebraucht.

Auf die spätere Kyffhäusersage hat diese Wendung stark eingewirkt, daneben aber schickte Byzanz noch ein anderes, ein völ-

lig magisches Rettermotiv in die deutsche Phantasie: es ist in der Sage vom sogenannten Priesterkönig Johannes enthalten; und Indien ist der Schauplatz, das Zauberland mit seinem Paradiesesgarten, seinen Wundersteinen, seinen wahrsagenden Bäumen und dergleichen mehr. Im innersten Indien lebt der entrückte Priesterkönig (Johannes der Täufer, der Evangelist, der Apokalyptiker in einem), die zehn verlorenen Stämme Israels sind bei ihm und warten auf ihre Stunde, er besitzt wundertätige Steine, die ihn unsichtbar machen, andere übernatürliche Kräfte aus sich selbst. Zweifellos klingt hier das Bild eines Yoghi oder Mahatma an; das Novum der Legende aber ist, dass dessen magische, ja der Welt entrückten Kräfte im Dienst christlichen Rechts stehen sollen. Der Priesterkönig Johannes als Retter aus dem Osten wurde von deutschen Bauern späterhin sogar im Heer der Türken vermutet; als geheimster Statthalter Christi sozusagen, als Messias Kaiser ausser Lands.

Näher kehrt die gleiche Verbindung zwischen übermenschlicher Kraft und humaner Hilfe in deutschen Sagen von Berggeistern wieder, etwa dem Rübezahl; solche Phantasien kamen überall dort wie gerufen, wo eine abergläubische Masse, heimgesucht von Hungersnot und Lepra, aus ihren eigenen Reihen keinen Rächer zu stellen wusste.

Historischer, nämlich auf wirklich vorhandene oder vorhanden gewesene Menschen sich beziehend, geriet nun freilich der eigentliche Führertraum, die wieder dynastisch gewordene *Kaisersage des Mittelalters*, die Karlssage Frankreichs, die deutsche von Friedrich II. und seiner Wiederkehr. Man erinnert sich der byzantinischen Weissagung des Methodius (sie zirkulierte in zahlreichen Abschriften) und ihres seltsamen Leichenmotivs. Eben dieses bot sich an, als der dämonische Staufer (Friedrich II.) gestorben war: die erträumte wie gefürchtete Zuchtrute der Kirche, der rationalistisch-imperialistische Urheber des Worts von den «drei Betrügern» (Moses, Mohammed, Jesus), der Antichrist, auf den gerade deshalb so viele apokalyptische Gedanken sich gerichtet hatten. Friedrich II. konnte und durfte nicht tot bleiben, sein Werk war ungetan, sein Zeichen unerfüllt, und nur unter seinem Namen war es – nach den Weissagungen der damaligen Methodiuspropheten – erfüllbar.

Ein solcher neuer (sehr viel höherer) Methodius war, kurz vor Friedrich, der Abt Joachim von Fiore; seine Schule sowie andere verbreitete Prophetien sahen in dem Kaiser das Zeichen der sozial-chiliasmatischen Wende. Der erregten Phantasie durfte der Kaiser nicht tot bleiben, er war zwar nicht in den Himmel gefahren, durchaus nicht, doch ebenso wenig in die Hölle, überhaupt nach keinem (transzendenten) Ort, von wo es keine Rückkehr gibt. Sondern die Legende brachte den Kaiser in einen Berg, zuerst in den Ätna (vielleicht spukten hier sizilianische Erinnerungen an die Empedoklessage nach), dann, auf dem Zug gegen Norden, in den Kyffhäuser.

Alte chthonische Bilder verbanden sich diesem uneigentlichen Grab; auf dem Kyffhäuser war in vorchristlicher Zeit ein Bergkult zuhause, und der Berggott war ein Unterirdischer, wohnte in den Höhlen des Innern unter geheimnisvollen Schätzen. Friedrich II. nun setzte sich an seine Stelle und viel später erst tauschte der Ketzerkaiser seinen Platz mit Friedrich I. Barbarossa, dem Frommen, Unbedeutenden, dem romantischen Inbegriff banaler Reichsherrlichkeit im Stil Wilhelms «des Grossen» (als welcher er dort jetzt sein Denkmal hat).

Indes selbst die pervertierte Sage hat ihren ursprünglichen sozial-chiliasmatischen Zug darin erhalten, dass sich der Kaiser allemal nur einfältigen Leuten aus dem Volk zeigt. Ebenso ist ihr das alte Motiv verbunden, dass der Messias Kaiser, wenn er die Mächte der sozialen und Glaubensnot gedemütigt hat, sich selbst demütigt, abdankt, nach Golgatha zieht und dort Krone, Szepter und Schwert niederlegt (vgl. Kamvers, Die Deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, S. 104).

Ähnlich wie Friedrich II. träumt auch Kaiser Karl im Untersberg, ja wo immer das Werk eines geglaubten Retters nicht getan oder nicht zu Ende getan erscheint, hat der Volksglaube aus dem toten Retter einen bloss verschwundenen gemacht, einen Siebenschläfer, der auf seinen Tag wartet.

Das Entrückungsmotiv ist auch heute so wenig erloschen, dass keiner Vitalität, die in die Phantasie griff, ihr Tod gern geglaubt wird. Der Inhalt des alten Sibyllenspruchs: «Vivit, non vivit» belebt sich in der Folklore immer wieder frisch. Noch den Tod so moderner Figuren wie Napoleon, auch Ludwig II. hat eine unge-sättigte Fama nicht wahrhaben wollen: Napoleon lebte der Fama

in der Maske eines Türkengenerals fort, und von Ludwig II. behauptet die bayerische Bauernlegende, er sei nach Amerika entflohen und kehre wieder, wenn es seinem Bayernvolk am schlechtesten gehe. Das Siebenschläfermotiv ist an Napoleon zwar durch die aufgeklärte Finte eines Scheintods und einer Flucht ersetzt, der Kyffhäuser ist zu St. Helena geworden (wie vorher, mit mehr Berechtigung, zu Elba), aber das Pathos der Wiederkehr fehlt nicht und im Fall Ludwigs II. nicht einmal das Pathos des verpuppten Retters.

Das alles zeigt an, wie ausserordentlich zäh das Urbild eines Retters verwurzelt ist, einer Reprise vergangener Glanzgestalten, mindestens einer Reprise vergangener Glanzzeiten durch einen neuen Wiederhersteller. Hier sind jene reitenden Boten des Königs, die die Dreigroschenoper persifliert, und womit sie keineswegs nur die billigen Lösungen der alten Oper oder der Kolportage persifliert. Dass die reitenden Boten sehr selten kommen und der Deus ex machina noch seltener, dies Versagen hebt, wie gerade der Hitlereffekt erwiesen hat, die alte Blickrichtung nicht auf. Ja sogar die eigentlich archaische Erweckungsmythe lebt noch, wenn auch in sehr abgeschwächter, analogischer, geschichtsklitternder Form. Eben Napoleon dekorierte sich als wiedergekehrter Charlemagne, Hitler (wenn es überhaupt möglich ist, den Sieger von Potempa mit dem Sieger von Austerlitz in selbem Atem zu nennen) zieht zum Grab Heinrichs des Löwen und erweckt damit Assoziationen für eine künftige «Inkarnation». Kein Zweifel mindestens, dass beim Nazi von Anfang an gedacht war, den verlegenen Titel *Führer* bei halbwegs triumphaler Gelegenheit durch den Titel *Volkskaiser* zu ersetzen; diese Gelegenheit allerdings kommt nicht mehr. Aber die alte Rettervision, die auf den Hund gekommene, hat diesem doch viel geholfen und erst recht die entscheidende Vision, in deren Dienst sie stand: die vom *Dritten Reich*.

Das «diesseitige Evangelium»

Das Glück sahen die Menschen meist dort, wo sie nicht sind. Essen, Wohnen, Liebe sind seine einfachsten Orte, das hat sich wenig gewandelt. Seit Klassen aufkamen, zweierlei Arten von Menschen, ist dies Glück für die ausgebeutete Art verkümmert

oder gar verschwunden. Daher gibt es kaum einen Erdstrich, dem Rauschgifte zur Tröstung unbekannt geblieben wären; noch aus Moos oder Milch wurden sie hergestellt, wo andere Stoffe nicht zu haben waren.

Ein Rausch höherer Art aber war allemal die religiöse Hoffnung, und zwar in doppelter Gestalt. Denn wie die pharmakologischen Phantastica in zwei Gruppen zerfallen, in die entspannende (Opium) und die erregende (Wutgift), so gibt es – mutatis mutandis – verschiedene Gruppen des Hoffungsstraums. Es gibt entspannende Religionen, die durchs Jenseits trösten oder auch durch die Flucht in die Inwendigkeit; das Christentum hat mit beidem viel geleistet. Doch wenn sich das Jenseits auf die Erde stürzen will und die Inwendigkeit in die Auswendigkeit, dann freilich verwandelt sich das Opium im subjektiven Faktor zu einem Sprengmittel ohnegleichen, zum Wollen des Himmels auf Erden.

Auch dies Wollen war im Christentum, war in den mittelalterlichen Weissagungen des erwähnten Abtes Joachim von Fiore, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts sein drittes Testament verkündete oder die fällige Barzahlung des zweiten. Es braucht hier nicht gesagt zu werden, dass der solchergestalt erzeugte revolutionäre Rausch abstrakt und mythologisch war; dass er keine Augen für die Wirklichkeit hatte und keine haben konnte; dass er lediglich den subjektiven Willen zur Veränderung der Welt, nicht aber eine irgend konkrete Methode zu dieser Veränderung in Marsch setzte.

Indes der Wille selbst war gründlich genug, der Traum vom *Dritten Reich* heftig und anfeuernd bis in die Hussitenbewegung, bis in die Bauernkriege hinein. Es ist nicht unwichtig, in den Keller des so höllisch missbrauchten Terminus zu steigen; ist er doch von Haus aus alles andere als ein Folterkeller (er enthält eher zu viel Ladungen Liebe als zu wenig). Und zwar reichen die Fundamente dieses Traums hinab bis zu Origenes, bis zu dessen Lehre von der dreifachen möglichen Auffassung der christlichen Urkunden: einer leiblichen, einer seelischen und geistigen. Die leibliche Auffassung ist die buchstäbliche, die seelische die moralisch-allegorische, die geistige aber offenbart aus den Umhüllungen der Schrift das in ihr gemeinte «ewige Evangelium».

Rein kontemplativ kehrt die Lehre von den drei Erkenntnisstufen

im zwölften Jahrhundert bei Richard und Hugo von St. Viktor wieder, den Zeitgenossen des Joachim, den grossen Psychologen des inneren Sinns. Hier erscheint die fleischliche Auffassung als cogitatio oder Erfassung der Körperwelt, die seelische als meditatio oder Erfassung der Innerlichkeit, die geistige als contemplatio oder Erhebung zur visio beatifica Dei, ja als Vergottung des Menschen. Die Victoriner gaben derart durchaus eine Heilsgeschichte, einen mystischen Entwicklungsroman von Stufen und Reichen, fast liesse sich sagen: eine erste Phänomenologie des Geistes; doch die Stufenfolge blieb eine des blossen Individuums. Und die letzte Stufe stand nicht etwa bevor, das letzte Reich stand nicht etwa in utopischer Geburt, sondern war mitsamt seinem Objekt zu allen Zeiten fertig da.

Wahrscheinlich hat Joachim von Fiore die Victoriner gekannt und ist sowohl von ihnen wie von Origines ausgegangen; grossartig aber hat er die blossen Innerlichkeit beider aufgegeben. Er hat die Dreiheit der Standpunkte aus einer individuell-pädagogischen Folge zu einer der fortarbeitenden, der unfertigen Menschheit verwandelt. Was in der Mystik ein Stufengang der Seele, ein kohärentes Übergehen aus einem seelischen Zustand in den anderen, das wird von Joachim auf den ganzen Menschheitsprozess projiziert: es erscheint ein Stufengang der *Geschichte* durch die Grade der geistigen Vervollkommnung hindurch; und diese Grade sind nicht von einzelnen Menschen, sondern nur von ganzen Zeitaltern jeweils erreichbar (vgl. Grundmann, Studien über Joachim von Floris, 1927, S. 131 f.).

Näher ist die Lehre Joachims vom dritten Status, vom Dritten Reich, diese: das erste Zeitalter war das der Knechtschaft des Gesetzes, das des Vaters und seines Alten Testaments, der Laien und Verheirateten; das zweite Zeitalter ist ein Mittelzustand zwischen Fleisch und Geist, es wird eröffnet durch den Sohn und sein Neues Testament, beherrscht von der Kirche und ihren Klerikern; das dritte Zeitalter aber, das dem Ende der Welt vorhergeht, steht jetzt in Geburt, es wird von Mönchen bewohnt, das ist von den viri spirituales, von der «Freiheit des Geistes». Der Buchstabe des Evangeliums Christi mit seiner Kirche und seinen Klerikern wird vergehen, die urchristliche Gemeinde fährt vom Himmel auf die

Erde, kommunistische Bruderschaft und Friedensreich beginnen. Das erste Zeitalter war das der «Furcht und Erzählung», das zweite das der «Forschung und Weisheit», das dritte aber wird das der «Liebe und Erleuchtung» sein, des totalen Pfingstfestes, der «Ausgiessung des Heiligen Geistes».

So fremdartig dem heutigen Revolutionär diese Kategorien klingen (noch befremdlicher als die erinnerten Kaisergeburtstagsfeiern des vorigen Abschnitts), so wenig darf man sich dadurch abschrecken lassen, den Glücks- und Freiheitshunger, die Freiheitsbilder entrechteter Menschen in diesen Träumen zu bemerken und auszuzeichnen. Der Sozialismus hat eine phantastisch grossartige Tradition; fehlt ihm auf so frühen Stufen, wie selbstverständlich, jede Art von ökonomischem Blick, so doch nicht einer seiner anderen Grundzüge: die *Humanität* und die mit ihr gesetzte Totalität. Joachimisch ist der Satz: «Man schmückt die Altäre, und der Arme wandelt in bitterem Hunger»; joachimisch die Ablehnung der «Furcht des Herrn». Selbst das kommende «Zeitalter der Mönche» ist nicht so sehr als ein asketisches gedacht denn als eigentumloses und brüderliches, als allgemeiner Kloster- oder Konsumtionskommunismus. Ja, die mönchischen Prophezeiungen wurden in der Schule Joachims (er hatte einen eigenen Orden gestiftet) derart mit dem Diesseitiglanz eines «tausendjährigen Reichs» versehen, dass gerade die spirituale Strenge zu einer der Lebensfreude wurde und den ganzen Leib ergriff.

Dieses Sinns verkündete Telesphorus von Cosenza Ende des vierzehnten Jahrhunderts: Gott sei darum Mensch geworden, damit der ganze Mensch in sich glücklich werde, und nicht nur der innere, sondern alle Augen, Ohren, Mäuler, Hände, Füße, Lebern, Nieren; kurz, die Vollkommenheitszeit sollte mit dem geistlichen auch das gesamte irdische Glück entbinden.

Noch viel irdischer als das franziskanische Gebet an Bruder Sonne klingt der joachimische Hymnus bei Telesphorus: «O vita vitalis, dulcis et amabilis, semper memorabilis» – O lebendiges Leben, süßes und liebenswertes, immer gedenkenswertes! Wurde dieser Gesang der joachimischen Bewegung sozusagen nur latent an der Wiege gesungen, so ist wenigstens die Nähe zu einer neuen irdisch-geistlichen Verschlingung und Glückslaufbahn bei Joachim bereits völlig manifest: der Weg von der *servitus legis* zur

libertas amicorum geschieht *in dieser Welt*. Das ist die eigentliche Kühnheit Joachims: er hat die aufs Jenseits fixierten Blicke auf eine irdische Zukunftszeit gerichtet, und sein Ideal nicht im Himmel, sondern auf der Erde erwartet. Er hat die Freiheit der neuen viri spirituales nicht als Freiheit von der Welt, sondern für eine neue Welt verkündet, und wenn er die Erde unter strenge christförmige Forderungen stellte, wenn er die laxen Zweiweltenlehre des laxeren Katholizismus durchbrach, wenn er religiös-indifferente Kultur in seinem Dritten Reich nicht kannte und im zweiten bereits nicht anerkannte, so nur deshalb, damit das Jenseits verSpeist und das Liebeswort hier unten bereits Fleisch werde: das Reich Christi ist von dieser Welt, *sobald diese Welt eine neue geworden ist*.

Das ist die fortwirkende, bis zum Bauernkrieg revolutionär fortwirkende Kühnheit Joachims und der wesentliche Gehalt seiner Gedankenwelt: er hat die christlich-katholischen Ideen, Motive und Denkformen so umgeschichtet, dass sie, statt in die Diesseits-Jenseits-Beziehung, eingelagert sind in ein Geschichtsbild mit aufsteigenden Graden der Vollkommenheit (vgl. Grundmann, I. c., S. 141).

Ebenso revolutionierend zu seiner Zeit, wirkte der von Joachim ausgehende «Spiritualismus», das ist die Auslegung der Bibel (des Buchstabens) gemäss dem «innerlich treibenden Geist.» «Nemo audit verbum nisi spiritu intus docente» – dieser orthodoxe Grundsatz wurde von den Joachiten als den ersten «Schwarmgeistern» dermassen übersteigert, dass die Schrift, ja alles Auswendige und Überlieferte überhaupt, dem Deutungsbelieben des «inneren Worts» übergeben wurde. Indes das Belieben des innern Worts war in Wahrheit gar keines, sondern der Geist, der auslegte, war genauso wie der Geist, der trieb, bei den damaligen Spiritualisten *ausschliesslich auf den Impetus und den Wunschinhalt der sozialen Revolution orientiert*.

Wie die viri spirituales als Bürger eines kommunistischen Zeitalters gedacht waren, so war das innere Wort, der «Schlüssel Davids» ein Instrument, um in der Bibel «die Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes» aufzuschliessen und alle Widersprüche zu dieser Offenbarung zu verriegeln. Hat doch das Christentum, vom ökonomischen Anlass her, darin seinen Unterschied zu

allen übrigen Religionen, dass es als Ideologie der Unterdrückten begonnen hat; dieser rebellische Anfang kam trotz seiner sofortigen Ablenkung (ins Innere), seiner späteren Verdeckung und Umkehrung durch die Kirche nie mehr ganz aus der Welt. So dass auch Joachims Gedanke vom dritten Zeitalter und Reich unverfälscht unter den Ketzern lebendig blieb, ja noch von *Lessing* mit unmittelbarer Erinnerung an die Schwärmer des dreizehnten Jahrhunderts zitiert werden konnte. Lessings «Erziehung des Menschengeschlechts» brachte eben die joachitische Stufenlehre in die Aufklärung und ihre Toleranz; das «Elementarbuch» des Christentums beginnt ausstudiert zu sein, ein neues Blatt schlägt sich auf. «Hüte dich», mahnt Lessing, «du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst oder schon zu sehen beginnst... Sie wird gewiss kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird. Vielleicht, dass selbst gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten und nur darin irrten, dass sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiss hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten, dass der Neue Bund ebenso wohl antiquiert werden müsse, als es der Alte geworden... Nur dass sie... übereilten, nur dass sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern zu machen glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.»

Man sieht aus diesen erstaunlichen Worten: noch die deutsche Aufklärung wusste sich in ihrem tapfersten und klarsten Kopf der alten Dreiteilung zu bedienen, der «Aufhebung» des Christentums in einem fast Hegelschen Doppelsinn des Wortes: als einer Vernichtung und Bewahrung zugleich. Die patriarchalische Zeit war die Raupe, die Kirchenzeit die Puppe der Vernunft; nun begrüsst sich die bürgerliche Revolution als Schmetterling.

Lessings Stufenteilung der Geschichte nach dem Alten und Neuen Testament ist gewiss selber die antiquierteste, sie ist von der wirklichen historischen Aufeinanderfolge, als einer von Klassengesellschaften, die entfernteste; doch das Ende eben, das dritte Zeitalter, proponiert den gleichen Humanitätszustand im Nebel und in Allgemeinheit, dem die proletarische Revolution in Sonne und Präzision zusteuert. Es überrascht daher nicht, dass der Dritte-Reichs-Gedanke – bei Lessing noch so kräftig – mit dem Sieg der Bourgeoisie erlischt oder nur noch sporadisch und unverstanden vorzukommen pflegt.

So bei *Schelling* in seinem Alterswerk, den reaktionären Vorlesungen über «Philosophie der Offenbarung»; die joachitische Tradition, bei Lessing noch lebendig, war hier bereits so abgerissen, dass nur mehr das Schema, nicht aber der Inhalt der Abfolge erinnert geblieben ist. Lediglich Epochen der Kirchengeschichte (weiter der «Potenzen in Gott») nicht aber soziale werden von Schelling in die drei Reiche geteilt: Petrus oder der Katholizismus gelten als Reich des Vaters, Paulus oder der Protestantismus als darauffolgendes Reich des Sohns, Johannes aber hat für die Geistkirche der Zukunft sein Evangelium geschrieben (Schelling selbst gibt in den Vorlesungen an, die «Übereinstimmung» dieser rein theologisch, ja gnostisch ausgedeuteten Folge mit Joachim von Floris erst nachträglich entdeckt zu haben.)

Verblüffend erscheint das Dritte Reich sogar bei *Ibsen* wieder, im Jugenddrama «Kaiser und Galiläer», diesmal freilich aufs Neue mit einer Art Humanität verbunden, mit einem Vorklang der spätbürgerlichen «Emanzipationen» im Jugendstil. Blass und dennoch raunend ergeht hier die Symbolik der «drei Ecksteine der Notwendigkeit»: der erste zwar ist mehr die Antike als das Alte Testament, der zweite das Christentum, der dritte die Synthese beider, die Durchdringung der «Schönheit und Wahrheit». Kaiser Julian soll sie bringen, das Dritte Reich «froher Adelsmenschen» soll erscheinen – eine besonders bemühte Hoffnung im Anblick des heutigen Deutschland: im Anblick Streichers, des Adelsmenschen, Hitlers, Görings, Goebbels' oder der «Synthese von Wahrheit und Schönheit»!

Die Nazis aber haben den Terminus Drittes Reich – was nicht ver-

gessen werden soll – ebenfalls literarisch übernommen; nicht aus Ibsen, wohl aber aus Dostojewski. Vielmehr aus dem rassistigen Parfüm, das Moeller van den Bruck, der Herausgeber des deutschen Dostojewski, von diesem halb zaristisch, halb prophetisch abgezogen hat. «Das Dritte Reich» schlechthin nennt Moeller sein Buch, es ist das «Hauptwerk» des Nazismus geworden und hat die «Elite» der Bewegung viel stärker erfasst als Hitlers Stilübung oder Rosenbergs Kompilation.

«Afrika dunkelt herauf» – das ist Moellers angebliche Furcht; Preussen-Deutschland, durch Halbasien interpretiert, spielt er dagegen aus, auch den bekannten «Sozialismus preussischen Stils». Die eigentümliche Verbindung, welche Dostojewski zwischen seinen nebyzantinischen Spekulationen und der «Beiwohnung des Heiligen Geistes» gestiftet hatte (beide geeint im «Gott tragenden russischen Volk») – diese Anti- Voltaire-Welt ohnegleichen wurde von Moeller auf Deutschland übertragen, auf das Deutschland des Monopolkapitals, der beginnenden Krise, der drohenden Revolution.

So kam das «Dritte Reich» von neuem zurecht, doch Welch ein anderes als das des Joachim und Lessing: glühende Finsternis fiel aufs Land, eine Nacht voll Blut und lauter Betrug. Das also ist die «Wirklichkeit» der alten Liebes- und Geiststräume geworden; Lessings «rationales Evangelium» hier, Hitlers «Mein Kampf» dort! Einzigartig hat der Nazismus sowohl die ökonomische Unwissenheit wie das immer noch wirksame Hoffnungsbild, Chiliasmusbild früherer Revolutionen, für sich mobilisiert.

Chiliasmus – das ist das letzte zu behandelnde Stichwort; die Lehre vom *Tausendjährigen Reich* war, wie Luther sagte, «aller Rottenmeister Gaukelsack». Zu Luthers Zeiten freilich war der Chiliasmus ein Schlachtgesang der aufrührerischen Bauern, im gekommenen «Dritten Reich» von heute betäubt oder betäubte er – in völlig verschmutzter, pervertierter, preisgebener Gestalt – die Opfer der Reaktion.

Die «Erde als Paradies»

Niemals malte sich der Wille nach Glück in eine leere und durchaus neue Zukunft hinein – immer sollte bessere Vergangenheit hergestellt werden, freilich nicht eine eben vergangene, sondern die einer nachgeträumten schöneren Vorzeit. Und dies goldene

Zeitalter sollte nicht nur erneuert, sondern durch ein noch namenloses Glück überboten werden.

Es liegt nahe, in diesen Träumen vom goldenen Zeitalter Erinnerungen an die Urkommune zu erkennen, besonders dann, wenn Reste ihrer (wie die Allmende) oder noch nicht zu lange Verlorenes (wie Freiheit der Jagd, des Fischfangs) das revolutionäre Lob der Urzeit unterstützen. Das war während der Bauernkriege deutlich der Fall; die Rückforderung der alten «Gemeinfreiheit» hat den Parzellierungswünschen einiger Gruppen entgegengewirkt, hat Münzers Parole «*omnia sint communia*» gestärkt.

Natürlich reproduziert das Bild vom goldenen Zeitalter keinen wirklichen Anfang der Geschichte, keine irgend prähistorische Wirklichkeit; schon deshalb nicht, weil die Urkommune, mit ihren unentwickelten Produktivkräften, so paradiesisch nicht gewesen sein kann. Aber die Hoffnung hatte an der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit der Gentes ihren ersten Anhalt, auch Inhalt. Den übersteigerte sie mit rückwärtsgerandter Utopie, den liess sie aber erst recht aus der Zukunft sich wieder entgegengehen, aus der Zukunft des wiederhergestellten Paradieses.

Damit eben beginnt der Mythos vom *Tausendjährigen Reich*, von einer glücklichen Endzeit, der die Geschichte zustrebt, vielmehr: die die Geschichte für die «Gerechten» bereithält.

Der Mythos selbst entstammt der Wechselwirkung zwischen ökonomisch-politischem Elend und Glanzerinnerungen aus einer Vergangenheit, die eben – mit utopischer, nicht nur romantischer Glückssehnsucht – in eine möglichst nahe Endzeit hinübergegeben wurde. Die heilschatologischen Vorstellungen des prophetischen Judentums vor, besonders nach dem Exil, dürften diese Geschichtsutopien zuerst entbunden haben; aus dem Orient wanderten sie, lange vor dem Christentum, ins kaiserliche Rom und verbreiteten die Hoffnung von dem wiederkehrenden goldenen Aion.

Was das Tausendjährige Reich des genaueren angeht, diesen alten Hintergrund des Dritten, so stammt sein gesamter Inhalt aus der Prophezeiung Jesajas, Kap. 30, 55, 60, seine Chronologie aus dem Buch Daniel, Kap. 7, der magische Mechanismus seines Eintritts aus der Offenbarung Johannis, Kap. 20, 21.

Wilde persische Phantasien toben sich in der Beschreibung dieses Mechanismus aus: der Drache, die alte Schlange, wird tausend Jahre gebunden und im Abgrund verschlossen, die Gerechten aber kommen von den Toten wieder und regieren mit Christus tausend Jahre – das ist die erste Auferstehung. Sind aber tausend Jahre vollendet, dann wird der Satan wieder losgebunden, er verführt die Heiden, die Völker Gog und Magog zum letzten Streit, eine Zeit der letzten Drangsal und Verwirrung herrscht so lange, bis das Feuer (Rottes aus dem Himmel auf die Feinde fällt. Der jüngste Tag und das jüngste Gericht brechen an, die Hölle wird für die Sünder, ein neuer Himmel und eine neue Erde für die Erwählten bereitet – das ist die zweite Auferstehung.

Die rasende Pedanterie dieser Prophezeiungen hat alle revolutionären Bewegungen der Christenheit beschäftigt bis hart an die Aufklärung; noch heute geht sie bei den sogenannten «ernsten Bibelforschern» um, bei den von Hitler verbotenen. Sind solche Angstträume des Heils *wesentlich nur historisch* beachtbar, so steht es anders mit dem *Inhalt des Endreichs*, besonders in der Gestalt, die ihm Jesajas erträumt hat. Denn dieser Inhalt überrascht, bei aller Verstiegenheit, nicht nur durch seine vernünftige Reinheit, sondern mehr noch durch seinen Hedonismus, um nicht zu sagen: durch seinen humanen Materialismus.

Man vergleiche folgende Sätze aus angegebenen Kapiteln des Jesajas, die glückliche Endzeit betreffend:

«Es wird deinem Samen, den du auf den Acker gesät hast, Regen gegeben und Brot von des Ackers Einkommen und davon volles Genüge. Und dein Vieh wird sich zu der Zeit weiden in einer weiten Aue... Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauft und esset; kommt her und *kauft ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch* . . . Ich will Gold anstatt des Erzes und Silber anstatt des Eisens bringen und Erz anstatt des Holzes und Eisen anstatt der Steine; und ich will zu deiner *Obrigkeit den Frieden machen und zu deinem Herrn die Gerechtigkeit*... Aus dem Kleinsten sollen tausend werden und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk.»

Soweit Jesajas, soweit der primitiv sozialistische Inhalt des erträumten Bundes zwischen Gott, Mensch, Tier und allem Dasein.

Alle späteren Ausmalungen des Tausendjährigen Reichs (in der Sekten-Theologie) folgen dem Jesajas nach: langes Leben wird prophezeit, Sünde und Tod sind geschwächt, der Leib erlangt ungeahnte Kraft, der Acker trägt tausendfältige Frucht, die Wüste wird in Fruchtgärten umgewandelt, die gesamte Natur in ein menschliches Haus, gottähnliches Dasein beginnt in Unschuld, Friede und durchdringender Freude. So sichtbar also wie die Vertröstung und passive Phantasterei, so sichtbar ist in diesen Gebilden auch die klassenfeindliche Ketzerei, soll heissen: der Massstab, den sie an die christliche Kirche, gar an den christlichen Staat anlegen liess.

Folgerichtig wurden die chiliastischen Diesseitshoffnungen von der offiziellen kirchlichen Lehre bald *verworfen*, am energischsten von Augustin; das Feuer wurde abgestumpft, der Massstab entsozialisiert. Denn nach Augustin beginnt das Tausendjährige Reich bereits mit Jesus; dass sich ein Mensch zu seinem Erlöser bekennt, *das* bereits ist die erste Auferstehung. Das Reich, worin die auferstandenen Gerechten mit Christus herrschen, ist einzig die kirchliche Gemeinschaft der Gläubigen, der irdische Gottesstaat, die *civitas Dei terrena*. Die zweite Auferstehung und das jüngste Gericht haben demgemäss keine Bedeutung für die Geschichte der Menschheit, sondern nur für die einzelne Seele – das Gottesreich *auf Erden* ist und bleibt die sich ausbreitende Kirche. Dem Staat selbst machte Augustin durchaus den Prozess, und zwar sowohl als Kirchendenker wie als Philosoph der christlichen Inwendigkeit; in den historischen Staatsgebilden, einschliesslich Roms, erblickt Augustin nur eine Gemeinschaft der Verdammten, eine durch Zwietracht geteilte. Hier allein auch ist Weltgeschichte (nämlich sukzessiv sich verschärfende Trennung zwischen dem Sünder- und Gnadenreich), Heilsgeschichte aber ist keine Weltgeschichte, sondern lediglich individuelle, ebenso ist Zukunft einzig das individuelle Jenseits.

Augustin hatte allen Anlass zu dieser Abdankung des Tausendjährigen Reichs, denn der Chiliasmus war in der frühen Kirche durchaus nicht erloschen. Bereits im zweiten Jahrhundert n. Chr. war ge-

gen die «verweltlichte Kirche» ein «Prophet» aufgetreten, der Derwisch Montanus. Er hatte ein urchristliches Gemeinwesen begründet, das, von der Welt abgeschieden, auf das Herabfahren des oberen Jerusalem sich bereiten sollte. Im dritten Jahrhundert trat der unruhigstrenge Montanismus einen Siegeszug durch die Welt an; erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts wurde der Chiliasmus abgeschieden, er galt von da ab durchgängig als *Ketzerei*.

Dass aber die Phantasien des Tausendjährigen Reichs auf Erden, des neuen Jerusalem trotz Kirchensiegs nicht austilgbar waren, dass sie im Bund mit der sozialen Not fort und fort aufpeitschten, das haben viel später, in sozialrevolutionären Epochen, das Münster der Wiedertäufer, vor allem das Tabor der Hussiten bewiesen.

Die Hussitenbewegung bezeichnet das erste Heilzeitalter einer kommunistischen (kommunistisch gemeinten) Revolution; in ihrer ideologischen Mitte jedoch stand eben der Chiliasmus als Lehre vom möglichen Diesseits des Jenseits. Die Taboritenprediger verkündeten ganz in jesajischem Stil das Zionsreich der Freiheit und Gleichheit für die «Gerechten», für die in den paradiesischen Stand der Unschuld Zurückkehrenden. Nur in dieser Hoffnung wurde Tabor gegründet – ein Neu-Jerusalem, worin der christliche Liebeskommunismus der Urgemeinde erneuert werden sollte: keine Stände, keine Herrschaft, kein Sondereigentum, keine Steuern – ein demokratisches Gemeinwesen unter Gott als dem mystischen König.

Dass die Sektenmystik dieser Zeiten durchaus keine paradiesische Unschuld gebracht hat, sondern der Manufakturwirtschaft sich eingliederte, ja die Ideologie zu den reinsten Formen des Kapitalismus lieferte (England, Amerika) ist bekannt. Die materielle Logik der damaligen Produktivkräfte war stärker als der urchristliche Moralwille und der apokalyptisch-revolutionäre Glutpunkt im falschen Bewusstsein.

Dennoch wäre die Hussiten- und Täuferbewegung überhaupt nicht in Gang gekommen, wenn der Chiliasmus sie nicht ideologisch entzündet hätte; wenn er der Revolution nicht die scheinbar objektive Gewissheit zur subjektiven hinzugefügt hätte. Der Chiliasmus (wie übrigens auch die astrologischen Weissagungen des ausgehenden Mittelalters von einer «notwendigen» Wende der

Zeit) vertrat damals sozusagen die Wissenschaft der Revolution, nämlich deren Objektivität und Unausweichlichkeit; die Zeit wurde als nicht nur subjektiv, sondern als objektiv reif zur Revolution erfahren, die Revolution stand «im Termin», die himmlische Gerichtsuhr selbst schlug sie an.

Die Förderung des Aufruhrwillens durch solche Widerspiegelungen und Verankerungen seiner kann gar nicht überschätzt werden, und auch dieses steht fest: es war nicht der Chiliasmus, der das ökonomische Bewusstsein, die konkrete Beherrschung der Wirklichkeit damals verhindert hat. Er stand diesem Bewusstsein durchaus nicht im Wege (wie etwa ein Kurfuscher dem (Arzt im Wege steht und dessen rechtzeitiges Eingreifen verhindert) sondern: rein aus ökonomischen Gründen war damals kein ökonomisches Bewusstsein vorhanden, und wenn der Chiliasmus nicht gewesen wäre, so wäre auch kein revolutionäres Bewusstsein vorhanden gewesen, folglich überhaupt keine Revolution. Und nicht wegen des Chiliasmus ging diese Revolution zugrunde oder lief zur Manufakturperiode, gar zum puritanischen Kapitalismus aus, sondern umgekehrt: der Chiliasmus hat – in rationalisierter Gestalt – bis zur französischen Revolution, wo nicht länger, weite Massen dazu angefeuert, dass sie mit ihrem derzeitigen «Schicksal» sich nicht abfinden, dass sie revolutionäre Handlungen für den «Durchbruch des Reichs» begehen.

Die geringe oder gänzlich fehlende Übereinstimmung dieser Handlungen, auch Zielbestimmungen, mit der Wirklichkeit liegt gewiss auf der Hand, ja gibt späten Chiliasmen wie denen Weitlings, anders Fouriers, vom marxistischen Standort aus etwas Kindisches. (Eben weil sie in Zeiten, denen ökonomisches Bewusstsein möglich geworden ist, Gegenwart wie nächste Zukunft als weisse Flecken oder unentdeckte Landstriche behandelten; weil sie statt der Löwen, womit alte Kartographen ihre weissen Flecke ausgeziert hatten, überschwingliche Palmzweige oder andere Abstraktionen blosser Wunschphantasie einzeichneten.)

Dennoch darf diese späte, zweitrangige, oft kindische, ebenso oft auch rührende Ausgeburt weder die Gewalt alter Träume verdecken noch die Sprengkraft, welche diesen – zum Bösen wie zum Guten – immer noch innewohnt. Die Sprengkraft war überall dort,

wo die «Verheissung» nicht quieszierend wirkte, nicht als innerlich-geistliches Lametta oder als kontemplatives Geflunker, sondern aufreizend wie ein vorenthaltenes Gut und einleuchtend wie Schlaraffenland.

Bis allerdings auch hier ein Rattenfänger erschien «in zwölfter Stunde», und ebenso herrlichen Zeiten entgegenführt wie sein Vorgänger, nämlich dem Krieg. Keine Schwerter werden von Hitler zu Sichel, keine Lanzen zu Pflugscharen geschmiedet, eher umgekehrt; dafür dauert das neue Tausendjährige Reich gleich mehrere hunderttausend Jahre, angeblich ohne jüngstes Gericht. Ein riesiges Maul, ein Maul wie eine Blutschüssel trinkt den Behälter der gesamten Zukunft leer. Genauso vortrefflich wie der Messias Kaiser, wie das Dritte, wurde derart auch das Tausendjährige Reich in Deutschland verwirklicht: es gibt «deutschen Sozialismus» ausgeübt von viri spirituales ohnegleichen; es gibt Schachtwechsel zahlbar in Reich-Gottes-Währung.

«Ich will zu deiner Obrigkeit den Frieden machen und zu deinem Herrn die Gerechtigkeit» – dies Wort aber scheint von der deutschen Überraschung nicht ganz erfüllt. Und sonst hat das Dritte Reich Hitlers mit dem erträumten des Joachim von Floris genau dieselbe Ähnlichkeit wie sein Sozialismus mit dem der Sowjetunion.

Schlussfolgerungen

Alles fließt, aber der Fluss kommt jedesmal von irgendwo her. Er nimmt von den Gegenden, die er durchlaufen hat, Stoffe mit, die färben sein Wasser noch lange. Ebenso sind in jeder neuen Form Reste einer älteren, zwischen heute und gestern ist kein unbedingter Schnitt. Es gibt keine völlig neue Arbeit, am wenigsten eine revolutionäre; die alte wird nur klarer weitergeführt, zum Gelingen gebracht. Die älteren Wege und Formen werden nicht ungestraft vernachlässigt; wie sich gezeigt hat. Besonders Träume, auch die allerwachsten, haben eine *Vorgeschichte*, und sie tragen sie mit sich. Bei zurückgebliebenen Schichten sind diese Reste besonders stark und oft vermufft, doch auch die revolutionäre Klasse ehrt ihre Vorläufer und hört sie noch. Die alten Formen helfen zum Teil, wenn *richtig* eingesetzt, am Neuen mit.

Dass sie äusserst wirksam sind, hat der braune Hund gerochen.

Es ist an der Zeit, mehrere von ihnen wieder zum Eigenen zu schlagen, das Gebot der Stunde drängt dazu. Der weiche Hochmut, womit Kautsky über «Helden» oder «Pröbchen apokalyptischer Mystik» lächelte und nichts als lächelte, ist theoretisch-praktisch zu Ende. Selbst ein so absurd und undemokratisch erscheinendes Gebilde wie der alte Führertraum (um den «revolutionären» Kaisertraum ausser Acht zu lassen) stellt sich in der Praxis – mutatis mutandis – nicht als so dumm dar. Die revolutionäre Klasse und ganz sicher die revolutionär noch Unentschiedenen wünschen ein Gesicht an der Spitze, das sie hinreißt, einen Steuermann, dem sie vertrauen und dessen Kurs sie vertrauen – die Arbeit auf dem Schiff geht dann leichter. Die Fahrt ist sicherer, wenn nicht jeder jeden Augenblick die Richtung nachzuprüfen für nötig findet.

Das alles hat die Praxis erwiesen, bei bestem demokratischem Gewissen; auf dem Marsch muss eine Vorhut und eine Spitze sein. Solange der Marsch noch theoretisch ist, tritt sie nicht in Erscheinung, doch in seiner Verwirklichung sogleich. Das Kommunistische Manifest enthält kein Wort von Führern oder nur zwischen den Zeilen, gleichsam im mitgegebenen Dasein seiner Verfasser, derer, die es erlassen haben. Doch sobald das Manifest realisiert zu werden begann, leuchtete neben den erhabenen Vätern des Marxismus der Name Lenin auf, es folgte der Name Stalin – wirkliche Führer ins Glück, Richtgestalten der Liebe, des Vertrauens, der revolutionären Verehrung. Die Erscheinung Dimitroff in Leipzig hat der Revolution mehr geholfen als tausend (ebenso notwendige) Referenten in Versammlungen. Derart menschliche Dinge wie die Revolution lassen sich ohne sichtbare Menschen, ohne das Vorbild wirklicher Führer kaum durchführen.

Die anderen Träume der alten Zeit, die äusserst nebligen, sind nicht die sichersten. Hat sich doch unter ihrem Namen gerade das völlige Gegenteil eingestellt, das Gegenteil nicht des Nebels, sondern des Traums. Muss aber deshalb der Keim mit der Hülle preisgegeben werden, oder ist es nicht so, dass auch der Traumkeim, recht herausgearbeitet, das ungeheure Falsifikat widerlegt, das die Nazis mittels der Nebelhülle hergestellt haben?

Die Frage ist praktisch, und sie kommt gerade im Zeichen der be-

ginnenden deutschen Volksfront zurecht, spezieller: des christlichen Antifaschismus innerhalb der Volksfront.

Kurz vor Hitlers Antritt hat in Berlin eine öffentliche Diskussion stattgefunden, zwischen dem Halb- oder Edelnazi Hielscher, dem Jesuitenpater Przywara, dem protestantischen Theologen Dehn, über das Thema «Reich und Kreuz». Da stellte Dehn (der damals bereits von den Nazis verfolgte) aus seinen christlichen Prämissen fest, dass das imperialistische Nazireich «die Ideen des Friedens und der Gerechtigkeit nirgends berücksichtige»; ja er spielte gegen die Öde dieses Reichsbegriffes die kommunistische Lehre aus, sofern in dieser doch immerhin heilsgeschichtliche Erwartungen nachklingen. Das Nazireich aber sei bar jedes menschlichen Inhalts, es komme aus dem Dunkel blosser Triebe, aus der Gerissenheit blosser Kapitalsinteressen, die dieser Triebe sich bedienen, und gehe ins Dunkel wieder zurück. Es lasse sich nicht substantzieren, zum Unterschied von der kommunistischen Reichsidee, von der «Idee» der klassenlosen Gesellschaft, bei der es sich nicht zuletzt um eine aktuelle Umwandlung altchristlicher und theologisch-ketzerischer Fixierungen handle. Soweit Dehn; soweit die Neutralisierung, ja mögliche Sympathie dieser Männer für den Kommunismus.

Wie immer dessen «altchristliche Bestimmung» berechtigt und zurechtgewiesen werden mag: hier ist der wichtigste *Berührungspunkt* zwischen christlichem und kommunistischem Antifaschismus. Es ist das Amt der kommunistischen Propaganda (genauer: der revolutionären Traditionskompagnie, die sie in ihrem Gefolge führt) an dieser Stelle nach dem Rechten zu sehen und die abergläubische Scheu der Frommen vor der «Gottlosenbewegung» zu korrigieren. Ohne dass die Probleme des Atheismus berührt werden müssten, ohne die mindeste Verlegenheit, gar Unredlichkeit, hat Propaganda unter Bekenntnischristen und humanen Katholiken hier Platz.

Viele Vorläufer des Sozialismus waren es aus Christentum; das verbindet beides, das ist eine gemeinsame Wegstrecke zu dieser Zeit. Und spätere Zeiten, worin die bisherige Religion abgestanden sein wird, werden der Kraftquelle leichter gerecht werden, die in der «Freiheit der Kinder Gottes» neben aller Vertröstung und Ausbeutungs-Ideologie floss.

Die Frage wurde bereits gestreift, ob nicht gerade der Nebel die alten Träume zu ihrem heutigen Ende geführt habe. Zweifellos hat die ökonomische Unwissenheit den Nazis ihren Betrug erleichtert, zweifellos haben sie die alten dunklen Worte höchst demagogisch benutzt. Aber viel wichtiger ist die Frage, ob diese Benutzung, dieser Missbrauch nicht gerade *deshalb* so leicht gelang, weil die echten Revolutionäre hier *nicht Wache gestanden* haben.

ökonomische Unklarheit, kleinbürgerlicher Muff und mystizistischer Nebel gehen gewiss trefflich zusammen: eines steht dem anderen bei, aber deshalb brauchen ökonomische Klarheit und Kritik des metaphysischen Scheins noch nicht den gesamten Umfang und Inhalt der irrational bezeichneten Gehalte a priori zu desavouieren. Das hatte zu Voltaires Zeiten revolutionären Sinn, heute jedoch dient es, wie der deutsche Effekt erwiesen hat, fast ausschliesslich der Gegenrevolution. Es ist auch gar kein Realismus in diesen Mechanismen des Nein; konträr: grosse Schichten der sozialen, ja physischen Wirklichkeit werden durch die mechanistische Banalität ausgekreist. Die Zeiten dieser Borniertheit sind vorüber, das Verständnis wie die Anwendung des Marxismus erlangen immer vollere Gegenständlichkeit, immer grössere Weite und Tiefe.

Zugleich aber – und das ist jetzt bereits, an der Schwelle der neuen Wendung, wichtig zu betonen – zugleich aber richtet die erlangte Weite und Tiefe irrationale Verblasenheit viel gründlicher und kenntnisreicher, als der Aufklärer je hierzu imstande war. Ja, sollte das Unwahrscheinliche geschehen, dass infolge der veränderten Luft auch der Mystizismus aufholt, dann wird gerade das Wissen der Weite und Tiefe selber, als solches, an die Spitze der Opposition treten, der Opposition gegen den Mystizismus. Denn mystizistische Banalität ist um kein Haar besser, wohl aber um eine ganze verkitschte Künstlermähne widriger als die rationalistische; Mystizismus ist die unwissende Karikatur der Tiefe, wie der Aufklärer die viertelsgebildete Karikatur der Klarheit war.

Rationalismus wie Irrationalismus (gar dekadenter) gehören gleichmässig zur bürgerlichen Welt (als Wechselformen) und vergehen mit dieser. Vernunft ist und bleibt das Instrument der Wirklichkeit, freilich jedoch konkret-materialistische Vernunft,

die dem Ganzen der Wirklichkeit gerecht wird, folglich auch den komplizierten und phantasievollen Bestandteilen. Sie weiss, dass die Welt, dass die schwierige Fahrt der Welt, dass die vielen Unaufgelöstheiten ihrer Vergangenheit, dass die noch nicht erschienenen Horizonte ihrer Zukunft – dass alle diese Bestandmomente dialektisch-realer Tendenz keine Objekte der Realschul-Aufklärung darstellen und ebenso wenig der Martin Buber- oder Keyserling-Mystik.

Gründliche, philosophische, das heisst wahrhaft marxistische Vernunft richtet und berichtigt die rationalistische Seichtheit im gleichen Akt wie ihr Gegenspiel: die Windbeutelerei, den Mystizismus. Von diesem lebten die Nazis, doch sie konnten eben nur deshalb so ungestört mit ihm betrügen, weil eine allzu radikale (nämlich zurückgebliebene) Linke die Massenphantasie unterernährt hatte. Weil sie die Welt der Phantasie fast preisgegeben hatte, ohne Ansehung ihrer höchst verschiedenen Personen, Methoden und Gegenstände, ohne rechte Differenzierung zwischen dem Mystiker Eckardt und dem «Mystiker» Hanussen oder Weissenberg.

Es ist aber ein nicht mehr unterschlagbarer Unterschied zwischen der Prophezeiung aus Kaffeesatz und jener anderen Meister Eckardts, im Sermon von der Geburt, über die verborgene Herrlichkeit des Menschen:

«Ich werde in mir etwas gewahr, das erglänzt in meiner Vernunft; ich empfinde wohl, dass es etwas ist, aber was es ist, das kann ich nicht erfassen; nur soviel dünkt mich: könnte ich es erfassen, ich wüsste alle Wahrheit».

Es ist das gleiche menschliche *Herrlichkeitsgefühl*, welches später Thomas Münzer, den Jünger Eckardts, Taulers, Susos, zum Ideologen des Bauernkrieges gemacht hat; welches über Hunger und Skorbut hinaus gegen die Verhältnisse protestieren liess, worin der Mensch, nach Marxens Worten, ein gedrücktes, verächtliches, verschollenes Wesen geworden ist.

Die deutsche Mystik des Mittelalters mit ihrer Laienpredigt, ihrem praktischen Christentum, ihrem Drang nach der «Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes» stammt aus frührevolutionären Bewegungen des Bürgertums. Und der vorhandene Nebel war keiner

des gesamten Inhalts; dieser enthielt vielmehr zielsetzendes Licht, dasselbe, das Münzer sagen liess:

«So anders die Christenheit soll recht aufgerichtet werden, so muss man die wuchersüchtigen Bösewichter wegtun.»

Derart ist der Nebel durchaus nicht ein und alles in den alten Träumen (seien es die politisch-chiliasmischen, seien es die nur scheinbar individuellen der mystischen Knechtzerbrechung, Sohnwerdung, der Ladung mit immanenter Herrlichkeit). So paradox es daher klingen mag: ein grosser Teil des revolutionären Stolzes kam erst durch die deutsche Mystik in die Welt, und christlich-humane Utopie spielte ihr vor.

Immer wieder freilich muss zwischen Nebel und Licht unterschieden werden, und das Licht berichtigt sich auch. Das gilt besonders für die weitere Folge der utopischen Träume, für die Verengung, welche sie in den sogenannten Staatsmärchen der Neuzeit gefunden haben. Diese sind fast zu Spass geworden, und obwohl das Wort Utopie vom ersten ihrer her stammt, haben sie mit der Utopie im alten joachitisch-glühenden, gar im neuen konkreten Sinn wenig gemein. Schon die technisch-pedantische Ausmalung, schon die romanhafte Einkleidung gibt ihnen einen gewissen verspielten Charakter, macht aus ihnen eine Art revolutionäres Kunstgewerbe.

Über die Hälfte ist diese konstruktive Form der Utopie subjektives Besserwissen gewesen, undialektisches Postulat, mythologische Übertragung eines unbewussten Klasseninteresses in die «Endzeit» oder in ein «Fernland» überhaupt. Aber der Antrieb wie Hintergrund dieser Gebilde ist hier gleichfalls ein anderes wie die Hülle, in die sie sich kleiden.

So sicher daher die Mängel des abstrakten Wesens feststehen, so ehern der Sozialismus von solcher Art Utopie zur Wissenschaft fortgeschritten ist, so wenig darf doch auch hier der Kern mit der Hülle verwechselt werden, so wenig wird er mit ihr vernichtet. Lenin hat sogar im Begriff der *Ideologie* einen guten Kern herausgearbeitet, einen Kern ohne Nebel und Betrug, und er hat ihn pointiert, als er den Sozialismus die Ideologie der Arbeiterklasse nannte.

Ebenso fällig aber ist die Rettung des guten Kerns der *Utopie* (als eines Begriffs, der höchstens im Nebel, niemals im Betrug lag), *die konkret dialektische, die in der wirklichen Tendenz erfasste*

und lebendige Utopie des Marxismus ist diese Rettung.

Die undialektische herangebrachte Träumerei war der Nebel der Sache, und im Nebel lagen – bis Weitling und Fourier – alle die Wunschzeiten und Wunschträume der alten Utopie. Auch enthielten sämtliche Phantasmagorien, welche die Sehnsucht nach einer besseren Welt in Zukunftszeiten oder ferne Inseln oder unzugängliche Täler projizierte, immer nur die befreiten *Klasseninhalte* der jeweils unterdrückten Klasse (wenn auch transparent für klassenlose Ahnungen überhaupt). Auch standen die meisten alten Utopien in der ihnen gegebenen Wirklichkeit still, sie schlugen aus ihr gleichsam nur das Phlegma und destillierten Spiritus heraus, sie kannten keinen *Prozess* und keine *Totalität* der Erneuerung.

Die *konkrete Utopie des Marxismus* dagegen läuft mit dem Prozess der Produktivkräfte und seiner heute schlechthin klassenlosen Tendenz; sie ist Produktions-, nicht Konsumtions-Kommunismus und stösst durchaus ins noch nicht Bewusste, noch nicht Gekommene, noch nicht Verwirklichte vor.

Das Proletariat, sagt Lenin, ist «die einzige bis zu Ende revolutionäre Klasse»; das heisst, sie hebt nicht nur als einzige das Privateigentum auf, sondern auch die mit ihm immer noch tingierten «Zukunftsträume». Selbst das Glück, das marxistisch seine Laufbahn hat, ist nicht das einer bereits vorhandenen und nur reichlicher zugeteilten Art, wie die «Seligkeit» in den geistlichen Utopien, wie die Langeweile eines dauernden Sonntags in den bürgerlichen. Das alles ist statische, ja ganz eigentlich phantasievolle Mythologie; das Schlaraffenland, Märchenland entsteht hier wesentlich nur durch Substraktion des gegebenen Übels, durch Wegnahme des «Jammertals» oder – in den bürgerlichen Utopien – des All- und Werktags.

Die marxistische Hoffnung dagegen ist auch hier so produktiv, dass sie sich auf blosser mythologischer Verlegungen eines bereits Gegebenen, wenn auch relativ besser Gegebenen, nicht einlässt. Der Marxismus lehrt, dass alles bisherige Glück in der blossen Vorgeschichte, bestenfalls in der Andeutung des Rechten steht; er lehrt sein Diesseits, sein lebhaftiges Diesseits als ebenso offenes wie noch unermessenes.

Gerade *das* aber ist echte Utopie, und *das* holt aus den Staatsmär-

chen, wie erst aus den Reichsträumen bleibende Velleität, humane Phantasie heraus; steht im engsten Zusammenhang mit allem, was in der alten Utopie an Echtheit enthalten war, an nachwirkend befeuerndem Traum; steht jenseits des subjektiven Besserwissens, des undialektisch an die Wirklichkeit herangebrachten Postulats, jenseits der mythologischen Fernverlegung fertiger Wunschinhalte. Doch die Sphäre selbst ist von der des Joachim von Floris nicht absolut verschieden, noch ist sie absolut verlassen. Mit anderen Worten: das Reich der Freiheit kritisiert die Ideologien der undurchschauten Notwendigkeit, indem es sie durchschaut und vernichtet, aber die Utopien der undurchschauten Freiheit, indem es sie durchschaut und erfüllt.

Die rechten Träume vergehen und vergehen nicht, sobald sie erfüllt werden. Wie am sittlichen Wollen geht auch am utopischen die Frage eines Erbes auf. Eines Erbes besonderer Art; denn es ist vom kulturellen, von der Übernahme eines bereits *gestalteten* Reichtums verschieden. Übernehmbar ist hier nur der Wille, nicht irgendeine Form, nur der feurige Umriss und Tiefsinn, nicht die jeweilige Ausmalung. *Die* ist vergänglich, ja vielfach nur Übermalung des Rechten, das beerbbar zugrunde liegt und noch nirgends konkret geworden ist. Dies Erbe wurde vom selber noch abstrakt-utopischen Sozialismus, etwa vom französischen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, keineswegs bemerkt; im Gegenteil, es wurde hier sehr oft durch Skurrilitäten, zu denen keine Zeit mehr war, verdächtig gemacht. Der Traum vom Tausendjährigen Reich nimmt kein gutes Ende, wenn Fourier etwa, in seiner «*théorie des quatre mouvements*» das Meer zu Limonade versüsst und die Löwen nicht minder gezähmt werden lässt, oder auch ein Nordlicht lehrt, das gleichzeitig leuchtet, wärmt und duftet.

Gar die frivolen Dilettantismen, die der alte Traum sich in bürgerlichen Phantastereien seitdem gefallen lassen musste, bis zu Wells und ähnlichen Neukopien des Thomas Morus, fallen gänzlich unter den Tisch.

Dass aber das *Original* des Traums nicht abgegolten, zeigt ein Brief aus Engels' Frühzeit (1842) mit noch viel Feuerbach darin, auch mit ungewohnter Pathetik, doch mit einer des ursprünglichen Impulses und selbstverständlich keiner der Dekoration. Die Stelle lautet:

«Das Selbstbewusstsein der Menschheit ist der neue Gral, um dessen Thron sich die Völker jauchzend versammeln. Das ist unser Beruf, dass wir dieses Grals Templeisen werden... und unser Leben fröhlich einsetzen in den letzten heiligen Krieg, dem das *tausendjährige Reich der Freiheit* folgen wird.»

Hier ist der alte Terminus zu einem Bild geworden, doch zu einem mit der Sache eng verbundenen, und das «Reich der Freiheit» selbst, dies hegelianische Fürsichsein, steht gar nicht innerhalb der Hegelschen Kontemplation, sondern fühlbar bei den alten Reichsträumen, auch Durchbruchsträumen der Freiheit.

Im Marxismus ist das alles auf den Weg der Wirklichkeit gebracht worden und an ihr vom Nebel befreit. Was immer wert ist, behalten, wert und fähig ist, verwirklicht zu werden, hat der Marxismus gerettet und auf die Füße gestellt, damit es gehe. Aber die konkretisierten Träume werden besser sichtbar, die feurigen Erbinhalte dringen propagandistisch wie theoretisch deutlicher vor, wenn ihre ersten Erscheinungen erinnert werden. Sie selber greifen in die Gegenwart, damit sie berichtigte Gültigkeit erlangen und durch konkrete Revolution endlich verwirklicht werden.

(Dezember 1937)

Avantgarde-Kunst und Volksfront von Ernst Bloch und Hanns Eisler

Die vorliegende Kollektivarbeit, hervorgegangen aus einem Vortrag Eislers im Kreise deutscher Volksfront-Anhänger und der anschließenden Diskussion, entwickelt den gemeinsamen Standpunkt der beiden Verfasser in antithetischer Form, als Zwiegespräch zwischen einem Optimisten (O) und einem Skeptiker (S).

S: Soeben habe ich bei einem befreundeten Maler einige seiner neuesten Bilder angesehen. Sie wirken frisch und kühn, zuweilen bedeutend. Der Maler selbst ist, wenn sich so sagen lässt, politisch gutwillig, er fühlt mit den Unterdrückten und Entrechteten, er ist ein fortschrittlicher Künstler. Aber man fragt sich: versteht das Volk die ebenso neue wie entlegene, die mindestens nicht sehr sinnfällige Sprache dieser Bilder?

Treffen die Masse und die Kunst auf diesem Wege zusammen? Hofft man überhaupt, so zusammenzutreffen?

O: Ich denke wohl, wenn auch nicht auf allzu entlegenen Wegen. Für mich besteht heute nicht der mindeste Zweifel: die Volksfront braucht die fortschrittlichen Künstler, die fortschrittlichen Künstler brauchen die Volksfront. Die Volksfront verteidigt die künstlerische Freiheit und liefert den Künstlern ehrliche, wahrheitsgemässe Stoffe. Die Künstler brauchen also die Volksfront, damit sie sich an die grossen gesellschaftlichen Bewegungen unserer Zeit anschliessen, und damit sie nicht ins Leere hinein produzieren. Die Volksfront hingegen braucht die fortschrittlichen Künstler, weil es nicht genügt, die Wahrheit zu besitzen, sondern weil es nötig ist, ihr den Zeitgemässesten, präzisesten, farbigsten Ausdruck zu verleihen.

S: Das kann im allgemeinen gewiss unterschrieben werden; aber es gibt noch eine Menge der ernstesten Probleme und Schwierigkeiten, über die man mit gutem Willen allein nicht hinwegkommt. Werden Sie auch so komplizierte und volksfremde Kunstrichtungen wie die atonale Musik, die gegenstandslose Malerei und andere differenzierte Experimente ohne Weiteres vereinigen können mit einer Bewegung, die sich an die breitesten Massen wendet? Kann die Volksfront das ehrlich vertreten, oder wird sie nicht ebenfalls – gewiss aus anderen politischen Gründen wie Hitler – der neuen Kunst verständnislos gegenüberstehen? Wird die Volksfront nicht gezwungen sein, in einer gewissen Etappe populäre Kunstmittel zu bevorzugen, ja sogar gegen die «formalistische Studio- und Experimentierkunst» vorzugehen? Das scheint mir denn doch ein Problem, um das man nicht so leicht herumkommt. Und die Gefahr ist nicht abzuweisen, dass auf Grund solcher Erwägungen und Befürchtungen fortschrittliche Künstler und jene Freunde ihrer Kunst, die politisch auf dem Boden der Volksfront stehen, trotzdem von einem demokratischen Kunstgeschmack abgestossen werden. Kurz, die Avantgarde befindet sich in einer äusserst schwierigen Lage. Von den breiten Massen isoliert, droht der Fascismus sie zu vernichten. Andererseits befürchtet sie von der einzigen Kraft, die imstande ist, Hitler zu schlagen, von der Volksfront, Unverständnis und Senkung ihres Niveaus. Manche

Kreise der fortschrittlichen Künstler glauben, in der Volksfront Vertretern einer vulgären Kunstauffassung zu begegnen.

O: Sie haben hier wirklich die Stimmung der fortschrittlichen Künstler nicht übel beschrieben. Hier liegt in der Tat ein Problem vor, das bei den Hörnern gepackt werden muss. Wir Freunde der Volksfront dürfen an der Sache nicht vorbeireden. Aber es ist überall erwiesen, die Volksfront wird bedingungslos die künstlerische Freiheit der von den Fascisten unterdrückten Avantgarde verteidigen. Wenn Hitler Maler oder Musiker, die von konventionellen Vorlagen abweichen, als pathologische Nichtskönner bezeichnet, so kann die Volksfront mit einem Satz des berühmigten Untermenschen Friedrich Wilhelm Hegel aufwarten. Der Satz findet sich in den «Vorlesungen über Ästhetik»:

..»Auf gewissen Stufen des Kunstbewusstseins und der Darstellung ist das Verlassen und Verzerren der Naturgebilde nicht unabsichtliche technische Übungslosigkeit und Ungeschicklichkeit, sondern absichtliches Verändern, welches vom Inhalt ausgeht, und von demselben gefordert wird.»

Bei Hegel, dessen Kunstauffassung noch eine klassizistische sein musste, war das ein genialer Durchblick auf die Wertungen einer anderen Zeit; für uns, die wir seit sechzig, siebzig Jahren schon die neue Malerei eines Van Gogh, den neuen Stil einer Tristan-Musik besitzen, ist die Hegelsche Wertung eine Selbstverständlichkeit geworden.

Wenn Sie aber fragen: kann nach einer solchen allgemeinen Verteidigung die Volksfront diese neueste künstlerische Produktion als den wahren Fortschritt in Bausch und Bogen empfehlen, dann muss allerdings eine Einschränkung Platz greifen. Denn waren im 19. Jahrhundert nur ganz einzelne Talente echte Avantgardisten, und mussten sie historisch notwendig eine Zeitlang die Fühlung mit den breiten Massen verlieren, so tritt heute jeder ambitionierte Absolvent einer Kunstakademie oder eines Konservatoriums mit dem Anspruch auf, der Verkünder einer neuen Zeit zu sein und für das Jahr 2000 zu produzieren. Die Losgelöstheit von den Massen, die Isolierung des Künstlers, im vorigen Jahrhundert die Tragik der grossen künstlerischen Persönlichkeit, droht heute zu einem Normalzustand zu werden. Man trägt die Tragik als Schmuck, es gilt bereits als Beweis der grossen progressiven Qualität, nicht

verstanden zu werden. Deshalb müssen wir Freunde der Volksfront, wenn wir die Avantgarde gegen den Fascismus verteidigen, gleichzeitig ihre Entfremdungen und Formalismen kritisieren.

S: Ich sehe, ein grosser Teil unserer Schwierigkeiten entsteht aus dem doppelten Sinn des Begriffs «fortschrittliches Bewusstsein». Das Auftreten der Volksfront öffnet uns den Blick auf diese eigentümliche Verschiedenheit und ihre praktischen Konsequenzen. Es gibt auf der einen Seite ein fortschrittliches Bewusstsein im marxistischen Sinn: dieses Bewusstsein wird repräsentiert durch den dialektischen Materialismus und seine Träger, die sozialistischen Gruppen der Hand- und Kopfarbeiter. Das ist die geschichtlich erwiesene Avantgarde, das ist das wahre Bewusstsein über die sozialen Triebkräfte und Inhalte unserer Zeit. Andererseits gibt es ein fortgeschrittenstes Bewusstsein in der künstlerischen Produktion, das seit den letzten dreissig Jahren mit besonderer Betonung avantgardistisch genannt wird und an der Spitze der rein künstlerischen Entwicklung zu marschieren gedenkt. Allerdings ist der Unterschied der: die Vorhut des Proletariats hat sich als solche bewährt, während nicht so erwiesen ist, ob die künstlerischen Leistungen der Avantgarde Zukünftiges repräsentieren. Ferner bringt die Arbeitsteilung im entwickelten Kapitalismus es mit sich, dass diese beiden Avantgarden zwar getrennt marschieren, aber nicht notwendig vereint schlagen. Sie bewirkt, dass das menschliche Dasein in zwei so scharf getrennte Sphären wie die soziale Wirklichkeit und den ästhetischen Schein auseinanderfällt. Ist das aber nicht in unserer Zeit ein unaufhebbarer Zustand? Lässt sich das sozial fortgeschrittenste Bewusstsein heute bereits mit dem ästhetisch fortgeschrittensten verbinden, und umgekehrt? Ich gebe zu, in einer künftigen Gesellschaft wird der Unterschied zwischen den beiden Sphären stark zurückgehen, vielleicht verschwinden. Wie der Unterschied von Stadt und Land zukünftig aufgehoben sein wird, so dürfte zweifellos auch die Trennung zwischen Alltag und Erhebung, zwischen dem «ernsten Leben und der heiteren Kunst» zunichte werden. Aber ein abstrakt-utopisches Überspringen des heute bestehenden Zustandes schafft noch keine Wirklichkeit, sondern zerstört und verflacht nur die Formenwelt.

O: Ihre Unterscheidung ist richtig. Aber es scheint mir notwendig, sie zu ergänzen. Wir müssen von dem allgemeinen Begriff der Avantgarde zu dem heute konkret vorliegenden vorstossen. Wir wissen aus der Geschichte, dass die fortgeschrittensten Künstler nicht immer die von der Masse «fortgeschrittenstem» waren. Denken Sie an die grosse eingreifende Wirkung eines Zola, oder denken Sie, um von der Moderne, ja von dem uns nahestehenden sozialen Inhalt abzugehen, an die ungemein volkstümliche Kraft des Barock. Gerade die aufregende Neuartigkeit dieser von den Jesuiten geschaffenen Kunst hat die breitesten Massen ergriffen. Es ist also erwiesen, dass das fortgeschrittenste künstlerische Bewusstsein nicht immer von den Massen getrennt sein muss.

Die Avantgarde findet nach dem grossen Krieg eine ganz andere gesellschaftliche Atmosphäre vor als die einigermaßen ruhige des Vorkriegs, an der Männer wie Arnold Schönberg, Karl Kraus, Kandinsky, Marc, Picasso instinktiv den Charakter und die Zustände der kapitalistischen Welt als schreckerregend empfunden haben. Was aber haben sie dargestellt? Einerseits Reinlichkeit des privaten Subjekts, Kritik blosser Symptome (wie bei Karl Kraus), andererseits Traum- und Rauschzustände (wie in Marcs «Blauen Pferden» und Schönbergs «Pierrot Lunaire»). Sehr viel anders, anpassender, hat die Avantgarde nach dem Krieg sich mit der kapitalistischen Umwelt auseinandergesetzt. Statt der hitzigen, fettmachenden Kost der Romantiker (zu denen cum grano salis auch die Vorkriegsavantgarde gehört) kamen die eisgekühlten Drinks, die schlankmachenden Gemüseplatten der neuen Sachlichkeit, die den hygienischen Lebensverhältnissen der Oberen Zehntausend entsprachen. Statt des Ringens um eine Weltanschauung kam der Pragmatismus der modernen Industrie, frei von Mystik, von grossen Gefühlen, darum herum ein Ensemble neugeschnittener Dinge, Sitten und Gebräuche. Ich erinnere an Bauhaus, Stahlmöbel, Gummibaum, Kakteen, Morgentraining, motorisch laufende Musik, Liquidierung des literarischen Pathos.

S: Selbstverständlich, die Avantgarde darf nicht an sich und abstrakt betrachtet werden, sie hat ihre Geschichte. Es gab nach dem Krieg sogar eine gewisse allgemeine up-to-date-Stimmung, die mancherlei Arten von Fortschritt zu verbinden schien. Ich erinnere

mich, damals herrschte Jubel, dass die neue Sachlichkeit die modernen Lebensformen so stählern ausdrücke.

O: Aber der Fortschritt war erkauft mit einer eisigen Fremdheit gegen den realen Menschen, den leidenden und kämpfenden Proleten. Es war der schnöde ‚Herr-im-Haus-Standpunkt‘, der dem werktätigen Volk die kalte Schulter zeigte. Zugegeben, in dieser Etappe der Entwicklung wurde neues künstlerisches Material losgebrochen, auch eine Menge neuer Methoden ausprobiert, die für die Entwicklung der Kunst von grosser Bedeutung werden können. Aber die wirkliche Avantgarde sieht heute ein, dass das Zeitalter der Studios und des dauernden Experimentierens vorüber ist. Das neue Material muss sich heute an den neuen Inhalten bewähren und für die sozialen Aufgaben brauchbar sein. Dass das möglich ist, hat eine neue Avantgarde bereits bewiesen. So finden wir in der Malerei, in der Musik, in der Literatur, im Theater, im Film eine wachsende Zahl von Bemühungen, mit den kühnsten Mitteln die Interessen der Massen zu vertreten und zu fördern. Wenn Sie vorhin sehr richtig festgestellt haben, dass es ein durch die kapitalistische Arbeitsteilung bedingtes Schicksal der modernen Kunst ist, den Alltag von der Erhebung zu trennen, so zeigt gerade die Kunst der wahren Avantgarde, dass sie sich nicht vom Alltag trennen will, sondern dass sie ihn enthält, begreift und verändert.

S: Einverstanden, was die Künstler angeht. Wir dürfen aber die Augen davor nicht verschliessen, dass das Kleinbürgertum, an das wir uns doch so dringend wenden müssen, und in gewissen Grenzen auch das Proletariat durch das kapitalistische Bildungsmonopol geschmacklich verbildet wurde und vielfach an Kitsch gewöhnt ist. Der Mann von der Strasse ist meist nur stofflich interessiert, er nimmt Feinheiten der Form, stilistische Ausarbeitungen selten wahr, ja, er wird durch Formales eher abgelenkt. Für uns zwar ist, selbstverständlich, Niveau kein aristokratischer Begriff, sondern Niveau dasselbe wie die Höhe der Zeit. Der Künstler mit Niveau steht auf jener Höhe der Zeit, von der am besten in die heutige Welt und am weitesten in die kommende gesehen werden kann. Das darf uns aber an der Konstatierung nicht verhindern, dass, wie ich schon sagte, das fortgeschrittenste

Bewusstsein der Kunst und das fortgeschrittenste Bewusstsein der Massen sich nicht immer entsprechen.

O: Wir sind uns wenigstens darin nähergekommen, dass Avantgarde ein historischer Begriff ist. Heute bleibt der Künstler nur dann ein Avantgardist, wenn es ihm gelingt, die neuen Kunstmittel für das Leben und die Kämpfe der breiten Masse brauchbar zu machen, sonst erweisen sich die glitzerndsten Legierungen als altes Eisen. Es ist falsch, den Riss zwischen der alten Avantgarde und der Masse für unüberwindlich zu halten. Die Erfahrung hat gezeigt: mit neuen künstlerischen Mitteln kommt man in einer so dringenden und zwingenden Weise an das soziale Bewusstsein der Massen heran, dass das Niveau nicht als ein Hindernis sondern als wirksamstes Moment des Kunstwerks empfunden wird. Künstlerisches Niveau macht gerade den Stoff lebendig, schafft eine bessere Plastik und Perspektive des Stoffs. Der Künstler muss also der durch den Kapitalismus produzierten Kulturlosigkeit nicht als Fatalist gegenüberstehen. Vielmehr: sobald er sich der gesellschaftlichen Bedingungen dieses Zustands bewusst wird und sie selbst zum Inhalt der Kunst macht, kann er das Bildungsmonopol durchbrechen und das werden, was man einen Mann seiner Zeit nennt. Das ist nicht nur eine Behauptung, sondern die Arbeiterbewegung hat dem bürgerlichen Bildungsmonopol die politische und wissenschaftliche Erziehung der Massen entgegengesetzt, wobei Resultate erzielt wurden, die turmhoch über dem Niveau des musikalischen und literarischen Salons liegen. Ja, die kapitalistische Gesellschaft hat durch die Entwicklung ihrer Produktivkräfte alle materiellen Voraussetzungen zur Aufhebung des Bildungsmonopols selbst geschaffen. Denken Sie nur an die ungeahnten Möglichkeiten, die dem Film, dem Radio, der Schallplatte, dem Fernsehen offenstehen, sobald diese Mittel von den monopolkapitalistischen Fesseln befreit sind.

S: Das leuchtet ein. Schon deshalb, weil es der Avantgarde heute nicht mehr möglich ist, ein Inseldasein getrennt von den sozialen Bewegungen zu führen, wie vor dem Krieg. Das leuchtet umso mehr ein, als der Fascismus die fortschrittlichen Künstler fast aus denselben Motiven zu vernichten sucht wie die fortschrittlichen Elemente des Volks. Wenn die beiden Avantgarden sich immer gründlicher verstehen, wenn der Künstler aus dem notwendigen

Experiment zum noch viel notwendigeren Gelingen, aus der einsamen Abstraktheit zur Fülle des Gegenstands vorstösst, der heute im sozialen Prozess ist: unter diesen Voraussetzungen unterliegt das Gemeinsame, ja fast Identische beider Avantgarden auch theoretisch keinem Zweifel und praktisch keiner Schwierigkeit. Es erfüllt sie das gleiche Ziel, das Ziel der menschlichen Befreiung und der Besiegung des alten Feinds.

S und O: Also müssen Volksfront und Künstler, gemeinsam angegriffen, den Kampf gemeinsam aufnehmen und bestehen.

(Dezember 1937)

Die Kunst zu erben

von Ernst Bloch und Hanns Eisler

Das kulturelle Erbe pflegen und es für unsern Kampf nutzbar machen – das ist eine gute Forderung, und in den zwei Jahren, die sie nun erhoben wird, hat sie überall mächtigen Widerhall gefunden. Aber es ist eine Forderung, die nicht schematisch erfüllt werden darf, und es ist unerlässlich, näher zu untersuchen, wie die schöpferischen Kräfte unserer Zeit durch den Rückgriff auf das Erbe gefördert – wo sie aber auch gehemmt werden können. Ein Gespräch über das Kulturerbe ist also keine rückschauende Betrachtung, es dient vielmehr der sehr notwendigen aktuellen Orientierung, was mit dem überkommenen Reichtum anzufangen ist. Es dient der Erörterung, wo wir gegenwärtig stehen, und es dient wohl auch der Richtigstellung von falschen Auffassungen oder mindestens von Missverständnissen, die sich bei allzu primitiver Benutzung der Parole «Wahrt das Kulturerbe» eingeschlichen haben.

In diesem Zwiegespräch unterhält sich ein künstlerischer Produzent (P) mit einem Kunstfreund (K) über Grundbedingungen des künstlerischen Schaffens in unserer Zeit.

Die Redaktion

K: An den Debatten über das Erbe wird sichtbar, wie die sozialistische Bewegung sich bemüht, kulturelle Fragen verantwortungsbewusster und lebendiger als bisher zu behandeln. Zweifellos kommt dadurch der Bewegung ein Kraftzuschuss aus der Vergangenheit zugute; die grossen Künstler und Denker werden als Zeugen unserer Sache aufgerufen. Aber die Freude am Erbvorgang wird einem nicht immer ungetrübt belassen. Neben dem Gewinn

einer grossen Vergangenheit besteht die Gefahr, dass sich der Blick auf die heutige Kunst verengt, dass neue Kunstrichtungen in abstrakter Weise unterbewertet werden. So erinnere ich mich, bei Lukacs gelesen zu haben: die jeweils letzte Maschine sei zwar immer die beste, das jeweils letzte Kunstwerk jedoch drücke nur immer hoffnungsloser die Fäulnis der untergehenden kapitalistischen Gesellschaft aus. Da die Grosstaten der bürgerlichen Kultur nach dieser Auffassung mit Goethes Tod abgeschlossen sind, so frage ich, wo kommen dann die modernen Künstler unter? Was soll ihnen die Zumutung eines solchen Numerus clausus? P: vom Standpunkt des produzierenden Künstlers muss auch ich diese Schematik beklagen. Es ist heute notwendiger als je, über solche alles und auch wieder nichts besagende Formulierungen hinauszugelangen und uns zu fragen: *wie*, das heisst mit welchen Methoden wird das Erbe angetreten, damit es uns allen helfe und ein lebendiges sei? In der Sowjetunion gab es einen gut geführten Kampf gegen jene vulgär-soziologische Kunstbetrachtung, die mit dem Nachweis der adligen oder kleinbürgerlichen Herkunft eines Dichters zugleich dessen Produktion zu erklären und herabzusetzen glaubte. So wurde beispielsweise das Werk Puschkins als Ideologie der Gutsbesitzerklasse denunziert, eine Methode, welche das Proletariat um wichtige Bestandstücke seines Erbes hätte betrügen können. Aber in Westeuropa hat man vielfach aus diesem Kampf gegen den Soziologismus einen nicht weniger schematischen Eklektizismus gemacht, eine unkritische Wahlllosigkeit, die überall Klassiker sieht. So konnte ich bei einer antifascistischen Studentenversammlung ein «Freiheitslied» von Körner feststellen, obwohl Körner weder ein Klassiker ist, noch vor allem sein Freiheitsbegriff im Mindesten mit dem uns bewegenden übereinstimmt. Und man darf nicht vergessen, dass gerade die fascistische Kunstbürokratie diese Art der Klassikerpflege übernommen hat. Sie nennen das nur nicht Erbe – sondern «Tradition».

Im Inneren des heutigen Deutschland freilich ist es für Antifascisten von grösster Wichtigkeit, die zugelassene Klassik in einem revolutionären Sinn zu interpretieren. Ein Beifall an der bekannten Don Carlos-Stelle bietet die Möglichkeit, *legal* gegen die Unterdrückung der Gedankenfreiheit zu demonstrieren. Worin besteht

aber unsere Aufgabe ausserhalb Deutschlands? Es ist klar, dass wir einzig helfen müssen, klassisches Material, das für solchen Kampf geeignet ist, auszusondern und zu präparieren. Das verpflichtet aber weiterhin, das historische Erbe, dem Missbrauch den Nazis gegenüber, durchaus kritisch zu verarbeiten. Und dabei eben spielt das Wie der Erbmethode, die lebendige Beziehung des heute lebenden und progressiven Menschen zur Vergangenheit eine schlechthin entscheidende Rolle. Es wird nicht immer leicht sein, festzustellen, wo die Grenzen zwischen einer produktiven Übernahme liegen, die Staub vom Leben zu sondern versteht, und einer summarisch verflachenden, die nicht eingreift sondern den alten Überdruß an der Schullektüre lediglich reproduziert. Aber wir werden jetzt schon uns durchaus nicht genieren, das spiessbürgerliche Gedicht «Die Glocke», das bereits Schillers Freunden eine Verlegenheit war, als solches zu bezeichnen. Wobei wir zugleich die geschichtlichen Bedingungen blosslegen werden, denen der Dichter der «Räuber» und dann wieder des «Teil» hier erlegen ist. Haben doch auch Marx und Engels stets den ideologischen Schein entzaubert und ihn von der fortwirkenden Wahrheit unterschieden; auf unser gutes Recht, diese erprobten Methoden anzuwenden, dürfen wir auch der Klassik gegenüber nicht verzichten. Wenn wir nun unseren lebenden Künstlern gegenüber die Frage des Erbes in produktionsmässigem Sinne stellen, dann sehen wir: der von Ihnen zitierte Schematismus führt zu einer künstlerischen, auch politischen Katastrophe. Die Jugend kam zu uns, weil wir die kulturell Frischeren waren. Was die Künstler brauchen, ist nicht die Mitteilung, dass alles, was in heutiger Zeit produziert wird, notwendigerweise faul sein muss und faul sein wird, sondern sie brauchen Verständnis und Kenntnis ihrer spezifischen Produktionsprobleme. Auch wird das an Hanslick erinnernde Ausspielen der Klassik gegen die Gegenwart den Künstlern schwerlich immer Hilfe bringen. Viel notwendiger wäre es zu zeigen, unter welcher konkreten Schwierigkeiten der Produzierende von den Klassikern für die eigene Produktionsweise zu lernen hat. Um aus meinem Fach ein Beispiel zu nehmen: an Beethoven muss Punkt für Punkt die Eigentümlichkeit durchgeföhren werden, womit hier Erfindung und Logik der Ausarbeitung ineinandergreifen.

Der wahre Kenner der Vergangenheit darf einem jungen Komponisten auch nicht verschweigen: das musikalische Material ist nirgendwo in der Geschichte statisch, sondern es steht überall in einem nicht abreisenden historischen Prozess. Klänge und Formen, wie sie Beethoven brachte, waren vor zweihundert Jahren gesellschaftlich nicht erreichbar. Andererseits aber sind gewisse Kunstmittel Beethovens, wie zum Beispiel der verminderte Septimakkord, die neapolitanische Sext, durch Abnützung gesellschaftlich dermassen verbraucht, dass sie heute nur noch in der leichten Unterhaltungsmusik auftauchen. Was bei einem Beethoven Ausdruck des höchsten Schmerzes war, erscheint bei Lehar als – ebensolcher. Auch die Entwicklung des musikalischen Materials ist bedingt durch die Entwicklung der materiellen Produktivkräfte. Das Hammerklavier ermöglichte eine andere Art von Musik als das Cembalo, die Wagnersche Instrumentation ist ohne das Ventilhorn undenkbar. In unserer Zeit sind durch den Tonfilm, die Schallplatte, die Radiosendung, schliesslich durch die Veränderung der sozialen Darbietungsform neue Produktionsprobleme entstanden, die sich mit dem Hinweis auf die Grösse Beethovens und die Fäulnis im Monopolkapitalismus allein nicht lösen lassen. Auch der so beliebte «schöne Klang», die Harmonie des 19. Jahrhunderts, ist kein statisches Phänomen, sondern ein historisches und ein in keiner Weise klassizistisch konservierbares. Daher ist dem Theoretiker, der sich zuweilen gar als Schulmeister aufspielt, in seinen Ratschlägen an die modernen Künstler – Vorsicht anzuraten. Der Formalismus wird nicht durch Akademismus überwunden, sondern einzig von den neuen Stoffen her, die nach einer ihr gemässen, inhaltlich bestimmten Form drängen. Nicht anders haben es auch die grossen Alten gehalten. Diese Frische, Kühnheit und Echtheit, dieses konkrete Verhalten zum Jetzt haben wir von ihnen zu lernen. Nur dann können wir auch ihre Formen verstehen und weiterentwickeln. Nur auf diese Weise gelingt ein produktiver Antritt des kulturellen Erbes.

K: Mich als Kunstfreund bewegen weniger die inneren Sorgen der Produktion als die Materie gleichsam, welche die von Ihnen charakterisierten Theoretiker des Erbes zulassen. Diese Theoretiker lassen in der Gegenwart jedenfalls zu wenig zu, und in der Vergangenheit wählen sie, preisen sie das Klassische fast auf klassi-

zistische Weise. Welche Unkenntnis der modernen Kunst spricht aus ihren Auslassungen; welche Voreingenommenheit, welche abstrakte Blindheit! Alles, was in unserer Zeit geschieht, ist hier Fäulnis schlechthin, summarisch, a priori, ohne Unterschied. Aber steht nicht gerade auch der moderne Künstler, als progressiver, in einem tapferen Gegensatz zu den eigentlichen Schund- und Fäulnisprodukten der kapitalistischen Ramschkultur? Man nehme an Schönberg auch einmal zur Kenntnis, dass er nicht nur ein Fäulnisprodukt ist, sondern dass er durch vierzig Jahre Kampf für einen neuen Stil zu einer beispielgebenden geschichtlichen Persönlichkeit geworden ist. Lukács setzt, wie ich zuerst schon bemerkt habe, das Ende des Aufstiegs der bürgerlichen Klasse im 19. Jahrhundert ohne Weiteres mit dem Beginn ihres künstlerischen Niedergangs gleich. Sind aber französische Dichter wie Flaubert, Zola, Verlaine, obwohl sie nicht mehr von der aufsteigenden Klasse getragen werden, wirklich minderere Qualität als die unbekannteren Dichter der französischen Revolution? Oder ist das Faktum gering zu achten, dass die grossen französischen Impressionisten, Meister, die ihresgleichen an Bedeutung nur in der Renaissance finden – buchstäblich auf den Gräbern der Korumpierten Misthaufen des zweiten Kaiserreichs eine so liebenswerte Sumpflüthe wie Offenbach gewachsen ist und wachsen konnte? Oder ist nicht Wagner, trotz der Niedergangsepoche, worin er lebte, und trotz dem Reflex dieses Niedergangs in seiner Kunst, die grösste musikalische Erscheinung nach Beethoven? Selbstverständlich fallen die grossen Zeiten einer Kultur weithin mit dem Aufstieg oder der Blütezeit der Klasse zusammen, die diese Kultur trägt. Der Dreiklang Haydn, Mozart, Beethoven hat sich nicht mehr wiederholt. Ein ganz Anderes aber ist es, diese Erkenntnis in abstracto zu totalisieren; denn dann wird die Wirklichkeit nach einer puren «Idee» des historischen Materialismus herauskonstruiert, und es entsteht, vor lauter Schematik bedenklicher, ja platter Idealismus. Es überrascht nicht, wenn die Wirklichkeit um solche Aprioritäten sich wenig kümmert und tödliche Ausnahmen bietet. Ich brauche hier nicht auf moderne Künstler vom Range Picassos, Stravinskys, Schönbergs, Eislers, Bartoks, Dos Passos, Brechts hinzuweisen. Auch wird nur eine platt-ideali-

stische Perspektive die Grosstaten der neuen Physik übersehen, wird Riesen wie Planck, Einstein, Rutherford, Bahnbrecher vom Rang Schrödingers, Heisenbergs, Bohrs verkleinern. Zwar wird die moderne Physik sehr gern mit der modernen Technik zusammengestellt, und dieser konzedieren die Theoretiker des totalen Niedergangs ja selbst eine Ausnahme; zum Unterschied von der hundertprozentigen Verworfenheit aller künstlerischen und anderen Ideologie. Aber auch die Trennung zwischen Technik und Ideologie ist schematisch und rein mechanisch; sie übersieht die Zusammenhänge zwischen den Fortschritten der Technik und den Veränderungen der Lebensformen, der Ideologien; sie übersieht ebenso die Rückwirkung dieser veränderten Lebensformen und Ideologien auf die Fortschritte der Technik.

Dazu kommt, dass wir nicht nur in einer Fäulniszeit leben, sondern in einer dialektisch übergehenden, in einer Zeit und Gesellschaft, die von der künftigen schwanger ist. Infolgedessen enthalten die Leistungen der Picasso und Einstein auch ein Antizipierendes; sie sind von der Welt beschienen, die noch nicht da ist. Das gilt selbst für ein so anrühiges Gebiet wie die Psychoanalyse. Trotz dem scharf kritisierbaren Ausgangspunkt und Standard ihrer Theorie-Praxis bleibt doch die geschichtliche Leistung Freuds, der vom Sexualleben Jahrhunderte alte Lügen und den Muff einer verfaulten Moral abgeräumt hat. Dieses Verdienst gilt, obwohl Freuds Methode eine einerseits überspitzte, andererseits idealistisch beschränkte ist. Ein Teil seiner Ergebnisse ist dennoch aus der Sexualpädagogik einer neuen Gesellschaft nicht mehr wegzudenken. Wie sehr erst sind Kenntnis und unschematisches Studium den Gebilden der künstlerischen Avantgarde gegenüber angemessen. Ein Kunstfreund, der vor allem auch die Zeit, worin er lebt, musikalisch hören, in Malerei und Dichtung ausgedrückt sehen will, ein solcher hält es fast für absurd, dass man, um der trefflichen Technik ein ebenso zukunftsreiches kulturelles Korrelat zu schaffen, hinter unsere Zeit zurückgehen müsse und Modelle aus der Klassik zu benützen habe. Es ist das eine neue Art von Don Quixotterie, und durchaus keine ritterliche. Der Konsument jedenfalls, der nach solchen Lehren sich richten wollte, würde – erschreckt von der Fäulnis der Gegenwart, gelangweilt von der

edlen Einfalt, stillen Grösse der Oberlehrer-Klassik – nicht etwa zum lebendigen, zum echten Homer oder Goethe geführt werden, sondern sich lediglich der Entspannungskunst hingeben, dem Kriminalroman und Hollywood. Es bliebe ihm, zwischen «revolutionäre» Verachtung der Gegenwart und ebenso «revolutionären» Akademismus gestellt, wenig andere Zuflucht übrig. Deshalb plädiert auch der Kunstfreund dafür, dass die Gegenwart in allen ihren Übergangsgebilden kritisch zu achten und zu beachten sei. Ohne lebendige, dialektisch wache Zeitgenossenschaft erstarrt auch die kulturelle Vergangenheit; sie wird zu einem Stapelgut von Bildungsware, aus dem abstrakte Rezepte gezogen werden. Entscheidend bleibt die Wechselbeziehung: kritische Beachtung der Gegenwart, dadurch produktiv ermöglichter Erbantritt der Vergangenheit.

(Januar 1938)

Billige Bundesgenossen

Zuhause gurren die Tauben kaum mehr. Wird eine Herrschaft durch dieselben Mittel erhalten, durch die sie begründet worden ist, dann steht es mit der fascistischen schlecht. Denn mindestens die Hälfte der Mittel aus ihren Gründerjahren, die Lockweise, ist bis aufs Letzte verbraucht und erschöpft. Die Bauernfänger haben das Lächeln verlernt, sie sehen nun aus, wie sie sind. Und sieht man aus wie diese, so gelingt es kaum mehr, das Opfer vertraulich zu machen.

Dafür aber werden weiter draussen die alten Dinge gedreht. Deutschland gilt, nach Himmlers Eingeständnis, längst als innerer Kriegsschauplatz, und Italien wirkt kaum anders. Ist es nicht mehr möglich, antikapitalistische Sehnsüchte des Inlands fascistisch auszunützen, so wechselt der Fascist den Schauplatz seines Betrugs. Es gibt ausser den sozialistischen auch noch nationalrevolutionäre Bewegungen in der Welt, und diese scheinen dynamisch besonders vielversprechend. Denn der Fascismus ist nicht nur die brutalste Form der Kapitalherrschaft, sondern zugleich die den imperialistischen Zwecken am schärfsten, am schlauesten angepasste. Europäische Gebietsweiterungen sind nur nach einem

Sieg zu haben, an den keiner recht glaubt; aussereuropäische dagegen scheinen bereits erlangbar, wenn man im trüben fischt. Auch hier freilich nicht ohne Kriegsgefahr, der Leib Englands ist gross und empfindlich; doch es gibt Krankheitsstoffe in ihm, die sich patronisieren lassen, es gibt billige Bundesgenossen. Daher eben empfehlen sich dem Fascismus die nationalrevolutionären Bewegungen in den englischen, auch französischen Kolonien; sie empfehlen sich als neue kriegsimperialistische Massenbasis.

Kein Zweifel, dass der Betrug sich hier zu erfrischen hofft oder hoffte. Das Rezept ist zwar alt, bedeutend älter als die Finessen mit der heimischen «Revolution». Wilhelm II. trat in Tanger als «Schirmherr des Islam» auf; Ludendorff erliess in Warschau den besonders glaubwürdigen Aufruf «An meine lieben Jidden in Paulen»; Hindenburg liess vom Kalifen den Heiligen Krieg gegen alle Ungläubigen proklamieren (minus derer aus Dschermanistan). Alle diese Praktiken aber hatten nur wenig Erfolg, denn sie waren noch gleichsam Friedensware von Lüge. Es fehlte ihnen noch die Courage zur vollkommenen Unverschämtheit, zum bewussten Blödsinn, ja Irrsinn, über welche der Fascismus verfügt. Selbst das deutsche Hauptquartier, das unter der Marke «Frieden ohne Annexionen und Kontributionen» halb Russland raubte, selbst die damaligen Ehrenmänner stehen vor den fascistischen wie Laien da. Den preussischen Leutnant konnte man in der Welt wohl nachmachen; wer aber macht Goebbels nach, oder welcher Lord eben Mussolini, wenn er dem Antikominternpakt mit der Begründung bei tritt, der Kommunismus sei «das Element, das den Frieden Europas stört», er sei «die bewaffnete Einmischung von aussen», der Fascismus dagegen bilde «die Garantie für den Weltfrieden und für die freie Entwicklung des Einzellebens der Völker». Gegen die fascistischen Kanonen sind viele Gegenkräfte gewachsen, gegen die eiserne Stirn wird auch der neue englisch-arabische Sender nur mühsam den Effekt entdecken, der sie zerschmettert. Gerade der impertinente Fascismus macht im Orient manche Faszination, die er zuhause nicht mehr zustande bringt. Der theatralische Mussolini greift ausgezeichnet in die orientalische Phantasie (hierin ähnlich wie Wilhelm II), die eiserne Stirn vervollständigt den mangelhaften Kürass. Vor allem aber kommt dieses als

Novum hinzu: den «Nationalbefreiern» von ehemals mangelte die Demagogie, womit die Fascisten zuhause schon ihr Meisterstück geliefert haben: es fehlte die Parole «Revolution». Es fehlte der Kraft- und Erneuerungsschwindel, das Pathos der Zukunft, womit Mussolini sich in die panarabische Bewegung von Marokko über Tunis und Ägypten bis Palästina und den Irak eingeschaltet hat. Von der antisemitischen Propaganda zu schweigen, die die Nazis in Nordafrika auf sich genommen haben. So kommt Subversion mit allen Mitteln einer ausländischen Regierungstechnik voran, mit allen Kniffen. Und die italienisch-deutschen Konsulate in den arabischen Städten sind Verschwörernester geworden, im Dienst der «nationalen Revolution». Was hätte man zu einer Maffia gesagt, mit dem Zaren an ihrer Spitze? Nun, genau diese unwahrscheinliche Montage ist heute eine arabische Wirklichkeit. Nicht überall freilich gelingt das Wunder so leicht. Das Beispiel Chinas zeigt, wie eine politisch klare Nationalrevolution dreinsieht und wirkt. Wie gefährlich aber auch unterscheidet sich die «revolutionäre» List Mussolinis von der Sturheit seiner japanischen Raubgenossen. Wie schlau knüpfen die Italiener an den Mahdi-Aufstand der achtziger Jahre gegen die Engländer an, wie verstehen sie, die panarabische Propaganda zu fascisieren. Die Japaner haben Propaganda nicht einmal versucht, als vielleicht noch Zeit für sie war; es war ihnen unmöglich, den alten Hass gegen die «weissen Teufel» in ihrem Sinn mobil zu machen. Die Grösse Chinas stand dem im Wege, die Tradition des uralten Staats, die Verachtung gegen den «Zwerg im Osten», heute vor allem die erlangte Wachheit der chinesischen Volksmassen, die reif gewordene Nationalbewegung, der Einfluss Russlands, das Misstrauen gegen die Machenschaften der eigenen Kapitalisten, gegen die Käuflichkeit der eigenen Generale. Nur zuletzt, viel zu spät klingt es wie aus der westlichen Betrügerschule und sozialen Demagogie, wenn ein japanischer Admiral von seiner «persönlichen Überzeugung» spricht, und zwar von dieser, «dass der Fortschritt der Zivilisation von der Befreiung der farbigen Stämme abhängt, die jetzt in den Fesseln der Weissen ein elendes Leben führen». Sprache wie von Sun Yatsen, wie von holländischen Kommunisten auf Sumatra, von französischen in Tonkinchina –

kinchina – und, mutatis mutandis, die arabische Sprache Mussolinis gegen die Engländer. Nur dass die Verführung im Osten zu dumm, zu spät, zu vereinzelt kommt und gewiss an keinen Boxeraufstand gegen die Weissen mehr anknüpfen kann, gar Arm in Arm mit Japan. In China sind nur korrumpierte Subjekte oder Grosskapitalisten zu verführen, denen Nationalrevolution völlig fern liegt, während die arabische Welt gerade in ihren revolutionären Schichten sich anfällig und verwirrt zeigt. Mussolini hat hier, trotz Tripolis, das relativ unbeschriebene Blatt voraus und, in der Hauptsache, die mit den Arabern gemeinsame Feindschaft gegen England. Wobei es noch als ein weiteres Fascistenglück erscheinen mag, dass die Abessinier Christen sind, dass also die panislamitische Jugend durch die dortige «Befreiungsaktion» nicht verstört worden ist.

Eines verzögert sich durch all das gewiss, nämlich die Selbstbestimmung der farbigen Völker. Die nationalrevolutionäre arabische Bewegung würde mit Mussolini im Bund ungefähr denselben Fortschritt machen wie der Sozialismus in Deutschland mit Hitler. Die Araber glauben, die Antinomie Italien – England als Brechstange gebrauchen zu können, wahrscheinlich glaubt die fascistische Jugend Ägyptens auch an mehr; aber es ist unwahrscheinlich, dass sie ihren Befreier so leicht vom Hals bekäme. Über die Aussichten eines «grossarabischen Reichs» neben dem «Imperium Romanum» braucht kein Wort verloren zu werden; die Araber hätten nur liberale Ausbeutung gegen eine in Ketten umgetauscht, Dominion-Existenz (wie in Ägypten) gegen abessinische. Trotzdem hat der Fascismus, mit dem Pathos des grande renovatore, sich hier ausgeweitet; er hat sich eine nicht nur zeitlich, sondern qualitativ neue Massenbasis verschafft, eine nicht ganz unbedenkliche. Der sozialistischen Theorie-Praxis erwächst daraus ohne Zweifel eine gewisse Schwierigkeit, ganz anders wie beim inneritalienischen, gar innerdeutschen Betrug mit der «Revolution». In Deutschland muss darauf gedrängt werden, dass das Naziprogramm aktiviert wird; jede Nichterfüllung enthüllt die Nazis, jeder Versuch einer Erfüllung dreht ihnen einen Strick. In den nordafrikanischen und vorderasiatischen Kolonialländern dagegen liegt der Fall anders: jede gegenwärtige Unterstützung der nationalre-

volutionären Komponente im fascistischen Programm, jede Konsequenzmacherei, solange Mussolini steht wie heute, schwächt England, stärkt Italien, verzögert die wirkliche nationalrevolutionäre Selbstbestimmung. Das Kolonialproblem kann derart kaum aufgerollt werden, solange nicht die fascistische Einschaltung beseitigt oder mindestens geschwächt ist. Solange die nationalrevolutionäre Propaganda in den arabischen Ländern direkt noch dem Fascismus zugutekommt. Die Dialektik dieser Ereignisse ist von der innerfascistischen völlig verschieden; der nationalrevolutionäre Betrug hat zum Unterschied vom sozialrevolutionären noch keine für die Fascisten vernichtende Konsequenz. Die arabische Jugend und Intelligenz ist nicht die chinesische, der Mufti von Jerusalem kein Konfuzius-Enkel, mit zweitausend Jahren Verachtung gegen Japan im Blut, Mussolini aber versteht zu hetzen, auch zu schmelzen, er beherrscht den bei canto ganz anders als der japanische Generalstab. Die ökonomischen Verhältnisse sind auch in den arabischen Ländern längst reif zum Kampf gegen das ausländische Kapital, aber die ideologischen sind noch verworren, mithin fascistisch brauchbar. Solange Mussolini nicht geworfen ist, hilft eine arabische Nationalrevolution einzig Italien. Gewiss kann auch im Nahen Osten sich manches bald verschieben. Kommen die Marokkaner geschlagen und unbezahlt aus Spanien zurück, dann wird man Rom weniger dankbar sein. Zeigt die italienische Sirene in Abessinien weiter ihre Geierkrallen, dann wird sich diese Befreiung der farbigen Völker von Rabat bis Delhi in allen Gassen, Soukhs und Kaffeehäusern herumsprechen. Aber zur Zeit lebt noch kein arabischer Sun Yatsen, der Kontakt mit Moskau ist schwach, die Kleinbürger in Tunis, Kairo, Damaskus haben Hitler- und Mussolinibilder an den Wänden, der Kommunismus erscheint ihnen als ein hebräisches Gewächs, aus dem verhassten Judenviertel. Bedingungslose Unterstützung der Nationalrevolte, das heisst unter den noch währenden Umständen: verbreiterte Massenbasis der Fascisten gegen Frankreich und England. Zurückhaltung, ja sogar bewusste Stimmenthaltung zugunsten Englands bedeuten hier nicht «Verrat an der Weltrevolution», sondern konträr: Durchkreuzung des Fascismus. Wie nirgends sonst zeigt sich am arabischen Beispiel: die Revolution hat ihren

Fahrplan, es können nicht alle Züge zur gleichen Zeit abgelassen werden. Der arabische wie der Weltfeind ist derzeit der italienischdeutsche, nicht der englisch-französische Imperialismus, der aggressive, nicht der statische. Ist das eine Banalität geworden, dann lässt sich mit der englischen City ein desto fruchtbareres Wort reden. Ein neuer Mahdi-Aufstand aber schlägt die City wahrscheinlich nicht, desto wahrscheinlicher begräbt er die arabische Freiheit.

(Januar 1938)

Der Intellektuelle und die Politik

Stellen die Jugendlichen eine Klasse dar? Selbstverständlich nicht; dennoch haben sie an den Bewegungen der letzten Jahre einen gewissen Anteil. Die damals unter Zwanzig waren, haben auf die Arbeitslosigkeit anders reagiert als die höheren Jahre, sie waren beweglicher, verführbarer und noch urteilsloser. Sie sind unterdes herangewachsen, mit ihnen der Hunger und der Krieg, der ihnen bevorsteht. Aber die nachfolgenden Minderjährigen werden wieder mit grossen Worten zu füttern sein.

Auch die sogenannten gebildeten Berufe bilden durchaus keine eigene Klasse. Man hat sie zwar als solche auszugeben versucht, vielmehr (was praktisch auf dasselbe herauskommt) als ein freischwebendes Wesen, das mit seiner Kraft, zu denken und übersichtlich zu urteilen, von den interessierten Vorurteilen der Klasse, worin es geboren, sich loszulösen imstande ist. Bei Licht besehen, trifft dies Freischwebende aber nur auf gesinnungslose Journalisten zu oder auf Betrachter, die sich für nichts entscheiden, also unter der Hand bei ihrer Klasse geblieben sind. Freischwebende Intelligenz ist ein Schein; gerade ihre Wortführer haben sich fest niedergelassen, und zwar allemal bei der herrschenden Klasse oder mindestens in deren Nähe. Dennoch gibt es, wie bei der Jugend, so auch bei Intellektuellen ein eigenes Timbre – hier ein, vitales, dort ein gleichsam logisches. Nicht nur, dass sehr viele Intellektuelle sich aus Gründen ihrer wissenschaftlichen und moralischen Überzeugung auf die Seite der Ausgebeuteten und Entrechteten gestellt haben. Auch bei jenen Intellektuellen, die ih-

rer Herkunft ideologisch weiter zugehören, drückt sich der Konflikt ihrer Klasse gegebenenfalls auf eine heftigere, totalere, um nicht zu sagen: menschlichere Weise aus. Der studierte (und weiter studierende) Bürger bleibt zwar infolge seines Klasseninteresses und seiner Ferne vom Produktionsprozess hinter jedem marxistischen Arbeiter zurück, sobald er sich über die ökonomisch-realen Ursachen seines «Unbehagens an der Kultur» Rechenschaft ablegen will. Aber er übertrifft innerhalb seiner Klasse den blossen Erwerbsmenschen an Fingerspitzen, er hat gleichsam ein edleres Krisengefühl, er vermag vor allem auch den Abstieg bürgerlicher Gesittung, die Barbarei der Nazis genauer zu messen. Er bringt ausser den Erinnerungen an Wohlleben auch noch kulturelle mit, die in der heutigen Nacht sentimentalisch und anklagend dastehen. Und der bürgerliche Intellektuelle ist bereiter als früher, sich selbst und seine skeptische oder panchaotische Haltung zu kritisieren, soweit sie an den heutigen Zuständen mithelfend geworden ist.

Hier lässt sich zweifellos einhaken, es gibt Genossen im Unglück. Auch der bürgerliche Geist, soweit er noch Ehrbares an sich hatte, hat eine Niederlage erlitten. Eine Niederlage, die zwar den paar hundert Erwerbsriesen zum Sieg wurde, jedoch einen Thomas Mann über die Grenze trieb. Eine Niederlage, die manche Intellektuelle über sich selber sehend machte, die Schuld- und Schamgefühl hervorrief. Denn die bürgerliche Intelligenz, indem sie dem allgemeinen Kulturzerfall nichts entgegensetzte als allgemeine Skepsis, uferlosen Relativismus, war eben nicht unschuldig an diesem Ende. Der ökonomisch haltlos gewordene Bürger suchte Sicherheit beim starken Mann, im Blut (auch wenn es vergossen wird), im Boden (auch wenn er nicht verteilt wird). Aber dass sich soviel miserable Irratio ausbreiten konnte, dazu hatte eine dienstfertige Intelligenz reichlich das Ihre beigetragen, indem sie nicht nur – lange vor Frick – Schand-Pragmatismus machte, sondern – lange vor Rosenberg – in Geistfeindschaft und Mythos auswich. Die Väter der heutigen Bürger, ja diese selbst waren noch in Verachtung und Abscheu vor dem Despotismus gross geworden; den Selbstherrscher aller Reussen nannten sie ein «gekröntes Kaninchen», und sie begriffen ein Volk nicht, das sich als Sklavenhorde regieren, in Unmündigkeit und Unwissenheit erhalten liess. Ge-

wiss, die liberale Ideologie, deren materielle Grundlage schwindet, fällt während der Umwandlung der freien Konkurrenzwirtschaft in den Monopolismus überall einer zunehmenden Desorientierung anheim; aber die verwüstete Unsicherheit und geistige Zuchtlosigkeit Deutschlands gehörte dazu, um dem vordem verachteten und ganz ungläubwürdigen Despotismus Bahn zu schaffen, um dem Interesse der zweihundert Familien so viel Massenbasis zu gründen, um soviel Gassenhauer des Mystizismus anstimmen zu lassen. «Mir genügt», so hatte vor Zeiten der feine Essayist Moritz Heimann gesagt, «mir genügt der Rationalismus, aber ich weiss nicht, ob ich ihm genüge»; – das war noch ein Satz, bei dem die Vernunft auf der Wacht stand, bei dem gerade die Vernunft dazu aufgerufen wurde, ihre Herrschaft zu erweitern, neuen Bedürfnissen aus dem Subjekt gerecht zu werden. Hier war Irratio unter Aufsicht gemeint, ja als Eroberungsziel für die Vernunft. Sowohl damit diese nicht ältlich werde und zur blossen Routine einschrumpfe, wie damit die Irratio (sie ist auch noch ein Stück Wirklichkeit) entgiftet und zum Menschen geschlagen werde. Aber in der Folge kamen die Relativisten und Vitalisten aus Prinzip, und sie kamen eben von der Spitze einer selbstmörderischen Intelligenz; Gundolf sang von Cäsar, der Lebens-Klages verleumdete den Geist (und, damit man die Absicht nicht missverstehe, auch das Christentum) als «Widersacher des Lebens». Nun: ganz andere Henker des Lebens sind seitdem aufgestanden, und durchaus keine aus der Richtung des Geistes; so stehen grosse Schichten der heutigen bürgerlichen Restkultur vor einer Barbarei, die sie zwar mitgerufen haben, die aber keine «biozentrische» ist, auch keine primitive, sondern nur eine des inneren Schweinehunds von heutzutage. Infolgedessen erwacht die deutsche Intelligenz, und jetzt erwacht sie wirklich, nämlich zum gesunden Menschenverstand, auch zur Besinnung auf gewisse bürgerliche Ideale der Rechtschaffenheit. Ein neuer Halt wird gesucht, und diesmal nicht im starken Mann; ein neuer Pol steht in Ehren, an dem man sich orientieren kann, und diesmal ist es nicht mehr das Nordlicht aus Braunau. Die Zeit der bürgerlichen Aufklärung, der grossen bürgerlichen Klassiker erscheint als späte Mahnung; ein Wort Nietzsches erfüllt sich (wenn auch bedeutend ziviler, als dieser es meinte): «Die Tugend wird wieder interes-

sant.» Von daher auch die exorbitante Wirkung Thomas Manns, dessen Kundgebungen im heutigen Deutschland umgehen wie Menetekel, wie Erinnerung und Hoffnung. Die «Bürgerlichkeit» («Lübeck als geistige Lebensform») erlangt hier eine Würde, die sie vielleicht nie so besessen hat, die aber gerade wegen dieser Idealisierung ermessen lässt, was man an ziviler Schönheit verloren hat; es ist wie lauter Vineta-Läuten aus versunkener besserer bürgerlicher Vorzeit. Die Antwort an das Nazi-Schulhaupt in Bonn geht im Land um als ein Flugblatt, als illegale Literatur der Mitte, und verbreitet das Novum standhafter Humanität. Aber auch die früheren Aufsätze Thomas Manns, sie sind ohnehin noch im Land, beginnen plötzlich zu ragen, ihre Besinnlichkeit wird richtend, kühn und verwegen; so im Aufsatz «Zu Lessings Gedächtnis», 1929.

«Was hat er», lässt dort Thomas Mann ironisch fragen, «was hat er uns Heutigen zu bieten, zu sagen, denen der Weg zu den Müttern ein alltäglicher Spaziergang geworden? Uns, die wir der Vernunft nicht nur misstrauen, sondern mit Vergnügen, mit äusserster Genugtuung misstrauen, das Irrationale boshaft vergöttern, den Geist als Henker des Lebens verschreien, die Idee am Pranger verhöhnen und bei den Astartefesten einer dynamistischen Romantik unseres brüderlichen Einverständnisses recht wollüstig innewerden?» Thomas Mann fährt fort, nun auch noch einen Lieblingsbegriff der Halben, ein Paradox der Halben, der verwogen Unentschiedenen und so Betrogenen entzaubernd:

«Uns, die wir über Nacht das Bild der Revolution gestohlen, es in unser, ins reaktionäre Lager geschleppt haben und nun «konservative Revolution» damit anstellen: das Neueste, Feinste und Schlaueste, ein Spiel, von dem nur Vaterlandsverräter sich ausschliessen, und bei dem das Rückständig-Abgestandenste auf einmal, zu unserem Stolz, im Lichte der Kühnheit und der Jugend erscheint?»

Kurz, der bürgerliche Geist ist wieder ansprechbar geworden, und am besten zunächst von seinen eigenen, gehorsam vergessenen Massen her. Er sieht, welchen Mächten sein Licht- und Fortschrittshass geholfen hat; er wird nun kaum mehr imstande sein, die Ideologie jener Klasse, die einzig dem Licht treu geblieben ist, als «tiefstes neunzehntes Jahrhundert» zu verhöhnen. Wenn der

Mittelstand radikalisiert worden ist (mit einer Heftigkeit, die den zweihundert Familien nicht so angenehm bleiben wird, wie sie es 1933 war), so ist die bürgerliche Intelligenz Deutschlands im Begriff, sich – aus Skepsis und Gaukelei heraus – zu substantiieren. Den Hörern des Egmont, Carlos, Teil und auch der Neunten Symphonie fällt etwas ein, was sie einmal besessen, ja erkämpft hatten und wieder verlorengehen liessen. Es ist der citoyen, der der sich befreienden Bürgerklasse vorschwebte, und den sie nicht geworden ist. Der aber – mit einem Adel, gegen den der Georgemensch ein Göring ist – auf der Tagesordnung der Geschichte stehenbleibt.

Auch die gebildete Mitte wird unseren Kampf als den ihren anzu- sehen haben. Schlimm, wenn man die demokratische Parole nur als taktische, oberflächlich, wenn man sie nur als strategische bewertet. Beides, Taktik wie Strategie, dient dem Willen zum Sieg und kann einen Umweg gehen, aber das Ziel, das noch auf jedem Umweg sichtbar und leitend bleibt, ist die Demokratie. Ein taktisches Verhalten liegt vor, wenn die Revolution sich während der gleichen Etappe bald offensiv, bald defensiv verhält, wenn sie rein imperialistische Gegensätze zwischen den kapitalistischen Mächten ausnutzt. Die Strategie hat eine viel längere Sicht, sie ändert sich nur beim Übergang von der einen Etappe der Revolution zu einer anderen, sie befasst sich vor allem mit den ausschlaggebenden Kräften der Revolution und ihren Reserven. Eine der ausschlaggebenden Kräfte aber ist neben dem deutschen Bauerntum die Mittelschicht und ihre Intelligenz geworden; sie gehört nun – als verelendete wie als begonnen antifascistische – zum Demos, sie gehört zur Demokratie, und die Demokratie meint sie so ehrlich als gründlich mit. Weder die Vorhut des Proletariats noch selbst das Proletariat allein kann ohne Bundesgenossen siegen; seine Diktatur steht in der gegenwärtigen Etappe der Revolution gar nicht zur Frage (und später, bei gewonnener Mehrheit der Werktätigen, wird sie keine «Diktatur» sein). Nachdem der Fascismus eingetreten ist und die Errungenschaften der bürgerlichen Revolution wieder rückgängig gemacht hat, ist es ein strategisches Ziel der sozialen Revolution, zunächst wieder die bürgerlichen Freiheiten herzustellen und in dieser Bewegung erst die Sache der

materiellen, der klassenlosen Freiheit zu betreiben. Sofern die Revolution also zunächst eine gegen ihren Hauptfeind, den Fascismus, ist, stützt sie sich ausserhalb des Proletariats nicht nur auf die Dorfarmut und die unteren Schichten des Kleinbürgertums, begnügt sie sich nicht nur damit, die Mittelschichten zu neutralisieren, sondern sie versucht sie zu mobilisieren, sie betreibt im Namen der Freiheit und Menschlichkeit den gemeinsamen Kampf gegen Fascismus. Sofern Fascismus seinem Klasseninhalt nach nichts anderes ist als das formidabel gewordene Monopol an industriellen und agrarischen Produktionsmitteln (Monopol, zum Gesinnungsterror der Ausbeuterklasse gesteigert), treibt der Kampf gegen den Fascismus zum Kampf gegen das Monopolkapital weiter (und behält damit die durch Schaden klug gewordene, die nun wirklich antikapitalistisch gewordene Mehrheit der Nation). Aber die Demokratie selbst, obwohl sie in ihrer bürgerlichen Wiederherstellung das positive Kampfziel der ersten Etappe ist, stellt durchaus keine blossе Etappe dar; sie ist keine blossе Parole der Strategie oder gar der Taktik. Sie ist keine Tarnung aus Schwäche, hinter der die angeblich antidemokratische Diktatur des Proletariats lauert und die Freiheiten kassiert. Es lauert hier überhaupt keine Diktatur im Nazisinn, eine Diktatur weniger Familien mit erschwindelter und daher bald verflogener Massenbasis. Fällig wird zur gegebenen Zeit die Diktatur der erlangten und konsequenten Demokratie selber; eine (zum Unterschied von Wiewmar) gegen ihre Feinde allerdings erbarmungslose. Und in dieser Diktatur wirkt keine Unterdrückung der Mehrheit, sondern einzig die revolutionäre Hegemonie, die Kampfhegemonie des Proletariats. Die Bauern und Kleinbürger haben erfahren, was ohne das Proletariat an «Revolution» zum Vorschein kommt; der Kampf um die Befreiung der Nation wird das Proletariat ohnehin an die Spitze rufen, denn es ist die einzige konsequent revolutionäre Klasse. Demokratie aber ist und bleibt bei alledem das Ziel, das echte, von Marx wie Lenin aufgestellte Endziel; es bedarf keiner Herzenstöne, um das zu versichern, es ist die Wirklichkeit der sozialistischen Sache selbst. Wenn sozialdemokratische Zweifler an der Volksfront und vielleicht auch sehr wenige Kommunisten, solche, die hinter dem Mond zuhause sind und den Sozialismus als Proletkult missverstanden haben, wozu weder ein Anlass noch

eine Notwendigkeit ist – wenn solchermassen Unbelehrte die bürgerliche Intelligenz abschrecken und sich negativ oder zustimmend an das Schibboleth Diktatur halten, als an ein völlig verdinglichtes und isoliertes Wesen, so haben sie nie den Funktionssinn dieses Terminus begriffen und vor allem nie seinen Inhalt sich zu eigen gemacht. Es ist ein sehr klassischer Inhalt, nämlich Herstellung der realen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit im Kampf mit dem Feind dieser Ziele und während der fortdauernden Bedrohung durch den noch nicht vernichteten Feind. Das allein ist proletarische Diktatur; eine, die lieber heute als morgen aufhörte; die erzwungen ist durch den Feind und allemal im Dienst des Einzigen steht, was nützt: der zu bewirkenden Demokratie.

Ein Beispiel, das der Intelligenz besonders nahe liegt, mag die Sache an den rechten Platz rücken. Wird etwa die «Pressefreiheit» den Händen einer verschwindenden Minderheit entzogen, nämlich dem Verlegerkapital und seinen monopolistischen Zusammenhängen, wird das Verlegerkapital mittels «diktatorischer Massnahmen» enteignet, so geschieht das im Interesse der einzig realen und sinngemässen Pressefreiheit. Nämlich im Interesse, das das Volk um seiner Freiheit willen hat, Wahrheit zu hören und keine Unternehmer-Ideologie. Alle Pressefreiheit dem Volk; das heisst: der Ausbeutung und ihren Lügen wird kein Raum gegeben. Nichts anders war einst gemeint, als die demokratischen Volksmänner 1848 Pressefreiheit erkämpft haben; sie waren keineswegs gewillt, die offene Meinungszensur Metternichs gegen die versteckte, freiheitlich getarnte, gar gegen einen Überfluss an Falschmeldungen und interessierten Klopffechtereien einzutauschen. Auch hier wurde ein demokratischer Impuls vertan und in sein Gegenteil umgebogen; die Nazipresse, indem sie das Verlegerkapital gänzlich im Bund und unter der Kontrolle des Industriekapitals zeigt, hat von einem vorliegenden Zustand nur den Schein und die mehr oder minder dekorativen Ausnahmen weggenommen. Zurück zur Pressefreiheit, zur Denk-, Lehr- und Meinungsfreiheit bedeutet also: vorwärts zu ihr, vorwärts im Verein mit den Werk tätigen und vor allem auch mit den besten Traditionen des deutschen Geistes, von Hutten bis zur Paulskirche. Sollen die demokratischen Inten-

tionen dieser Überlieferung endlich gelingen, dann gibt es keinen anderen Weg als den durch die Volksfront und ihren Sieg. Indes auch die Volksfront kann nur siegen, wenn sie in der Intelligenz Verbündete hat, wie in Frankreich, und keine Reserveoffiziere der Reaktion. Cum grano salis lässt sich daher behaupten: was in Russland die Gewinnung der Bauern, eine ähnliche Bedeutung hat in den Industriestaaten die Gewinnung der Intelligenz. Und noch eines mag hinzugefügt werden: Uhland sagte 1848 in der Paulskirche, das deutsche Kaisertum könne nicht umhin, mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt zu werden. So lässt sich heute sagen, auf Grund der Erfahrungen deutscher Geschichte: der deutsche Sozialismus wird nicht stehen, ohne mit einem Tropfen Irratio tingiert zu sein – freilich der rechten.

(Februar 1938)

Monokel und Hakenkreuz

Das Geschehene beginnt nur langsam heller zu werden. Aber die Nazis haben allen Grund dazu, Nachrichten abzustoppen. Von einem Sieg über die Reichswehr, wie zuerst, ziemlich kurzsichtig, vermutet wurde, ist keine Rede. Der vierte Februar ist vielmehr der Anfang vom Ende der Nazis. Das haben die vergangenen Tage gelehrt, die so schweigsam waren.

Der Nazi lohnt sich für die herrschende Klasse nicht mehr. Was er geben konnte, Massenbetrug und Aufrüstung, hat er ausgeführt. Der Massenbetrug hat längst die Kraft verloren, durch die er sich dem Monopolkapital empfohlen hatte. Der Terror allein hält die Massen zwar noch bei der Stange, aber er schafft einen Hass im Land, der den Militärs nicht erwünscht sein kann. Die Aufrüstung ist derart bereits psychologisch gehemmt: Himmler musste Deutschland als inneren Kriegsschauplatz zugeben. Sie ist technisch durch den Rohstoffmangel gehemmt, den die Nazis herbeigeführt haben, und politisch, indem die Nazis in der überlegen aufgerüsteten Welt keinen anderen Bundesgenossen gefunden haben als den gering geschätzten Italiener. Die Nazis haben Deutschland bündnisunfähig gemacht, nicht zuletzt aus ideologi-

schen, aus moralischen Gründen. Sie haben Erbitterung gegen die Streicher und Anstreicher hervorgerufen, Ekel und den Willen zur Abwehr, dem auch die Machenschaften der englischen, gar französischen Hochfinanz nicht gewachsen waren. Die Hochfinanz in Deutschland selbst leidet seit längerem am nazistischen Dilettantismus. Die Industrie wehrt sich gegen die Fehlinvestierungen der Ersatzwirtschaft; hinzukommt vor allem der Widersinn einer staatlich gesteuerten Privatwirtschaft, einer Profitwirtschaft ohne Verfügung über die Kapitalanlage und mit vollkommenem Leerlauf. So sind die vordem so nützlichen Nazis für die herrschende Klasse eine Belastung geworden. Die Bourgeoisie sieht innenpolitisch die wachsende Katastrophe – und aussenpolitisch, seit der Rheinlandbesetzung, Erfolglosigkeit. Auch dem Kriegervereinsspiesser greift nichts mehr in die Phantasie; das Regime wirkt bestenfalls wie Stellungskrieg. Italien hat sich, wenigstens dem Schein nach, in Abessinien festgesetzt, Japan hat, wieder dem Schein nach, halb China erobert. Hitler dagegen hat nicht einmal einen Teil der alten, der schon besessenen Kolonien erhalten, nicht einmal das Versprechen eines Teils, erst recht wagt er in Europa keinen Schritt vor die Tür. Der Schritt mag jetzt zwar besonders verführen, Ausweg in den Krieg liegt jedem Desperado besonders nahe. Ein Teil der Generalität dürfte noch schwankend sein; aber es ist mehr als fraglich, ob Hitler als Oberster Kriegsherr die Autorität noch besitzt, die er als oberster Trommler so lange besessen hat. Die Armee wollte mit den Nazis siegen, aber sie will nicht mit ihnen untergehn. Der vierte Februar dürfte noch mehrere Nachfolger haben; und die Industrie hat noch nicht oder nur indirekt gesprochen.

Ist der Anfang vom Ende der Nazis auch der Anfang eines revolutionären Beginns? Zunächst hat nur der Feind die Initiative ergriffen, eine vorerst abgebrochene, eine mit Kompromissen, und der Fascismus frisst nicht seine eigenen Väter. Kommt eine Militärdiktatur («wie in Rumänien»), erscheint gar die Posse Monarchie: dann ist an sich nicht mehr erreicht, als was der – Kapp-Putsch 1921 bereits geträumt hat. Daran wird erkenntlich, wie weit man zu rück geworfen ist, wie grotesk Feudalereignisse als Revolution dreinsehen können, sogar als echtere als die sogenannte von 1933.

Das Zeitalter ist infolge des Abbaus aller bürgerlichen Freiheiten dermassen anachronistisch, dass der Geheime Kabinettsrat fast als Magna Charta erscheinen mag, die die Gentry dem König «abgetrotzt» hat, nachdem ihr die Bedientengestalt Blomberg zu dumm geworden ist. Aber es ist trotzdem der ganzen Welt klar: hier geschieht mehr als eine Palastrevolution, hier ist ein historischer Wechsel ersten Rangs, und wenn die Kräfte, die Hitler gerufen haben, die Kräfte, die ihn jetzt abservieren wollen, tausendmal die gleichen sind. Es hängt von uns ab, vom Volk, ob es in die erwartbare Bresche rasch vordringt. Das Monokel glänzt zwar, vergleichsweise und in seiner Art, etwas schöner als das Hakenkreuz, dafür ist es besonders zerbrechlich. Auch sind die Umstände von denen, die zur Zeit des Kapp-Putschs gegeben waren, durchdringend verschieden, nicht nur den Valeurs nach. Die Reichswehr besteht nicht mehr aus abgeriegelten Söldnern, sondern aus Volksmassen, aus Bauern- und Arbeitersöhnen, die die Nöte des Volks kennen. Sie werden schwerlich so berufsfreudig wie die ehemalige Söldnertruppe auf Rebellierende schiessen, stellen diese sich ein, wenn Deutschland wirklich erwacht. Eine ungeheure Last kommt mit dem Abbau der Nazis ins Rollen; die Reichswehr wird sie schwerlich an dem Punkt aufhalten können, der den Interessen der obersten Ausbeutung genehm wäre. Budzislavski hat in der vorigen Nummer dieser Zeitschrift eine sehr interessante und lehrreiche Perspektive entwickelt: «Würde das Volk infolge neuer Arbeitslosigkeit gar zu rebellisch, so wäre ja ein Sündenbock vorhanden, den man mit aller Schuld beladen und notfalls opfern kann: die Partei. Ja, Kapital, Junkertum und Generalität könnten sich geradezu als Befreier von einer Plage präsentieren, die das Volk mit den Stimmzetteln von 1933 selbst herbeigerufen hat.» Auf diese Weise also könnte die herrschende Klasse in der Tat sich als Retter ausgeben und sich auf dem von ihr gewünschten Punkt eine Zeitlang stabilisieren. Aber selbst diese Finte schlänge der Bourgeoisie nicht lange zum Vorteil aus, ja, sie erleichterte uns nur den Übergang. Denn befindet sich unter der Kapitals- und Junkerfronde wirklich ein Anti-Goebbels mit dieser Losung, dann hätte das den positiven Gewinn, dass die Reste der Hitler-Legende vernichtet und ins Gegenteil gekehrt würden. Psychologisch ist das sehr wohl möglich; nach so viel

Hosiannah ist zum Kreuzige nur ein Schritt, und sogar ein Schritt ins Rechte. Die Umkehr hätte vor allem den Vorteil, dass durch sie die riesige und gefährliche Leere sozusagen ausgefüllt wäre, welche nach dem Abgang des Nazizaubers beim Rest der an ihn Gewohnten, der ihm noch Verfallenen eintritt; die Fixiertheit hätte ein Hassobjekt, nachdem ihr ein neues Liebesobjekt, etwa in der Gestalt des Barons Fritsch oder des neugeborenen Schacht oder auch eines Kronprinzensohns, nicht so leicht geliefert werden kann. Desto weniger freilich würde das eigentlich Infame an der Finte vorhalten, die Absicht nämlich, das Volk zu belasten und die alleinschuldige Kapital- und Junker-Clique ausser Verantwortung zu lassen. Hitler und Papen, Hitler und der Osthilfeskandal hängen zu eng zusammen, als dass die zweihundert Familien über die Krise, die nach der Nazizeit sichtbar wird, so elegant hinwegkommen könnten. Mit Hitler geht die Wirtschaft nicht weiter; die Widersprüche, die Unwirklichkeit bringen das Regime zum Fall. Ohne Hitler, wenn das System nur noch mit Ruten und nicht mehr mit Skorpionen züchtigt, gibt es zwar einen gewissen, einen gleichsam angenehmen Kontrast; doch dieser Kontrast wird nicht satt machen, wird die Auftraggeber Hitlers nicht lange in ihrer veränderten Schönheit strahlen lassen. Werden auch nur die elementarsten Freiheiten wiederhergestellt (und sie werden wiederhergestellt werden müssen, um das Aufatmen zu bringen, um Deutschland mit der Welt wieder homogener zu machen, um es von der Desperado-Kamarilla befreit zu zeigen), dann hält der Ladenhüter «rettende Reichswehr» noch weniger lange, als der Retter Hitler gehalten hat.

(Februar 1938)

Pessimismus

Es ist nützlich, jederzeit besorgt zu sein. Aber es ist lähmend und hilft dem Feind, die Lage auch noch künstlich zu schwärzen. Davon wurde in den letzten Wochen viel, zu viel geleistet. Dass nicht einmal Wien so leicht zu werfen ist, hat sich gezeigt. Und hat sich die innere Lage der Dynamischen etwa verbessert? Es kommt mehr als je darauf an, auch dem Schlechtesten nicht un-

vorbereitet gegenüberzustehen. So ist die Wirklichkeit zum Teil beschaffen, zu der wir heute verurteilt sind; in ihr gilt nicht nur der Hölderlinsche Satz: «Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch», sondern ebenso die Umkehrung: Wo Rettung ist, wächst auch die Gefahr. Wo ein Regime in Not gerät, wächst die Gefahr des Krieges; aber auch: die zögernde Welt ist wieder einmal gewarnt. Nicht einmal der Abgang Edens braucht eine Wendung zum entschieden Schlechteren zu sein. Ist es doch der Abgang eines Mannes, der mit schwacher und wenig glücklicher Hand für die Prinzipien arbeitete, die er jetzt zu haben bekennt, und von denen er das Gegenteil erreichte. Schlimmeres als den Bruch der Stresafront, als die Duldung der Rheinlandbesetzung und ihre Folgen bis heute bringt auch Chamberlain kaum zustande. Jene fürchterliche Woche, die hinter uns liegt, wird sich wahrscheinlich in Kurzem wiederholen, eben wegen des unveränderten inneren Zustands der Dynamischen, aber es tut gut, die ganze Wirklichkeit im Auge zu behalten. Einer der führenden Offiziere im Wehrwirtschaftsstab des Reichskriegsministeriums schrieb kurz vor der letzten Kraftprobe in Schachts «Deutschem Volkswirt»:

«Ich halte es für unsere Pflicht, mitzuhelfen, dass sich deutsche militärische Kraft nicht ein zweites Mal aus politischen Gründen verbraucht. Gewiss sind wir im letzten Krieg am Hunger zusammengebrochen, aber es kam zu diesem Hunger wegen der Blockade, die eine Folge der falschen Bündnispolitik war.»

Das ist deutlich, der Fachmann sagt der Autarkie und ebenso der Achsenpolitik das militärische Vertrauen auf. Offiziere warnen vorm Krieg, der klügere Teil der Generalität lehnt einen Krieg ab – so etwas hat es in der Geschichte noch kaum gegeben. Keinerlei billiger Optimismus soll daraus gefolgert werden, zu ihm besteht kein Anlass. Aber ebenso wenig ist Hysterie am Platz oder auch plötzlicher, totaler Pessimismus, ein Stück Schopenhauer in der Politik, zu recht herabgesetztem Preis. Das ermutigt den hasardierenden Teil der Welt und schadet dem klugen, der Tonnen, Kanonen und Flugzeuge auch anderswo zu zählen versteht.

Es kommt selten vor, dass Gedenktage richtig fallen. Meist sind die hundert oder hundertfünfzig Jahre, die seit der Geburt oder

dem Tod eines grossen Mannes vergangen sind, das gleichgültigste Datum. Aber Schopenhauers hundertfünfzigster Geburtstag fiel in eine Zeit, die sich auf das Dunkel versteht, in das der grosse Philosoph die Welt getaucht hat. Unsere Gefühle sind freilich nicht mehr die hedonistischen, von denen her Schopenhauer eine Lust-Unlust-Bilanz angestellt hat und die Welt als ein Geschäft ablehnt, das sich nicht rentiert. Erst recht ist uns die Geschichtsblindheit fremd, mit der Schopenhauer überhaupt keinen Unterschied zwischen Zeiten macht, zwischen hellen und finsternen, aufgehenden und absteigenden. Und das metaphysische Prinzip seiner Philosophie: die Lehre vom Willen zum Leben und der Verneinung dieses Willens als der einzigen Rettung – hat für niemand mehr die Evidenz, die im vorigen Jahrhundert und noch bis Weininger grassierte. Dennoch war das Jubiläum Schopenhauers, gerade zur ernstesten Zeit seit 1914, auffallend aktuell. Sehr viele wurden, nach der Niederlage von 1933 und nach fünf Jahren reüssierenden Schreckens, für Pessimismus anfällig, wenn auch für einen philosophisch weniger tiefliegenden. Sie messen nicht mehr Lust und Unlust in der Welt, sondern Recht und Unrecht, den Triumph des Falschen, das Exil der Wahrheit. Sie sehen das Urböse am Werk, mit einer Gewalt, von der Schopenhauers Pessimismus noch gar keinen Begriff gab; die Zeiten der Inquisition lagen damals weit zurück, und Schreckenskammern gab es nur aus Wachs. Ja manche sind heute in Gefahr, von einem gewissen statischen Entsetzen her, in eine Art Nihilismus zu verfallen, in einen ähnlichen Nihilismus, wie er nach 1905 in Russland umging. Er ist nicht der Nihilismus untergehender Klassen, nicht das Gefühl, mit dem der spätere Naziphilosoph Heidegger Rattenfängerei getrieben hatte, nicht das faulige Geschwätz von «Angst und Sorge», nicht die Lehre «vom Hinaushängen des Daseins in das Nichts». Wohl aber übersehen einige, dass diese fünf Jahre nicht so entsetzlich gewesen wären, auch nicht so manche verschwiegene Helfershelfer gefunden hätten, wenn es nicht gälte, ein Licht zu ersticken, das den Fascisten durchaus kein Nichts ist. Die Verstörten sehen nur die Schlangen in der Wiege des jungen Herkules, und nicht halb so deutlich diesen selbst. Jähe Chocs/ unleugbare, aber nicht ausgemachte, nicht unabwendbare

Gefahren, dazu der Bluff, den das Ruhmredige verbreitet – alle diese Teilmomente der heutigen Welt versperren manchen, die sich trotz ihres Nihilismus Realisten nennen, den Blick auf die ganze, durchaus auch anders gärende Wirklichkeit. Aus Unglaube lässt sich Fahnenflucht begehen, aber noch sicherer kommt der Unglaube aus Fahnenflucht, aus dem Verlassen der aufsteigenden Zeit, ihrer Truppe und sehr fundierten Hoffnung. Auch Marxisten kennen Pessimismus und ehren ihn, aber nicht als deprimierenden und grundsätzlichen. Sie ehren ihn als Element der Vorsicht, der männlichen Besorgtheit und sogar der Weisheit; Marx kennt durchaus die Kategorie der Gefahr. Er lehrt, dass der Kapitalismus genauso in Sozialismus wie in Barbarei umschlagen kann; dass auch das Proletariat, die zukunftssträngige Klasse, in die Barbarei hineingerissen werden kann, dass die gesamte Dialektik der Geschichte möglicherweise in ein Umsonst ausgeht. Aber Marx lehrt auch den subjektiven Faktor als die Kraft, die diesen Untergang verhindert, er lehrt die Wahrscheinlichkeitsrechnung des aktiven Optimismus und die Gewissheit des immer wieder revolutionären. Marx ist weder ein Fatalist des Guten noch des Schlechten; er ist, auch wo er Übles erwartet, nicht wie Cassandra, die das Übel als unabwendbar ankündigt, sondern wie die alten Propheten, die es vom Verhalten des Volks abhängig machten, ob die Katastrophe hereinbricht. Das ist marxistischer Pessimismus, ein ausserordentlich ernsthafter und realer, ebendeshalb aber ein solcher, der aus sich zu handeln versteht und keine Statik macht. Die Welt ist Kraut und Rüben, Gutes und Schlechtes, Nacht und Licht, Mord und Geburt durcheinander. Der Kämpfende zählt jedenfalls zur Seite des Lichts; das Licht überhaupt hat die Eigenschaft, sich auf längere Dauer nicht unterdrücken zu lassen. Im Gegenteil, es ist nach jeder Unterdrückung gewachsen; die Menschen halten den Freiheitsentzug und die Nacht nicht aus.

Dass sie übergenug von der Nacht haben, war auch in den letzten Wochen sichtbar. So hat nur der Feind ein Recht auf Pessimismus: als seine letzthin totale Wahrheit. Uns ist er ein Teilelement, unentbehrlich zur Überlegtheit, nützlich zur Abwehr. Mit ihm aber kommt der Optimismus zu seinem Recht und, bei wachsender Reife der Situation, zum ausreichenden Sieg. (März 1938)

Der Bischof und die Reunion

Wir erleben heute viele geschichtliche Augenblicke, leider nicht die besten. Als Ludwig XIV. mitten im Frieden das Elsass überumpelte, zog seinen Truppen der Bischof von Strassburg entgegen, geriet ins Entzücken und grüsste mit den Worten, die der fromme Simeon bereits gesprochen hat, als er im Tempel das Jesusknäblein sah. Der Strassburger Bischof zitierte Lukas 2, Vers 29/30: «Herr, nun lässtest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen». Der Bischof hatte zwar nicht die Stimme des Blutes für sich, denn diese war damals noch nicht erfunden, wohl aber hörte er die Stimme seines Herrn, und das ist in grossen geschichtlichen Augenblicken oft dasselbe. Der Bischof war nach damaligen Begriffen kein Landesverräter, denn der Grosse Kurfürst half selbst dazu, dass das Elsass vom Reich losgerissen wurde; überdies waren die südwestdeutschen Grenzgebiete, jahrhundertlangem Einfluss der überlegenen französischen Kultur ausgesetzt, Frankreich nicht ferner oder vielleicht nicht so fern, wie vergleichsweise Österreich dem Preussentum. Trotzdem erschien die Übrumpelung mitten im Frieden vielen damaligen Zeitgenossen, auch französischen, schändlich, und man war noch in der Lage, sie beispiellos zu nennen. Sie wurde zwar «Reunion» getauft, worunter man eine Art Rückkehr ins Reich Karls des Grossen verstand, doch der Eroberungszug wirkte, da gar keine Gegenwehr möglich war, militärisch ehrlos. Und der Strassburger Bischof wird in der Geschichte als dunkler Ehrenmann fortgeführt; er ruht durchaus nicht in Frieden. Dabei war Ludwig XIV. noch ein treuer Katholik, also, in dieser Beziehung, keineswegs ein Wolf im Schafspelz. Ja der Bischof, so feig er war, konnte unbesorgt mit Simeon weiterbeten und den Heiland als den begrüssen, «welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel». Dieses würde der Strassburger von heutzutage nicht mehr zu sagen wagen; solche Schande tut er seinem Retter und Erlöser nicht an. Ein schlichtes «Heil Ludwig» tut besseren Dienst, und die Heidenflagge am Münster zeigt, dass der Hirte mit dem Wolf auch ohne Bibel sich versteht.

Im Fall Elsass ist wieder etwas gut geworden. Die französische Revolution hat die Elsässer zu Franzosen gemacht, die Mar-seillaise wurde in Strassburg gedichtet. Zu Preussen sind die El-sässer nicht geworden, sie haben den Grenadiermarsch niemals mit einem Choral verwechselt, das hätte nicht einmal ihr damali-ger Bischof zustande gebracht. Auch die Österreicher beispiels-weise hätten sich mit einem Reichsstatthalter, wie er zu Wilhelms Zeiten in Strassburg residierte, nicht abgefunden.

(April 1938)

Bucharins Schlusswort

Vor mehr als einem Jahr (Neue Weltbühne, 1937, Nummer 10) hat Ernst Bloch in dem Aufsatz «Kritik einer Prozesskritik – Hypnose, Mescaline und die Wirklichkeit» die absurden Hypothesen beleuchtet, die aufgestellt wurden, um die Geständnisfreudigkeit der in Moskau Angeklagten zu erklären. Inzwischen hat der Prozess gegen «Bucharin und Genossen» stattgefunden, ein ausführliches Protokoll von 872 Seiten wurde veröf-fentlicht, und der Wunsch des bekannten Philosophen erscheint berech-tigt, die schwierige Materie noch einmal, mit neuem Material, zu prüfen.

Die Redaktion

Wieso haben nur alle gestanden? Das ist etwas, was vielen nicht in den Kopf ging. Die Feinde Russlands hakten hier ein, um das gesamte Verfahren zu verleumden. Erklären freilich konnten sie die Geständnisse auf ihre Weise auch nicht. Sie griffen zu den albernsten Fabeln, nur um nicht zugeben zu müssen, dass hier wirklich etwas zu gestehen war. Weshalb jedoch alle gestanden haben, und das zuweilen sich selbst bespeidend, wurde auch Gut-gesinnten nicht ganz klar. Es blieb ein Rest, er mochte mit dem fremden Volk Zusammenhängen.

Unterdessen hat sich hier etwas verändert. Im letzten Prozess (sein ausführlicher Bericht ist erschienen) haben nicht alle ihre Schuld zugegeben, oder nur nachträglich, auf Beweise hin, die sie er-drückten. Und bis zuletzt, noch in ihrem Schlusswort, haben nicht alle *alles* eingestanden. Das machte den Prozess sogleich «westli-cher»; die Angeklagten, die man sich gewohnter Weise als ver-stockt vorstellt, wurden dem Ausland verständlicher. Hinzu

kommt aber das Wichtigste: dass ein Angeklagter, Bucharin, selbst ein westlicher Typ ist. Wendig, ein Meister der Parade, oft in jener Weise dialektisch, die mehr an Voltaires Witz und Behendigkeit erinnert als an Hegel, gar Lenin. Und Bucharin gerade hat – als einer der es wohl wissen muss – über das Problem der Geständnisse in seinem Schlusswort sich verbreitet. Er berührt sogar die westlichen Bemühungen um diesen Punkt, bis herab zu böswilligen Kannegiessereien; so sehr versteht Bucharin das Staunen ausserhalb Russlands. Hatte man selbst zuweilen das Gefühl: diese Trostkisten überbieten sich nur deshalb in Geständnisfreude, weil sie wissen, wie problematisch das auf den bürgerlichen Westen wirkt, weil sie die Sowjetunion damit diskreditieren wollen – eine letzte Schädlingsarbeit –, so macht Bucharin für sich alles klar, und damit auch bei den anderen. Er kennt den Blick des Auslands auf die Prozesse, im Gefängnis hat er Feuchtwangers «Moskau 1937» gelesen und setzt sich mit ihm auseinander, selbst die Artikel antibolschewistischer Autoren scheint er genossen zu haben, mitsamt deren Gift und Hypnose.

Man höre derart folgenden Passus der Schlussrede:

«Oft erklärte man die Reue mit verschiedenen, vollständig unsinnigen Sachen, wie etwa mit tibetanischen Pulvern und so weiter. Von mir will ich sagen, dass ich im Gefängnis, in dem ich etwa ein Jahr gesessen habe, arbeitete, studierte, den Kopf bewahrte. Das ist eine tatsächliche Widerlegung aller Märchen und unsinnigen konterrevolutionären Dummheiten.

Man spricht von Hypnose. Aber ich habe vor Gericht auf dem Prozess auch juristisch meine Verteidigung geführt, habe mich an Ort und Stelle orientiert, mit dem staatlichen Ankläger polemisiert, und jeder auch nicht besonders in den entsprechenden Zweigen der Medizin erfahrene Mensch wird zugeben müssen, dass es eine solche Hypnose überhaupt nicht geben kann.

Sehr oft erklärt man diese Reue mit Dostojewskitum, mit spezifischen Eigenschaften der Seele (der sogenannten «L'âme slave»), was man über Typen etwa in der Art wie Aljoscha Karamasow, der Helden des «Idioten» und der anderen Gestalten Dostojewskis sagen kann, die auf die Strasse hinaustreten und schreien: «Schlagt mich, Rechtgläubige, ich bin ein Missetäter».

Aber hier liegt die Sache ganz und gar nicht darin. In unserem Lande ist die sogenannte «L'âme slave» und die Psychologie der Helden Dostojewskis eine längst vergangene Zeit, ein Plusquamperfektum. Solche Typen existieren bei uns nicht, es sei denn in den Hinterhöfen kleiner Provinzhäuser, aber auch dort existieren sie kaum. Umgekehrt aber gibt es eine solche Psychologie in Westeuropa.»

Nachdem Bucharin dergestalt Erklärungen à la Schwarzschild und auch noch das «tiefe» Feuilleton erledigt hat, wird er positiv. Er gibt den Schlüssel zum Problem der Geständnisse eines schuldhaften Kommunisten vor einem Sowjetgericht; und die Geständnisse hören danach wohl auf, ein Problem zu sein. Bucharin fährt fort:

«Ich werde hier von mir selbst sprechen, von den Ursachen meiner Reue. Natürlich muss man sagen, dass auch die Beweisstücke eine sehr grosse Rolle spielen. Ich habe ungefähr drei Monate gezeugnet. Dann begann ich Aussagen zu machen. Warum? Die Ursache liegt darin, dass ich im Gefängnis meine ganze Vergangenheit umgewertet habe. Denn fragt man sich: wenn du stirbst, wofür stirbst du? dann ergibt sich plötzlich mit erschütternder Deutlichkeit eine absolut schwarze Leere. Es gibt nichts, wofür man sterben müsste, wenn man sterben wollte, ohne bereit zu haben. Und umgekehrt nimmt all das Positive, das in der Sowjetunion leuchtet, im Bewusstsein des Menschen andere Ausmasse an. Dies hat mich endgültig entwaffnet, dazu getrieben, meine Knie vor der Partei und dem Lande zu beugen. Und wenn man sich fragt: nun gut, du stirbst nicht – wenn du durch irgendein Wunder leben bleiben wirst, dann wieder: wofür? Isoliert von allen, ein Feind des Volkes in einer nicht menschlichen Lage, in voller Isolierung von allem, was das Wesen des Lebens ausmacht... Und in solchen Momenten, Bürger Richter, fallen alles Persönliche, aller persönliche Niederschlag, die Überbleibsel der Erbitterung, Eigenliebe und eine ganze Reihe anderer Sachen weg und verschwinden. Und wenn zu einem dann noch das Echo des weiten internationalen Kampfes gelangt, so tut all dies in seiner Gesamtheit seine Wirkung, und es ergibt sich ein voller innerer moralischer Sieg der UdSSR über ihre kniefälligen Gegner.» (Stenographischer Prozessbericht S. 846E)

Bucharin verweist kurz vor diesen ergreifenden, durchdringend

wahren und einleuchtenden Worten auf die Zerrissenheit seines vorherigen Zustands. Die meisten Angeklagten waren allmählich, vielleicht sogar reinen Willens, auf die schiefe Bahn geraten, und als sie dies erkannt hatten, kamen sie nicht mehr heraus. Halb hielt sie die Eitelkeit ihrer früheren Besserwisserei (Skepsis gegen den Fünfjahrplan, Ablehnung der Kollektivierung, Mitleid mit den Kulaken und dergleichen mehr) in Bann, halb die Schwierigkeit, ein Komplott mit so vielen Mitwissern zu verlassen. Aber das Bewusstsein wurde damals schon anfällig für Reue und die Erkenntnis des Rechten, es sah die Erfolge der Kollektivierung, es bemerkte den gewaltigen Fortgang des sozialistischen Aufbaus nach anfänglichen Rückschlägen, es begriff den Beweis der Konzeption Stalins an Hand des echtsten marxistischen Kriteriums: der Praxis; und die oppositionelle Psychologie wurde schwach. Bucharin bemerkt hierzu:

«Auf dieser Grundlage scheint es mir wahrscheinlich, dass bei jedem von uns, die hier auf der Anklagebank sitzen, ein eigenartiger Zwiespalt des Bewusstseins bestand, keine Vollwertigkeit des Glaubens an seine konterrevolutionäre Sache... Es entstand eine doppelte Psychologie... Manchmal riss es mich selbst mit, dass ich zum Ruhme des sozialistischen Aufbaus schreibe, obwohl ich morgen schon dies durch meine praktischen Taten verbrecherischen Charakters ableugne. Hier bildete sich das heraus, was in der Philosophie Hegels das unglückliche Bewusstsein genannt wird. Dies unglückliche Bewusstsein unterschied sich von dem gewöhnlichen nur dadurch, dass es gleichzeitig ein verbrecherisches Bewusstsein war... Mir scheint, dass, wenn bezüglich der in der UdSSR vor sich gehenden Prozesse in einem Teil der westeuropäischen und amerikanischen Intelligenz verschiedene Zweifel und Schwankungen beginnen, diese in erster Linie deswegen auftreten, weil dieses Publikum nicht jenen grundlegenden Unterschied versteht, dass in unserem Lande der Gegner, der Feind, gleichzeitig dieses gespaltene, doppelte Bewusstsein hat.» Das «unglückliche Bewusstsein», das der Philosoph Bucharin hier heranzieht, und das freilich den journalistischen Gifthändlern ferner liegt als Mescaline und Hypnose, wird in Hegels «Phänomenologie des Geistes» folgendermassen definiert:

«Hierdurch ist die Verdoppelung, welche früher an zwei Einzelne, an den Herrn und den Knecht sich verteilte, in eines eingekehrt – und das unglückliche Bewusstsein ist das Bewusstsein seiner als des gedoppelten, nur widersprechenden Wesens. Dieses unglückliche, in sich entzweite Bewusstsein muss also, weil dieser Widerspruch seines Wesens ein Bewusstsein ist, in dem einen Bewusstsein immer auch das andere haben und so aus jedem unmittelbar, indem es zum Siege und zur Ruhe der Einheit gekommen zu sein meint, wieder daraus ausgetrieben werden... Es ist damit ein Kampf gegen einen Feind vorhanden, gegen welchen der Sieg vielmehr ein Unterliegen, das eine erreicht zu haben, vielmehr der Verlust desselben in seinem Gegenteil ist. Das Bewusstsein des Lebens, seines Daseins und Tuns ist nur der Schmerz über dieses Dasein und Tun, denn es hat darin nur das Bewusstsein seines Gegenteils als des Wesens – und der eigenen Nichtigkeit.» (Phänomenologie, Ausgabe Lasson, S. 139 f.)

Soviel zur vorliegenden Reue und dem Geständnis der Nichtigkeit, wie es schon vor dem Prozess bei den Verschwörern vorgebildet war. Völlig erläuternd wirkt noch die bereits angegebene Stelle in Bucharins Schlusswort, worin er sich über die Sinnlosigkeit des Sterbens bei bewahrter Verstocktheit ausspricht. Bucharin fragte im Gefängnis selbst: «Wenn du stirbst, wofür stirbst du?» Und er erkennt: «Dann ergibt sich plötzlich mit erschütternder Deutlichkeit eine absolut schwarze Leere.» Eine Leere, die sich nur dann füllt, wenn man im Sowjetgericht sein eigenes Gericht erkennt, die Stimme aus seiner eigenen guten Vergangenheit und Überzeugung erfährt. Vor dem Gericht eines Klassenfeinds hätte diese Reue gar keinen Sinn, man käme durch sie nicht in Ordnung, sondern umgekehrt: sie wäre erst der Verrat an sich selbst und seiner Sache. Vor dem Gericht der eigenen Klasse aber ist das Geständnis – mit dem «unglücklichen Bewusstsein» all die Jahre vorher – das Ende der Isolierung. Es ist mitsamt dem Tod, der nachfolgt (und Bucharin hat nicht um sein Leben gebeten) die Rückkehr in die Sowjetunion. «Wofür stirbst du?» – für die Sowjetunion, und mit dem letzten Bekenntnis zu ihr; sie ist, vom Ende des individuellen Lebens aus gesehen, das Jenseits kommunistischer Atheisten.

Das hat Bucharin, hierin allerdings kein «Westler», all denen klar-

gemacht, die gläubige Menschen noch verstehen. Und da bei Gelegenheit der Prozesse so viel von Mittelalter die Rede war, so mag auch an ein Geständnis aus dem Mittelalter erinnert werden, das umso auffallender ist, als es von einer der grössten Bestien ausging und dennoch überströmende, ja völlige *conpunctio cordis*, Umwälzung des Herzens bezeugt. Um 1440 lebte der Baron Gilles de Rais, ein ehemaliger Vertrauter der Jungfrau von Orleans, aber nachdem ein Lustmörder ohnegleichen, ein Ungeheuer, das seine Brunst durch Metzereien ganz ausserordentlich aufzufrischen verstand. Mehr als achthundert Knaben und Mädchen hat er zu diesem Zweck umgebracht; als er jedoch ergriffen wurde und vor dem Gerichtshof seines Standes, vermehrt um ein geistliches Gericht, sich zu verantworten hatte, bedurfte es keiner Tortur (tibetanisches Gift und Hypnose waren damals noch unbekannt), um den Baron und ehemaligen Vertrauten der Jungfrau zum vollen Geständnis zu bringen. Er breitete alle Einzelheiten aus, er zählte die bekannten wie die unbekannt auf, er warf sich vor dem Kruzifix nieder, bat Gott um Barmherzigkeit und Verzeihung, seine irdischen Richter aber um den Tod, um sich durch den Scheiterhaufen von den Höllenflammen loszukaufen. Die Akten dieses ungeheuerlichen Verbrechers und seiner ebenso ungeheuerlichen Reue sind erhalten, auch die Erkenntnis des Gerichts, dass der Begleiter der Jeanne d'Arc in dem Geständigen wieder erwacht sei. Die russischen Angeklagten waren keine Verbrecher dieses Typs, und der theologische Hintergrund, vor dem Gilles de Rais zusammenbrach, ist erst recht verschwunden; dennoch bewegt eine gewisse Ähnlichkeit des Zusammenbruchs, wenn auch in völlig veränderten Massen. Niemand hatte das Geständnis des Barons bezweifelt; die Homogenität seines Standesbewusstseins mit dem des Gerichts, vor allem aber die Erinnerung an die Vergangenheit an der Seite Jeanne d'Arcs und das Leitbild, das von dorthen kam, machten den Sieg der damaligen Welt über «ihren kniefälligen Gegner» verständlich. Sicher gibt es näherliegende historische Beispiele eines solchen Siegs, aber wenige mit solcher Prägnanz. Wird also schon das Mittelalter von gewissen Kritikern der Prozesse bemüht, so mögen sie sich statt an Iwan den Grausamen an gewisse Parallelen der Gläubigkeit, Bekehrung und

Rückkehr halten. In dieser Hinsicht ist die Sowjetunion dem Geist gebundener Gesellschaften allerdings näher als dem Witz sich auflösender und als der Attrappe von «Prinzipien», die die Hohlheit sich vorhält, und die die Skepsis anderen vormacht. Bucharin hat durch die Begründung seines Geständnisses viele Missverständnisse behoben; den Hetzern gegen die Sowjetunion aber hat er eines der gefährlichsten Rezepte ihres profitgläubigen Skeptizismus unschädlich gemacht.

Zwar besteht seit längerem noch eine andere Gefahr. Die nämlich, dass nicht zu wenig, sondern zu viel geglaubt wird. Das entspricht den Interessen der Bourgeoisie ebenso gut, wo nicht besser, als der grundsätzliche Unglaube an die Geständnisse und ihren Inhalt. Wenn die Fascisten alle prominenten Sowjetleute verdächtigen können, Mörder, Verräter, Spione, Saboteure zu sein, dann ist ihnen diese Pauschalierung nicht unangenehm. Der deutsche Rundfunk spielte bereits in dieser neuen Melodie vor; entrüstete er sich gestern über «Justizmorde», so kann es ihm heute gar nicht genug Überführte und Verdächtige geben. Auch unter Nichtfascisten haben die Zweifler grossenteils an den Ernst und die Notwendigkeit der russischen Gerichtsverfahren glauben gelernt, trotz manchem Kopfschütteln über die Geständnisse. Sie haben Franco erfahren und die Cagoulards, sie sehen den Umfang der deutschen Spionage in England und Amerika; welches Ausmass muss dann erst die Minierarbeit in der Sowjetunion, als dem gefährlichsten Feind des Fascismus, angenommen haben! Sie schliessen aber weiter: dass die Fascisten Russland besonders kräftig unterterminieren wollen, ist nicht merkwürdig; wohl aber, dass sich in Russland so viele Kriminelle in höchsten Stellen fanden, die den Fascisten geholfen haben. Kurz, die ausschliessliche Betonung der Kriminalität der Angeklagten ist nicht unbedenklich; eben der deutsche Rundfunk übermittelte mit Freuden, wieviele «Mörder, Banditen und käufliche Verräter» in der Sowjetunion regiert haben. Teils sind die Angeklagten noch die «alten Bolschewiken» (für die die «Neue Zürcher Zeitung» ihr Herz entdeckt) und die «unschuldigen Opfer Stalins»; teils sind sie bereits der Auswurf der Menschheit, der in Russland versammelt ist. Und leider hat auch manche gutgemeinte Berichterstattung es dem Feind erleichtert, die geschehe-

nen Verbrechen lediglich von den gemeinsten Motiven her zu interpretieren. Ausschliesslich kriminalistische Interpretation hat propagandistisch den Vorteil, dass sie das Land selbst, von einigen Individuen abgesehen, als gesund darstellt; aber ohnehin glaubt kein Vernünftiger an eine «Fäulnis» der Sowjetunion. Umgekehrt hat diese Art Interpretierung den Nachteil, dass sie – ganz anders als bei politisch motivierten Verbrechen – dem defaitistischen Gerede Nahrung gibt: der Mensch ist und bleibt schlecht. Verschiebt man den Schwerpunkt vom Politischen ins Moralische, so erleichtert man dem Gegner den Trick, jedem Sowjetfunktionär «moral insanity» nachzusagen. Wird es jedoch klar, dass im Kampf um den Aufbau des Sozialismus in einem Land die schwersten Perioden siegreich abgeschlossen sind, und dass vor allem im Unglauben an diesen Sieg die Verbrechen der Angeklagten wurzelten, so ist kein Zweifel möglich, dass derartige Prozesse sich nicht endlos wiederholen werden. Eine rein kriminelle (unpolitische) Motivierung dagegen erzeugt die Ungewissheit, ob es nicht immer wieder zu ähnlichen Prozessen kommen muss; eine Frage, die das moralische Gewicht des sozialistischen Staates schwer belastet. Auch dann noch belastet, wenn die Beseitigung der Schädlinge als Stärkung seiner politischen und militärischen Schlagkraft erkannt wird.

Darum ist es so wichtig, auch hier, im letzten Verfahren, ein Anderes zu bemerken. Bucharin leugnete, ein krimineller Verbrecher zu sein, er schied sich und seinesgleichen von Nurkriminellen ab. Tatsächlich sassen auf der Anklagebank auch Mörder, Lumpen und Schwächlinge, für die es keinerlei politische Motive gegeben hat. Aber Bucharin, Rykow und ihresgleichen sind vor allem aus politischer Gegnerschaft, sicher auch aus Machtrieb, Verbitterung, Ehrgeiz und Eitelkeit auf die Bahn geraten, die sie schliesslich mit Mördern gemeinsame Sache machen liess; sie kamen jedoch aus einer ganz anderen Welt. Sie haben ein grosses Spiel gegen die Partei gespielt, sie haben sich mit dem fascistischen Teufel verbündet, um das Spiel zu gewinnen, und haben es verloren. Sie sind politische Verbrecher und Schädlinge grossen Ausmasses geworden und gestehen dies auch ein, aber sie sind keine Kriminellen üblichen Stils. Das würde manchem alten Antiboldschewisten behagen, wenn er nach zwanzig Jahren Sowjet-

union das Sprüchlein bestätigt bekäme, das er bei Geburt der Sowjetunion von sich gab: alle Bolschewiken sind Räuber und Mörder. Die Verbrechen von Bucharin und Genossen sind objektiv die schwersten; doch zwischen Bucharin, Rykow und den Scharangowitschs ist ein Unterschied, den zu verwischen unwahr und heillos wäre. Liest man den Prozessbericht, so erscheint dieser Unterschied in aller Klarheit; es erhellt sich also nicht nur die Frage der Geständnisse. Gewisse Kritiker täten darum gut, Bucharins Schlusswort nicht zu lesen, damit sie in der Lage bleiben, ihr Handwerk bequem fortzusetzen.

(Mai 1938)

Ein Leninist der Schaubühne

Was immer wir machen, es könnte anders sein. Ein Bild ist nie fertig gemalt, ein Buch nie zu Ende geschrieben. An dem soeben Ausgedruckten liesse sich noch der Schluss ändern. Und wäre es soweit, so finge die Mühe von vorne an.

Schwer zu unterscheiden, was daran eitel oder aber gewissenhaft ist. Sehr oft ist dieses Verhalten nur nervös und geht niemanden etwas an als den Autor. Bei Brecht jedoch – und er ist ein Matador des Veränderns, des Umschreibens eines soi-disant-Abgeschlossenen – liegt der Fall anders. Gebilde wie die «Dreigroschenoper», «Mahagonny», gar «Mann ist Mann» sind wirklich zu früh geschrieben, das heisst dem Stoff und seinen Problemen noch nicht recht angemessen. Schreitet also Brecht, als gewissenhafter und zusammenhaltender Autor, die Front seiner Hervorbringungen ab, so fallen gewisse burleske, bald anarchistische, bald wieder allzu kollektivistische Züge (besonders in «Mann ist Mann») aus der Reihe. Doch wichtiger ist eine andere Unfertigkeit, eine positive, und diese geht nicht nur den Autor an. Brecht will durch seine Produkte den Zuschauer selbst verändern; so wirkt auch der veränderte Zuschauer (und Brecht gehört nun selbst dazu) auf die Produkte zurück. Selten gab es weniger abgehobene Werke als die Brechts; sie sind überhaupt keine im verdinglichten Sinn dieses Worts, sondern – nach einem früheren Ausdruck des Autors – «Versuche». An Brechts Gesammelten Werken Band I und II so-

eben erschienen im Malik-Verlag, London) ist folglich sowohl das Gesammelte wie das Werkhafte besonders zu verstehen. Das Gesammelte stellt keine Ernte dar, die zufrieden in die Scheune eingefahren wird. Säen, schneiden, binden, dreschen, die Arbeiten des vergangenen wie des nächsten und übernächsten Sommers sind vielmehr noch alle erkennbar. Das Stück «Mann ist Mann» beispielweise konnte so wie es «im Buche steht», als kollektivistische Propaganda missverstanden werden. Jetzt lehrt Brecht, in einer Anhangnotiz, die anti-individualistische Parabel des Stücks könne «ohne grosse Mühe... statt in Indien in Deutschland spielen». Hier sind nicht nur Bruchstellen, an denen nachträglich weitergearbeitet oder auch nur umgedeutet wird, hier hat die Zeit etwas gelehrt, und sie lehrt wieder in das Stück zurück. Also macht auch das Werkhafte keinen Schlussstrich unter absolvierte Bemühungen; diese Gebilde formen vielmehr das richtige Verhalten im sozialen Befreiungs-Kampf, und sie formen es immer neu. Sie sind Haltungs-Experimente auf dem Laboratorium der Bühne, keine Stilleben dopo lavoro.

Der Wille, zu verändern, ist hier das Erste. In ihm sind freilich verschiedene Züge, sie schliessen sich nicht so schlicht, wie die Absicht ist, zusammen. Einseitigkeit macht scharf zum Zweck; diese Einseitigkeit aber ist, wie alles Licht, aus mehreren Farben zusammengesetzt. Aus der Farbe eines durchaus originalen Menschen; eines Dichters, dem noch der schönste oder abgegriffenste Ausdruck wohl gerät; eines Jungen, der mit seinem Kipling durch Indien zieht, doch auch die Bakerstreet nicht verschmäht, mit Sherlock Holmes am Kamin und Dr. Watson, in afghanische Erinnerungen vertieft; eines Alten, der seine Klassiker liebt und aus ihnen zu lehren vorhat. Am eindringlichsten wirken zwei sehr verschiedene Tribute an die Zeit, ein an sich fragwürdiger (nur Brecht konnte ihn sich leisten) und jener grossartige, politisch-revolutionäre, der Brechts ganzes Schrifttum bestimmt. Der fragwürdige Tribut ist durch eine gewisse Annäherung an die kahle, trockene Mode von gestern bezeichnet. Mit der bürgerlichen «neuen Sachlichkeit» hat Brecht nichts gemein, mit jener Verengerung und Verknappung, die die Wahrheit als Dürre und die Realität als Phantasielosigkeit verstanden hat; wohl aber mit der

nicht-bürgerlich gemeinten, die als «Liquidierung» aufgetreten ist. Jedoch Brecht wusste auch dieses ephemere Wesen zu beleben, mindestens schöpferisch zu gebrauchen; Brecht hat, wie er von sich selber sagt, «die Kühle der grossen Wälder», in denen seine Mutter ihn getragen hat. Es ist das ersichtlich eine andere Kühle als die der «Liquidierung», Brecht will «kärgliche Sprache, reinlich die Worte setzend», aber er will eben damit eine exakte Phantasie, die die Dinge beim Namen nennt und sich nicht schmälern lässt. Brechts Einfachheit sieht genauso variabel drein wie die Natur ihrer Gegenstände, sie klingt schnöde («da können Sie etwas lernen, Brown»), dann vertrackt («Das Leben ist am grössten, es steht nichts mehr bereit»), dann formulatorisch («Über das Fleisch, das in der Küche fehlt, wird nicht in der Küche entschieden»). Und wo die Natur des Gegenstands selbst keine Einfachheit zeigt, bildet sich vieltöniger Ausdruck. Etwa in dem Zwiegesang von den Kranichen (aus («Mahagonny»)), einer Dichtung von ausserordentlicher Kostbarkeit und des späten Goethe nicht unwürdig («So unter Sonn und Monds wenig verschiedenen Scheiben / Fliegen sie hin, einander ganz verfallen»). Es ist der Alte in Brecht, der seine Einfachheit gebraucht oder bricht; der Alte mit Lutherdeutsch und Realismus aus Shakespeare: der Revenant aus den Bauernkriegen, der in Amerika Behaviorismus studiert; der Besonnene aus Altchina, der in der Revolution das Mass verehrt und von ihr spricht als einer Legende. Dieser seltsam antike Klang geht durch Brechts gesamtes Werk, mischt sich wunderlich mit Tropensonne und Kessheit, bedeutend mit Handlungs-Regie und Marxismus. Sehr oft bezieht Brecht aus der schwäbischen Spätgotik, der sein Habitus angehört, eine Form, die in krassem Gegensatz zum Inhalt zu stehen scheint; so im Gedichttitel «Hauspostille», im «Choral» am Schluss der «Dreigroschenoper» und in anderen Kirchenliedern der Ungläubigkeit. Aber auch ein noch so aufgeklärter Inhalt wirkt bei Brecht selten geheuer, es geht etwas um, und man sieht, wieviel im Atheismus steckt, wenn er nicht mehr bürgerlich begriffen wird, als blosser behaglich gewordene Verneinung. Derart mengen sich die Farben, mehr als ein Prozess macht sich zugleich auf den Weg, fast könnte man sagen: in Brechts Schrifttum ist ein Stück alter deutscher Bolschewismus.

Den neuen zu betreiben, daran wird hier von Fall zu Fall geprobt. Dem Ernstfall wird ein Bühnenfall unterlegt; er soll das richtige Handeln modellhaft durcherfahren. Das ist Brechts echter Tribut an die Zeit, nämlich an diejenige, die mit der neuen Gesellschaft schwanger geht. Und der Tribut kommt nicht nur aus der revolutionären Solidität des Autors, sondern auch aus seiner spezifischsten Begabung: aus der des konkreten Regisseurs. Sie verbindet sich mit dem Lehrtrieb in diesem Dichter, mit dem Willen, die Bühne aus einer «Vergnügsstätte» in ein «Publikationsorgan» zu verwandeln. Darum wendet sich Brecht gegen die «aristotelische Einfühlungs-dramatik», welche den Zuschauer seine Gefühle mit Genuss abreagieren lässt, statt ihn eingreifend zu beeinflussen. Dieser Eingriff in das gesellschaftliche Verhalten des Zuschauers geht nach Brecht einzig von der «Parabel-dramatik» aus und ihrem epischen, auf Gesten gestellten, objektiven, objektiv beobachtbaren Stil. Eines seiner Mittel, ja das hauptsächlichste ist die Montage, das heisst bei Brecht: das Herausnehmen eines Menschen aus seiner bisherigen Situation und die Umfunktionierung in eine neue oder die Ausprobierung einer aus anderen Verhältnissen stammenden Verhaltensregel in einem veränderten Verhältnis. Das Experiment mittels Montage ist nicht abstrakt, kein «zersetzender» Eingriff in eine angeblich geschlossen zusammenhängende Wirklichkeit; vielmehr die Wirklichkeit ist selbst voller Unterbrechung. Und von hier aus erweist sich der versuchte Leninismus Brechts, das elastische Haltungs- und Handlungs-Experiment an Situationen, wie sie auf der Schaubühne manöverhaft hergestellt werden. «Lehrstücke» dieser Art sind vor allem der «Jasager», die «Massnahme», die «Heilige Johanna» und die dramatische Umarbeitung von Gorkis «Mutter»; ihnen allen ist (dialektische) Umfunktionierung eines Elements gemeinsam. Im «Jasager» ist das Element ein alter Brauch, in der «Massnahme» eine vierfache Moralität, in der «Heiligen Johanna» die Predigt der abstrakten Menschlichkeit, in der «Mutter» ist es die Mütterlichkeit. Von ihr wird gezeigt, dass sie in der Familie reaktionär wirkt, in der Partei jedoch, wenn sie nach dorthin ihren Platz gewechselt hat, progressiv, propagandistisch, konspirativ. Zweifellos ist dieser Lehrstückstil (durch Verschiebung der Situationen, durch Stauung der dra-

matischen Welle, durch Herstellung dessen, was man im vorigen Jahrhundert mit dem Ausruf: «Tableau!» bezeichnet hat) eine der fruchtbarsten Erneuerungen. Aber Lebendigkeit ist hier unumgänglich, Lebendigkeit nicht nur der Situationen, sondern vor allem eben des Elements, das durchgeprobt, der Maxime, die konkret abgewandelt werden soll. Wo die Maxime identisch bleibt und – infolge ihrer allzu einleuchtenden Simplizität – am Anfang schon so dasteht wie am Schluss, dort wird kein dialektisches Lehrstück vorgeführt, sondern ein Beispiel auf ein Exempel; so in einem der letzten Brecht-dramen: «Die Gewehre der Frau Carrar». Auch das ist nützlich und angesichts des «Nicht-einmischungs»-Themas heute sogar besonders nützlich; nur: hier wird nicht untersucht, erprobt, variiert, sondern eine von vornherein haltlose Maxime ad absurdum geführt. In allen anderen Lehrstücken hat das Thema während seiner Durchführung etwas erlebt, und das macht das Charakteristische der Brecht-dramen aus; es sind Theorie-Praxis-Manöver auf der Bühne.

Ist der Ernstfall da und gut bestanden, so wird man aus Stücken dieser Art wenig mehr zu lernen haben. Es bleiben aber die Kostbarkeiten auch Seltsamkeiten, die so eingreifen wie gute, wahre, treffende Gedichte überhaupt. Zu ihnen gehört der erwähnte Gesang von den Kranichen, aber auch merkwürdig tiefe Resultate, beruhigend scharfe Bilder, wie sie fast überall in Brechts Schrifttum sich ansetzen. «Unter unseren Städten sind Gossen / In ihnen ist nichts und über ihnen ist Rauch» – lässt sich die kapitalistische Leere malender sagen? «Aber dieses ganze Mahagonny / Ist nur, weil alles so schlecht ist / Weil keine Ruhe herrscht / Und keine Eintracht / Und weil es nichts gibt / Woran man sich halten kann» – lässt sich für Utopia eine demagogischere, eine menschlichere Reklame finden? Man lese auch in «Mahagonny» den Auftritt VIII («Alle wahrhaft Suchenden werden enttäuscht»), und man wird eine der dauerhaftesten menschlichen Bekundungen treffen, die es gibt. Paul Ackermann wiederholt dort seinen Refrain: «Aber etwas fehlt»; ein zentraler Satz, Paul hat sich ausgesprochen, kommt wieder mit nach Mahagonny. Und was das Lied der Seeräuberjenny in der «Dreigroschenoper» angeht, so muss man bis zu Gnostikern und Kirchenvätern zurück, um einer solchen

Phantasmagoric von Inkognito, Rache und Auferstehung zu begegnen. Der Weltenrichter, den das arme Luder in der Spelunke umkreist, ist ein Pirat – «Und das Schiff mit acht Segeln / Und mit fünfzig Kanonen / Wird entschwinden mit mir». Item, das Werk Brechts hat es in sich, grossen Teils zum unmittelbar verändernden Gebrauch, bedeutenden Teils zum langsam verändernden, fortbetreffenden. Von diesem Werk gilt, was ein Plakat von Mahagonny verspricht: «Dort wurde gestern erst nach euch gefragt». (Mai 1938)

Merkwürdige Gespenstergeschichte

Ein Herr, so wird erzählt, kam auf den späten Abend in ein Dorf, will dort übernachten. Der Wirt sagt, er habe keinen Platz mehr für ihn; so fragt der Herr, ob nicht in dem Schlösslein oben ein Bett zu haben sei. Der Wirt erwidert, er wolle es ihm nicht raten, denn seit Jahr und Tag wüten im Schlösslein die (Gespenster. Der Schlossvogt und das Gesinde konnten nicht bleiben; und wer seitdem in das Schlösslein gekommen sei, der gehe zum zweitenmal nimmer hinein.

Die Geschichte fährt wörtlich fort: «Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf Gespenster hielt, und sagt: Ich wills versuchen. Trotz aller Widerrede musste ihm der Wirt den Schlüssel geben: und nachdem er sich mit dem Nötigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, ging er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, aufs Schloss. Im Schloss kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschieht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Als aber die Mitternacht im Kirchturm sich rührte und die Glocke zwölf schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloss weg, und die grossen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Türe, und eine fürchterliche Gestalt, mit schwarzen, schielenden Augen, mit einer halbellenslangen Nase, fletschenden Zähnen und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach und brummte mit fürchterlicher Stimme: Ich bin der Grossherr Mephi-

stopheles. Willkommen in meinem Palast! und habt ihr auch Abschied genommen von Weib und Kind? Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom grossen Zehen an über den Rücken hinauf bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephistopheles mit fürchterlichen Grimassen und hoch gehobenen Knien gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen schreiten müsste, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt ist's einmal so, und stand herzhaft auf, hielt dem Ungetüm die Pistole entgegen und sprach: Halt oder ich schiess! Mit so etwas lässt sonst nicht jedes Gespenst sich schrecken, denn wenn man auch schiessen will, so gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geist sondern den Schütz. Aber Mephistopheles hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langsam um und ging mit ebensolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde sah, dass dieser Satan Respekt vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt ist keine Gefahr mehr, und ging dem Gespenst, das langsam einen Gang hinabschritt, ebenso langsam nach.»

Was dann noch geschah, kann in Hebels «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds» nachgelesen werden, wo die Geschichte unter dem gleichen Titel wie oben zu finden ist. Gute alte Erzählungen, gar von dem Meister Hebel sind immer frisch, und der geneigte Leser denkt sich vieles Mitteleuropäisches. So auch bei der eben vorgebrachten; manchem wird zumute, als hätte er einen ähnlich abgewehrten Überfall schon einmal erlebt, wenn auch unter andern Umständen und vor nicht zu langer Zeit. Die Gespenster aber, so klärt Hebel auf, «das war eine heimliche Gesellschaft von Falschmünzern, so alle Fleisch und Bein hatten; und damit sie ihr heimlich Wesen ungestört und unbeschrien treiben konnten, fingen sie den Gespensterlärm an, und wer in das Haus kam, wurde so in Schrecken gesetzt, dass er zum zweitenmal nimmer kam». Freilich waren es in der Geschichte recht anständige Gauner, solche, die Spass verstanden, sogar Grossmut, und die den Herrn für den ausgestandenen Schrecken nachher entschädigt haben. Davon hat man in der einschlägigen Wirklichkeit noch nichts gehört; oder auch: die Wirklichkeit hat sich seit Hebels Zeiten entwickelt. Aber der Respekt vor dem herzhaften

Mann ist gestern wie heute derselbe; die falsche Hölle (vielleicht sogar die echte) hat Bedenken, sich hier anzulegen.

(Juni 1938)

Diskussionen über Expressionismus

Merkwürdig, dass sie wieder beginnen. Vor Kurzem schien dies undenkbar, der «Blaue Reiter» war tot. Jetzt melden sich nicht nur Stimmen, die sich seiner mit Achtung erinnern. Fast wichtiger ist, dass sich andere über eine vergangene Bewegung so akut ärgern, als wäre sie eine heutige und stünde ihnen im Weg. Sie ist gewiss keine heutige, aber hat sie noch nicht ausgelebt?

Ziegler stellte das so dar, als spuke sie nur in einzelnen älteren Herzen fort. Ehemals waren diese jugendbewegt, nun bekennen sie sich zum klassischen Erbe, leiden aber noch an gewissen Resten. Man sieht einen besonders prägnant erscheinenden Expressionisten – Benn – im Faschismus enden und schliesst daraus: «Dieses Ende ist gesetzmässig.» Die übrigen Expressionisten waren nur nicht konsequent genug, es zu finden:

«Heute lässt sich klar erkennen, wes Geistes Kind der Expressionismus war, und wohin dieser Geist, ganz befolgt, führt: in den Faschismus».

Danach wäre also das neuerwachte Interesse nicht nur ein privates, sondern ein kulturpolitisches, antifaschistisches: die «Menschheitsdämmerung» von ehemals war eine Prämisse Hitlers. Hier passierte nur Ziegler das Missgeschick, dass Hitler, einige Wochen bevor Zieglers Ahnenforschung veröffentlicht wurde, in seiner Münchner Rede, und Ausstellung die Prämisse gar nicht wiedererkannte. Im Gegenteil, wie bekannt: rascher und sinnfälliger wurde eine falsche Herleitung, ein eilig negatives Werturteil selten ad absurdum geführt.

Wurde es auch grundsätzlich, das heisst auf eine uns angemessene Weise ad absurdum geführt? Die Übereinstimmung, in der sich Ziegler, zu seinem Schreck, mit Hitler fand, ist gewiss tödlich, aber der Betrüger in München hätte ja einen Grund dafür haben können (man sieht freilich nicht, welchen); die Spuren des Fa-

schismus zu verwischen. Um die grundsätzliche Frage daher zu klären, ist es angezeigt, den chronologischen Unfall des Ziegler-Artikels, aber auch den Artikel selbst nicht einzeln zu pointieren, sondern jene «Vorarbeit» des Ganzen aufzusuchen, auf die Leschnitzer in seinem lyrischen Diskussionsbeitrag bereits hingewiesen hat: wir meinen den vier Jahre alten Aufsatz von Lukács: «Grösse und Verfall des Expressionismus» (Internationale Literatur, 1934, Heft 1); darin ist das Konzept für die neueste Grabrede auf den Expressionismus. Wir beziehen uns in Folgendem wesentlich auf diesen Aufsatz; denn er liegt den Beiträgen Zieglers, auch Leschnitzers gedanklich zugrunde. Lukács ist zwar in den Schlussformulierungen bedeutend vorsichtiger, er betont, dass die *bewussten* Tendenzen des Expressionismus keine faschistischen waren, dass er schliesslich «nur als *untergeordnetes Moment* in die faschistische ‚Synthese‘ einverleibt werden» konnte (S. 173). Aber das Fazit bemerkt auch, dass

«die Faschisten – mit einem gewissen Recht – im Expressionismus ein für sie brauchbares Erbe erblicken».

Goebbels findet hier für das Seine «gesunde Ansätze», denn «der Expressionismus als schriftstellerische Ausdrucksform des entwickelten Imperialismus (!) beruht auf einer irrationalistisch-mythologischen Grundlage; seine schöpferische Methode geht in die Richtung des pathetisch-leeren, deklamatorischen Manifestes, der Proklamierung eines Scheinaktivismus... Die Expressionisten *wollten* zweifellos alles eher als einen Rückschritt. Da sie sich aber weltanschaulich nicht vom Boden des imperialistischen Parasitismus loslösen konnten, da sie den ideologischen Verfall der imperialistischen Bourgeoisie kritiklos und widerstandslos mitmachten, ja zeitweilig seine Pioniere waren, muss ihre schöpferische Methode nicht entstellt werden, wenn sie in den Dienst der faschistischen Demagogie, der Einheit von Verfall und Rückschritt gepresst wird.»

Man erkennt: die Auffassung, dass Expressionismus und Faschismus Kinder des gleichen Geistes seien, hat hier ihren grundsätzlichen Ausgangspunkt. Die Antithese: Expressionismus und – sage man – klassisches Erbe ist bei Lukács genauso starr wie bei Ziegler, aber sie besteht weniger aus Werturteilen, sie ist begrifflich fundiert.

Freilich nicht ebenso sachlich, dem Stoff nach; hier liegt manches im Argen. Wer Lukács' Aufsatz zur Hand nimmt (was sehr ratsam, das Original lehrt immer am besten), der merkt zunächst, dass in keiner Zeile ein expressionistischer Maler vorkommt. Marc, Klee, Kokoschka, Nolde, Kandinsky, Grosz, Dix, Chagall sind nicht vorhanden (um von musikalischen Parallelen, vom damaligen Schönberg zu schweigen). Das überrascht desto mehr, als nicht nur die Zusammenhänge zwischen Malerei und Literatur damals die engsten waren, sondern die expressionistischen Bilder viel bezeichnender für die Bewegung sind als die Literatur. Zudem hätten sie eine wünschenswerte Erschwerung des vernichtenden Urteils abgegeben; denn einige dieser Bilder bleiben dauernd bedeutsam und gross. Aber auch die literarischen Gebilde sind weder in einer quantitativ noch qualitativ zureichenden Weise beachtet; der Kritiker begnügt sich mit einer sehr geringen, wenig charakteristischen «Auswahl». Gänzlich fehlen Trakl, Heym, Else Lasker-Schüler; der frühe Werfel wird nur hinsichtlich des pazifistischen Tenors weniger Verszeilen zur Kenntnis genommen, ebenso Ehrenstein und Hasenclever. Während von den frühen, oft bedeutenden Gedichten Johannes R. Bechers nur versichert wird, dass es dem Autor gelungen sei, die expressionistische Methode «allmählich wegzuworfen», werden Auchdichter wie Ludwig Rubiner durchaus zitiert, jedoch wiederum nur zu dem Zweck, um an ihnen zu erhärten, was – abstrakter Pazifismus sei. Hier tritt bezeichnenderweise auch ein Zitat aus René Schickele an, obwohl Schickele niemals ein Expressionist war, sondern eben nur ein abstrakter Pazifist (wie damals viele brave Dichter und Männer, Hermann Hesse und hundert andere). Was aber ist nun das Material, an dem Lukács seine Expressionismus- Auffassung kenntlich macht? Es sind Vorworte oder Nachworte zu Anthologien, «Einleitungen» von Pinthus, Zeitschrift-Artikel von Leonhardt, Rubiner, Hiller und dergleichen mehr. Es ist derart nicht die Sache selbst, mit ihrem konkreten Eindruck an Ort und Stelle, mit ihrer nachzuerfahrenden Wirklichkeit, sondern das Material ist selber schon ein indirektes, ist Literatur über den Expressionismus, die nochmals literarisiert, theoretisiert und kritisiert wird. Gewiss zum Zweck, «die gesellschaftliche Basis und die aus ihr entspringen-

den weltanschaulichen Voraussetzungen dieser Bewegung» klarzustellen, aber mit der methodischen Begrenztheit, dass ein Begriff von Begriffen, ein Essay über Essays und Minderes gegeben wird. Von daher auch die fast ausschliessliche Kritik blosser expressionistischer Tendenzen und Programme (meist solcher, die erst die Literatoren der Bewegung formuliert, wo nicht hineingetragen haben). Sehr viele richtige und feine Konstatierungen finden sich in diesem Zusammenhang; Lukacs charakterisiert den Abstrakt pazifismus, den Boheme-Begriff der «Bürgerlichkeit», den «Fluchtcharakter», die «Fluchtideologie», dann wieder die bloss subjektive Revolte im Expressionismus, auch die abstrakte Mystifizierung des «Wesens» der expressionistisch dargestellten Dinge. Aber bereits die subjektive Revolte dieser Bewegung ist kaum genügend erfasst, wenn Lukacs – an Hand der «Vorworte» – lediglich die «fanfarenhafte Überheblichkeit», die «blecherne Monumentalität» ankreidet. Wenn er inhaltlich lediglich «kleinbürgerliche Ratlosigkeit und Verlorenheit im Getriebe des Kapitalismus» vorfindet, «das ohnmächtige Aufbegehren des Kleinbürgers gegen sein Zermürbt- und Zertretenwerden durch den Kapitalismus» (S. 168). Wäre selbst nichts sonst zum Vorschein gekommen, hätten die Expressionisten während des Weltkriegs wirklich nichts anderes zu melden gehabt als Frieden, Ende der Tyrannei, so wäre das noch kein Grund, ihren Kampf, wie Lukács tut, als blossen Scheinkampf zu bezeichnen, ja ihm zu attestieren, dass er eine bloss «pseudokritische, abstrakt-verzerrende, mythisierende Wesensart der *imperialistischen* (von mir hervorgehoben. E. B.) Scheinoppositionen» darstellte. (S. 159)

Es ist wahr, Werfel und andere seiner Art haben ihren Abstrakt pazifismus nach Kriegsende zu einer Kindertrompete verwandelt; die Parole «Gewaltlosigkeit» wurde dadurch, der Revolution gegenüber, zu einer objektiv gegenrevolutionären. Aber das hebt den Umstand nicht auf, dass diese Parole während des Krieges selbst und vor seiner möglichen Umwandlung in den Bürgerkrieg eine durchaus revolutionäre, auch objektiv-revolutionäre war, dass sie von den Durchhaltepolitikern auch so verstanden worden ist. Übrigens haben viele Expressionisten auch der «bewaffneten Güte» ein Wort gesungen: der Peitsche Christi, die die Wechsler

aus dem Tempel trieb; so völlig begriffslos war diese Menschenliebe nicht. Gar die Mitteilung, dass der Expressionismus den «gemeinsamen weltanschaulichen Boden des deutschen Imperialismus» nicht verlassen habe, dass er infolgedessen dem Imperialismus durch blosser «apologetische Kritik» auch noch genützt habe, ist nicht nur einseitig und schief, sondern überdimensioniert schief und ein Schulbeispiel für den abgelaufenen, gerade von Lukacs bekämpften Soziologismus und Schematismus. Doch wie gesagt, das alles gehört gar nicht recht zum eigentlich *gestaltenden* Expressionismus, wie er uns als Phänomen doch einzig interessiert. Es gehört wesentlich zum «Ziel-Jahrbuch» und ähnlicher mit Recht verschollener Diatribe; dort ist alles klar. Aber in den nach wie vor rätselhaften Subjektausbrüchen, in den archaisch-utopischen Hypostasen der damaligen Kunst, ist, wie nicht erst versichert zu werden braucht, bedeutend mehr als die «USP-Ideologie» anzutreffen, auf die Lukács den Expressionismus reduzieren möchte. Die Subjektausbrüche ins Gegenstandslose sind zweifellos noch bedenklicher, als sie rätselhaft sind; ihr Material aber ist durch blosser «kleinbürgerliche Ratlosigkeit und Verlorenheit» kaum genügend umschrieben. Es ist ein anderes Material, zum Teil aus archaischen Bildern, zum Teil aber auch aus revolutionärer Phantasie, aus kritischer und häufig konkreter. Wer Ohren gehabt hätte zu hören, hätte in diesen Ausbrüchen ein revolutionär Produktives wahrnehmen können, auch wenn es ungerregelt und ohne Obhut war. Auch wenn es noch soviel «klassisches Erbe», das heisst zur damaligen Zeit: klassischen Schlandrian «zersetzt» hat. Dauernder Neuklassizismus oder der Glaube, dass alles, was nach Homeros und Goethe hervorgebracht wurde, unrespektabel sei, ist allerdings keine Warte, um die Kunst der vorletzten Avantgarde zu beurteilen und in ihr nach dem Rechten zu sehen.

Was überhaupt wird, bei solcher Haltung, an neueren künstlerischen Versuchen nicht abgekanzelt? Sie werden ohne Weiteres der kapitalistischen Fäulnis zugeordnet und das nicht nur, wie selbstverständlich, zu einem bestimmten Teil, sondern hundertprozentig, in Bausch und Bogen. Avantgarde innerhalb der spät-kapitalistischen Gesellschaft gibt es dann nicht, antizipierende Bewegungen im Überbau sollten nicht wahr sein. So will es eine Schwarz-Weiss-Zeichnung, die den wirklichen Umständen

schwerlich gerecht wird, den propagandistischen erst recht nicht. Sie rechnet fast alle Oppositionen gegen die herrschende Klasse, die nicht von vornherein kommunistisch sind, der herrschenden Klasse zu. Sie rechnet sie auch dann zu, wenn die Opposition, wie Lukács im Fall Expressionismus ausdrücklich eingesteht, subjektiv gutwillig war und den Tendenzen des späteren Faschismus entgegengesetzt fühlte, malte, schrieb. Im Zeitalter der Volksfront scheint eine Fortsetzung dieser Schwarz-Weiss-Technik weniger als je angebracht; sie ist mechanisch, nicht dialektisch. Der gesamten Abkanzlung und schlechthin negativistischen Kritik liegt die Theorie zugrunde, dass seit der Beendigung des Weges Hegel-Feuerbach-Marx von der Bourgeoisie überhaupt nichts mehr zu lernen sei, ausser Technik und gegebenenfalls Naturwissenschaft; alles andere ist bestenfalls «soziologisch» interessant. Daher werden selbst so eigentümliche und bisher unerhörte Erscheinungen wie der Expressionismus von vornherein als pseudo-revolutionär gerichtet. Daher werden den Nazis die Expressionisten als Vorläufer zugebilligt, ja zugetrieben, Streichers Ahnentafel sieht sich völlig unwahrscheinlich, höchst verwirrend aufgebessert. Ziegler macht eine Klimax aus Namen, die durch Abgründe voneinander getrennt sind, er freilich trennt sie nur durch Kommata und setzt hintereinander, als Brüder des gleichen «nagenden» Geistes: «Bachofen, Rhode, Burckhardt, Nietzsche, Chamberlain, Bäumler, Rosenberg» (Das Wort, 1937, Heft 9. S. 47).

Lukács bezweifelt aus den angegebenen Gründen jetzt selbst an Cézanne die malerische Substanz, und von den grossen Impressionisten insgesamt (also nicht nur von den Expressionisten) spricht Lukács wie vom Untergang des Abendlandes. Er lässt in seinem Aufsatz nichts von ihnen übrig als «die Inhaltsleere... die in der Häufung wesenloser nur subjektiv bedeutsamer Oberflächenzüge künstlerisch zum Vorschein kommt» (S. 171).

Riesig steigt dagegen der Klassizismus auf, bei Ziegler sogar die Winckelmann-Antike, die edle Einfalt, stille Grösse, die Kultur des unzerfallenen Bürgertums, die Welt vor hundert und noch mehr Jahren; sie allein ist das Erbe. Es braucht nicht erinnert zu werden, dass die Zeit des Klassizismus nicht nur die Zeit des auf-

Zersetzung; darum setzt er das Experiment des Zerfallens mit dem Zustand des Verfalls gleich.

An dieser Stelle lässt, zuguterletzt, sogar der Scharfsinn nach. Zweifellos haben die Expressionisten den spätbürgerlichen Verfall benutzt und sogar weitergetrieben. Lukács nimmt ihnen übel, dass «sie den ideologischen Verfall der imperialistischen Bourgeoisie kritiklos und widerstandslos mitmachten, ja zeitweilig seine Pioniere waren».

Aber erstens stimmt das sehr wenig, was den flachen Sinn des «Mitmachens» angeht; Lukács selbst erkennt den Expressionismus an als einen

«ideologisch nicht unwesentlichen Bestandteil der deutschen Antikriegsbewegung» (S. 154).

Sodann aber, was das «Mitmachen» im produktiven Sinn angeht, das eigentliche Weitertreiben des *kulturellen* Verfalls: gibt es zwischen Aufgang und Niedergang keine dialektischen Beziehungen? Gehört selbst das Verworrene, Unreife und Unverständliche ohne Weiteres, in allen Fällen, zur bürgerlichen Dekadenz? Kann es nicht auch – entgegen dieser simplistischen, sicher nicht revolutionären Meinung – zum Übergang aus der alten in die neue Welt gehören? Mindestens zum Ringen um diesen Übergang; wobei lediglich immanent-konkrete Kritik, aber keine aus allwissenden Vor-Urteilen weiterhelfen kann. Die Expressionisten waren «Pioniere» des Zerfalls: wäre es besser, wenn sie Ärzte am Krankenbett des Kapitalismus hätten sein wollen? Wenn sie den Oberflächenzusammenhang wieder geflickt hätten (etwa im Sinn der neuen Sachlichkeit oder des Neuklassizismus) statt ihn immer weiter aufzureissen? Ziegler wirft den Expressionisten sogar «Zersetzung der Zersetzung» vor, also ein doppeltes Minus, ohne in seinem Hass zu bedenken, dass daraus gemeinhin ein Plus wird: für den Untergang des Klassizismus hat er überhaupt keinen Sinn. Erst recht keinen für die seltsamen Inhalte, die gerade im Einsturz der Oberflächen weit sichtbar wurden, und für das Problem der Montage. Ihm ist das alles «kläglich geleimtes Gerümpel», und eines, das er den Faschisten nachträgt, obwohl sie es gar nicht haben wollen und ganz seiner Meinung sind. Der Expressionismus hatte gerade in dem Bedeutung, worin ihn Ziegler verurteilt: er hat den Schlendrian und Akademismus zersetzt, zu dem

die «Kunstwerte» verkommen waren. Er hat statt der ewigen «Formanalyse» am objet d'art auf den Menschen und seinen Inhalt verwiesen, der zum möglichst echten Ausdruck drängt. Dass sich Schwindler gerade dieser ungesicherten und leicht imitierbaren Direktheit bemächtigt haben, dass die allzu subjektivistischen Durchbruchs- und Ahnungsinhalte nicht immer, ja sogar selten, kanonisch waren, unterliegt keinem Zweifel. Aber eine gerechte und sachliche Wertung muss sich an die wirklichen Expressionisten halten und nicht, der leichteren Kritik zuliebe, an Zerrbilder oder gar nur an die Zerrbilder der eigenen Erinnerung. Der Expressionismus war als Erscheinung bisher unerhört, aber er fühlte sich durchaus nicht traditionslos; im Gegenteil, er suchte, wie der «Blaue Reiter» beweist, durchaus seine Zeugen in der Vergangenheit, er glaubte Korrespondenzen bei Grünewald, in der Primitive, sogar im Barock zu treffen, er betonte eher zu viel Korrespondenzen als zu wenig. Er sah literarische Vorgänger im Sturm und Drang, hochverehrte Vorbilder in den Visionsgebilden des jungen und des greisen Goethe, in «Wanderers Sturmlied», der «Harzreise im Winter», in Pandora und dem späten Faust. Der Expressionismus hatte auch gar keinen volksfremden Hochmut, wieder im Gegenteil: der «blaue Reiter» bildete Murnauer Glasbilder ab, er öffnete zuerst den Blick auf diese rührende und unheimliche Bauernkunst, auf Kinder- und Gefangenenzeichnungen, auf die erschütternden Dokumente der Geisteskranken, auf die Kunst der Primitive. Er pointierte die nordische Ornamentik, das heisst das wild verschlungene Schnitzwerk, wie es sich auf Bauernstühlen und Bauerntruhen bis ins achtzehnte Jahrhundert erhalten hat, als ersten «organisch-psychischen Stil». Er pointierte dies Wesen als geheime Gotik und setzte es dem menschenleeren, dem kristallinen Herren-Stil Ägyptens und gar des Klassizismus entgegen. Dass der kunstwissenschaftliche Fachausdruck «nordische Ornamentik», ja selbst die Feierlichkeit, womit dies Wesen expressionistisch begrüsst worden ist, nichts mit Rosenbergs Nordschwindel gemein hat und nicht seine «Anfänge» darstellt, braucht kaum versichert zu werden. Umso weniger, als die nordische Schnitzkunst voll von orientalischen Einflüssen ist; der Teppich, das «Liniengeschöpf» der Ornamentik überhaupt, war dein

Expressionismus ein anderer Zuschuss. Und noch eines, das Wichtigste: der Expressionismus war bei aller Lust an «Barbarenkunst» aufs Humane gezielt, er umkreiste fast ausschliesslich Menschliches und die Ausdrucksform seines Inkognito. Davon zeugen, vom Pazifismus ganz abgesehen, selbst noch die expressionistischen Karikaturen und Industrialisierungen; das Wort «Mensch» wurde damals genauso häufig gebraucht wie heute von den Nazis sein Gegenteil: die schöne Bestie. Es wurde auch missbraucht: da gab es auf Schritt und Tritt «entschlossene Menschlichkeit», die Anthologien hiessen «Menschheitsdämmerung» oder «Kameraden der Menschheit» – lauter verblasene Kategorien, aber zuverlässig keine vorfaschistischen. Der echtrevolutionäre, materialistisch klare Humanismus hat allen Grund, diese verblasenen Kategorien abzulehnen; niemand verlangt auch, dass er den Expressionismus als Muster oder seinerseits als «Vorläufer» nimmt. Aber es besteht auch kein Anlass, ein neuklassizistisches Interesse durch verjährten Kampf mit entwertetem Expressionismus interessant zu machen. Was kein Vorläufer ist, kann deshalb – in seinem Ausdruckswillen und seiner Zwischenzeiten-Existenz – jungen Künstlern näherstehen als der Klassizismus. Denn Klassizismus ist wohl Kultur, aber abgezogen, abstraktgebildet gewordene; er ist Kultur, gesehen durch kein Temperament. Immerhin regt die frühere Glut, auch als solche» noch auf. Ist also der Expressionismus noch nicht verjährt, hat er noch nicht ausgelebt? Mit dieser Frage wäre man, fast unfreiwillig, an den Anfang unserer Betrachtungen zurückgekehrt. Die ärgerlichen Stimmen reichen gewiss noch nicht zur Bejahung aus, fuch Zieglers drei andere Probleme am Schluss seines Artikels verbreiten hierüber kein Licht. Ziegler fragt, zum Zweck einer anti-expressionistischen Selbstprüfung:

«Die Antike: ‚Edle Einfachheit und stille Grösse‘ – sehen wir sie so?»

Zweitens:

«Der Formalismus: Hauptfeind einer Literatur, die wirklich zu grossen Höhen strebt – sind wir damit einverstanden?»

Drittens:
«Volksnähe und Volkstümlichkeit: die Grundkriterien jeder wahrhaft grossen Kunst – bejahen wir das unbedingt?»

Es ist klar, dass auch derjenige, der diese Fragen verneint, erst recht der andere, der sie als unrichtig gestellt ansieht, deshalb noch keine «Reste des Expressionismus» in sich bergen muss. Hitler – diese Erinnerung lässt sich bei so summarisch gestellten Fragen leider nicht vermeiden – Hitler hat ja die erste und dritte Frage bereits vorbehaltlos bejaht und ist trotzdem nicht unser Mann. Aber lassen wir die «edle Einfalt und stille Grösse», eine rein historisch-kontemplative Frage und eine kontemplative Haltung vor Historischem. Bleiben wir bei den Fragen «Formalismus» und «Volksnähe», so unscharf diese Probleme im vorliegenden Zusammenhang auch gestellt sein mögen. Zuverlässig aber ist Formalismus der geringste Fehler der expressionistischen Kunst gewesen (die man nicht mit der kubistischen verwechseln darf). Sie litt eher an zu wenig Formung, an einer roh oder wild oder durcheinander hinausgeschleuderten Ausdrucksfülle; das Ungestalte war ihr Stigma. Dafür freilich auch die Volksnähe, die Folklore, ganz im Gegensatz also zu der Meinung Zieglers, der Winckelmanns Antike und den Akademismus, der aus ihr gezogen wurde, als eine Art Naturrecht in der Kunst vorstellt. Volkstümlich im schlechten Sinn ist freilich auch der Kitsch; der Bauer des neunzehnten Jahrhunderts vertauschte seinen gemalten Schrank gegen ein Fabrik-Vertiko, die uralten bunten Glasbilder gegen einen Öldruck, und hielt sich für arrivierte. Aber diese übelsten Früchte der Kapitalisierung wird man kaum als volkshaft ansprechen wollen; sie sind erweisbar auf anderem Boden gewachsen und verschwinden mit ihm. Nicht so sicher ist der Neuklassizismus ein Gegenmittel gegen den Kitsch und ein Element wirklicher Volksnähe; dafür ist er selber viel zu sehr das «Höhere», das unecht Aufgesetzte. Wogegen die Expressionisten allerdings, wie schon Bemerkte, auf Volkskunst durchaus zurückgingen, Folklore liebten und ehrten, ja malerisch zuerst entdeckt haben. Besonders Maler aus Völkern von junger Selbständigkeit, tschechische, lettische, jugoslawische Maler fanden um 1918 im Expressionismus eine Ausdrucksweise, die ihrer heimischen Folklore unendlich viel näher lag als die meisten Kunststile bisher (vom Akademismus zu schweigen). Und wenn expressionistische Kunst in vielen Fällen (nicht in allen, man denke an Grosz oder Dix oder Becher) dem Betrachter unverständlich bleibt, so kann

das bedeuten, dass Angestrebtes nicht erreicht wurde, es kann aber auch bedeuten, dass der Betrachter weder die Auffassungsgabe unverbildeten Volks noch die Aufgeschlossenheit entgegenbringt, die für das Verständnis jeder neuen Kunst unentbehrlich ist. Ist der Wille des Künstlers für Ziegler massgeblich, so war der Expressionismus geradezu ein Durchbruch zur Volksnähe. Ist die erreichte Leistung massgeblich, so darf Verständnis nicht für jedes einzelne Stadium des Prozesses verlangt werden: Picasso malte als erster «geleimtes Gerümpel», zum Entsetzen sogar des gebildeten Volks; Heartfield ist so volksnah, dass mancher Gebildete nichts von Montage wissen will. Und wenn der Expressionismus heute noch zu Erregungen Anlass gibt, jedenfalls nicht undiskutabel geworden ist, dann scheint auch die «USP-Ideologie», die heute zuverlässig ohne Unterbau ist, nicht die einzige im Expressionismus gewesen zu sein. Seine Probleme bleiben so lange denkwürdig, bis sie durch bessere Lösungen, als es die expressionistischen waren, aufgehoben sind. Eine Abstraktion jedoch, die die letzten achtzig Jahre unserer Kulturgeschichte überschlagen möchte, sofern sie keine rein proletarische ist, gibt diese besseren Lösungen kaum. Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit angefangen.

(Juli 1938)

Die österreichische Frage

Man hat leichter geschluckt, als man jetzt verdaut. In der sogenannten Ostmark scheint sich ein Wetter zusammenzuziehen. Die Unzufriedenheit dürfte rasch unterdrückt werden, wenigstens vorerst. Desto sicherer wächst sie, der Älpler kuscht ungen. Und Wien hat immer mehr aufgehört, gemütlich zu sein. Das war vorherzusehen. Die Gründe dafür sind bekannt. Schlechtes Brot, Teuerung, Rohstoffmangel, und all das in einem Land, dessen Mehrheit nicht nazistisch war. Der Sprung aus relativer Fülle zu Leere und Ersatz kam plötzlich und wirkte lehrreich. Aber nicht vorauszusehen war, dass die Schwierigkeiten auch noch künstlich vermehrt werden würden. Durch Antreiberreden,

durch Ausschaltung der österreichischen Nazis, durch schroffe Verpreussung. Es ist wahr, auch im «Altreich» haben die Nazis Handlungen begangen, deren Nachteil ihren Vorteil überwiegt. Die Judenhetze ist eine aussenpolitische Belastung, die Kirchenverfolgung eine innen- und aussenpolitische zugleich. Aber gerade in der Behandlung süddeutscher Fragen und Empfindlichkeiten, in der Verwaltung der nichtpreussischen Reichsteile zeigten die Nazis unleugbare Klugheit. Sie übereilten nichts, sie lassen mit der «Reichsreform» bis heute warten, sie entnehmen die einzelnen Reichskommissare dem Land selbst, sie schmeicheln Bayern, indem sie München zur Hauptstadt der Bewegung und der Kunst dazu ernennen, sie machen Stuttgart wenigstens zur Hauptstadt des Auslandsdeutschtums. Österreich dagegen wird behandelt als besetztes Land, wird prussifiziert wie Elsass-Lothringen zur Kaiserzeit; sogar sein Name soll verschwinden. Die Nazis mögen zu dieser Politik ihre Gründe haben, das Österreich der Wiener Arbeiter, der illegalen Schulung, der fünf Jahre Überblick über Nazideutschland ist ein heisser Boden. Auch die Ausschaltung der österreichischen Nazis dürfte überlegt sein, und wenn die Habicht oder Frauenfeld nicht zu Posten kommen, so ist schwerlich ihre «Schlappheit» daran schuld. Bismarck sagte einmal, auch das konservativste Blatt sei immer noch mehr Blatt als konservativ. Mutatis mutandis scheint auch der nazistische Österreicher ein Fremdkörper im Dritten Reich; trotz Hitler. Er hat nicht so viel Aufbruch in sich, nicht so viel Todeslust und Dynamik ins Nichts; selbst sein Sadismus hat Pausen, in denen der Kitsch des goldenen Herzens Platz hat. Die Wiener Gestapo hat für die Freilassung des Barons Rothschild ein «Lösegeld» verlangt (das Wort «Lösegeld» bezeichnet den Charakter des Regimes nicht übel). Man hat den Eindruck, fast ganz Österreich würde sich gerne loskaufen, wenn ihm nicht vorher schon alle Devisen abgenommen worden wären. Zweifellos ist durch die Besetzung eine durchaus neue Lage entstanden. Eine neue Lage auch für alle früheren Freunde des Anschlusses, schon deshalb, weil Besetzung vorliegt, nicht Anschluss. Übereinstimmend wird berichtet, Österreich sei nationaler als je; der Preussenhass eint. Und nicht nur der Preussenhass:

auch Erinnerungen an Andreas Hofer werden wach, der 1809 sein Land gegen Bayern verteidigt hat. Es ist keine Sehnsucht nach der früheren verrotteten Monarchie und auch keine überalterte Romantik, wenn ein Land mit fast tausendjähriger spezifischer Kultur sich nicht in einen reichsdeutschen Kasernenhof verwandeln lassen will. Darum gehört grosse Kurzsichtigkeit dazu, den Unterschied zwischen freiwilligem Anschluss (an ein demokratisches Deutschland) und Überfalls-Annexion (durch ein fascistisches) zu relativieren. Otto Bauer begeht bekanntlich diesen Fehler und entzieht dadurch der beginnenden nationalen Freiheitsbewegung in Österreich eine ihrer wichtigsten Parolen. Renner hat am zehnten April sogar mit Ja für Hitler gestimmt; das mag unter Zwang, in Todesfurcht geschehen sein. Wenn aber Otto Bauer zu Renners Haltung erklärt, dass sie «kaum zu entschuldigen» sei, so vergisst er seine eigene, in Freiheit dressierte Haltung; er vergisst, dass sein eigenes Diktum zur Annexion: «Nationale Einheit in fascistischer Sklaverei» selber ein verklausuliertes Ja enthält. Die Frage, ob die Österreicher eine eigene Nation seien, kann hier ganz ausser Acht gelassen werden, vorerst. Entscheidend bleibt: das Dritte Reich ist nicht Deutschland, an dieses volksfeindliche Regime gibt es keinen nationalen Anschluss, wohl ist jeder Kampf für Österreichs Selbständigkeit auch ein Kampf gegen die Unterdrücker der deutschen Nation. Hier ist eine neue grosse, uns von den Umständen gelieferte Gelegenheit, den Antifascismus zu fördern; kein Antifascist hat das Recht, sie gering zu schätzen oder sie gar aus gegenstandslos gewordenen «Prinzipien» zu verneinen. Durch die fascistische Eroberung Österreichs ist so wenig nationale Einheit hergestellt, wie durch die «deutsche Revolution» 1933 Sozialismus; konträr: gerade die echte Anschlussidee (an eine demokratische Volksrepublik) rebelliert gegen Überfall, Vergewaltigung und Betrug. Sie wird sich deshalb auch sämtlicher Interessen bedienen, die gegen das neue Musspreussen aufbegehren; sie wird selbst den Legitimus als Hilfe auf dem Weg nicht verschmähen. Wenn hundert Katzen vor dem Berliner Schloss stehen und mit Protest miauen, so achtet der konkrete Politiker nicht darauf, dass sie Katzen sind, sondern dass sie protestieren, und er organisiert die Katzenmusik, mit ihrem begriffslosen, doch unzwei-

deutigen Preat. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Feinde unseres Feinds, also auch die österreichischen Partikularisten, unsere Freunde sind, mindestens unsere Zweckfreunde oder solche, mit denen eine Strecke Weg gegangen werden kann. Das ist die neue Lage seit der Besetzung Österreichs; sie hat Österreich als nationale Einheit geschaffen, und wir wollen diesen Nationalismus, auch wenn er ein vorübergehendes Gebilde darstellt, als hitlerfeindliches Instrument begreifen. Schlimm genug, dass der bayrische Partikularismus nicht gegen die Berliner Nazis unterstützt worden ist; es wäre dazu noch 1933, unter dem Zentrumsministerium Held, manche Gelegenheit gewesen. Was mit Blau-Weiss versäumt worden ist, soll mit Rot-Weiss-Rot nicht wieder versäumt werden; Österreich ist eine Art Harpune oder kann sie werden, und das Dritte Reich hat sie sich selber einverleibt.

Gewiss, der Hass gegen die bösen Preussen ist veraltet und oft muffig. Die süddeutschen Nazis sind kaum liebenswerter als die nördlichen, und Dachau wird von Oranienburg nicht übertroffen. Insofern hat Hubertus Loewenstein recht, wenn er in dieser Zeitschrift (NWB. 1938, No. 24) auf süddeutsch-kleinbürgerliche Züge des Nazismus hinweist und das Schlagwort «verruchtes Preussentum» als schädliches, auch separatistisches denunziert. Er hat zum Teil auch mit Folgendem recht: «Nicht, dass ein Bayer in Sachsen und ein Berliner in Wien kommandieren, ist ‚Fremdherrschaft‘. Fremdherrschaft ist, dass überhaupt SA, SS und Gestapo kommandieren.» Doch zeigt sich auch bei Loewenstein, wie wenig grossdeutsche Begriffe von einst (und später) zur heutigen Situation passen. In der Mobilmachung eines spezifisch österreichischen Freiheitswillens ist sehr viel mehr als «sentimental partikularistisches Interesse» am Werk. Auch hemmt dieses Interesse durchaus nicht die weitere Parole: «Vereinigung aller deutschen und österreichischen antifascistischen Strömungen». Die Wiener Arbeiter waren keine schlechteren Revolutionäre als vorher, wenn sie Rot-Weiss-Rot als aktuell-konkrete Parole verwendet haben; nicht für Schuschnigg, aber gegen Hitler. Selbst die echten österreichischen Partikularisten werden nicht umhinkönnen, sich dem allgemeinen Kampf gegen den Nazismus anzuschliessen, und eben aus Partikularismus. Der in Wien kommandierende Nazi-General

würde, wenn er ein Österreicher wäre, nur von Arbeitern und bürgerlichen Demokraten als Organ einer Fremdherrschaft angesehen werden; nämlich der härtesten Klassendiktatur. Dadurch aber, dass der General ein Preusse ist und der Reichskommissar ein Saarpfälzer, wird die Fremdherrschaft allen verständlich, in dem alten, üblichen, nationalen Sinn dieses Worts. Der nationale Sinn kann im Fall Österreich übersteigert worden sein, ein allzu intransigentem österreichischer Nationalismus mag im Hinblick auf die künftige deutsche Volksrepublik sogar Gefahren in sich bergen. Das hindert aber nicht, Parolen gegen Hitler zu unterstützen, wo immer sie sich zeigen; die Dialektik der Ereignisse (sind diese nur erst einmal in Gang gebracht) sorgt für einen entschiedenen Fortgang. österreichische Freiheit, ausgerufen in einem frisch unterdrückten Land: das ist immerhin ein anschauliches, lokal fassbares, eingängiges Ziel. Als solches ergreift es sehr weite, politisch ungeschulte und selbst reaktionäre Schichten, es hat bereits die österreichischen Nazis ergriffen. Das Lokalpatriotische an dieser Zielgebung ist zur Zeit noch unbedenklich; und das Separatistische? – es ist für ein annektiertes Land in Ordnung, sich zu seinem Unterdrücker separatistisch zu verhalten.

Später, wenn der Feind geworfen ist, sieht die Lage freilich anders aus. Dann kann das österreichische Volk frei bestimmen, ob es sich als eigene Nation ansehen mag. Dann bedeutet ein nationales Bekenntnis zu Österreich wirklich Abtrennung von Deutschland (statt, wie jetzt, bloße Abtrennung, höchst bejahenswerte Abtrennung von Hitler). Es ist kaum wahrscheinlich, dass die nationale Parole dann noch so klangvoll, wirksam und inhaltlich sein wird wie heute; denn sie ist als bloße Antithese zu Hitler-Deutschland populär geworden. Aber auch in einem Österreich, das sich zur deutschen Volksrepublik entschlossen haben sollte, wird Berliner Zentralismus nicht stattfinden können. Es ist an der Zeit, das alte Konzept von der «Reichseinheit» zu überprüfen, und ebenso das bedenkliche Vergnügen, das manche daran haben, dass Hitler wenigstens mit dieser «sozialistischen Forderung» Ernst zu machen scheine. Mechanischer Zentralismus bedeutet Nivellierung, und eine Volksrepublik hat kein Interesse, die besondere Vielfalt Deutschlands, seinen landsmannschaftlichen Reichtum auszulö-

schen. Südbayern ist von Pommern, Rheinland von Schlesien dem ganzen Habitus nach verschieden; die Schönheit, ja die kulturelle Fruchtbarkeit des alten Deutschland beruhte zum grossen Teil auf dieser charakteristischen Verschiedenheit. Sozialistische Planwirtschaft braucht eine zentrale Instanz, aber nirgends steht geschrieben, dass sie das erhaltene Multiversum der deutschen Heimaten auf einen Leisten zu spannen habe. Die Sowjetunion zeigt, was ein weiser, mit der Zentralinstanz wohlausgewogener Föderalismus ist; hier lebt das Vorbild, nicht im Grosspreussen Bismarcks oder Noskes. An einer ausgelaugten, gesichtslosen, überherrschten Provinz, an einer Vermehrung des Unterschieds zwischen Stadt und Land, zwischen Hauptstadt und Provinz besteht gerade sozialistisch kein Interesse. Die sogenannten Bundesstaaten sind zwar zusammengeräubte oder zusammengeflickte Gebilde, ihre Grenzen sind gresstenteils willkürlich. Aber es gibt Schwaben, Franken, Sachsen, Bayern und gewiss auch Österreicher; nichts hindert, diesem höchst konkreten «Partikularismus» jetzt schon (und besonders im Fall Österreich) Rechnung zu tragen.

(Juli 1938)

Der Nazi und das Unsägliche

Es ist niemals leicht, das rechte Wort zu setzen. Sehr ferne oder sehr neuartige Dinge zu beschreiben, das macht oft völlig ratlos. Aber noch schwieriger ist es, eine Sache darzustellen, die ebenso erbärmlich wie furchtbar ist.

Unser Kampf gegen die Braunen weiss davon ein Lied zu singen. Vielmehr: er weiss kein Lied zu singen oder immer noch nicht das ganz zutreffende, das einschlägige. Unser Kampf krankt an dem Unvermögen, das Nazi-Verbrechen zu kennzeichnen, ihm sprachlich nahe- und nachzukommen. Man spricht von Gaunern, Verbrechern, Gangstern, vom blutbesudelten Hitlerregime; es ist das alles zu allgemein. Gauner hat es schon viele gegeben, blutbesudelt war schon manches Regime, der Nazi aber riecht noch nach ganz anderem als nach Blut. Weil das rechte Wort fehlt, daher ist die antifaschistische Sprache in Gefahr, zum Klischee zu werden.

Die letzten Tage von Karl Kraus sind nicht seine besten gewesen. Aber das viel angegriffene Gedicht, womit er sein Schweigen vor der Nazihölle begründete, ist nicht nur Fahnenflucht. Wenn Kraus von der ihm vorliegenden antifaschistischen Literatur sagt: «Kein Wort, das traf», wenn der Autor der «Letzten Tage der Menschheit» bekunden muss: «Das Wort entschlief, da jene Welt erwachte», so greift das weit über persönlichen Defaitismus, über Defaitismus im politischen Sinn hinaus. Es will sehr viel heissen, dass der schärfste, der am wenigsten verlegene Satiriker vor Hitler sprachlos wird. Anderes als blosse Symptome hatte Kraus auch vorher nicht wahrgenommen und notiert; aber hier setzte das Wort sogar vor den Symptomen aus. Kraus hat bei anderer Gelegenheit einmal Shakespeare zitiert: «Solange man sagen kann, dies ist das Schlimmste, ist es noch nicht das Schlimmste»; es ist immerhin aussprechbar. Mit Hitler, mit den Stehsärgen und Physiognomien dieses Regimes schien Kraus das Unausprechliche nach unten offenbar erreicht; diese Wahrnehmung ist das sozusagen Positive an dem sonst so bedenklichen Gedicht. Ein Mann, dessen Spezialität die irdische Apokalypse war, wirft vor dem «Dreigetüm» von heutzutage das Wort weg. Das macht: die menschliche Sprache, auch als satirische, auch als verfluchende, ist ein historisch-gegenständliches Bezugsgebilde; ihre Ausdruckskraft ist historisch geworden, historisch geladen. Sie führt besonders viel Ange-stammtes mit sich, sie ist von allen Elementen des Überbaus dasjenige, das sich wohl am langsamsten umwälzt. Nicht als wäre nun das Nazitum ein völlig Neues oder auch nur ein Phänomen, dessen man sich, vom Kleinbürger her, nicht versehen konnte. Die Reaktion zeigt überhaupt wenig Neues, ihre Rezepte sind sich mindestens seit vierhundert Jahren ähnlich; Melanchthon spricht von Münzer und dem «Döringischen Uffrur» ähnlich verleumderisch wie ein Nazi vom Kommunismus; in der Antisemitenbewegung der siebziger Jahre ist schon die ganze Gemeinheit, im Umtrieb der «Schwarzen Hundert» die ganze Roheit des Nazismus. Aber die Grösse dieser Schäbigkeit ist neu, der Donnerton aus Erbärmlichkeit, das Format der reüssierenden Niedertracht. Das allerdings ist noch nie dagewesen, Hitler als «der grösste Deutsche», das verschlägt die überlieferte Sprache. Die bisherigen

Verfinsterungen geschahen in einer noch relativ intakten Gesellschaft, ja stellenweise in einer, deren Aufstieg noch nicht beendet war (Fürsten-Reaktion auf die Bauernkriege). Die heutige Reaktion dagegen geht von Gescheiterten aus, denen überhaupt kein Halt mehr bleibt ausser im Mord und Betrug; es hat niemals eine Reaktion gegeben, die sich als «Revolution» hingestellt hätte. Niemals jene Umkehr der platonischen Utopie, dass nicht die Besten den Staat regieren, sondern die Schlechtesten. Die Dimension der siegreichen Lumperei, das ist Novum, und es bleibt eines, auch wenn die Nazis wenig Neues bieten und ihr Auftraggeber, das Kapital, schon vorher nicht wählerisch war.

Daher fällt der einfach grobe, der schimpfende Ton hier ohne Weiteres ab. Er hat selbstverständlich recht, aber er trifft an seinen Gaunern das Besondere zu wenig. Es ist gehauen, nicht gestochen, er gibt keinen Steckbrief, er macht zuletzt gleichgültig. Näher kommt schon das Befremden, das eigentlich fassungslose, über die Perversion, die es sich in Deutschland gemächlich macht. Es war sogar sehr frühe zur Stelle und mit bitterem Witz bewaffnet; so in dem Beispiel: Jüdischer Hausierer beisst deutschen Schäferhund! oder in dem noch aktuelleren: Moldauboote rammt deutschen Panzerkreuzer! Auch das fällt auf, dass Typen, die Chicagoer Gangstern täuschend, in diesem Fall sogar wirklich ähnlich sehen, Exzellenzen spielen. Irre sperren ihre Wärter ein, Reichstagspräsidenten und Reichstagsbrandstifter haben Personalunion, Mörder werden Polizeichefs. Nun wehrt sich mancher dadurch gegen die verkehrte Welt, gegen Missgeburten und dergleichen, dass er sie grotesk darstellt. Aber die Grotteske reicht im Nazi-Fall offenbar nicht aus; sprachloses Kopfschütteln überwiegt. Eher noch scheint eigentliche Komik zuständig, umso mehr, da ihr Wesen in der Entlarvung des aufgedonnerten Nichts besteht. Die Kraft ihres Witzes ist es, Kümmerliches und Unehliches blitzartig hervortreten zu lassen; nun steht es so nackt wie lächerlich da. Und der Nazi ist grossenteils Händler als Held, Bourgeois im Stechschritt, dazu Extravaganz des Unwirklichen oder ganz und gar Faulen. Bösertig ist die Komik in den Zeichnungen von Georg Grosz, er entlarvt die Ritter vom feurigen Nachthemd und die «Sozialisten» mit der Blutfresse. Tückisch ist die Komik in den

Romanen von Oskar Maria Graf, besonders im «Sittinger», dem Feigling, dem Urboden des kleinbürgerlichen Nazismus. Feuchtwanger hat in seinem «Falschen Nero» den Weg der Komik, als der Verkleinerung bis zur Kenntlichkeit ganz systematisch versucht; in der Tat, hier ist eine Waffe. Das Dritte Reich liefert eine Fülle von Aristophanes- und Plautus-Typen; kaum war je ein Jagdgrund vollständiger besetzt. Aber die Komik lässt notwendigerweise das Grauen aus, das den heute regierenden Fettwästen, Heiratsschwindlern, Geldpantschern, Giftzwergern zukommt, und ebenso ihrem Götzencharakter. Die Dämonen von heutzutage sind so übertrieben wie ein Theaterbösewicht auf der Schmiere, doch die Schmiere ist ein Stück Welttheater geworden oder eine Menagerie, und vor ihren Insassen vergeht das Lachen. Johannes R. Becher sagt von ihnen: Hier sind zu sehen «die Menschen- Ungeheuer dieser Welt»; dass in den Ungeheuern alles erbärmlich ist, hebt sie nicht auf. Ein friedlicher Ochsenfrosch ist komisch, Froschdämonen, wie Kubin sie gezeichnet hat, nicht, Don Quijote als harmloser Monomane ist komisch; als blutiger, mit Millionen Sancho Pansas hinter sich, wäre er das Entsetzlichste, was erschienen ist; und es ist erschienen.

Besonders dicht scheint die grosse, glühende Sprache an das Böse heranzukommen. Der vom Unrecht erschütterte Mensch versteht sie am besten, sie löst seine Gefühle. Sie nennt die Dinge zwar nicht bei ihrem wissenschaftlichen Namen, wohl aber bei ihrem moralischen, sie zeigt die moralische Qualität, welche ebenfalls eine wirkliche ist. Auch die komisch-satirische Darstellung hat allemal sittliches Pathos hinter sich, wenn sie etwas taugt; sonst wird der Witz zum Gewitzel. Und die Menschen haben sehr oft zu sagen gewusst, was sie leiden, sie haben ihre Hölle so unverwechselbar in Worte gesetzt, dass man heute noch den dreissigjährigen Krieg erlebt, wenn man den Simplizissimus liest. Sie fanden auch historische Parallelen, bis zu den Bösewichtern der Bibel zurück; die kräftigste Gerichtssprache hat derart Thomas Münzer gesprochen. Biblisches Pathos tönt nach im Sturm und Drang, in den Verfluchungen Schubarts, in den Räubern, in Kabale und Liebe, in den sehr vorgeschrittenen Attacken Büchners. Die Pamphlete Victor Hugos sind sogar an Verhältnissen geschult und auf sie zugespitzt, die den heutigen in ihrer Mischung von Verbrechen

und Lumperei nicht unverwandt sind. Das Muster kritisch-konkreter Sprache, wie es Marx in seinen polemischen Frühschriften bietet, braucht in diesem Zusammenhang gar nicht erst erwähnt zu werden. Fast auf jeder Seite dieser Schriften ist Artillerie aufgestellt, unveraltete und richtig visierte; sofern der Feind auf der alten Stelle liegt, trifft aus dem 18. Brumaire heute noch jeder Schuss. Aber freilich: auch die grosse, glühende Sprache hat es mit dem Feind schwerer als früher; oft wirkt sie wie verschwendet. Die Grenze, die für die Komik das Grauen war, ist für das sittliche Pathos das Verächtliche (das Ekeleregende) am Nazismus. Die Renaissance-Bestien waren grossen Herren, Richard III. (der den heutigen Verbrechen an Missgestalt nähersteht) war furchtbar, aber nicht erbärmlich, «Napoleon der Kleine» (der ihnen noch nähersteht) war immerhin ein zivilisierter, stellenweise ein Operetten-Gauner. Wir sagten bereits: der Nazi riecht noch nach ganz anderem als nach Blut; es ist das riesengrosse Format von Mickrigkeit, welches ihn von den bisherigen Negativitäten der Geschichte unterscheidet, welches vor allem das schwierige Mischgefühl von Hass und Brechreiz hervorruft und demgemäss auch hier die Sprache verschlägt. Moralität ist ein äusserst kräftiger, nie genug zu mobilisierender Verbündeter im Kampf gegen den Nazismus; sie befeuert den Kampf und erleuchtet den Sieg, ja sie bewirkt erst eine Bestandsaufnahme des vorhandenen Grauens. Aber ihr richtiger Gegner ist das Böse und nicht das Schlechte; vor dem Schweinehund gab es selten Prophetenzorn. Der Nazi ist ein Parvenu, er fügt der Hölle auch etwas ein, das ihr bisher, in diesem Prozentsatz, nicht eigen war: eben das Schlechte, das ganz und gar Lumpenhafte. Dem Blutgeruch bisheriger Bestialitäten fehlte der hämische Muff, der typische Naziduft ungelüfteter Betten, die Beimengung von Uringeruch. Mit den Nazis ist zwar eine grosse moralische Zeit im Negativen angebrochen, man weiss wieder, was Sünde ist. Der Brandstifter, der Unschuldige wegen seines eigenen Verbrechens anklagen lässt und falsches Zeugnis gegen sie ablegt – es sind das Phänomene, an denen man versteht, dass frühere Zeiten an die Hölle geglaubt haben. Aber es erhellt auch, gerade an diesem Beispiel: das meiste, was der Nazi betreibt, ist schuftige Sünde, keine luziferische; selbst sein «Hero-

ismus» ist Niedertracht gegen die Schwachen, Tapferkeit gegen Waffenlose, Zurückweichen vor jeder nur einigermaßen sichtbar werdenden Gewalt. Schiller sagt einmal, in der Vorrede zu den Räufern:

«Diese unmoralischen Charaktere mussten von gewissen Seiten glänzen, ja oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben. Jedem, auch dem Lasterhaftesten ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbilds aufgedrückt, und vielleicht hat der grosse Bösewicht keinen so weiten Weg zum grossen Rechtschaffenen als der kleine.»

Der Nazi aber ist nicht Karl, nicht einmal Franz Moor, sondern Schuferie und Spiegelberg, vermehrt durch beispiellose Energie der Kriminalität. Aus diesem Grund versagen dem Nazi gegenüber auch die sozusagen mythologischen Sprachmittel, die mythologisch-symbolischen aus der «Welt des Urbösen». Der Fenriswolf, der das Licht verschluckt, der Kindermörder Herodes, der Zwingherr Gessler – vieles darin Gedachte ist heute wieder am Leben, aber kann man sich vorstellen, dass der Nationalheilige der Satanskirche ein erschlagener... Zuhälter ist und ihre Hymne ein... plagiiertes Ringvereinschlagert? Wie die Komik, so wird also auch die grosse pathetische Sprache vor dem Nazi-Phänomen ungenau (wenngleich aus fast entgegengesetzten Gründen). Juvenal und Sueton, Dante und Thomas, Shakespeare und Schiller haben viele Hilfsmittel in die Welt gebracht, um Schurkerei erschöpfend darzustellen, und sie sollen genützt werden. Aber am «Stürmer» bleibt ein Rest, den kein Prophet vorhergesagt hat, und gegen den noch keiner geeifert hat.

Besser als die ätzende, auch glühende Sprache ist die beschreibende dran, erst recht die wissenschaftliche; denn die Analyse, die den Nazi erforscht, bewirkt zugleich, dass sie ihn blossstellt. Der Reichwehrspitzel Hitler, das Industriegeld, womit die «deutsche Revolution» grossgezogen wurde, die Schiebungen im Kölner Bankhaus und im Kaiserhof wirken durch sich selbst. Dies Kräutlein Faktum muss nicht erst zubereitet werden, um richtig zu schmecken; es genügt hier, sein Wachstum aufzudecken und die Umstände, unter denen es gross geworden. Wissenschaftlich in ihrer Art kann auch die Reportage sein, sofern sie sich nicht auf

Oberfläche und bloss Symptome beschränkt. Die Konzentrationslagerberichte haben zu ihrer Zeit allerhand Wirklichkeit ausgepackt und haben die unsägliche wenigstens bezeichnet, wenn auch nicht erschöpft. Ein andres treffendes Mittel und ebenfalls eines ohne besondere ästhetische Zurüstung ist die Montage; in ihr reiben sich ausgesucht treffende Momente, ein Blitz entsteht, der ganze Situationen beleuchtet, John Heartfield photographiert ein altes Schiffsmodell, setzt Butterkarten als Segel ein, der Text lautet: «Windstärke 1917. Jetzt segeln wir in die grosse Zeit.» Brecht montiert in seinem neuen Stück «Furcht und Elend des Dritten Reichs» («99 Prozent») zugespitzte Situationen, er lässt an ihnen die dicke Luft, die Gemeinheit und kitschige Gefahr, die Widersprüche des Regimes lehrhaft erscheinen; den Reim macht sich der Leser selbst. Das sind die Vorteile einer deskriptiven Darstellung; sie greift hinein ins volle Nazileben, mit der Feuerzange, wie es sich hier gehört. Sie greift auch mit dem Hebel hinein, mit einem Stück des Hebels, der die Sache hebt. Indes: gewaltige alte Mittel sind in der deskriptiven Darstellung ausgelassen, auch in der wissenschaftlichen. Das erbitterte Pamphlet ist ausgelassen, Münzers Weckruf, der Prophetenzorn, all das Ungeheure, das sonst dem Ungeheuerlichen begegnet ist. Die Schwierigkeit hat immer denselben Grund: es war möglich, grosse Verbrechen mit ihrer Aura haarscharf abzubilden, aber die sprachlichen Verkehrsmittel reichen nicht oder noch nicht bis zu gigantisch gewordenen Kellerasseln. Daher wird die bisher vorliegende antifaschistische Literatur nicht vieles hinterlassen, woraus spätere Zeiten sich deutlich vorstellen könnten, was in der heutigen grassiert hat. Sie werden Dokumente und Einzelzüge vorfinden, auch Material für Kolportageromane grossen Stils (Arnold Zweig wies bereits auf diese Möglichkeiten hin), aber wahrscheinlich kein Gemälde des Inferno insgesamt. Heinrich Manns «Untertan» überlieferte das wilhelminische Zeitalter in nuce, bis zur Funktion des Dackels Männer herab; da waren noch gute Zeiten, da gab es noch dankbare Objekte, sozusagen. Der Wortgewaltige, der die heutigen Objekte adäquat darstellen wollte, müsste irr und verbrecherisch sein wie Céline, souverän wie Tolstoi. Der Nazismus kann wahrscheinlich nur als Folie zum grossen sozialistischen Befreiungsroman darge-

stellt werden, nicht an sich selbst. Auch so hatte der Nazi in seinen fünf Jahren keine literarische Schonzeit, ganz gewiss hatte er keine, kräftig und in immer neuen Ansätzen, auch von recht verschiedenem gesellschaftlichem Blickpunkt her entstand antifaschistische Literatur. Nur: die volle Realität (auch Irrealität) des Unrats wurde auf gestaltende Weise nicht zur Kenntnis gebracht; und die Gründe sind objektiv-methodischer Natur. Im sozialistischen Befreiungsroman (dem durchaus antizipierend denkbaren) fallen diese elenden Gründe weg. Das kämpfende Licht kann sogar das Pack sichtbar machen, mit dem es sich befassen muss. Das Wahre, sagt Spinoza, ist das Kennzeichen seiner selbst und des Falschen, folglich auch des Niederträchtigen, das kein menschliches Kennzeichen mehr hat.

(September 1938)

Das Quadrat der Entfernung

New-York, Ende August.

Man kann fremdes Leid nie als eigenes empfinden. Nicht nur die Stärke, mehr noch die Art der beiden Gefühle sind durchaus verschieden. Das gilt auch dort, wo die Teilnahme echt ist; wie sehr erst, wo sie verblasen ist. Überhaupt ist Mitgefühl eines der zartesten und schwierigsten Dinge im Menschen. Aber da es nichts kostet und ein angenehmer Zustand ist, lässt es sich leicht erregen. Mitleid, Entrüstung sehen sittlich aus, heben den Menschen vor sich selbst. Kommt noch etwas Nutzen hinzu, so haben diese Gefühle sogar schon veranlasst, zu handeln. Es kommt nur darauf an, sie richtig in Gang zu bringen.

Das aber ist auf die Dauer doch nicht ganz einfach. Gefühle unterliegen der Abstumpfung, besonders Gefühle für fremde Angelegenheiten. Fremdes Leid muss sich ändern, um des Mitgefühls sicher zu bleiben, es darf sich nicht über Jahre hinziehen. Ein zweiter Faktor, der die Teilnahme stört (der wichtigste), ist die Entfernung des Objekts. Ist schon im Umkreis des eigenen Interesses das Hemd näher als der Rock, so nimmt das blosse Mitgefühl mit der Entfernung ganz rapid ab, es schwächt sich im Quadrat der Entfernung. Dass weit hinten in der Türkei die Völker auf-

einanderschlagen, ist zwar im Zeitalter der Flugzeuge und der kapitalistischen Verflechtung nicht mehr so gefahrlos wie früher. Aber es bleiben für den Bürger und seine öffentliche Meinung doch höchst leibhaftig fühlbare Unterschiede, ob er an der Grenze sitzt oder hinter dem Kanal oder hinter dem Atlantischen Ozean. Auch vermindert grosse Entfernung mindestens das unmittelbare wirtschaftliche Interesse, also das der Mittelschicht zunächst Sichtbare. Antifascistische Überseemeldungen verlangen daher, wenn sie bewegen sollen eine eigene Sprache. Selbstverständlich spielt auch der Menschentyp, an den die Propaganda sich richtet, eine wichtige Rolle, doch die Entfernung eine grössere. Sie macht, dass immer nur sehr sinnfällige Meldungen beeindruckend sind. Das Gefühl stumpft ihnen gegenüber weniger ab, besonders dann nicht, wenn ausser Mitleid Grauen erregt wird. Ein Gasangriff auf Zivilisten empört nicht mehr, wohl aber das Teilmoment, dass kleine Kinder, um sie vor dem Gas zu schützen, in Säcke genäht werden müssen (in denen sie leicht ersticken). Die Leiden des spanischen oder chinesischen Volks sind dem amerikanischen Durchschnittsbürger zu einem Klischee geworden, das gegen die Leiden der Arbeitslosigkeit im eigenen Land nicht aufkommt. Aber die Photographien zeretzter Kinderleichen, gefolterter Bauern konzentrieren das fremde Abstraktum zum Bild; die Linse wirkt als Brennglas des Grauens. In der Ferne erscheint der deutsche Fascismus, nach so langer Zeit, leicht wie ein «matter of fact», wie ein naturwissenschaftlich gegebener, wenn auch höchst negativ bewerteter Zustand. Aber dass die Wiener Juden, um frische Luft zu schöpfen, auf einen jüdischen Friedhof vor der Stadt fahren müssen, weil sie auf keinem anderen Ausflugs- oder Vergnügungsort mehr geduldet werden: diese Symbolik schlägt emotional ein. Sie wirkt so erregend wie belehrend, so gespenstisch wie konkret, sie wirkt stellvertretend, obwohl sie gar keine Greuelnachricht im üblichen Sinn ist und wieder nur ein Teil vom Ganzen erscheint. Der Gruss aus der Unterwelt hält vor, den diese Notiz übermittelt; das Bild schutzloser Menschen, die dem Witz des Pöbels preisgegeben sind und nur noch auf Gräbern Kraft durch Freude schöpfen, ersetzt tausend Berichte über «antisemiti-

sche Unruhen». Ein ganz unglaubwürdiges Regime wird dadurch glaubhaft und sichtbar, das Unbeschreibliche, das der Hölle noch mehr eignet als dem Himmel, hier wird es getan. Solche und andere Züge des Nazismus wirken in die Ferne, werden durch Raum und Zeit wenig abgeschwächt; sie machen das Unerträgliche ebenso kenntlich wie die Pflicht zu seiner Vernichtung. Das Anschaulich-Paradoxe ist transportfähig; die genrehafte Darstellung schneidet aus den fernen Ereignissen gleichsam einen kleinen Kreis heraus, innerhalb dessen gefühlt werden kann: Das bist du; oder: Das könnte den Deinen, in grösster Not, auch zustossen. Gerade die alltäglichen Einzelfakten (an denen kein Mangel ist) sind das Plakatierbare am Nazi, sie geben auch dem sicheren Port eine Perspektive ins Unvorstellbare. Erst mittels solch anschaulicher Berichte bekommen die weiteren Zusammenhänge, in denen sie stehen, Farbe; erst wenn die Farbe penetrant geworden ist, bleibt das Bedürfnis nach Analyse nicht kontemplativ. Aber überall dort, wo statt der Symbole Klischees erscheinen (das unglückliche Land, «die fluchwürdigen Aggressoren»), selbst dort, wo der ferne Leser seine Zeitung wie einen blossen Guckkasten benutzen kann, wird das Tatsächliche nur unvollständig zur Kenntnis genommen. Der amerikanische Leser weiss zwar über Europa allerhand, er erfährt aus der grossen Presse genaue Details über die Vorgänge in der Tschechoslowakei und andere Zentren des fascistischen Angriffs. Auch wird die antifascistische Abwehr in den demokratischen Organen nicht ohne Wärme dargestellt; der «unparteiische» Ton der früheren deutschen Generalanzeiger-Presse fehlt. Aber es ist zu bezweifeln, ob der Übersee-Leser auch die Luft um die Ereignisse zu spüren vermag, die Aura an Ort und Stelle. Noch so viele Details sind hierzu offenbar unzureichend; es müssen Instanzen hinzutreten, welche die Unmenschlichkeit des Ganzen in nuce kenntlich machen. Das gilt insbesondere für die antifascistische Propaganda in Übersee, für jede Mitteilung, die beim fernen Leser Selbstbetroffenheit erregen will. Auch Gleichnisse, die einen generellen Komplex durch private Zustände oder Vorgänge illustrieren, leisten hierzu gute Dienste. Auf diese Art hat beispielsweise die Zeitschrift «New Statesman» vor Kurzem die Lage der Tschechoslowakei eindrucksvoll nacherleben lassen. Die Zeitschrift machte kenntlich, wie hier ein ganzes Land dazu

verurteilt ist, neben meinem Tobenden zu leben, der Tag und Nacht einzudringen versucht; der drauf und dran ist, die Tür mit Axthieben einzuschlagen. Dies schlichte Bild malt mit wenig Strichen den ebenso schlichten tschechischen Alltag von heute; es wäre imstande das sogenannte Weltgewissen mobil zu machen, wenn es dergleichen bereits gäbe. Nicht das Weltgewissen, wohl aber der Mut der Welt wurde durch das Muster der tschechischen Tapferkeit am einundzwanzigsten Mai mobil gemacht. Und auch hier kürzte ein symbolischer Eindruck die Ferne ab, eine biblische Erinnerung machte sie fasslich und nahe. Das Bild Davids, der sich gegen Goliath zur Wehr setzt (ein Sympathie erregender Archetypus, von dem unter anderem der Chaplin-Film, auch der Walt-Disney-Film erfüllt ist, und den der Mann von der Strasse gut versteht), dies naheliegende Bild hat die Tschechoslowakei publik gemacht und jene Teilnahme erregt, die nun erst verstehen will und verstehen kann.

Damit ist man am Kern der Frage angelangt. Wie kann eine fremde Sache, sympathisch verstanden, zur eigenen gemacht werden? Das ist (um wieder einen Teil fürs Ganze zu setzen) das Problem der «prottschechischen» Propaganda auf weite Entfernung, unter gutwillig Neutralen. Es handelt sich bei diesem Problem nicht um die Arbeiterschaft, die in allen Ländern weiss, was in allen Ländern die Uhr geschlagen hat, und für die daher das Quadrat der Entfernung nicht gilt (oder nur mit schlechtem Gewissen gilt). Es handelt sich um die Mittelklasse und ihre öffentliche Meinung, um die Interventionslust der öffentlichen Meinung, auch wenn der Feind die eigene Sicherheit nicht unmittelbar stört. Die Mittelklasse der angelsächsischen Länder fühlt zu einem erheblichen Teil anti-fascistisch und wünscht dem spanischen, jetzt wohl auch dem tschechischen Antifascismus Sieg über den Weltfeind. Aber die Schwierigkeit ist die, dass derselbe Grund, der so weite Kreise gegen Hitler mobil gemacht hat, diese Mobilmachung auch wieder, bis zur Gleichgültigkeit, reduziert. Die englische und amerikanische Mittelklasse lehnt den Hitlerfascismus hauptsächlich deshalb ab, weil sie pazifistisch ist; derselbe Pazifismus aber macht die Mittelklasse isolationistisch. Der Isolationismus gestattet zwar jede Art von Abscheu gegen den Nazi, aber er ermutigt ihn zugleich, ja er befördert – wider Willen – die profascistische

Politik der eigenen Herrenklasse. Nichts ist menschlicher, als dass ein Volk sich für fremde Angelegenheiten nicht in den Krieg treiben lässt, und nichts entspricht den demokratischen Grundrechten genauer. Aber der Isolationismus als Prinzip ist etwas anderes als Pazifismus, denn er enthält in sich die kalte Schulter. Er macht aus der geographischen Entfernung eine astronomische, aus dem Frieden der Distanz eine Brutalität, aus dem Pazifismus Ermutigung zum Krieg, eine umgekehrte Kriegshetze. Gewiss, das Interesse der herrschenden Klasse wird Amerika trotzdem, nach Ausbruch des europäischen Krieges, an die Seite der demokratischen Mächte führen; auch macht Amerikas demokratischer Präsident aus seiner Abneigung gegen die Diktatoren kein Geheimnis. Ein anderes aber sind die Handlungen (im Fall Spanien oder China), ein anderes ist die Bereitschaft zur augenblicklichen und unmissverständlichen Friedensverteidigung gegen den Angreifer. Die öffentliche Meinung Amerikas, auch mehrerer Dominions scheint ziemlich weit von einem solchen Entschluss entfernt (obwohl er der einzige ist, der den Frieden erhält). Vor allem eben leuchtet die strategische und moralische Wichtigkeit des technischen Bollwerks nicht überall ein; man ehrt noch nicht genügend die Thermo-pylen der Demokratie. Vieles ist hier in den letzten Monaten besser geworden, vor allem, wenn man bedenkt, dass der durchschnittliche Amerikaner vor Kurzem kaum den Namen Czechoslovakia aussprechen konnte, geschweige dass er wusste, wo dieses Novum liegt und was seine Erhaltung bedeutet. Die antifascistische Propaganda hätte im Fall Tschechoslowakei erst dann ihr Ziel erreicht, wenn es so selbstverständlich wäre, dies Land zu halten wie man eine Festung hält. Wenn die Tschechoslowakei für die Erhaltung der demokratischen Grundrechte so bezeichnend geworden ist, wie vor hundert Jahren Polen oder Griechenland für die Gewinnung dieser Grundrechte bezeichnend gewesen ist. Polen im Kampf gegen den Zaren, Griechenland im Kampf gegen den Grosstürken – das waren damals keine Ereignisse in der Ferne, sondern in der eigenen Ideologie. Die Tschechoslowakei, selbst Spanien und China sind erst auf dem Weg dazu, unter Lokales zu fallen. Ist es so weit, dann hört allerdings das Mitgefühl auf, platonisch zu sein; denn es hört auf, altruistisch

zu sein. Es deckt sich mit dem Interesse der Nähe, mit dem wohlverstandenen Interesse der werktätigen Schichten, deren Kampf mit- oder vorgekämpft wird. Aber Symbole gehören herbei, farbige und konzentrierte, die Prag, Madrid, Hankau zum Schlagwort für die eigenen Angelegenheiten machen.

(September 1938)

Jünger des Unberechenbaren

Wie verhält man sich auf der Strasse? Das war bisher einfach, der Verkehr ist geregelt. Grünes Licht, Achtung vor Taschendieben; wem etwas passiert, der ist selbst daran schuld. Vor allem ist schöner heller Tag oder taghell erleuchtete Nacht, viele Menschen sind in der Nähe. Dem friedlichen und erfahrenen Bürger kann nichts geschehen.

Aber in New York gibt es nicht nur die üblichen Verbrecher. Die kleinen Gangster, die in entlegenen Gegenden, unter dem Schutz der Dunkelheit, Passanten Geld abnehmen. Oder die durchrationalisierten Konsortien, welche erst nach genauer Materialprüfung, unter sorgfältiger Abwägung aller Umstände, daran gehen, ein Ding zu drehen. Sondern das Unberechenbare hat ebenfalls seine Jünger. Kleine Jünger gewiss, doch recht moderne, gewissermaßen keimende Übermenschen in der Unterwelt. Die Strasse ist bevölkert von den sogenannten Holdup – das sind Herren, welche mitten im Gewühl sich einen Passanten vornehmen, eine Mündung an sein Hemd drücken und ihn so um das Ersparte bringen. Unberechenbar ist nicht diese Handlung, wohl aber die nächste, die des zweiten Schritts. Die Frage taucht auf: werden die Herren schießen oder was werden sie tun, wenn man ihre Bitte verweigert; wenn man um Hilfe ruft; wenn der Konflikt nicht lokalisiert bleibt. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass die Holdup dann verschwinden (und in einigen Fällen soll dies auch tatsächlich eingetreten sein). Aber die Mehrzahl der Passanten wagt das Risiko nicht; sie glaubt, dass ein Verbrecher mehr Maniak als Geschäftsmann ist. Besonders Gewitzte suchen das Unberechenbare dadurch zu umgehen, dass sie zwei Börsen in der Tasche tragen und die weniger gefüllte (zuweilen auch eine, die ihnen gar nicht

gehört) den zu allem (vielleicht auch zu nichts) Entschlossenen überreichen. Dadurch wird das irrationale Unwesen auf den New Yorker Strassen natürlich vermehrt. Ja, es hört auf, irrational zu sein; die Gangster berechnen, dass das Abenteuer das Solideste ist, dass das Unberechenbare voll Vorsicht sein muss. Sie denken gar nicht mehr daran, die kleine Mündung in Funktion zu setzen; sie wissen, der elektrische Stuhl ist dann so gut wie sicher. Aber sie arbeiten mit dem Nimbus der jähren Tat, sie geniessen das Gefühl, das Nietzsche den «Reiz des gefährlichen Lebens» nennt, und geniessen es nicht nur, sondern ziehen Früchte aus dem Reiz, die sich langsam addieren.

Kommt solch ein Reiz in die Zeitung, dann heisst er frecher Überfall. So wenig versteht die Welt, das mysterium tremendum zu schätzen, solange es noch klein ist; so wenig ist sie gewillt, sich nach ihm zu richten. Die Polizei macht mit den Strassen-Praktikern der Irratio kurzen Prozess. Die grossen Praktiker heissen «Wölfe in der Nacht», und ein liberaler Professor in Wisconsin weist gerade nach, dass sie mit Zarathustra, auch mit Faust nicht unbedingt identisch seien.

(September 1938)

Hitlers Frömmigkeit

Niemand kann sich über sie beklagen. Sie ist zum Unterschied von anderen Gefühlen des Mannes ganz unaufdringlich. Obwohl sie in seinen meisten Reden vorkommt, wird sie weniger gedonnert als geflüstert. Ganz weich sitzt sie auf wie ein Samtkragen; das putzt, wie ein gehäkelttes Deckchen. Sie stammt aus Zeiten, wo man noch kein so besonderer Herr war. Wo man noch sagte: «Ich bin so frei» oder: «Beehren Sie mich bald wieder». So echt ist ihr Gefühl, so landesüblich ist vor allem ihr Ausdruck. Er beisst nicht, und das will hier schon etwas heissen.

Daher atmet an solchen Stellen der Hörer auf. Auch Hitlers Nürnberger Rede, die sonst so wilde, wird gemächlich, wo sie fromm wird. Der gefährlichste Mensch, der heute lebt, setzt den Helm ab zum Gebet und spricht vom Himmel, wie es im Briefsteller steht. Auch dort wird an schicklichen Stellen eingefügt: «so Gott will»; das ist nicht Mystik, sondern schickliche Konvention. Oder die

Todesanzeigen, die von Tante Frida gern gelesen werden, beginnen allemal mit den Worten: «Gott dem Allmächtigen hat es gefallen»; das ist kein Erlebnis aus dem Buch Hiob, sondern aus dem «Generalanzeiger». Hitler spricht vom Schöpfer, vom Allmächtigen, von der Vorsehung; aber gar nichts Starkes ist bei diesen Worten, die stehen wie ein Inseraten-Text, in all der Dämonie. Wilhelm II, ebenfalls ein Trommler von besonderem Format, kopierte noch altes Glaubensgefühl, ja er begann zu klingeln, sobald er sich ein Instrument des Himmels nannte. Nicht so Hitler; da ist, was Gott angeht, kein Zungenreden, da ist schlichte Rasenbank am Elterngrab und mittelständischer Deismus in Öl. Das überrascht bei einem Mann, der sonst doch voller Missionen ist, einen Stern hat und einen Himmel braucht, an den der Stern geheftet wird. Aber die Himmelsgunst ist lediglich aufgestrichen, Hitlers Theologie wirkt unter all den Kanonen wie Butter. Der Drohgesang, von dem Hitlers Rede sonst erfüllt ist, erholt sich gleichsam in dieser Müdigkeit; Gott ist das einzige, das Hitler nicht gigantisch nennt. Die hunderttausend Tonnen Kies, aus denen am Rhein das gigantischste Festungswerk aller Zeiten errichtet wird, sind ein unvergleichlich anderes Mysterium tremendum. Hitlers Gott bleibt nichts übrig, als Rassen geschaffen zu haben: und das zu dem eingeborenen Zweck, den das deutsche Kapital will. Gott, sagt Hitler, hat die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen geschaffen, aber nicht dazu, dass sie dem Hass der Tschechen ausgeliefert sind. Gott hat die siebeneinhalb Millionen Tschechen geschaffen, aber nicht dazu, dass sie das Nazilamm foltern, schlachten und. verspeisen, sondern nur, damit das Propagandaministerium dieses von ihnen behaupten kann. Der Schöpfer hat vor fünftausend Jahren, als er die Tschechen schuf, Henlein gesagt; das war sein Urgedanke auf diesem Gebiet. Goethe schrieb einmal, beim Anhören einer Bach'schen Fuge glaube man mitzufühlen, was sich vor Erschaffung der Welt in Gottes Busen zugetragen habe. Der grösste Sohn des deutschen Volkes hört das Gleiche billiger; er braucht nur Krupp zu fragen. Hitlers Kinderglaube hebt vom Schöpfungsgedanken die Geheimnishülle ab und entdeckt, in den tiefsten Tiefen des vorweltlichen Mysteriums, einen Leitartikel des Völkischen Beobachters.

Aber der Kinderglaube spielt Hitler doch einen Streich. Denn die Schöpfungslehre, wie Hitler sie gebraucht, hat selber einen vertrackten Ursprung. Die alten Germanen wussten nichts von ihr; nach der Edda leckt eine Kuh die ersten Menschen aus dem Eis. Wotan hat die Menschheit nicht geschaffen, und auch Zeus steht dem Sechstageswerk fern; als Sohn des Kronos, als Enkel des Uranos ist er selbst erst ziemlich lange nach dem Chaos ans Licht getreten. Gott als Schöpfer des Himmels und der Erden wird einzig im ersten Buch Mosis gelehrt; er ist der Judengott. Auch Gott als Allmächtiger erscheint nur in der Bibel; weder Wotan noch Zeus sind allmächtig. Das sind die Nachteile in Hitlers Kinderglauben, auch wenn er nur noch wie ein Photographiealbum in der guten Stube steht. Der jüdische Ursprung blinkt durch; Gott als Schöpfer, Gott als Allmächtiger – das klingt wie ein Stück Religion, und an so hoher Stelle. Wäre nicht Streicher, so möchte man am positiven Christentum der Nazis fast verzweifeln.

(Oktober 1938)

Demokratie als Ausnahme

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

Goethe

Ganz neu fängt im Leben gar nichts an. Am wenigsten das Schlechte, es ist von früh auf gewohnt. Goebbels und das Seine sind keineswegs so frisch aus dem Ei gepellt, wie es scheint. Man hat nur die vielen kleinen Hinweise vergessen, die das kleinbürgerliche Gefühl in dieser Richtung aufwies. Die Hinweise waren machtlos und nicht massiert, aber sie warteten ganz tüchtig auf die Stunde, wo der Herr das Gescherr brauchen konnte. Der Klatsch im Kämerladen war den Juden niemals wohl gesinnt.

Doch auch an höheren Stellen gehen Überraschungen auf. Das Ärgernis blühte und hielt sich dort, wo man es am wenigsten vermutet hätte. Das frühere, noch so wohlmeinend-liberale deutsche Bürgertum war nicht immer so wohlmeinend, dass es jedes

Stück Hep-Hep-Geschrei schamvoll in sich verabschiedet hätte. Lehrreich für gangbar gewesene Gefühle sind allemal berühmt gewesene Zeitromane; sie zeigen, wie es in dem Publikum aussah, das nach ihnen griff und in ihnen sich erläutern fand. Nehme man nun, was Judenhass aus dem Mittelalter angeht, zwei Roman-Exempel aus der liberalen Glanzzeit des deutschen Bürgertums: Gustav Freytags «Soll und Haben», Wilhelm Raabes «Der Hungerpastor». Freytag war der Freund des nachmaligen Kaisers Friedrich III., desselben, der den Antisemitismus «die Schmach des Jahrhunderts» genannt hatte. Freytag machte sich ein Ideal des gebildeten und besitzenden Mittelstandes zurecht, woran alles eitel Licht, Ehrlichkeit und Menschenliebe war. Auf der moralischen Schattenseite lebten die Feudalen, und der liberale Freytag spricht zuweilen von ihnen wie vom Osthilfe-Skandal. Aber wie schneiden nun, bei soviel Fortschrittspartei, die Juden ab? In «Soll und Haben», dem «klassischen deutschen Kaufmannsroman», heisst der Jude Veitel Itzig und betätigt sich in Wechselfälschung. Sein raffendes Kapital ist die Nachtfolie zum schaffenden der Christenheit.

Lehrreicher ist vielleicht noch das Zerrbild in Raabes gutbürgerlichem Roman. «Der Hungerpastor» ist ein Glanzstück sogenannter Herzensbildung; desto verblüffender, hier «Soll und Haben» an verjährtem Hass noch überboten zu sehen. Denn während jüdische Wucherer in der Tat vorkommen und Wechselfälschung nicht auf die Lahusens beschränkt ist, macht der liberale Raabe aus seinem jungen Juden, dem Trödlerssohn Moses Freudenstein, ein Hassklichschee, an dem kein Zug echt ist. «Der Hungerpastor» führt als Motto: «Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da»; eine gewiss nicht antisemitische Maxime. Ja, Raabe ist, nach seiner «Weltanschauung», so wenig antisemitisch, dass er über das Ghetto und seine Streicher bemerkt: «Die Schlacht bei Jena, welche so manche Niederträchtigkeit, so manchen Unsinn über den Haufen warf, machte auch diesem Skandal ein Ende, aber Anno Fünfzehn hätte mancher liebende Landesvater die gute alte Sitte gern wieder eingeführt». Im Einzelnen, sozusagen Charakterologischen aber sieht die Judenliebe des liberalen Dichters folgendermassen aus: Moses Freudenstein ist «als Jude» jedes Gefühls von Freundschaft

und Liebe unfähig, sein Wissen (ein sehr dürres und lebloses) dient ihm nur zu Übervorteilung: «Der Macchiavell und der Reineke Fuchs waren zwei Bücher, die selten von seinem Arbeitstisch kamen». Moses, der Rassegenosse Heines bringt es fertig, zu erklären, dass ihm bei dem Wort «Waldeinsamkeit» jedesmal übel würde, und er endet, nach einer Mischehe, die dementsprechend ausgeht, als – preussischer Polizeispitzel in Paris. Derart häuft Raabe, ein Liebling des sinnigen, doch aufgeklärten Gemüts, auf den Juden die unwahrscheinlichsten Eigenschaften, wenn sie nur niederträchtige sind. Wenn sie nur im einzig wichtigen, im agitatorischen Gegensatz stehen zu der blonden, reinen tumben germanischen Seele. Und das Beispiel lehrt (gerade, weil es am grünen, am liberalsten Romanholz blühte): es gab in Deutschland überhaupt keine Zeit, wo der Antisemitismus aufgehört hat. Auch der liberale Bürger nahm nur eine kleine, pardonierte Gruppe von Juden aus seinen Klischeebildungen aus, besonders in Süddeutschland. Aber das sogenannte finstere Mittelalter riss in diesem Gebiet niemals völlig ab; es verschwanden nur die religiösen Inhalte oder Verkleidungen. Und der bereit liegende Antisemitismus gab der herrschenden Klasse schon in den siebziger, achtziger Jahren bequeme Gelegenheiten, das Kleinbürgertum in Krisenzeiten nicht revolutionär werden zu lassen. Die Wahrnehmung ist wichtig: der Antisemitismus ist das einzige Stück Hexenbrand, das von 1789 nicht grundsätzlich geschwächt worden ist. Die Folgen sind gross, in Deutschland liegen sie zutage, auf der übrigen bürgerlichen Erde fangen sie an.

Denn nur durch den Judenhass konnte der allgemeine Rückgang hinter 1789 so leicht gelingen. Wie unbegreiflich erschien selbst dem reaktionären deutschen Kleinbürger das zaristische Russland. Als der Januschauer einige Jahre vor dem Krieg einen Leutnant mit zehn Mann für genügend hielt, um den Reichstag zu schliessen, wurde der Junker nicht als Prophet angesehen, sondern als lächerliche Schiessbudenfigur. Kurz, das notwendige Zwischenglied zur Herstellung des Zarismus und schliesslich der vollen Barbarei ist und bleibt psychologisch der Judenhass; er gab den anderen Formen der Vertierung erst die Evidenz. Er ist der übrig gebliebene Knochen, aus dem der Zauberer die ganze barbarische Bestie wieder herstellt, schrecklicher als sie je gelebt hat. Der An-

tisemitismus hat in der Nazipropaganda gewiss noch andere Funktionen; die dauernde Hass-Erregung ist nicht die geringste unter ihnen. Der Nazi braucht ausser dem Liebespol, als den er das Deutschtum hinstellt, den Gegenpol eines ein für allemal fixierten Feinds; nur so wird der Liebespol nicht langweilig. Auch hat der Antisemitismus als Anfreundung mit der Hölle seit 1933 seine Schuldigkeit getan; immerhin, er hat sich als Zwischenglied bewährt und vor allem, er dient den Nazis als ausgeprobtes Modell für die Barbarisierungspropaganda in allen übrigen, noch nicht fascistischen Ländern. In den Vereinigten Staaten beispielsweise wäre es unmöglich, totalitär zu regieren, hirnverbrannt, die demokratische!! Grundlagen des Staats in Frage zu ziehen. Aber der ansteigende Judenhass erlaubt seinen Anstiftern und Nutzniessern, unter der Parole des hundertprozentigen Amerika genau das Gegenteil des Washington- und Lincoln-Amerika vorzubereiten. Der Antisemitismus ist überall das erste, das sozusagen vornehmste Werkzeug, um demokratische Errungenschaften (oder Fassaden), die wie rochers de bronze dreinsahen, in Kürze abzubauen. Und wer zweifelt daran, dass das Grosskapital dieses Abbaus überall bedürftig ist? Zu der alten Ablenkungsfunktion hat der Antisemitismus dergestalt eine neue hinzugewonnen: er schafft die freiwillige Versklavung, er ist der bequemste Weg zur Hölle.

Freilich, ist es so verwunderlich, dass der Judenhass auch bei Freytag bereit lag? Sind nicht eher die demokratischen Formen verwunderlich, zu denen es das Bürgertum im vorigen Jahrhundert gebracht hat? Es ist zum ersten Mal in der Geschichte, dass eine herrschende Klasse mit solch relativ geringem (oder so gut verstecktem) Unterdrückungsapparat ausgekommen ist wie das vorfascistische Bürgertum. Was formelle Demokratie angeht, so hat die Bourgeoisie im Grossen, Ganzen gehalten, was die französische Revolution versprochen hat. Vom jetzigen Abbau aus gesehen, mutet das neunzehnte Jahrhundert jedenfalls recht märchenhaft an, wie eine Ausnahme innerhalb der bisherigen Klassengesellschaften. Das siegreiche Preussen von 1871 musste eine reichlich demokratische Verfassung stiften; fast sah sie aus, als wäre 1848 nicht verloren gegangen. Bismarck brauchte zwei Attentate auf den alten Kaiser, um sein Sozialistengesetz durchzubringen,

und er konnte es nicht aufrechterhalten. Dabei wuchs gleich nachher die Stimmenzahl der Sozialdemokratie in einem Tempo, das einer Bourgeoisie, die ihre Sozialdemokraten doch kaum schon kannte, sehr besorgniserregend scheinen musste. Der Begriff «politische Polizei» war trotzdem fast unbekannt, sie blühte im zaristischen Russland, sie hatte in längst vergangenen grausamen Staaten der Vorzeit geblüht, im alten Venedig und Genua, am spanischen Hof Philipps II, am englischen Heinrichs VIII., kurz in Zeiten, denen der Bürger nur noch in Schauromanen und Filmen begegnete. Dem Bürger schien es kaum glaubhaft, wenn er von Scheiterhaufen las, von Ketzergerichten oder auch nur von der Bastille, und er lobte sich seine aufgeklärte, seine normal gewordene Zeit. Doch eben: die hundert Jahre formelle Demokratie, die hinter uns liegen, wirken von heute aus gar nicht so normal, sondern fast als Paradoxie. Überspitzt gesprochen: nicht dieses ist merkwürdig, dass bei den liberalen Freytags und Raabes Antisemitismus fortbesteht, wohl aber ist es erstaunlich, dass eine Klassengesellschaft so viel Freiheit und Licht zulassen konnte, und dass ein Hitler so unvorstellbar war wie Tamerlan. Selbstverständlich gibt es ausreichende ökonomische Gründe für die bürgerliche Demokratie und auch für ihren Niedergang in der monopolistischen Epoche. Bereits der Grundsatz der freien Konkurrenz erklärt zur Genüge den liberalen Glanz ums Individuum und den demokratischen um die Volksrechte (gegenüber den feudalen Gewalten). Auch ist der Demokratismus bedeutend billiger als die Scharfmacherei; auch waren die feudalen Gewalten (wie der Dreyfus-Prozess sogar in Frankreich gezeigt hatte) lange nicht so weit zurückgedrängt, dass die Bourgeoisie nicht immer wieder an gewisse Ausgangspositionen von 1789 sich erinnert hätte. Trotzdem darf man überrascht sein, dass erst die monopolkapitalistische Ausschaltung der freien Konkurrenz jene Schönheit erzeugte, die jetzt die zweihundert Familien über die Erde verbreiten. Denn auch für ein fascistisches System gab es im vorigen Jahrhundert ökonomische Gründe, äusserst machtgeladene ökonomische Gründe; ebenso gab es vorfascistische Ideologien lange vor den Trusts, lange vor Ford und Kirdorf. Carlyle beispielsweise, der ehemalige Sozialist, prägte bereits in den fünfziger Jahren den

Ausdruck «captain of industry», sein Ideal war bereits ein feudaliertes Unternehmertum, zu dem die Arbeiterschaft in ein den früheren Vasallen analoges Verhältnis zu treten hätte. Sombart interpretierte dies Verhältnis dreissig Jahre vor Hitler folgendermassen: «Der Arbeiter wird auf die freie Ausbildung seiner Persönlichkeit, auf die Verfolgung seiner individuellen Interessen ausserhalb des vom Unternehmer gezogenen Rahmens verzichten und wird gerne seinem Führer dienen.» So alt ist folglich der industrielle «Patriarchalismus», so lebhaft war auch die unvertrustete Wirtschaft von Ideen des «finsternen Mittelalters» durchzogen. Die Sozialdemokratie achtete nicht darauf und glaubte, das freundlich-demokratische Wesen, einmal errungen, ginge unverändert weiter, ja würde von selbst immer besser. Sie nahm eine Anomalie, die durch vorübergehende Umstände innerhalb einer Klassengesellschaft erstaunlicherweise zustande gekommen war, als fixierten, sozusagen geretteten Zustand. Erst der letzte Effekt hat wieder gezeigt, wie dünn das Demokratische einer Klassengesellschaft aufliegt, und wie rasch sie sich bis zur Kenntlichkeit verändert.

Daher wird aus dieser Gegend immer München kommen, so lange es geht. Den linken Freunden der Volksfront sagt dieser Effekt nichts Neues, wo kam je Saul unter die Propheten? München konnte nur jene überraschen, die die liberale Weisheit des westlichen Kapitals zu besingen sich angewöhnt hatten. Andererseits wurden die etwas schläfrigen und wahllosen Minnesänger einer allgemeinen Humanität durch den Pakt daran erinnert, dass Gemüt noch keine Wirklichkeit ist. Der Wille zur Volksfront ist und bleibt der Wille, der Kampfwille, eine Massenbasis der antifascistischen Bewegung herzustellen; das ist ihre Grenze und ihre Wahrheit. Eine nicht aktive Volksfront ist überhaupt keine, sondern Burgfrieden, also ihr Gegenteil. München ist eine verlorene Schlacht, aber die Prämissen zu diesem Verlust liegen nicht in zu viel, sondern in zu wenig Volksfrontpolitik. Das Einzige, was der Volksfront vorgehalten werden kann, ist, dass auch sie – wenn gleich zu ganz anderem Zweck als die frühere deutsche Sozialdemokratie, zu durchaus revolutionärem Zweck – die bürgerlichen Freiheiten nicht genug als Anomalie eingeschätzt hat. Das bedeutet nun aber nicht, dass diese Freiheiten nicht zu verteidigen

und zu benutzen wären, wo immer sie noch vorhanden sind, wo immer sie noch als Stellvertretung einer besseren Welt der Energie dieser besseren Welt Platz geben. Je bedrohter diese Freiheiten sind (gewiss nicht nur von Hitler), desto heftiger gerade müssen sie verteidigt, geehrt, und hochgehalten werden, desto bewusster über eine Periode hinübergerettet werden, in der sie ganz offen zur Anomalie geworden sind. Ob das bei Fortdauer des bisherigen Zustands noch möglich ist, ob die fascistische Tendenz der gegenwärtigen Wirklichkeit durch die sozialistische Tendenz der bevorstehenden Wirklichkeit friedensgemäss überwunden werden kann: das zu entscheiden, geht über die kontemplative Kraft. Die bisherigen Ereignisse sprechen nicht dafür; gut vertretene Wirklichkeit von heute ist allemal stärker als schlecht vertretene von morgen. Es ist nur annehmbar, dass die Wirklichkeit von heute, nachdem sie ihren Hauptwiderspruch: das Proletariat, vorübergehend zurückgedrängt hat, selber eigene Widersprüche genug entwickelt, zum Beispiel den unverdrängbaren des Imperialismus. Sein Widerspruch führt auf einen furchtbaren Weg, auf den des Kriegs; denn nicht jeden Tag sind fremde Länder zur Befriedigung des Feinds herzugeben. Bald dürften • imperialistische Gegensätze ohne Pufferstaaten aufeinanderprallen; die Klasseneinheit der Herren wird dadurch, mindestens eine Zeitlang, lädiert. Nicht die Demokratie, aber der Krieg ist den Klassengesellschaften normal; hiermit wird eine aktive Volksfront zu rechnen haben. Mehr als mit der Menschenliebe der verschiedenen Gustav Freytags von heutzutage.

(April 1939)

Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur

Wir sprechen nun einmal deutsch. Diese Sprache haben wir mitgenommen, mit ihr arbeiten wir.

Sogleich aber erhebt sich die Frage: wie können wir als deutsche Schriftsteller in einem anderssprachigen Land das Unsere tun, uns lebendig erhalten? Wie können wir wirtschaftlich unseren Ort finden, wie können wir politisch-kulturell unsere Aufgabe erfüllen? Man kann Sprache nicht zerstören, ohne in sich selber Kultur zu

zerstören. Und umgekehrt, man kann eine Kultur nicht erhalten und fortentwickeln, ohne in der Sprache zu sprechen, worin diese Kultur gebildet worden ist und lebt.

Gewiss, wir sind hier in einem offenen, gastfreien Land. Amerika ist kein Nationalstaat oder wenn einer, so in keinem europäischen Sinn. Amerika ist seit seiner Gründung ein Einwanderungsland oder wie man auch zu sagen pflegt: ein Schmelztiegel. Die verschiedensten Erze sind in diesem noch erkennbar, zum Teil sind sie noch gar nicht verschmolzen. Es gibt grosse Gruppen von Italienern, Ostjuden, Deutschen, die noch eine Art Eigenleben führen. Ja deutsche Liedertafeln und Kegelklubs führen sogar ein besonders gemütliches Eigenleben, oft sind sie landsmannschaftlich gegliedert. Es gibt hier Bayern und Württemberger, Sachsen, Rheinländer, Märker und andere Dialektgruppen in familiärer Eigenart. Diese Eigenart hat sich noch vielfach die Sitten und den Geschmack des vorigen Jahrhunderts bewahrt, aber auch, was erfreulicher sein mag, manche Ideale aus der Zeit von 1848. Amerika lässt jeden gewähren, der die gesellschaftliche Grundlage des Staates nicht tötlich bezweifelt.

Aber es ist doch nicht so, dass dieses Land national ganz unbestimmt und offen wäre. Ein französischer Deputierter hatte 1789 den Antrag gestellt, man solle das Wort «Français» abtun und stattdessen «Universels» sagen. Dieser Député übersah oder übersprang das Faktum, dass gerade die Französische Revolution die National-Ideologie geboren hat, auf eine damals und lange noch fällige Weise geboren hat. Immerhin, er antizipierte eine Universalie, er erträumte für die eben entstandenen enfants de la patrie noch ein weiteres, ein internationales Vaterland. Es bedarf keiner Versicherungen, dass die Vereinigten Staaten noch keine solche Vereinigung darstellen. Alles hat hier einen sehr spezifischen Zuschnitt, überall ist das grosse amerikanische Gesicht. Und nicht nur die Quantität, auch die Qualität ist eine eigene, eine sozusagen national geprägte. Wonach auch sehr Vertrautes, ja uns ohne Weiteres Zugehöriges in ungewohnter Form entgegenkommt. Vielleicht können Engländer hier leichter ihr Europa begrüßen als andere Nationen, nicht nur wegen der Sprache, auch wegen mancher häuslichen Sitten und Einrichtungen, vom Kaminfeuer innen und

dem angelsächsischen Cottagestil aussen bis zur Merry Christmas. Es ist das bei der englischen Grundlage der hiesigen Zivilisation nirgends verwunderlich; der deutsche, der französische, der italienische und andere Anteil am amerikanischen Schmelztiegel kam kaum dagegen auf. Also ist hier zwar grosse Breite, doch keine so grosse, dass sie – wenn auch nur versuchsweise – ein Stück Vereinigte Staaten von Europa in sich aufnehmen könnte. Es gibt in USA wohlbekannte Schäden und wohlerhaltene Einrichtungen aus dem vorfaschistischen Europa, die man beide, trotz ihres amerikanischen Charakters sofort erkennt. Aber es gibt hier keine kapitalistisch-demokratische Zivilisation, die uns im Sinn jenes alten Député als universell entgegengrätete, das heisst ohne nationalen Beinamen. Noch gilt der alte Grundsatz des Einwanderungsstaats: Wer hier ist, ist hier und hat gleiche Rechte. Aber Amerika im Resultat hat selbstverständlich nicht das übereinander photographierte Gesicht seiner verschiedenen Einwanderungsgruppen. Die amerikanische Union ist vielleicht nicht auf dem Wege zu einem Nationalstaat im europäischen Sinn, doch ist sie sehr spezifisch, lebt durchaus auf eigene Faust, ein stattliches Charakteristikum. Sie pflegt den Patriotismus eines ganzen Kontinents, eines kapitalistischen Pionierlands, das bis vor Kurzem nicht den mindesten Zweifel an seiner besonderen, seiner auserwählten prosperity hatte. Der Schmelztiegel ist amerikanisch, nicht universal, nicht Zivilisation ohne Beinamen.

Also scheint es normal, dass wir hier englisch sprechen und schreiben. Um mittels dieser Sprache ins amerikanische Sein und Bewusstsein einzutreten und das Unsere darin zu wirken. Oder auch nur, um mit englischem Ausdruck sein europäisch-deutsches Wesen weiter zu betreiben, als wäre die Sprache eine gleichgültige Hülle.

Doch demgegenüber steht das noch mehr Normale, dass nur wenige Menschen und unter ihnen äusserst wenige Schriftsteller je imstande waren, sich in einer fremden Sprache so sicher, gar so produzierend zu bewegen wie in der eigenen. Keine Nuancen sind ausdrückbar, keine Schärfe noch Tiefe. Der Sprachfluss läuft reguliert, was hier dasselbe bedeutet wie: konventionell; weder im anmutigen noch im kühnen Sinn ist irgendwelche Freiheit möglich. Im Allgemeinen besteht die Regel, dass einer aus der eigenen

Sprache desto schwerer in die andere fallen kann, je vertrauter er in der eigenen sich auskennt, je mehr er in ihr und durch sie erfahren hat. Freilich glänzen schauspielerisch begabte Naturen im Sprachwechsel vor, auch Menschen, deren Lebens- oder Produktionsstil eine Reihe verschiedener «Perioden» aufweist. Sicher ist jedoch, dass der Zufall, der uns in die oder jene Sprache hineingeboren werden liess, später durch keinen anderen «Zufall» korrigiert werden kann, auch nicht durch Emigration. Die Sprache wird dem Menschen sehr bald ein Stück seiner selbst, und eines, das – in der Mehrzahl der Fälle – am wenigsten abgetan werden kann. Der Naturforscher Buffon sagte darum: *Le style c'est l'homme*. Man versteht diesen Satz zwar meist nur physiognomisch, dergestalt, dass sich die Eigenart eines Menschen in seiner Schreibart ausdrücke. Aber der Stil bildet ebenso diese Eigenart erst aus; hier besteht eine Wechselwirkung. Und der Einfluss der Sprache auf den Habitus eines Menschen ist meist entscheidender als der Einfluss des angeborenen Habitus auf die Art der Sprache. Vor allem wird durch die Art der Sprache, durch die Anzahl und den Rang der beherrschten Worte und Wortverbindungen nicht nur der Habitus, sondern auch die Merkwelt eines Menschen mitbestimmt. Die Merkwelt ist jene Welt, die ein Mensch nicht nur sieht, sondern auch bemerkt. Der Förster bemerkt am selben Wald einen anderen als der Generalstabsoffizier, als der Dichter; alle haben für das gleiche, oberflächlich oder allgemein «Wald» genannte Objekt eine eigene «Terminologie», die ihnen ganz verschiedene Merkbarkeiten an dem Objekt bezeichnet. Zweifellos ist es nicht die Sprache allein, die hier Habitus und Merkwelt bestimmt. Denn das ergäbe eine ganz sonderbare, eine sozusagen linguistische Geschichtsauffassung; auf solchen Unsinn sind nicht einmal die stärksten Idealisten verfallen. Das Beispiel des Försters, des Offiziers, des Dichters zeigt ja bereits zur Genüge, dass Interesse und Beruf eines Menschen den Radius, die Inhalte und auch die Wertungen seiner Merkwelt primär bestimmen, und die Sprache dem nachfolgt. Grundlegende Instanz ist hier wie überall die ökonomische, ist das Geschäft und die Klasse, ist die von der jeweils herrschenden Klasse nach ihren Interessen

formulierte Zeitideologie. Aber die Sprache wiederum vermittelt erst die ökonomisch-ideologischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und sogar zwischen Mensch und Natur. Berufssprache, Klassensprache, Zeitsprache geben erst das Mittel in die Hand, das interessiert Gesehene als ausdrücklich Gemerktes und Merkbares herauszuheben, zu fixieren. Kommt der Maler oder Musiker ohne das Pointierungsmittel des Worts aus, hat er eine eigene «Sprache», so wäre doch auch diese in einer taubstummen Menschheit, in einer unbenannten Welt niemals möglich. Ja der Mensch selber, in seiner heute vorhandenen anatomischen Beschaffenheit, wäre ohne den Anteil der Sprache nicht entstanden; er wäre so wenig vorhanden wie der Reichtum seiner Merkwelt. Daher sagt Engels: «Arbeit zuerst, nach und dann mit ihr die Sprache – das sind die beiden wesentlichsten Antriebe, unter deren Einfluss das Gehirn eines Affen in das bei aller Ähnlichkeit weit grössere und vollkommeneres eines Menschen allmählich übergegangen ist». Das Materielle setzt sich im Menschenkopf ins Ideelle um; zum Menschenkopf gehört aber in sehr entscheidender Weise die Zunge.

Das Wort ist zunächst das Mittel, um sich Anschauung zu kaufen. Leser wie Dichter sehen durch die Sprache auf eine vollere und präzisere Welt. Lassen Sie mich einige poetische Beispiele beibringen, die ohne Weiteres die optische Kraft des treffenden Worts kenntlich machen:

«Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran.»

Dieser Vers aus der Walpurgisnacht im ‚Faust‘ malt einen unmittelbaren Anblick und so scharf, dass er nun erst dasteht; ein Flüchziges und Vages bekommt Farbe.

«Der Abend wiegte schon die Erde, Und an den Bergen hing die Nacht: Schon stand im Nebelkleid die Eiche, Ein aufgetürmter Riese, da, Wo Finsternis aus dem Gesträuche Mit hundert schwarzen Augen sah.» Diese Verse aus Goethes Gedicht ‚Willkommen und Abschied‘ malen fremdartig, sie sind nicht im schlichten Sinn realistisch. Sind sie derart weniger unmittelbar treffend als der vorhin erwähnte Mondvers, so wirken sie dafür, kraft ihrer gleich-

nis haften, kühn-verbindenden Sprache, erschöpfender. Kein Wort stimmt hier unmittelbar; niemals wiegt der Abend die Erde, niemals sieht die Finsternis aus dem Gesträuche, und dennoch ist in der Anschauung höherer Ordnung, im Weltsegment, das von solch exakter Phantasiesprache bezeichnet wird, alles durchaus richtig. Erst eine Sprache sui generis liess die unmittelbare wie die gleichnishaft-mittelbare Anschaulichkeit an ihr merkbares Licht treten. So und nicht anders in bedeutender Prosa, bei Kleist, bei Stifter, bei Gottfried Keller, es wird einem unter hundert, wo nicht tausend möglichen Exempeln die Wahl schwer, die Wahl unter so viel strenger und hinreissender Anschaulichkeit.

«Der Burgvogt, indem er sich noch eine Weste über den weitläufigen Leib zuknöpfte, kam und fragte, schief gegen die Witterung gestellt, nach dem Passschein.»

Oder, im gleichen ‚Michael Kohlhaas‘, die Unbilden der Witterung weiter mit der Handlung verschlingend:

«Kohlhaas... sagte dem Junker, der sich die Wamsschösse frierend vor den Leib hielt, dass er die Rappen ja verkaufen wollte; doch dieser, da in demselben Augenblick ein Windstoss eine ganze Last von Regen und Hagel durchs Tor jagte, rief, um der Sache ein Ende zu machen: ‚Wenn er die Pferde nicht loslassen will, so schmeisst ihn wieder über den Schlagbaum zurück!‘ und ging ab.»

Wie stereoskopisch sieht man den dicken Burgvogt, «schiefe gegen die Witterung gestellt», wie eigentümlich ist sogar Gewichthaftes in Kleists Sprache optisch geworden, wenn der Windstoss nicht etwa eine Menge, sondern «eine ganze Last» von Regen und Hagel durchs Tor jagt. Auch Stifter spricht einmal, eine Aussicht beschreibend, von «Häuserlasten in der Tiefe»; ebenso geht rein Optisches bei diesem Malerdichter ganz unersättlich auf:

«Über die grauen Schindeldächer, die im Glase meiner Fenster stehen, steigt ein Stückchen grauer Wald, dann fängt der graue Himmel an, und längs der Dächer wallt zeitweise im kalten Winde dünn, ein grauer Rauchstoss, eine Trauerweide regt ihre Zweige zum Öfteren, als klaubte sie dieselben im Traume durcheinander.»

Eine Welt voll stockendem Grau, ein Hades steht hier im Glas der Fenster, im Glas der Sprache. Es ist das eine ganz frühe Briefstelle

Stifters, aus einer Zeit, als er noch gar nicht wusste, dass er ein Dichter war. Aber in der Sprache, nicht etwa im blossen Reichtum der Gefühle wurde er damals als Dichter geboren. So mag wohl die Genesis jedes Dichters beschaffen gewesen sein, sicher ist die Genesis der dichterischen Merkwelt so beschaffen.

«Noch lagen Himmel, Erde und Meer in geisterhaft glasiger Dämmerblässe; noch schwamm ein vergehender Stern im Wesenlosen. Aber ein Wehen kam, eine beschwingte Kunde von unnahbaren Wohnplätzen, dass Eos sich von der Seite des Gatten erhebe, und jenes erste, süsse Erröten der fernsten Himmels- und Meeresstriche geschah, durch welches das Sinnlichwerden der Schöpfung sich anzeigt.»

Es ist dieser Passus aus Thomas Manns ‚Tod in Venedig‘, und wenn der Dichter fortfährt:

«Ein Rosenstreuen begann da am Rande der Welt, ein unsäglich holdes Scheinen und Blühen, kindliche Wolken, verklärt, durchleuchtet, schwebten gleich dienenden Amoretten im rosigen, bläulichen Duft»,

so macht dies Rokokogemälde aus Worten zweifellos eines der scheuesten und zugleich gewaltigsten Phänomene des Naturlebens gegenwärtig. Jede Anschauung, die makabre wie die lebendige, jeder Stoff, an dem die Anschauung haftet, wird in der Dichtung erst durch beherrschte Sprache herausgearbeitet. «Ce qui n'est pas formé», sagte Flaubert, «n'existe pas»; und er meinte mit diesem ästhetisch-realistischen Grundsatz sowohl Sprache wie Komposition. Auch die eigentliche Komposition beginnt in der Sprachgestaltung; daher ist, in einem tüchtigen Dichtwerk, die Technik des Aufbaus bis in den einzelnen Satz hinein erkennbar.

Nicht so eng ist der Bezug der Sprache zum Gedankengefüge und der begrifflich bezeichneten Welt. Der Gedanke ist ein unanschauliches Wissen um etwas. Auch der psychische Vollzugsakt des Denkens ist, wie die Untersuchungen der Würzburger Psychologenschule ergeben haben, von Anschauungen nur lückenhaft begleitet. Denken ist etwas ganz anderes als die Verbindung jener abgeblassten Anschauungen, die man Vorstellungen nennt. Also verliert das Wort, sofern es ein Mittel ist, um volle Anschauung zu kaufen, hier seine entscheidende Funktion. Doch es verliert

nicht jede Funktion, weder rein psychologisch-genetisch noch gegenständlich. Die Würzburger Untersuchungen ergaben auch, dass der Denkvorgang nur sehr selten sprachlos verläuft; ein inneres, ein lautloses Sprechen geht mit. Oft wird der Gedanke sogar gleichzeitig mit seiner bereits ausgeformten Sprachgestalt geboren; der «glückliche Ausdruck» entsteht zusammen mit der glücklichen Lösung eines Problems oder auch mit der glücklichen Bezeichnung eines Problems. Ja, je bedeutender ein Gedanke und Gedankengefüge ist, desto weniger ist sein Ausdruck ein Kleid, das erst nachträglich hinzukam oder gar ausgeschmückt wurde (wie die Dummköpfe meinen). In Hegels Phänomenologie merkt man recht häufig, wie ein Spracheinfall unlösbar mit der eigentlich philosophischen Invention verschlungen ist. So etwa, wenn Hegel das Wort Erinnerung getrennt schreibt und dadurch die Erinnerung, als Zustand der Geschichte, in den inwendigsten, den subjekthaftesten Gegensatz zur «Entäußerung» bringt, als dem Zustand der Natur. Selbstverständlich wäre dieser inwendige, zurückkehrende, subjekthafte Sinn im Wort Erinnerung nicht benutzbar gewesen, wenn der Begriff der Sache nicht führend gewesen wäre; aber eine Wechselwirkung der Inventionen besteht doch.

Das Buch der Natur selbst freilich ist in Zahlen geschrieben und braucht keine besonderen Worte, um entziffert zu werden. Physiker sind Zahlenmeister, keine Sprachmeister sui generis. Auch in anderen Gebieten, wo immer zahlenmässige Behandlung oder tabellarische Anordnung und Auswertung des Beobachteten möglich ist, fällt das Sprachmedium so gut wie aus. Daher können Naturforscher, zum Teil auch bürgerliche Nationalökonomien ihre Arbeit und die Darstellung dieser Arbeit im Sprachgewand jedes zivilisierten Landes vollbringen. Einer dieser Wissenschaftler, der beim Betreten Ceylons geschrieben hat, hier gäbe es erst «ein Zipfelchen Indien», und der infolge dieser kleinbürgerlichen, dieser sächsischen Ausdruckskraft nicht grade der Rechte wäre, um indische Kulturgeschichte zu schreiben, ist doch in seinem Fach ein ausreichender, nämlich ein kaum merkbarer Stilist. Dafür aber beginnt das Sprachmedium sogleich bei Darstellungen historischer und kulturhistorischer Art. Und zwar auf eine Weise, die ebenso bedenklich wie heilsam sein kann.

Bedenklich ist hier das Sprachmedium, wenn es überhaupt keines mehr ist, sondern pures Schönschreibenwollen oder auch, wie Burckhardt das einmal ausdrückte: «hohes Gefühl und tiefes Geschwulst.» Zum Schönschreibenwollen gehört das essayistische Gewäsche à la Rudolf Kassner sowie, in anderer Reihe, die sogenannte glänzende Darstellung von der Art Spenglers, gar Keyserlings. In die Gegend der Burckhardtschen Diagnose gehört das meiste, wo nicht alles aus dem Prosa-Schrifttum des George-Kreises, der gesamte Kitschbrokat aus «Menschenkündern», «Völkerführern», «Zeitendeutern». Es ist kein Zufall, dass diese Stilart neufeudale Interessen zu bronzieren hatte; sie hat keinen ehrlichen Gegenstand, also quillt sie über von dicken Worten oder feierlicher Schlaraffia. Doch wird dadurch selbstverständlich nicht die *grosse Sprachtradition* diskreditiert, welche – nicht zuletzt in Deutschland – dem historischen und kulturwissenschaftlichen Schrifttum von Rang eigen war. Hier eben war das heilsame Sprachmedium, das heisst: tüchtiger Stil wirkte als Ingredienz des historischen Gemäldes. Fast alle grossen Geschichtsschreiber waren derart bedeutende Schriftsteller; das gehörte genauso zum Handwerk wie die Quellenforschung. Wie wenig guter Stil, in dieser Gegend, mit Schönschreibenwollen und anderer Eitelkeit zusammenhängt, zeigt die militärwissenschaftliche Literatur: von Cäsar bis Clausewitz gibt sie ein Muster ab, nicht ein Muster des Schmucks, sondern der exakten Wortwahl, des pünktlichen, zählenden, präzisen Blicks. Und dieselbe Solidität herrschte dort, wo der reichere, der lebenshafte Stoff eine reichere Sprache verlangte; so bei Ranke, so bei Burckhardt, so im ästhetischen Schrifttum männlicher Art. Hier hatte kein Papierdeutsch Platz, ebenso wenig Schwulst, dieser andere Pol der Hohlheit. Hier blühte, unter der langen Nachwirkung der Goethezeit, eine urbane Behandlung urbaner Gegenstände; wodurch diese Gegenstände erst angemessen in den Betreff traten. Sie wurden, anders als das bei kraftlosem, gesichtslosem, gegenstandslosem Papierdeutsch der Fall ist, zu unverwechselbaren; historische Plastik ging auf. Es ist wahr, diese Plastik war eine des blossen Überbaus, und die realen Bewegungskräfte der Geschichte wurden nicht erfasst. Aber auch der ökonomische Materialist wird in den Weltpanoramen Rankes, Burckhardts und anderer manches erfahren können, was mindes-

tens korrigierbar ist, und was ihm ohne den objektiven Idealismus dieser Sprach- und Darstellungsart nicht erschienen wäre. Auch in Sprachangelegenheiten gibt es am Idealismus ein Erbe, und nicht das geringste. Und den objektiven Idealismus in seiner wichtigsten Gestalt genommen, in seiner philosophischen, so lebte kaum ein grosser Philosoph, dem die Art des Vortrags beliebig gewesen wäre. Wäre das der Fall, dann gäbe es schwerlich die Klage über Kants oder Hegels angeblich schlechten Stil; denn weshalb sollten solch hochkultivierte Männer einen wesentlich schlechteren Stil schreiben als tausende ihrer federführenden Zeitgenossen? Nein, weder ist Kants oder Hegels Deutsch schlecht, noch ist es an ihrer Philosophie ein Kleid, das ausgezogen werden könnte. Diese Sprache ist vielmehr genau notwendig gewesen, um die durch sie bezeichneten Gegenstände ins Visier zu bekommen; hier ist keine Privatsprache, sondern eine sachlich unumgängliche. Bei Hegel gibt es sogar eine eigene deutsche Grammatik; in sehr vielen Fällen wird man finden: sie ist eine der Hegelschen Logik, ja der Hegelschen Konkretion. Gewiss, diese Sprache ist keine der erzählenden oder auch der historisch darstellenden Literatur; denn eben: sie ist eine auf ihren spezifischen Gegenstand umgebrochene. Daher können grosse Philosophen ohne ihre Sprache zwar weitergetrieben werden (das konkreteste Exempel ist das Fortleben Hegels im Marxismus), aber verstanden werden können sie nur im «Original», das heisst an ihrer sprachlichen Ursprungsstelle.

Keine der Kultursprachen hat hier einen besonderen Vorzug. Jede ist dazu fähig, dass jeder Dichter und Denker, wenn er in ihr geboren wäre, auch das Seine in ihr hätte ausdrücken können. (Freilich hätte sich «das Seine» selbst geändert, im Fall, dass Hegel etwa als Engländer geboren worden wäre). Aber hat man einmal eine Kultursprache durch Geburt und Erziehung erlangt und mitbekommen, so gab es nie einen anderen Rat, als sich ganz in sie hineinzubegeben, sie nie zu verlassen und durchaus ihre Strasse zu ziehen. Das Verhältnis der Kultursprachen zur Wahrheit ist den Verhältnissen des hunderttorigen Theben vergleichbar. Dort gab es hundert Tore, und sie alle führten, aus verschiedenen Richtungen, auf den Marktplatz. Jedoch man muss in sein Tor eingetreten

sein, um an den Marktplatz zu gelangen. Wer sich nur undeutlich dort umhertreibt, wer die Optik und Perspektive der Sprache, in die er geboren ist, des Tors, an das er gestellt ist, nicht beherrscht, wer keinen entschiedenen Standort an dieser Peripherie hat, der gelangt auch nicht ins Zentrum.

Ich will nicht verhehlen, es gibt Sprachkritiker, die dem Wort nicht das mindeste glauben. Diese Kritiker haben ihren Nutzen im Kampf gegen eine gewisse mythologische Sprachanbetung, gegen das sinnlose Geschwätz von der sogenannten «unergründlichen Weisheit der Sprache». Mauthner und Gustav Landauer setzten statt dieser Weisheit ihre eigene, freilich mehr ergründbare; die Logistiker kündigten der Sprache von ganz anderer Seite her das Vertrauen.

Ein Mauthner behauptete schlangweg, es gäbe nur deshalb Tätigkeiten, weil es Verben gibt, und nur deshalb Träger dieser Tätigkeiten, weil wir Hauptworte besitzen und anwenden. In der Welt selbst existiert keineswegs ein laufendes Pferd oder ein Niedergang des Kapitalismus; all dies Zeitwort- und hauptworfthafte Wesen lebt einzig in der Grammatik.

Die Logistiker anderseits beschränken sich leider nicht auf den neuen (nicht allzu grünenden) Zweig der Mathematik, den ihre Verwandlung der Urteile in Gleichungen darstellen mag. Sie arbeiten vielmehr mit neuer Sachlichkeit, sie vermehren den logischen Kalkül mit dem alten Ernst Mach, als wäre dieser eine Art philosophisches Bauhaus. Sie machen den eintönigsten Formalismus zum Mass der Wahrheit und lassen sich den Inhalt der Wahrheit von den völlig unkritisch hingenommenen bürgerlichen Einzelwissenschaften liefern. Gegen die ökonomisch-soziale Bedingtheit dieser Einzelwissenschaften gehen die Logistiker schon deshalb nicht an, weil sie, vor lauter «methodischer Reinheit», solche Bedingtheiten nicht bemerkten. Desto kräftiger aber richteten sie den Staubsauger auf die Grammatik, und er ist hier kein Staubsauger mehr, sondern eher eine Fliegerbombe. Die Sprache ist nach dieser Lehre das Nest allen Unsinnns und Nichtsinnns; sie schmuggelt lauter vorwissenschaftliche Denkweisen ein; sie liefert alles: Musikalisches, Poetisches, Mythisches, nur keine Instrumente der Erkenntnis.

Zweifellos hat die Sprache eine Fülle untergegangener Denkwei-

sen in sich erhalten. Auch sind sehr viele Lehrbücher der formalen Logik mit Fragen, Unterscheidungen, Strukturverhältnissen angefüllt, die einzig der Grammatik zugehören, nicht der Logik. Aber deshalb braucht das Logische vom Grammatikalischen nicht mit solch abstraktem Freund-Feind-Verhältnis getrennt zu werden; sorgfältige Untersuchung der Grenzvermischungen (zum Beispiel beim impersonalen Urteil) tun hier bessere Dienste. Und was die mythischen Überreste im Sprachgebrauch angeht, so ist es nützlich, vor diesen Resten auf der Hut zu sein, doch auch dazu bedarf es keiner Flucht aus der Sprache insgesamt (gar einer Flucht in die tautologischen Formeln der Logistik). Das grammatikalische Gefüge liesse sich jederzeit umfunktionieren; kommt marxistische Kritik hinzu, so übt die alte Welt, die in der Sprache sitzen mag, überhaupt keinen Bann aus. Auch ist nicht alles an den alten, sprachlich erhaltenen Begriffsweisen lediglich «vorwissenschaftlicher Nichtsinn», und der Logistiker der wahre Jakob. Der Logistiker ist vielmehr der ärgste aller Idealisten; scheinbar kämpft er gegen Verdinglichung, gegen den Fetisch der Worte und Wortverbindungen, in Wahrheit verdinglicht er seinen eigenen Formelkram und macht ihn absolut. Als einzig Gutes bleibt nur: die Sprachkritiker haben das Problem des Verhältnisses zwischen Poesie und Philosophie, vor allem zwischen Sprachschönheit und Wahrheit neu gestellt. Jedoch auf dem Boden der Logistik kann dieses Problem nicht gelöst werden. Denn auf diesem Boden wächst wenig mehr als die interessante Feststellung: a-a; diese allerdings ist so gut wie sprachfrei.

Und nun möchte ich zugleich, damit wir im Extremen uns auskennen, auf das Gegenteil von Sprachkritik hinweisen: auf die dicke Sprachmythologie früherer Zeiten. Da galten Grammatik und Syntax schlecht und recht als *Abbildung des Weltinhalts selbst*. Wie man die Hieroglyphen als realistische Gebilde ansah, die irgendwelche Urbilder spiegelten; wie man die Grundrisse von Tempeln und Domen (oft bis aufs einzelne Ornament herab) als irdische Entsprechungen einer metaphysischen Ordnung verehrte: so wurde auch die Sprache zur leibhaftigen Erscheinung der von ihr bezeichneten Sache übersteigert.

Jedem fiel schon auf, dass Worte oft die Geräusche nachahmen,

die sie bezeichnen. Ja, die onomatopoetische Ähnlichkeit geht sogar über das Akustische hinaus. So in dem Wort Blitz, vielleicht auch in dem Wort Grauen; das eine gibt optische Geschwindigkeit wieder, das andere gar die «Farbe» eines Affekts. Allerdings malen das lateinische fulgur, das französische foudre, das englische lightning keineswegs die Geschwindigkeit eines Blitzes; dafür haben diese Sprachen andere Wortschildereien. Beispielsweise gibt das Horazische «Dulce ridentem, dulce loquentem Lalagen amabo» fast ein Porträt der «Lalage», der plappernden Geliebten. Eine neuere englische Sprachtheorie geht sogar so weit, dass sie den Ursprung der Sprache in die orale Nachahmung – äusserer Gestaltbilder verlegt. Danach bildete der Mund, so gut es ging, die kleine oder grosse, runde oder eckige Form der Gegenstände nach; erst dann lief der Luftstrom durch die orale Mimesis hindurch und erzeugte das Wort. Nicht überraschend für den Urheber dieser Theorie, dass das breite Vokalwort «round» runde Gegenstände, das unfreundlich und konsonantisch gesprochene «angular» eckige bedeutet. (Ausnahmen wie das Wort corner, das erst recht Ecke bedeutet, fallen, wie in solchen Fällen billig, unter den onomatopoetischen Tisch.)

Die Lehre vom abbildlichen Wort kulminierte im primitiven, auch altorientalischen Mythos der «Zauberworte» der «Beschwörungsformeln». Über Jahrtausende und untergegangene Kulturen hinweg hat sich dieser Mythos in den Wust der Kabbala gerettet. Hier ist Hebräisch die konstitutive Ursprache, nicht nur derart, dass das hebräische Schriftwort (und der ihm entsprechende Zahlenwert) die Figuren (Ideen) der Gegenstände abbildet und ebenso Macht über sie verleiht. Sondern das gesprochene Wort ist erst recht die Sache selbst und beherrscht sie; der Kabbalist ist zugleich «Meister des Namens». Dieses sprachlich-magische Ineinander ist noch in dem Doppelsinn des Worts «Zitieren» enthalten: Faust spricht das Zeichen des Erdgeistes geheimnisvoll aus, und der Genannte, der Zitierte erscheint. Der Glaube an die Deckung von Wort und Sache hat sich – jenseits des eigentlich magischen Glaubens – sehr lange und in immer neuen Formen erhalten. Das ganze siebzehnte Jahrhundert war von dem halb rationalistischen, halb mythologischen Bestreben erfüllt, die ‚lingua Adamica« wiederher-

zustellen. *Lingua Adamica* – das ist nicht nur die menschliche Ur- oder Natursprache, zu der man im rationellen Interesse einer allgemeinen Verständigung zurückkehren wollte. Vielmehr schien die Sprache, worin, nach dem Bibeltext, Adam alle Tiere getauft hat, auch die abbildliche *par excellence* zu sein; sie war die wahre Sprache und folglich die Sprache der Wahrheit. Bei Jakob Böhme ist diese Sprache nicht die hebräische, sondern die unbekannte des «paradiesischen Menschen»; aber die verlorene Ursprache leuchtet durch «die Sprachen der gefallenen Menschheit» noch hindurch und gibt «die Signatur der Dinge». Höchst rationalistisch erschien dieser Sprachraum sogar bei Leibniz wieder, im Programm einer «universalen Charakteristik». Allerdings handelt es sich hierbei nicht mehr um Worte oder auch aussprechbare Zeichen sondern um mathematische Charaktere. Eben diese sind es, welche bei Leibniz einerseits den logischen Kalkül eingeleitet haben (mit dem die Logistiker jetzt nominalistischen Unfug treiben), andererseits aber eine «Signatur der Tendenzen» wiedergeben sollten. Selbst Leibniz suchte derart Begriffshieroglyphen, die dem Wesen des Bezeichneten so analog zu sein hätten, wie dies die Mystiker von ihrer *lingua Adamica* oder *signatura rerum* geträumt haben.

Zuletzt noch haben sich die Romantiker in die Metaphysizierung der Sprache hineinbegeben. Theologische Hintergründe fehlten auch hier nicht. *Logos*, das Wort, ist im Griechischen dasselbe wie die Vernunft («Im Anfang war das Wort», Ev. Joh.); und im Deutschen hängt die Vernunft mit dem Vernehmen zusammen. Die Welt, wie Novalis und andere Naturphilosophen aus Schellings Schule sie sahen, ist danach voll «erstarrter Schöpfungsworte»; die menschliche Sprache stammelt sie nach. Alle menschliche Wissenschaft ist Grammatik der Welt; das Buch der Natur ist den Romantikern nicht so sehr in Zahlen als in Buchstaben geschrieben, in Sprachemblemen. In deren Entstehung und Charakter schien das damals entdeckte Phänomen der Chladnischen Klangfiguren einen Einblick zu gewähren. Wie sich der Staub einer schwingenden Glasplatte zu variablen Figuren ordnet, je nach der Schwingungszahl des angestrichenen Tons: so schien das gesamte Dasein aus klanghaften, schliesslich sprachgemässen Figuren zusammengesetzt; nicht nur die menschliche, auch die

Weltarchitektur galt als geronnene Musik. So nicht zuletzt in Schellings Philosophie der Kunst: Sprache ist hier die Vernunft des Weltalls; auf ihrer noch flüssigen Stufe tönt sie musikhaf, als Klang an; auf der mittleren Stufe erscheint sie als gestorbenes Wort oder bildende Kunst; auf der höchsten Stufe geschieht redende Auferstehung, «die Poesie nimmt der versteinerten Niobe den Laut von den Lippen». Soviel hier über eine extreme Sprachmythologie, über eine Art Pythagoraismus der Worte. Die Sprache ist innerhalb solcher Mythologien tatsächlich ein Bann und kurioserweise einer der vermeintlichen «Wahrheit». Die Grammatik wird vor lauter Abbildungsekstase kosmisch. Wahrheit in diesem antilogistischen Extrem ist die Deckung des menschlichen Sprachdukts mit dem grossen Sprechen, das durch die Welt geht. Es ist an der Zeit, von den beiden Ausflügen zurückzukehren, vom logistischen wie sprachmythologischen. Aber sie waren wohl dazu nützlich, dass die Ausdehnung der sprachphilosophischen Probleme ermessen werden konnte. Jener Probleme, die ein wichtiger Teil unserer nächsten Arbeitssorgen geworden sind. Und sollte man zwischen Extremen die bange Wahl haben, so liegt das Rechte immer noch eher in der Nähe der Sprachverehrung als der logistischen Sprachverachtung. Gewiss, jene ist heillose Mythologie, aber sie hat immerhin aus dem objektiven Idealismus der vorkapitalistischen Zeit das Moment der Abbildung in sich, wenn auch ein noch so schief plaziertes; die Logistik dagegen ist nackter, hohler subjektiver Idealismus. Es ist hier nicht der Ort, die Bezüge zu formulieren, welche zwischen Sprache und Realität dialektisch-materialistisch bestehen. Es genüge für unseren Fall zu sagen: Sprache ist poetisch ein Mittel, um Anschauung zu kaufen, und wissenschaftlich ist sie das stellvertretende Zeichen logisch abge- spiegelter Tendenz- und Gestaltbeziehungen. Mehr als jedes andere Ausdrucksmittel ist Sprache Vermittlungsinstrument zwischen Subjekt und Objekt; sie begründet nicht, aber sie bildet und erhält die Kulturwelt dieser Vermittlung.

Daraus nun folgt: *Wo Sprache verludert oder verloren geht, wo sie zum Klischee wird oder zum Dietrich des Betrugs, aber auch: wo sie aus dem alten Leben herausgerissen wird, aus dem grossen Strom ihrer bisherigen Welt und ein eingekapseltes oder verfrem-*

detes Dasein führen muss: überall dort besteht die Möglichkeit, im Fall der Verlüderung die Gewissheit, dass ein Mensch, ein Volk sich verfälschen und ihre Welt verlieren.

Mit uns ist die deutsche Sprache auf verschiedene Weise in dieser Gefahr. Intra muros et extra ist sie bedroht. In Deutschland droht sie zu ersticken, im Ausland zu erfrieren.

Der ausserordentliche Niedergang intra muros steht vor aller Augen. Die deutsche Sprache ist des Teufels geworden, der Teufel ist der Vater der Lüge, ihr allein soll sie dienen. Schleim und Schwulst, Nebel und Gebrüll, Schwachsinn und Elefantiasis der Superlative dienen der Demagogie. Die Nazisprache gibt jedem Humbug, jedem Unsinn, jeder Niedertracht, jeder Psychose Platz, ihre Phrasenhaftigkeit soll auch noch jenen Rest des Denkens betäuben, der durch Terror nicht auszurotten ist. Die Chloroformmasken, die dem Konzentrationslager leider fehlen, verwendet Goebbels für die sogenannte Massenbasis ausserhalb: die Sprache wird Narkose. Worte verlieren ihren Sinn, Krieg heisst Frieden, Pogrom Notwehr, der Lustmörder Führer. Betrugs-Ideologie hat die deutsche Sprache auch in dem sogenannten Kulturgebrauch vernichtet, der ihr dort noch übrigbleibt. Die Literatur des Nazismus ist gesprochenes Niederwalddenkmal; errichtet über dem hilfeschreienden Schweigen abgedichteter Verliese.

Extra muros aber befindet sich schlecht und recht das gesamte am Leben gebliebene Schrifttum. Der Strom, aus dem, wie Rollands Jean Christophe einmal sagt, ganz Europa trank, fliesst nicht mehr in Deutschland. Was würdig ist, deutsche Literatur genannt zu werden, ist zur Zeit ohne Volk. Sie lebt nicht einmal mehr unangefochten rings um Deutschland oder gar in deutschem Sprachgebiet. Sondern ihre Emigration wird gründlich, und das neue Zentrum der begrenzten Möglichkeiten ist Nordamerika.

Damit aber sind wir wieder am *Problem des Anfangs* angelangt. Es war dieses: Wie könnten wir als deutsche Schriftsteller in einem anderssprachigen Land das Unsere tun, uns lebendig erhalten? Oder was dasselbe ist (dasselbe sein sollte): Wie können wir hier unseren Mann stellen, unseren Ort finden, unsere Aufgabe erfüllen?

Wir haben nichts als die Kraft unserer Überzeugung gerettet, aber auch die Fähigkeit, sie auszusprechen, sie in deutscher Sprache zu gestalten. Wir sind voll Europa, dort kennen wir uns aus, wir sind Athen. Es ist an uns, keine graeculi zu werden. Es ist erst recht an uns, keine Fliegenden Holländer zu werden, die Briefe an längst Verstorbene abgeben oder sonst Chimärisches tun.

Sind wir Europa, so ist uns gegenüber nicht irgendein Staat oder gar Dominion, sondern vor uns erhebt sich ein besonders modelliertes Gebilde, eine andere Hemisphäre des Kapitalismus. Wir sagten bereits: alles in diesem Land hat seinen eigenwilligen Zuschnitt, überall ist das grosse amerikanische Gesicht. Altmodisches und höchst Vorgeschrittenes liegen dicht nebeneinander, jugenhaft-herzliches Hailoh, das überall das Verbindende, nicht das Trennende sucht, verträgt sich mit einer vorzüglichen Schlachttechnik des Rekords. Man sieht ein Land ohne feudale Vergangenheit, doch auch ohne organisiertes Proletariat. Man sieht Pionierland mit einem bis vor Kurzem fast ungebrochenen Glauben an prosperity innerhalb des Kapitalismus. Hier ist das Land der schärfsten und ungezügeltsten Kapitalsinteressen, der illegalen und legalen Gangster, der Erfolgsanbetung, der atemlosen Jagd nach Beziehungen, der schrankenlosen Verwandlung alles Daseins zur Ware. Hier ist aber auch das Land einer sehr demokratischen, sehr humanistischen Ideologie. Der Begriff education wird im amerikanischen Bürgertum so wichtig genommen wie kaum irgendwo; und das Ziel des allzu polyhistorisch angelegten Bildungsgangs ist Menschwerdung. In praxi kommen zwar meist nur gute Verkäufer zum Vorschein, die sich in allen Branchen herumzuwerfen wissen und den Kunden nehmen wie er ist. Doch die Absicht im ideologischen Bewusstsein ist zweifellos eine andere, eine anders liebenswürdige, anders kenntnisreiche, anders humanistische, eine, die an die besten Intentionen des klaszistischen Europa erinnert und die Intentionen besser als Europa behalten hat. Eine Art Kolonialstil lebt noch in dieser Erziehungslist. So wollte man im achtzehnten Jahrhundert harmonische Menschen bilden, vor allem in England, so schwebte noch Wilhelm von Humboldt, bei seinem Universitäts-Entwurf, ein attischer Gentleman vor. Dass im Effekt ein zweckhafterer Praktikus her-

vorkommt, ändert nichts an der humanistischen Absicht. Diese hängt noch eng mit der antikischen Gründungs-Ideologie zusammen, mit dem Freiheitszauber der antiken Republiken, wie er sich in der Aufklärung über den älteren, den grundlegenden «Individualismus» des Puritanertums gelegt hatte.

Beide Leitbilder, das puritanische wie das klassizistische, machten die private Wirtschaftsinitiative frei und schmückten sie zugleich. Die Ideologie des frühen Kapitalismus ist selber noch erhalten, hat einen fast religiösen, mindestens einen zeremoniellen Glanz. Daneben wieder gibt es – in diesem Land ohne Mittelalter – religiöse und politische Medizinmänner der phantastischsten Art. Es gibt Mormonen und Christian Science; es gibt Sekten, die ihre Betten in den Meridian stellen, um von den «Erdströmen» zu profitieren; es gibt Religionen, die Gott als Ur-Dynamomaschine auffassen und das Gebet als Transmissionsriemen. Und es gibt, jenseits dieser Wunderlichkeiten, den grossen amerikanischen Gesundheitswillen, den Willen zu leben und an den Fortgang des besseren Lebens zu glauben; kleinbürgerliche Müdigkeit, deutsche Todessehnsucht sind dem Land fremd. «Morgen geht es todeswärts», so beginnt ein SA-Lied; diese Finsternis ist in Amerika unvorstellbar, eher schminkt man noch die Leichen zu Sportmännern um, mit Sonnenbräune. Kurz, im Fragwürdigen wie im sehr Guten ist Amerika noch ein recht unübersichtliches, auch sich selber, nicht nur den Greenhorns unübersichtliches Gebilde. Nicht zuletzt wirkt die riesige, die wahrhaft ungeheuerliche Natur dieses Landes mit; sie ist zwar uneingemeindet wie nirgends, doch gerade deshalb ist ihre Stimme merkbar, ein unverkaufter Urlaut.

Mit diesem Land also trifft die Literatur einer alten Sprache jetzt zusammen. Unsere Sprachwelt trifft zusammen mit dem ausgesprochenen, mit dem vielfach noch sehr unausgesprochenen Anderssein eines jungen Kontinents. «Wie duftet hold der Flieder», singt Hans Sachs in den Meistersingern, «will, dass ich ihm was sagen soll.» Nicht alles ist hier Flieder, jedoch alles will ausgesagt werden, gerade auch von Europa ausgesagt. Will und braucht ausser dem Spieglein an der Wand einen genügend entfremdeten Blick, das ist: eine ausländisch geschriebene und gedachte Ameri-

ka-Literatur, in Vollendung der glänzenden Reihe von Kürnberger bis Johannes V. Jensen und mehr.

Es gibt jedoch, was das Sprach- und Geistverhältnis zur Neuen Welt angeht, zwei schwierige Grundtypen unter uns Immigranten. Diese Typen gehen durch die gesamte neue Einwanderung hindurch, finden sich also nicht nur bei Schriftstellern. Doch sind sie bei Schriftstellern besonders ausgeprägt; wie man gleich sehen wird, ist besonders der zweite Typus unter ihnen häufig, die Gewalt des Handwerks bringt ihn mit sich.

Der erste Typ will sich von drüben völlig abwenden. Er verschmäht sogar, deutsch zu sprechen; bis zum Selbsthass ist sein Deutschlandhass gediehen. Die Abkehr ist psychologisch verständlich, besonders bei jüdischen Immigranten; welch ein Chok, welch ein Grauen liegt hinter ihnen! Man will sich an Deutschland nicht mehr erinnern, so, wie die Vernunft des Leibes ein grosses Unglück vergessen will. Aber die Tür fällt etwas zu laut ins Schloss, der Eintritt nach Amerika wird etwas zu reisserisch markiert. Gewiss, kaum die Hälfte des amerikanischen Volks ist ganz in der Wolle gefärbt, aber länger als ein halbes Jahr hat die Amerikanisierung allemal gedauert. Infolgedessen wirken die eiligeren Gestalten leicht degoutant, auch nähren sie, mit ihrem jüdischen Anteil, die antisemitische Stimmung. Zu alledem reagieren diese Typen, als trauten sie Hitler tausend Jahre ohne Weiteres zu. Sie haben, als bankrott gemachte Bürger, unter Deutschland einen Strich gesetzt, sie haben es abgeschrieben.

Der zweite Typ ist genauso abstrakt wie der erste, doch ihm völlig entgegengesetzt. Er will sein altes Sein und Bewusstsein behalten, als wäre mit der Einreise in USA nichts geschehen. Sind die Schnellamerikaner beim leeren Desinteressement an den europäischen und deutschen Angelegenheiten angelangt, so starren die Figuren der zweiten Art auf Deutschland, als sässen sie noch in Paris oder Prag. Manche ihrer kamen hierher, die nichts mehr als eine Wüste suchten, worin sie Prediger sein könnten. Stattdessen fanden sie ein ebenso problemreiches wie gastfreies Land. Auch wird die – wenn noch so ungefähre – Beherrschung der Landessprache von ihnen erwartet. Aber gerade diese Gastfreundschaft und gerade diese Erwartung macht viele schwierig. Besonders

Schriftsteller sind so fixiert an die alte Welt und so eingekapselt in das Sprach- und Denkmilieu, das sie mitgebracht haben, dass sie sich hier, wo man ihnen diese Isolation nicht lässt, fast stärker in der Emigration fühlen als vorher. Oder das Paradox mit etwas zu grosser Schärfe ausgedrückt: Hier, wo die Emigration objektiv endet, beginnt sie für manchen subjektiv im grösseren Umfang. Es ist das ein anstössiger Zustand, und auf Amerikaner wirkt er vielleicht noch befremdender als die treulose Anbiederung des ersten Typs. Selbst das wichtige Bestreben, hier eine deutsche Kulturinsel zu schaffen, schafft unter Amerikanern, soweit sie davon Notiz nehmen, patriotisches Unbehagen; sie sind erstaunt über diesen fremdartigen Transfer, über eine Devise, die nicht umgewechselt werden kann und soll. Sie wollen nicht, dass ihr Land nur als Überwinterungs- Station betrachtet wird. Das erste Gespräch, das auf dem Schiff bereits von Amerikanern mit einreisenden Emigranten geführt wird, ist so beschaffen, als sprächen sie mit einem neuen Landsmann. Gewiss, auch Widerstände sind vorhanden, sie mehren sich mit der wachsenden Immigration. Doch wenn diese Widerstände durch etwas befördert werden, dann nicht zuletzt durch die naive, auch grundsätzliche Introvertiertheit mancher Immigranten und gerade der besten, der am meisten von Kultur gesättigten. Desto schlimmer, wenn diese Kulturträger, aus wahren Hinterwäldlerbegriffen, die sie über Amerika mitgebracht haben, auf das eigentümlich komplizierte Dasein hierzulande hochmütig herabsehen. Wenn sie mit einer Anmassung, die weniger der heimischen Kultur als dem heimischen Imperialismus entnommen sein dürfte, der Meinung sind, sie müssten Amerika jene Gesittung beibringen, die Hitler zu Hause doch so leicht eliminieren konnte. Auch diese Typen berühren sich, so widerwillig als unbewusst, mit einem Stück Nazismus, ja mit einer ganz bestimmten Nazipolitik in Amerika. Die Defaitisten biedern sich an Amerika an, weil sie mit Hitler an die Dauer des «Dritten Reichs», mindestens an die braune Herrschaft während ihrer Lebenszeit glauben. Die in Deutschland Fixierten kapseln sich umgekehrt von Amerika ab, formal in fast der gleichen Weise, wie das der Nazismus von seinen hiesigen «Sudetendeutschen» wünscht. Einleuchtenderweise geschieht diese Abkapselung aus entgegengesetzten Motiven und hat völlig andere In-

halte; doch erfreulich ist sie dem antifaschistischen Interesse trotzdem nicht. Niemand mutet Autoren zu, dass sie ein Handwerk, worin sie zulänglich oder mit Gewinn für alle gearbeitet haben, aufgeben, um gefälschte Amerikaware hervorzubringen. Aber eine Enklave mit extrem deutscher, gar gewollt abgekehrter Problemstellung ist erst recht nicht haltbar. Diese Art Produktion würde sich, von der Absatzlosigkeit abgesehen, sehr rasch monotonisieren und an Inzest zugrunde gehen.

Wie nun kann man sich vom falschen Radikalismus dieser beiden Haltungen befreien? Erwarten Sie nicht, dass auf diese Frage eine schiere Antwort erfolgt. Es kommt in unserem Fall mehr darauf an, diese Frage selbst durchzudenken und ihren Schwierigkeiten ins Gesicht zu sehen. Es wäre nicht in Ordnung, sich als Apothekerladen aufzutun, und es wäre pure Abstraktion, eine Universaldroge in Vorschlag zu bringen. Zu verschiedene Individuen sind hier versammelt, in verschiedenem Alter, mit verschiedenen Talenten, verschiedenem Sprach- und Bildungsgut, verschiedenem Schreibmetier, nicht zuletzt verschiedenen politischen Überzeugungen. Der Romanschriftsteller hat rein sprachlich andere Vermittlungsprobleme mit diesem Land als der Wissenschaftler. Auch gibt es zweifellos eine wichtige Gruppe esoterischer Probleme, die vom Standort ihrer Behandlung weitgehend unabhängig sind. Und ein grundlegender Unterschied zwischen den einzelnen Aspekten auf unsere Angelegenheit sei gewiss nicht vergessen: der privatökonomische. Der Immigrant, der sich und das Seine noch in keinerlei Job untergebracht hat, wird eher introvertiert bleiben als der Mann in Geschäft und Amt. Doch wird auch letzterer, ist er ein Schriftsteller und mit dem deutschen Problem – politisch oder kulturell – weiter verbunden, immer wieder vom Problem der Sprache (nicht des blossen Verständigungsmittels) und der Sprachwelt bewegt bleiben. Hierfür ist gerade ein Deutschamerikaner der glücklichst akklimatisierten Art ein Beispiel: Carl Schurz. Dieser kam nach einer niedergeworfenen Revolution ins Land (nicht, wie wir, am Vortag einer kommenden): und er kam, als achtundvierziger Demokrat, in ein Land, das noch keine Rockefeller und Fords freigesetzt hatte, mit dem er sich also politisch völlig homogen fühlte. Trotzdem schrieb der amerikanische

General und Staatsmann Carl Schurz seine Lebenserinnerungen Deutsch; er war, wenn er mit dem Seinen zu Hause sein wollte, nur in deutscher Sprache zu Hause. Also schaffen auch Amt und Würden keinen Dispens von dem Sprachproblem und dem mit ihm gesetzten, ja in ihm beschlossenen Problem des Ausgleichs einer anderen Herkunft und Kultur in Amerika.

Eines steht jedenfalls für jeden fest: Amerika hat sich seit alters als Schmelztiegel installiert. Mögen die Wände und die überwiegende Masse in diesem Schmelztiegel noch so angelsächsisch sein: der gesamte Inhalt bleibt gärend und bereit, sich zu legieren. Amerika will kein blosses Gemenge aus verschiedenen europäischen Nationen sein; diese Eigenschaft muss akzeptiert werden. Sie setzt aber voraus, dass jeder Einwanderer etwas mitbringt, das sich zu schmelzen lohnt, und das schmelzbar ist.

Wer nun seine Herkunft aufgibt, der bringt in den Tiegel überhaupt nichts mit. Er liefert ein hektisches Möchtegern-Amerikanertum, an dem fast alles blosser Flucht und Mimikry ist. Wer aber umgekehrt in seiner Herkunft sich abriegelt, macht sich ebenfalls untauglich, denn er macht sich zu unschmelzbarem Glimmer oder meinetwegen auch zu Granit. Er verschmäht die Citizenship im substanzielleren Sinn (obwohl er die formelle gern annimmt). Er beleidigt den berechtigten Willen Amerikas, dass seine Immigranten sich auch als solche fühlen und nicht nur als Visitors und Überwinterer. Er verschmäht vor allem den noch mehr berechtigten Willen Amerikas, von der europäischen Kultur zu lernen und sie authentisch zu erfahren. Von einer Kultur, aber auch von einer Politik zu erfahren, die zu einem wichtigen Teil das Schicksal Amerikas impliziert. In Europa ist das Feld, worauf über viele amerikanische Probleme mitentschieden wird; in Europa war der Ausgangsort der vergangenen, ist der Experiment-Ort der künftigen amerikanischen Ideologie. Wird das europäische Wesen aber unvermittelt beibehalten, dann wird es hier verhungern, im buchstäblichen wie metaphorischen Sinn. Der deutsche Intellektuelle blüht dann nicht, wie es sich gehört, als lernender Lehrer in Amerika, er figuriert nicht einmal als Museum, sondern als Gespenst. Wir aber sind ins Land gekommen, um hier weiter zu leben und zu wirken, wir werden in unserer deutschen Sprache denken und

schreiben, das ist unser Handwerk und Erbe; keine echte Dichtung, echte Philosophie können in fremder Sprache entstehen. Wir werden zunächst zu Deutschamerikanern zu sprechen versuchen, zu den sieben Millionen in USA, zu den zehn Millionen im ganzen Kontinent. Einige von uns werden übersetzt werden, aber das Original bleibt deutsch und ist durch die Übersetzung hindurch als solches erkennbar, nicht nur durch die mittelmässige, auch durch die vortreffliche, ja durch diese erst recht. In Deutsch werden wir amerikanische Stoffe und Probleme zu behandeln haben; hic Rhodus, hic salta. Hegel forderte, dass man sich zum Jetzt konkret zu verhalten habe; man hat sich ebenso konkret zum Hier zu verhalten.

Unser Verhältnis möchte also weder weichlich-gerissene Anbiederung sein (am wenigsten an die herrschende Klasse) noch introvertierte Fremdheit. Wir suchen vielmehr im Rahmen Amerikas eine äusserst menschliche und menschlich verständliche, eine Art *originale Distanz*. Das Originale dieser Distanz kommt von der Origo: das heisst, wir bringen unseren Ursprung mit, eine ausgebildete Sprache, eine alte Kultur, der wir treu bleiben, indem wir sie an neuem Stoff so erproben als erfrischen. Und wir haben Distanz: nicht weil wir sie wollen, sondern weil wir keine Komödianten sind. Mit dieser ehrlichen Distanz wollen wir unserer Sprache, unserer anschaulichen, abbildenden, auf Realität bezogenen Sprache und Denkart das Leben, das wir um uns sehen, die Probleme, die um uns arbeiten, zum Objekt geben.

Das ist möglich, weil das Deutsche ausserordentlich weit und elastisch ist. Die deutsche Kultur war einmal der ganzen Welt offen und zugewandt, ihre Sprache ist seit je gesättigt mit fremder Anschauung. Der Ausgleich ist aber auch sachlich möglich, weil die amerikanischen analoge sind. Die Sonne Homers leuchtet auch hier, nebst ihren dialektischen Schattenseiten. Als wir drüben Upton Sinclairs Bücher gelesen haben, war es uns keineswegs zumute, als spielten sie in einem anderen Fixsternsystem. Wir kannten uns bereits vortrefflich aus in der Fäulnis der Plutokratie, in der Entwürdigung, auch in der falschen Hoffnung des armen Teufels; wir verstehen hier wie überall das Verhältnis von Kapital und Arbeit. Aber wir verstehen auch, dass Amerika, zum Unter-

schied von Deutschland, eine bürgerliche Revolution im Leib hat; seine Nationalhelden sind Washington und Lincoln, nicht der Grosse Kurfürst und Bismarck. Man spricht hier, wir formalistisch immer, eine Art Nationalsprache, wenn man Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sagt. Und die Politik Roosevelts kann man ohne Schamröte anständig und zur Zeit betreibenswert finden. Auch gibt es in Amerika mehr Träume vom besseren Leben als in irgendeinem anderen bürgerlichen Staat; dem Optimismus fehlt nur der Inhalt, als ein kapitalistisch nicht mehr erreichbarer. Dreams of better life: das überhaupt ist das amerikanische Grundthema; und es ist uns Europäern verwandt geworden wie kaum ein anderes. Mehr Genies als es Musen gibt hätten derart am amerikanischen Stoff zu tun, am manifesten von heute, am latenten von morgen.

Und noch eine Hauptsache, zum Schluss: Man verliert mit der originalen, mit der sachlich eng verbundenen Distanz weder das neue noch das alte Land. Man verliert seine europäischen Angelegenheiten nicht einen Augenblick. Man hält sich vielmehr scharf zum Zweck. Und es wird keinen Amerikaner erstaunen, wenn wir zur gegebenen Zeit nach Europa gehen sollten, um – durch hiesige Erfahrungen und Überlegungen vermehrt – diejenige Sache zu stabilisieren, derentwegen wir unser Geburtsland verlassen mussten. Für die wir hier in deutscher Sprache, in der Sprache von Heine und Marx, von Goethe und Hegel, einzutreten, zu bilden und zu denken haben. Unsere Sache sind die Menschenrechte. Sie waren bei der Bildung der amerikanischen, der französischen Republik gemeint, und sie ruhen nicht, bis sie zu Ende gebracht sind.

So wollen wir uns an Amerika beteiligen, als wäre es – auch ein Stück Deutschland. Um unser Teil daran zu tun, die Deutschamerikaner nicht auf den faschistischen Weg geraten zu lassen. Um unser Teil wachzuhalten für die Arbeit, die wir als Heimkehrer oder wenn dieses Wort besser klingt: als abreisende Deutschamerikaner in der alten Heimat, in Deutschland mit den anderen zu vollbringen haben.

Nichts gibt uns davon Dispens. Kein ehrlicher Mann ist in den letzten fünf Jahren an der Freiheitsstatue des New Yorker Hafens vorübergefahren, ohne an Deutschland zu denken. Wir sprechen, denken und handeln für eine Sache, die Amerika mit der ganzen

Welt gemeinsam ist. Mit keiner Zeit würden wir tauschen, in keiner anderen wünschen wir gelebt zu haben. Wir schaffen auf der Grenze zweier Zeitalter, und wir schaffen als rechtmässige Grenzexistenzen, als Deutsche in Amerika, an dem einen, was nottut: an den rights of men.

(Juni 1939)

Oskar Negt

Ernst Bloch – der deutsche Philosoph der Oktoberrevolution

Ein politisches Nachwort

«Die Geschichte wiederholt sich nicht; doch wo etwas nicht Geschichte wurde und Geschichte nicht gemacht hat, wiederholt sie sich durchaus.» *Bloch, 1936*

«Kritik im Handgemenge» – Vorbemerkungen

Ein Teil der in dem vorliegenden Buch zusammengestellten Aufsätze und Artikel ist bereits 1970, in der vom Suhrkamp Verlag unter dem Titel *Politische Messungen – Pestzeit, Vormärz* herausgegebenen Sammlung politischer Arbeiten Blochs erschienen. Ein auf philologische und historische Exaktheit spezialisierter Rezensent, der sich auf ganz besondere Weise Sorgen um die Integrität und das Ansehen Blochs machte, hat eine Reihe der 1970 veröffentlichten Texte mit den Erstdrucken verglichen und dabei Veränderungen, Ungenauigkeiten der Datierung, Streichungen, Zusätze, also offenkundige, im Einzelnen jedoch nicht gekennzeichnete Überarbeitungen festgestellt. Wichtige, vom Autor heute freilich nicht mehr als vertretbar angesehene aktuelle Artikel zu den Moskauer Prozessen, die bereits zur Zeit ihres Erscheinens von manchem Emigranten mit Bestürzung aufgenommen worden waren (einige gibt es, die Bloch das bis heute nicht verziehen haben), fehlten in dieser Sammlung ganz. Einer der zentralen Aufsätze der *Politischen Messungen*, das *Jubiläum der Renegaten*, war dem Kritiker Blochs allerdings weder als ausdrückliche Stellungnahme zu den Moskauer Prozessen noch als Deutung der zwiespältigen Rolle eines Philosophen aufgefallen, der nicht vom Boden moralischer Weltanschauung verurteilt, sondern die Geschichtszeichen revolutionärer Bewegungen, bis in ihre terroristischen Verkehren hinein, zu begreifen versucht.

Resigniert und enttäuscht, auch mit dem bitteren Gefühl, dass Bloch selber seine eigene Lebensgeschichte zurechtstutze, schliesst der Rezensent seinen kritischen Artikel, der am 12.12.

1970 in der *Frankfurter Rundschau* erschien: «Deshalb ist das eine Katastrophe, eine Enttäuschung ersten Ranges und sie wird nicht dadurch gemildert, dass in Blochs späteren Aufsätzen der Stalinismus kenntnisreich analysiert wird. Es ist eben nicht so, dass ein ‚blosses Wegtun uns reich machen kann‘. Gerade das blosses Wegtun ist stalinistische Praxis gewesen und durchaus eine Erbschaft jener Zeit. [...] So bleibt nur eine Bitte: Ernst Bloch möge diesen Band zurückziehen und durch einen mit den kommentierten Urfassungen ersetzen, unter Einschluss der hier ausgelassenen wichtigen Aufsätze. Damit ihm wieder geglaubt werde.» Ernst Bloch und der Verlag sahen keinen Grund, die *Politischen Messungen* zurückzuziehen. Das mit Recht. Diese Arbeiten erweisen sich – gerade nach der aufmerksamen Lektüre dieses neuen, mehr durch äusseren Anlass entstandenen Buches – nach wie vor als authentische Dokumente eines geschichtlichen Gegenwartsbewusstseins, das im Vergleich mit den grossen Produkten der europäischen politischen Philosophie, von Aristoteles bis Kant, Fichte und Hegel, durchaus bestehen kann. Bloch verstand die Sammlung politischer Aufsätze, die er vor zwei Jahren herausbrachte, als Ausgabe letzter Hand; sie bilden den politischen Extrakt eines an Produktivität und materialistischem Reichtum des Gedankens unübertroffenen philosophischen Denkens. Da er physisch nicht mehr imstande war, die über ein halbes Jahrhundert hinweg verstreuten Arbeiten selber zu lesen, also am sichtbaren Text zu redigieren, mit Fussnoten, Lesarten, genauen Datierungen usw. zu versehen, hatte er seine ganze Energie darauf verwendet, die unter dem Zwang aktueller Anlässe häufig in Eile formulierten Zusammenhänge, unentfaltete Gedanken, rudimentäre Tendenzen, bloss Angedeutetes und Geahntes zu begrifflicher Klarheit zu erheben, das heisst: auf den Stand seines gegenwärtigen Bewusstseins zu bringen.

Wer sich, wie Bloch in einem hohen Masse, des historischen Gehalts seiner Aussagen, des bestimmenden Erkenntnisinteresses für die Freisetzung und Strukturierung sozialrevolutionärer Prozesse bewusst ist und gerade darin die Objektivität der Erkenntnis begründet sieht, hat keine Zeit, für Philosophiehistoriker, Philologen oder gar für ein allgemeines Publikum zu schreiben; er schreibt für politische Zeitgenossen, für Klassen, Gruppen, Perso-

nen, also für spezifische Adressaten. Das als «Kritik im Handge-
menge» bezeichnete Verfahren, das für den Marx der *Kritik der
Hegelschen Rechtsphilosophie* das im strengen Sinne kritische
Verfahren darstellt, trifft buchstäblich, sogar in seiner inhaltlichen
Stossrichtung, auf Bloch zu: «Krieg den deutschen Zuständen!
Allerdings! Sie stehen unter dem Niveau der Geschichte, sie sind
unter aller Kritik, aber sie bleiben ein Gegenstand der Kritik, [...]»
Mit ihnen im Kampf ist die Kritik keine Leidenschaft des Kopfes,
sie ist der Kopf der Leidenschaft. Sie ist kein anatomisches Mes-
ser, sie ist eine Waffe. Ihr Gegenstand ist ihr Feind, den sie nicht
widerlegen, sondern vernichten will.»

Moskauer Prozesse als Identifications Zeichen

Durch alle im Zusammenhang der Moskauer Prozesse geäußerten
Argumente hindurch wird der eigentliche Adressat Blochs sicht-
bar: die Emigranten. Gegen sie in erster Linie richtet er das ihm
reichhaltig zur Verfügung stehende Arsenal von Hohn und Spott,
wenn er immer wieder das Unverständnis darüber bekundet, dass
sie das Einfachste nicht begreifen: die geschichtlich gestellte
Alternative, die weder im Denken noch im Handeln neutrale
Frontstellungen erlaubt – die Alternative nämlich: Faschismus
oder Sowjetunion, gültig selbst noch auf der Ebene der Personali-
sierung: Hitler oder Stalin. «[...] Der Monopolkapitalismus erregt
keine Ambivalenzen, die Wahl zwischen ihm und der sozialisti-
schen Sache des Volkes ist leicht. Heute, denkt man, müsste die
Einsicht, dass antibolschewistische Parolen dem nackten Teufel
dienen, die evidenteste sein. Sinnlos übertriebene Kritik am Mut-
terland der Revolution befördert durchaus nicht, wie noch
Klopstock und Schiller glauben konnten, das Ideal der Revolution;
dem dient einzig die Volksfront. Und diese verlangt noch keines-
wegs ein heftiges, gar absolutes Bekenntnis für Russland, sondern
nur das Schlichte und, wie man meinen sollte, leicht Unter-
schreibbare: kein Kampf, nichts Gutes ohne Russland.» Die Kor-
rektur von 1970 präzisiert das Gemeinte: «kein antifaschistischer
Kampf und Sieg ohne Russland.»¹

1 Alle Zitate, die durch keine näheren Angaben gekennzeichnet sind, stammen ent-

Der Hauptfeind des Blochschen Denkens und Handelns ist zweifellos der Faschismus. Trotzdem: Nichts von dem, was Bloch Apologetisches über die Moskauer Prozesse, über stalinistischen Terror, über die Liquidierung der altbolschewistischen Garde, die ja keineswegs nur aussenpolitische Gründe hatte und durch die der offiziell deklarierte Zweck: die Stärkung der antifaschistischen Abwehrfront, geradezu geschwächt wurde, gesagt hat, lässt sich rechtfertigen. In den meisten Fällen erweist es sich einfach als falsch; die überwiegende Zahl der Opfer hat ein Recht auf geschichtliche und moralische Rehabilitierung. Als Beispiel soll angeführt werden, was Bloch über die Trotzlisten schreibt; der Sprache nach scheint es sich nur wenig von der Denkgewohnheit der stalinistischen Bürokratie zu unterscheiden, die seit ihrer Entstehung Ende der zwanziger Jahre darauf bedacht war, komplexe politische und historische Zusammenhänge auf übersichtliche Freund-Feind-Verhältnisse und auf eindeutige Alternativen zu reduzieren. «Wie glaubhaft hier Sabotage, Schädlingarbeit, selbst Abtretung der Ukraine: der Sturz der Stalin-Bürokratie adelt jedes Mittel, treibt den Trotzismus zum Feind seines Feindes, rechtfertigt ihm heute ein nochmaliges Brest-Litowsk. [...] Das Endergebnis der trotzkistischen Tätigkeit wäre selbstverständlich nicht die Weltrevolution (welche rechtsbürgerliche Emigranten ja kaum auch erhoffen). Das Ergebnis wäre trotz allem die Einführung des Kapitalismus in Russland und, falls dieses Ereignis unsere Rechts- emigranten nicht genügend schrecken sollte, im Gegenteil, so lässt sich deutlicher sagen: der Effekt wäre deutscher Faschismus in Moskau.»

Fast erübrigt sich der Hinweis, dass derartig vereinfachte Einschätzungen der politischen Lage noch nicht einmal aus dem Faktenmaterial der stenographischen Prozessberichte selber stichhaltig zu begründen waren, ganz zu schweigen von der Situation, in der wir uns heute durch umfangreiche Untersuchungen über die Stalinisierungsphase und über die Rolle der Rechts- und Linksoption in der Sowjetunion der dreissiger Jahre befinden.

weder aus den *Politischen Messungen* oder aus *Vom Hasard zur Katastrophe*.

Falsch und nutzlos wäre es unter diesen Bedingungen aber auch, aus rückschauender Distanz und an moralischen Wertmassstäben politische Analyse und Verhalten gegenüber einer Sache zu verurteilen, auf die Bloch sich (ohne unter dem Druck parteikommunistischer Disziplin zu stehen) immerhin einliess, auf die er sich festlegte, weil er sie zu erklären und gegen die überwältigende Macht antikommunistischer Ressentiments zu verteidigen versuchte, während andere durch die Prozesse entweder bestätigt fanden, was sie immer schon wussten oder, wie die meisten Vertreter der Frankfurter Schule, auf systematische Äusserungen überhaupt verzichteten. Eine Kritik Blochs auf dieser Ebene würde im Übrigen nur auf unzulängliche Weise wiederholen, was er selber Grundsätzliches über die Fehlentwicklung des Stalinismus und früher schon über die ruinöse Borniertheit bürokratischer Mentalität und über den chronischen Mangel an konkreter Phantasie der sozialistischen Organisationen gesagt hat.

Von weiterführendem Interesse in diesem Zusammenhang sind vor allem zwei Probleme, die Bloch gerade dadurch stellt, dass er sie für seine Person als gelöst betrachtet: *Die starken Realitätsbedürfnisse und die Identitäts-Schwierigkeiten der revolutionären Intelligenz*. Ironischerweise drückt Bucharin sie am deutlichsten aus. Was ihm angesichts des erwarteten Todes vor dem staatlichen Ankläger widerfährt, nämlich die Erfahrung einer «doppelten Psychologie», eines unglücklichen Bewusstseins, in dem sich Bewunderung für den von Stalin geprägten Aufbau der Sowjetunion mit dem ununterdrückbaren Gefühl eines konterrevolutionären Irrwegs vermischt, bringt nur in besonderer Verdichtung die Zwiespältigkeit des Bewusstseins der westeuropäischen Intellektuellen zum Ausdruck, die am proletarischen Gehalt der Oktoberrevolution festhalten und nun, angesichts der Prozesse, zu zweifeln beginnen.

Gegenüber der Tatsache, dass die Moskauer Prozesse als eine Art Bewährungsprobe auf die Zuverlässigkeit des sozialistischen Intellektuellen und auf die Verbindlichkeit des Bekenntnisses zur Oktoberrevolution angesehen werden, ist die Frage, ob es sich bei dem Gericht um ein wirkliches Revolutionstribunal oder um revolutionäre Legalität unter der Maske des Strafrechts (wie Merleau-

Ponty meint) handelt, von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Allenfalls für die Erklärung der nach westlichen Begriffen unverständlichen Bereitschaft zum Geständnis und zur Selbstbeschuldigung der Angeklagten, die in einigen Fällen im Sowjetgericht tatsächlich ihr eigenes Klassengericht anzuerkennen scheinen, können solche Überlegungen Bedeutung haben. Wenn Bloch vom Jubiläum der Renegaten spricht, so deshalb, weil er Parallelen zwischen der Polarisierungswirkung des Robespierreschen Terrors und der Moskauer Prozesse auf die mit der Revolution sympathisierende Intelligenz feststellt. Der «Choc von heute und damals ist [...] verwandt, der Choc am Revolutionstribunal und der an den Prozessen; [...] Verwandt ist der eilige, fast unvermittelte Abfall, im Augenblick, wo das Revolutionstribunal die Begeisterung auf die Probe stellt, auf die Probe des konkreten Begriffs.»²

Aber die Herstellung und Bewährung der Identität des revolutionären Intellektuellen, der sich durch die Provokation des Terrors nicht irritieren lässt, ist nicht blosses Resultat einer abstrakten individuellen Entscheidung; diese bedarf der Erfüllung durch Realität, die alternative Entscheidungen zur Einbildung und Kritik zum blinden Raisonieren werden lässt.

Mit sichtlicher Erleichterung greift Bloch Feuchtwangers Reisebericht *Moskau 1937* auf, der ihm die Realitätshaltigkeit der Stalinschen Politik bestätigt, so dass er, wiederum gegen die Emigrantenpsychologie gewendet, von Moralschiebern und Schwankenden sprechen kann, die allzu hurtig und kontemplativ urteilen; «sie lösen den Sozialismus von Stalin ab und heften ihn an die

2 Nicht alle berühmten deutschen Zeitgenossen der französischen Revolution haben sich im Übrigen durch den Terreur der Jacobiner davon abbringen lassen, an dem substantiell-geschichtlichen Gehalt der Revolution festzuhalten. Zu diesen gehören vor allem Kant, Fichte und Hegel. Kant spricht im *Streit der Fakultäten* die deutlichste Sprache: «Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern, sie mag mit Elend und Greuelthaten dermassen angefüllt sein, dass ein wohldenkender Mensch sie, wenn er sie, zum zweiten Mal unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen, nie beschliessen würde – diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern der Zuschauer (die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind) eine Teilnahme dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Äusserung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.»

ewigen Sterne ihrer Einbildung und Innerlichkeit.» Zwei zustimmend zitierte Sätze Feuchtwangers sind charakteristisch nicht nur für die Einstellung von Bloch, sondern von vielen kommunistischen Intellektuellen zur Sowjetunion der dreissiger Jahre. Zum einen: «War Lenin der Cäsar der Sowjetunion gewesen, ^o wurde Stalin zu ihrem Augustus, zu ihrem ‚Mehrer‘ in jeder Hinsicht.» Zum anderen: «Es tut wohl, nach all der Halbheit des Westens ein solches Werk zu sehen, zu dem man von Herzen ja, ja, ja sagen kann.»

Was hat es mit dieser Realitätshaltigkeit der Stalinschen Politik auf sich? Der Sieg des Faschismus in Italien, Deutschland und Spanien hatte das Gesamtterritorium, auf dem sich revolutionäre Bewegungen durchgesetzt oder doch wenigstens eine breite organisatorische und politische Basis in den Massen besessen hatten, auf das Ursprungsland der proletarischen Revolution, auf die Sowjetunion, eingeschränkt. Aber bereits in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, im Zuge der Bolschewisierung der Komintern, der Durchsetzung der These vom Sozialismus in einem Lande, der Konzentration der westlichen kommunistischen Parteien auf den Schutz des «Vaterlandes der Werktätigen», wurde das gesamte Spektrum autonomer revolutionärer Bewegungen derart reduziert, dass die von Stalin bezeichnete gesellschaftliche Entwicklungsrichtung der Sowjetunion zur eigentlichen Realität, zur undiskutierten Voraussetzung jedes verstehbaren politischen Verhaltens eines Kommunisten werden konnte. Es bildete sich ein sozialistisches Lager heraus, dessen Befestigung alle verfügbaren Energien absorbierte. Volksfrontpolitik gab es erst, als es zu spät war; und die Politik der Einheitsfront ist, wenigstens von der KPD, nie ernsthaft und konsequent betrieben worden.

Die Strategie Stalins, um die 1925 etwa noch mit in gleicher Weise realitätshaltigen Mitteln und mit der objektiven Chance alternativer Entwicklungsmöglichkeiten der Sowjetunion (von Trotzki, Bucharin u.a.) gekämpft worden war, hatte sich Mitte der dreissiger Jahre endgültig durchgesetzt und stellte den einzelnen vor die Alternative: entweder *Anpassung* an eine Wirklichkeit, von der die Suggestion ausging, Ausdruck gesellschaftlicher Gesetzmässigkeiten zu sein, oder *Realitätsverlust*. Der etablierte Apparat der stalinistischen Bürokratie konnte jedes Verhalten, das sich gegen

ihn richtete, ins Unrecht setzen; es ist dann nur noch eine Frage der juristischen Sprachregelung, ob es sich dabei um gemeine Kriminalität, um Kollaboration mit dem Faschismus, um politische Opposition, um Sabotage usw. handelt. Die Wirkung ist immer die gleiche: nämlich der Verstoss gegen Gesetze, die den Status von gesellschaftlichen Naturgesetzen haben und in einer Gesellschaftsordnung wirksam sind, die sich, «vom Ende des individuellen Lebens aus gesehen, [als] das Jenseits kommunistischer Atheisten» darstellt.

Nur wenn man diese geschichtlichen Zusammenhänge mit berücksichtigt, kann man verstehen, warum es für Bloch keinerlei Rätsel in den Moskauer Prozessen gab, wo doch gerade er den vordergründigen Realismus, die fade Realpolitik und die Unterernährung der sozialistischen Phantasie als wesentliche Zerstörungselemente jedes revolutionären Bewusstseins erkennt. In der Tat stellt sich hier die entscheidende Frage: Ist das Verhalten Blochs gegenüber den Stalinschen Prozessen Ausdruck der Struktur seines Denkens oder Produkt des Identitäts- und Realitätsbedürfnisses eines revolutionären Intellektuellen, der die Parteilichkeit seines moralischen Materialismus ernst nimmt. Denn so wenig Hegel dadurch, dass er die Entwicklung der sittlichen Idee im preussischen Staat enden lässt, zum preussischen Staatsphilosophen gestempelt werden kann, so wenig lässt sich das Blochsche Denken, ja Bloch als kämpfender Philosoph auf die Äusserungen zu den Moskauer Prozessen reduzieren, die seiner gesamten Philosophie vielmehr widersprechen.³

*Philosophie des revolutionären Prozesses*⁴

Kein Philosoph der Gegenwart kann von sich mit grösserem Recht in Anspruch nehmen, Philosoph der Revolution genannt zu wer-

3 Ein umgekehrtes Beispiel: Heideggers spontanes Arrangement mit dem Nationalsozialismus ist nicht nur Ausdruck der Identitätskrise des bürgerlichen Intellektuellen; an der strukturellen Verwandtschaft Seiner Fundamentalontologie mit dem Faschismus änderte sich auch dann nichts, als er sich individuell zurückzog und von den Praktiken des Nationalsozialismus ein wenig abrückte.

4 Die folgende Analyse stützt sich zum Teil auf einen Artikel, den ich im April 1971 für die Zeitschrift *links* geschrieben habe. Er bezog sich vor allem auf die *Politischen Messungen*.

den, als Bloch. Von seinem frühen Buch *Geist der Utopie* (1918) über *Thomas Münzer als Theologe der Revolution*, *Erbschaft dieser Zeit*, *Prinzip Hoffnung* bis zu *Naturrecht und menschliche Würde* und *Politische Messungen* (1970) zieht sich ein roter Faden, der bis in die Struktur abgelegener erkenntnistheoretischer, ästhetischer und naturphilosophischer Fragestellungen von zwei charakteristischen Elementen geprägt ist: einem tiefwurzelnden moralischen, den ganzen Reichtum der Natur und der Geschichte erfassenden Materialismus und dem Willen, den revolutionären, vielfach unentbundenen Potenzen in Natur und Gesellschaft zu Sprache und Begriff zu verhelfen.

Freilich ist es notwendig, Bloch von vornherein gegen den allenthalben durchblickenden theologischen Missbrauch seines Denkens zu verteidigen. Dass Bloch heute noch intensiver von der Theologie beider Konfessionen als von der politischen Linken rezipiert wird, entspringt eher dem Theorierückstand der Marxisten als den eschatologischen Zügen seines Materialismus, dem auf dem ausgedörrten Boden revolutionärer Kategorien leicht das irreführende Etikett «Hoffungsphilosophie» angeheftet werden konnte. Denn Bloch ist Philosoph der Revolution in einem geschichtlich sehr spezifischen Sinne. Wenn Marx von der Philosophie Kants als der «deutschen Theorie der französischen Revolution» spricht, so schwingt in dem Wort «deutsch» die Kritik an der Zurückgebliebenheit der gesellschaftlichen Zustände mit, von deren verengenden Perspektiven selbst das Denken der grossen idealistischen Philosophie, von Kant bis Hegel, nie ganz frei war. Zieht man die pathetische Beimischung ab, so lässt sich dagegen sagen: *Bloch ist der deutsche Philosoph der Oktoberrevolution*, auch dort noch, wo sich seine Aufmerksamkeit, wie in den letzten Jahren, mehr den Problemen der sozialrevolutionären Intelligenz und der Freiheitsbewegungen der Dritten Welt zuwandte. Und dieses Prädikat des «Nationalen» an seiner Philosophie schränkt keineswegs deren allgemeine Geltung ein, im Gegenteil: es bezeichnet gerade ihren konkret-materialistischen Gehalt. Es gibt keinen Denker deutscher Sprache, der mit ähnlicher Intensität und Beharrlichkeit eine durch hohes Theoriebewusstsein und historische Sensibilität geprägte Aufarbeitung der Erfahrungen der deutschen Geschichte, vor al-

lem ihrer Restaurationen und Konterrevolutionen, geleistet hätte, um dadurch die Linien notwendiger revolutionärer Veränderungen nur umso deutlicher und illusionsloser bestimmen zu können. Es ist bester Materialismus, die «Differenzierungen im Begriff Fortschritt» auch auf die sozialistische Bewegung anzuwenden. Am Ende steht für Bloch ein neuer Vormärz, die mit dem Aufbruch der Intelligenz der fortgeschrittenen Industriegesellschaften verbundene Perspektive neuer, revolutionärer Veränderungen.

Was also ist das Mass aller seiner politischen Messungen? *Es ist das epochale Ereignis der Oktoberrevolution und ihr moralischemanzipativer Inhalt*, der, wie die gegen den Faschismus kämpfenden Marxisten in der Zeit des Stalinismus noch annehmen konnten, heute längst nicht mehr an das materielle Fundament einer einzigen Gesellschaftsformation gebunden ist. Diese geschichtliche Bestimmung des Massstabs und des Masses widerspricht nicht dem, worauf Bloch selber im Vorwort zu den *Politischen Messungen* und, besser noch: in *Natur recht und menschliche Würde* abzielt: die dialektische Verschränkung von Politik und Moral bis zu dem Punkt, wo Moralität zur Richtschnur der Politik geworden ist. Eine solche Forderung macht Bloch nicht zu einem Moralphilosophen und seine Philosophie nicht zu einer moralischen Weltanschauung. Er hat den Marx-Engelsschen Gedanken des sozialistischen Erbes aufs äusserste angespannt, inhaltlich aufgefüllt und dadurch von jener tödlichen Phrasenhaftigkeit befreit, die ihn seit Kautsky – und dann besonders in der sowjetmarxistischen Orthodoxie – begleitete.

Es ist das in den Klassenideologien nicht Aufgehende, das Unabgeoltene an den Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, ja die in der ganzen bisherigen Geschichte wirksame Immanenz und Erinnerung der urkommunistischen Demokratie in der Moral, in den häretischen Bewegungen und den Naturrechtsvorstellungen, womit die Emanzipationserwartungen an die proletarische Revolution belastet sind. Die Machtübernahme durch die proletarische Klasse ist eine unabdingbare Voraussetzung, aber sie leitet das Ende der Vorgeschichte erst ein, wenn sie realisiert, was in Klassengesellschaften nur die utopische Gestalt von Forderungen und Traumphantasien annehmen konnte. In diesem Sinne

kann man, in Abwandlung des Leninschen Wortes von der revolutionären Realpolitik, sagen, dass Bloch durch diese Anspannung des Überschüssigen, von den Klasseninhalten Ablösbaren der menschlichen Triebphantasien wie durch das erinnernde Festhalten am «utopischen Bildrest in der Verwirklichung» von der Wirklichkeit nicht weggeführt wird, sondern aus diesem scheinbaren Idealismus geradezu seinen revolutionären Realitätssinn bezieht. Das zeigt sich am deutlichsten in der Bestimmung der antifaschistischen Hauptkampflinie, die für Bloch nur unter zwei Voraussetzungen auf Dauer zu halten war: zum einen durch die unerbittliche Kritik an der «sozialistischen Unterernährung der konkreten Phantasie», der «intellektuellen Schrumpfung der Perspektiven», von der nur Ignoranten des Blochschen Denkens behaupten könnten, sie wäre nicht auf alle Fraktionen und Organisationen der Arbeiterbewegung bezogen. Zum anderen durch die differenzierte Untersuchung der Ambivalenz des faschistischen Irrationalismus, der nicht durch abstrakt-rationalistische Aufklärung beseitigt werden kann, weil sein materielles Fundament nichts weniger als die verkehrte, teilweise in Selbstdestruktion umschlagende Befriedigung realer Wünsche und Hoffnungen der ausgebeuteten und unterdrückten Massen ist.

Phantasie als Erfahrungsweise der Massen

Beide Denkmotive ziehen sich durch die *Politischen Messungen*, auch durch das neue Buch, und was die erste Ebene der Kritik betrifft, so hat Bloch ihre politische Brisanz am eigenen Leibe erfahren müssen, als er in einer Situation, in der konkrete Phantasie und Perspektiven wirklich nötig gewesen wären, zum Teil von denselben Leuten, die ihn zum 70. Geburtstag gefeiert hatten, zum staatsgefährdenden Idealisten gestempelt wurde. Hinzuzufügen ist freilich, dass in dieser knappen Zeit von zwei Jahren Ereignisse wie der polnische Oktober und der ungarische Aufstand lagen.

Von Anbeginn war Bloch frei von jenem naiven, keineswegs produktiven, oft sogar in die politische Resignation und in traumatische Fixierungen hineinführenden Staunen, mit dem so viele deutsche Intellektuelle, unter ihnen auch manche Theoretiker der Frankfurter Schule, auf den Zusammenbruch der bürgerlichen

Kultur und der liberalen Freiheitssicherungen im Faschismus reagierten. Wenn er zu den «Wurzeln des Nazismus» das praxisfremde, gefühlsarme und mechanistische Bewusstsein der sozialistischen Intellektuellen rechnet, so trifft diese Kritik einen prekären Punkt der traditionellen Theorien des Klassenbewusstseins insgesamt, denn selbst dort, wo dieses in kritischer Auseinandersetzung mit ökonomistischen Interpretationen thematisiert wird, wie etwa beim jungen Lukacs, fehlt eine konkrete Vermittlung zwischen Klassenbewusstsein, der «objektiven Möglichkeit» als oberster Zurechnungskategorie für historisch relevantes Handeln, und den existierenden, verdinglichten, aber keimhaft auf Klassenbewusstsein zielenden Vorstellungen und Bedürfnissen der einzelnen Proletarier.

Blochs Vorwürfe sind von höchster Aktualität. «[...] manche deutschen Sozialisten haben mit ihrem mechanistischen Intellektualismus die verzweifelten Menschen erst recht zu den Nazis gestossen; dort erhielten sie zwar keine Erkenntnis, aber eine – wie immer lumpige und betrügerische – Sprache für ihren obdachlosen, ungleichzeitigen, berauschten blossen Gefühlsstand. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, besonders dann nicht, wenn er keines hat; dieser Lehrsatz ist unumstösslich. Er gilt auch für politisch geschultere Länder als Deutschland, das heisst, es ist überall notwendig, die Traumgebiete der Phantasie konkret zu besetzen, anstatt sie abstrakt auszukreisen und den interessierten Verstandesfeinden zum Betrug zu überlassen.» Und, bereits 1937, mit deutlichem Blick auf die Bürokratien der kommunistischen Parteien: «Nun ist zweifellos, besonders heutzutage, kein Typus innerhalb der Revolution schädlicher als der Radikal-Intellektuelle, als der phantasielose, unphilosophische, der mit abstraktem Verstand, mit dem Hochmut dieser spezifischen Art von Beschränktheit, die Daseinsfülle meistern will.» Was der junge Lukács als Irrationalismusproblem an der bürgerlichen Philosophie festmacht und mit dem Erscheinen des eigentlichen Subjekts der Tathandlung, dem Proletariat, als gelöst betrachtet, stellt sich dem Materialisten Bloch sogleich in einer praktischen und geschichtlichen Dimension. Er begreift den Nationalsozialismus als eine Art Gelegenheitsmaterialismus. Wie neben ihm nur noch

Wilhelm Reich, der in einigen, teilweise empiristisch verengten, später nicht wieder aufgenommenen Ansätzen den Faschismus als Alltagserscheinung psychoanalytisch zu erfassen versucht, dechiffriert Bloch unablässig die faschistischen Ideologien als eine diffuse Ansammlung von deformierten Ideen des einst revolutionären Bürgertums (beispielhaft gezeigt am Missbrauch von Fichtes *Reden an die deutsche Nation*) und realen, wenn am Ende auch als Betrug sich erweisenden Bedürfnisbefriedigungen. Die Atmosphäre des tragischen Untergangs ist daher in diesen Ideologien stets mitgeliefert.

Fetscher hat recht, wenn er sagt: «Bloch bemüht sich immer wieder, den Rechten das Monopol auf die Verwendung von Begriffen wie Heimat, Reich, ja sogar «deutsches Wesen» streitig zu machen. Fast ist er der einzige Linke, der es versuchte» (*Die Zeit*, 12. Febr. 71). Wie kein anderer hat Bloch einen Begriff von der spezifischen Erfahrungsweise der Massen; Phantasie, die banalen, abergläubischen Bewusstseinsinhalte der kleinen Leute – all das ist konstitutives Element eines materialistischen Wissenschaftsverständnisses, das sich von den Erfahrungsweisen der Massen ebenso wenig ablösen lässt wie die «Mitproduktivität der Natur», die Aufhebung des Raubbauverhaltens des Menschen gegenüber der Naturmaterie. Materialismus ist geradezu definiert durch konkrete Aufhebung der Unvermitteltheit – avantgardistische Theoriebildung, welche die Erfahrung der Massen, weil sie nicht generalisierbar ist, hinter sich lässt, verliert den eigenen Wahrheitsanspruch; dem entspricht die idealistische Brutalität, mit der das Substrat zerstört wird, von dem der Mensch lebt. «Die Unvermitteltheit mit ihrem Material bleibt der bürgerlichen Ökonomie und der bürgerlichen Technik weitgehend gemeinsam. [...] Krise wie Unfall sind beiden Abstraktheiten eine unüberwindbare Schranke; denn beide sind kontemplativ, beide sind idealistisch, beiden eignet die echt idealistische Gleichgültigkeit der Form gegen den Inhalt. Eben nicht nur in Krisen, auch in der technischen Katastrophe; hier überall quittiert sich die Vermittlungslosigkeit des bürgerlichen homo faber mit dem Stoff seiner Werke, erst recht mit der unangetroffenen Produktivität, mit der Tendenz und Latenz in der Naturmaterie selbst. Und erst wenn das Subjekt der Geschichte: der arbeitende Mensch, sich als Hersteller der Ge-

schichte erfasst, [...] könnte er auch dem Produktionsherd in der Naturwelt nähertreten. [...] Naturströmung als Freund, Technik als Entbindung und Vermittlung der im Schoss der Natur schlummernden Schöpfungen, das gehört zum konkretesten an konkreter Utopie.» (*Prinzip Hoffnung* 2, S. 269.) Erst dieser auf bewusste, kollektive Aneignung des gesellschaftlichen, natürlichen, geschichtlichen Reichtums der Menschen abzielende Materialismus verhindert den Rückfall der Menschen auf frühere Entwicklungsstufen, die immer auch gegenwärtig sind. Gerade am Faschismus hat Bloch gezeigt, dass es keine Idee, kein Bedürfnis, keine Hoffnung gibt, die eine materialistische Theorie einfach liegenlassen könnte. Denn nichts von alledem bleibt wirklich liegen: *entweder* es wird vom Sozialismus angeeignet *oder* es vermehrt den Besitzstand seiner Feinde – ein Drittes gibt es nicht.

So zerstört die ökonomistische Reduktion der sozialistischen Strategien nicht nur die vorwärtsdrängende, revolutionäre Phantasie, sondern liefert die Massen den kapitalistischen Mächten aus; «[...] dann machen die Schwindler ungestört ihre Geschäfte mit dem Irrationalen. [...] Doch es gibt auch die Macht, in der auf den Trümmern der Bastille getanzt worden ist; diese allemal geheimnisreiche Freude gehört ebenfalls zur Vernunft und macht sie erst wirklich, auf Dauer – antifaschistisch.» Genau in diesen Zusammenhang gehört der für die linken Rationalisten wohl provozierendste und für die Liberalen problematischste Satz der *Politischen Messungen*. «Es gibt keine verummte, ja es gibt auch keine wirkliche Revolution in diesem Deutschland, die nicht mit einem Tropfen irrationalen Öls gesalbt ist.» Der neue Vormärz, der sich für Bloch in den weltweiten Protestbewegungen der Studenten und der Jugendlichen ankündigte, hat, wenigstens in der Anfangsphase, vieles von dem, was in seiner Philosophie antizipatorisch formuliert wurde, theoretisch und praktisch bestätigt – auch wenn der direkte literarische Einfluss anderer Theoretiker auf den aktuellen Kampf der europäischen Protestbewegungen vorübergehend grösser war. Es gibt jedoch keine Philosophie, deren Struktur in vergleichbarer Weise mit den Ideen dieser Protestbewegungen übereinstimmte: die innere Zusammengehörigkeit von politischer Moral, Protest, Begeisterung und Spiel; die prakti-

sche Erinnerung an häretische Traditionen; «aufrechter Gang», die Reaktivierung unterdrückter republikanischer Freiheiten; schliesslich die prägnanteste Parole des Pariser Mai: «Die Phantasie an die Macht!» – all das sind ihrem materialistischen Gehalt nach Erkenntnisse und Forderungen, die in der Blochschen Philosophie in ihrem ganzen begrifflichen Reichtum entfaltet sind. Dutschke hat das sicherlich am besten erkannt.

Die überragende persönliche Integrität Blochs, in seinem Denken, vor allem aber in seinem politischen Verhalten, mag der paradoxe Grund dafür sein, dass es von Seiten der Linken eine gründliche Auseinandersetzung mit seinem Gesamtwerk bisher nicht gibt; sie wird sich als unvermeidlich erweisen, aber sie steht noch aus. In gewisser Weise überschattet seine Person sogar seine Philosophie. Ziehen sich andere, die politisch verheissungsvoll begannen, enttäuscht, häufig bis zur Diskussionsunfähigkeit verbittert, schon in einem Alter aus den politischen Tagesauseinandersetzungen zurück, das Bloch um fast ein halbes Jahrhundert überschritten hat, so scheut er bis zum heutigen Tage keine physische Anstrengung, öffentlich, auf Foren, Massenveranstaltungen, im Rundfunk und Fernsehen seine Solidarität mit den Zielen einer sozialrevolutionären und demokratischen Politik zu bekunden und als Marxist aktiv in den Prozess der Meinungsbildung innerhalb der Linken einzugreifen.

Bloch ist ein grosser Redner. Wer erinnert sich nicht an seine Protestreden gegen die Notstandsgesetze, gegen den Völkermord in Vietnam? Mir ist kein deutscher Philosoph bekannt, der wie Bloch vor Massen sprechen kann, ohne sie zu langweilen oder die Sprache auf das Niveau gemeinverständlicher, aber leerer Sätze herunterzubringen. Der von ihm häufig zitierte Satz Isaak Babels: «Die Banalität ist die Gegenrevolution», bewahrheitet sich zuerst in der Sprache selber, und Bloch hat es bis heute nicht aufgegeben, die innere Dialektik bestimmter Entwicklungstendenzen der Neuen Linken zu verfolgen, vor allem das Umschlagen theorie- und geschichtsblinder Praxis in politisch folgenlosen Revisionismus zu bezeichnen. Nicht nur kritisiert er jene, deren ganze revolutionäre Tätigkeit im Warten auf die «Klopfschläge der wilden Streiks» besteht; in aller Schärfe wendet er sich auch gegen den selbsterstörerischen Pragmatismus der ML-Gruppen:

diese wollen sich aus dem Universitätsbereich entfernen, «um eben mitten im arbeitenden Proletariat, also in den Fabriken das so rätselhaft unterbrochene Klassenbewusstsein wiederzuerwecken. Aber nicht etwa bloss so hingehend, Flugblätter spendend, sondern als Glied der Arbeiterschaft selber. [...] dann aber mag statt des Hochgestochenen ein so eilig gemeinverständliches wie das blosse Schlagwort erscheinen, mit trivialer Eiligkeit als Erholung von akademischer Umständlichkeit. Ja es kommt hierbei die Gefahr, dass mit einer verständlich gewordenen Sprache, weiter mit dem verständlich gewordenen Blick auf Nahziele Theoriefeindschaft überhaupt Platz greift. [...] Jedenfalls hat ab ovo theorienfremder, also notwendig kurzsichtiger Praktizismus die Gefahr in sich, ausser dem Fernziel des Alles oder Nichts sogar das Nahziel zu verfehlen.»

Die beiden Bücher mit den politischen Arbeiten Blochs, Bestandteile einer «tätigen Renaissance des Marxismus», sollten zur Grundliteratur jedes Demokraten und Sozialisten gehören. Indem sie einen konsistenten Zusammenhang der philosophisch aufgearbeiteten Erfahrungen der bürgerlichen Gesellschaft und der Arbeiterbewegung darstellen, können sie nicht nur helfen, neue Dogmatisierungen aufzubrechen, sondern auch einen Weg zu zeigen, wie Philosophie überleben kann, ohne auf ihre politische Wirksamkeit verzichten zu müssen. Kämpfender Philosoph seit Anbeginn, hat Bloch selbst in den differenziertesten innerphilosophischen Auseinandersetzungen stets an der einfachen praktischen Maxime festgehalten, die er bereits 1905 formulierte: Der aufrechte Gang wird am letzten gelernt.

Quellennachweise

Die im vorliegenden Band dokumentierten Urfassungen der Aufsätze Ernst Blochs wurden den vier nachfolgend aufgeführten Emigrationszeitschriften entnommen.

Die neue Weltbühne. Wochenzeitschrift für Politik-Kunst-Wirtschaft. Prag-Zürich-Paris (später London-Zürich-Paris).

Das Wort. Literarische Monatsschrift. Redaktion: Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Bredel. Jourgaz-Verlag, Moskau (ab Heft 7 des Jh. 1938 Verlag Meshdunarodnaja Kniga).

Die Sammlung. Literarische Monatsschrift unter dem Patronat von André Gide – Aldous Huxley – Heinrich Mann. Herausgegeben von Klaus Mann. Querido-Verlag, Amsterdam.

Internationale Literatur (ab 1937 mit dem Zusatz: Deutsche Blätter), Verlag für schöne Literatur, Moskau.

Die erste deutsche Rassenphilosophie, am 24.1.1934, in: Die neue Weltbühne, Nr. 4, S. 119/120

Aus der Geschichte der grossen Verschwendung, im Februar 1934, in:

Die Sammlung, H. 6, S. 305-308

Nazifilme oder Der Zauber der Persönlichkeit, im April 1934, in: Die Sammlung, H. 8, S. 444/445

Kurhotels, am 13.9. 1934, in: Die neue Weltbühne, Nr. 37, S. 1175/1176

Neue Sklavenmoral der Zeitung, im Januar 1935, in: Die Sammlung, H. 5, S. 263-267

Hexenprozesse, am 31.10.1935, in: Die neue Weltbühne, Nr. 44, S.1376-1382

Musik der Bedrohung, am 5.12.1935, in: Die neue Weltbühne, Nr. 49, S. 1558-1559

Es gibt noch Golems in Prag, am 23.1.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 4, S. 121/122

Lenards «Deutsche Physik», am 20.2.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 8, S. 246-248

Die Fabel des Menenius Agrippa, am 14.5.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 20, S. 632/633

Bemerkungen zur «Erbschaft dieser Zeit», im Juni 1936, in: Internationale Literatur, H. 6, S. 122-135

Reglers Bauernkriegsroman, am 11.6.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 24, S. 759/760

Das grosse englische Zeitwort, am 2.7.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 27, S. 836-839

Spengler und Russland, im August 1936, in: Das Wort, H. 2, S. 79-82

Demokratie und Begabung, am 10.9.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 37, S. 1158-1163

Der letzte Hirtenbrief, am 17.9.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 38, S. 119 5-1199

Forscher und Betrüger, am 1.10.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 40, S. 1250-1255

Emir Franco als Nationalist, am 15.10.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 42, S. 1314-1317

Zur Methodenlehre der Nazis, im November 1936, in: Das Wort, H. 5, S. 70-75

Sokrates und die Propaganda, am 19.11.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 47, S. 1476-1481

Nobelpreis und Ausbürgerung, am 10.12.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 50, S. 1571-1576

Ein altes Lied, am 17.12.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 51, S.1622/1623

Herodes und das Licht, am 24.12.1936, in: Die neue Weltbühne, Nr. 52, S. 1635-1639

Neuer Adel, am 21. 1. 1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 4, S. 99-103

Die Frau im Dritten Reich, am 4.2.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 6, S. 160-166

Ironie des Schicksals, im Februar 1937, in: Das Wort, H. 2, S. 103/104

Neue Einschätzung der Nazis, am 18.2.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 8, S. 229-233

Himmelszeichen in Wien, am 25.2.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 9, S. 259-262

Rettung der Moral, im März 1937, in: Internationale Literatur, H. 3, S. 86-96

Deutsches Verbot der Kunstkritik, im März 1937, in: Das Wort, H. 3, S. 64-72

Kritik einer Prozesskritik, Hypnose, Mescaline und die Wirklichkeit, am 4.3.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 10, S. 294-299

Vom Hasard zur Katastrophe, am 25.3.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 13, S. 388-393

Entzauberte Medusa, am 1.4.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 14, S. 421-425

Kritik der Propaganda, am 29.4.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 18, S. 552-559

Reformation als Farce, am 13.5.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 20, S. 607-611

Wilson geht um, am 3.6.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 13, S. 714-720
Permanente Explosion, am 1.7.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 27,
S. 839-843
Fabius Cunctator und Franco, am 15.7.1937, in: Die neue Weltbühne,
Nr. 29, S. 897-901
Feuchtwangers «Moskau 1937», am 22.7.1937, in: Die neue Weltbühne,
Nr. 30, S. 934-936
Gauklerfest unterm Galgen, am 29.7.1937, in: Die neue Weltbühne,
Nr. 31, S. 963-968
Henrik Pontoppidan zum Gedächtnis, am 5.8.1937, in: Die neue Welt-
bühne, Nr. 32, S. 1000-1002
Nutzen der Sensation, am 2.9.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 36,
S. 1127-1131
Thomas Manns Manifest, am 9.9.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 37,
S. 1152-1158
Wiederkehr der Ideale, am 23.9.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 39,
S. 1226-1230
Deutsch-römisches Idyll, am 7.10.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 41,
S. 1276-1279
Der geraubte Schubert, am 14.10.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 42,
S. 1333/1334
Der Expressionismus, am 4.11.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 45,
S. 1415-1421
Jubiläum der Renegaten, am 11.11.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 46,
S. 1437-1443
Die gemeinsame Jagd, am 18.11.1937, in: Die neue Weltbühne, Nr. 47,
S. 1493/1494
Originalgeschichte des Dritten Reiches, im Dezember 1937, in: Das Wort,
H. 12, S. 54-73
Avantgarde-Kunst und Volksfront, am 9.12.1937, in: Die neue Welt-
bühne, Nr. 50, S. 1568-1573
Die Kunst zu erben, am 6.1.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 1, S. 13-18
Billige Bundesgenossen, am 20.1.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 3,
S. 64-68
Der Intellektuelle und die Politik, am 3.2.1938, in: Die neue Weltbühne,
Nr. 5, S. 134-140
Monokel und Hakenkreuz, am 17.2.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 7,
S. 209-210
Pessimismus, am 10.3.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 10, S. 304- 306
Der Bischof und die Reunionen, am 14.4.1938, in: Die neue Weltbühne,
Nr. 15, S. 473

- Bucharins Schlusswort, am 5.5.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 18, S. 558-563
- Ein Leninist der Schaubühne, am 19.5.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 20, S. 624-627
- Merkwürdige Gespenstergeschichte, am 9.6.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 23, S. 728/729
- Diskussionen über Expressionismus, im Juni 1938, in: Das Wort, H. 6, S. 103-112
- Die österreichische Frage, am 7.7.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 27, S. 836-839
- Der Nazi und das Unsägliche, im September 1938, in: Das Wort, H. 9, S. 110-114
- Das Quadrat der Entfernung, am 8.9.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 36, S. 1131-1134
- Jünger des Unberechenbaren, am 22.9.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 38, S. 1205/1206
- Hitlers Frömmigkeit, am 6.10.1938, in: Die neue Weltbühne, Nr. 40, S. 1269/1270
- Demokratie als Ausnahme, am 6.4.1939, in: Die neue Weltbühne, Nr. 14, S. 421-426
- Zerstörte Sprache – Zerstörte Kultur, im Juni 1939, in: Internationale Literatur, H. 6, S. 132-141

Die Urfassungen der in dem Band Ernst Bloch, «Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz», Suhrkamp Verlag 1970, erschienenen Texte «Zur Extravaganz des Unwirklichen» (1934), «Wettkampf der Irrationalen» (1936), «Strasse anders frei» (1936), «Die Nazis und ihr Neuheidentum» (1937) konnten bis zum Redaktionstermin nicht beschafft werden und müssen einer späteren, erweiterten Ausgabe vorbehalten bleiben.

Inhalt

Die erste deutsche Rassenphilosophie	7
Aus der Geschichte der grossen Verschwendung	9
Nazi-Filme oder Der Zauber der Persönlichkeit	13
Kurhotels	16
Neue Sklavenmoral der Zeitung	19
Hexenprozesse	23
Musik der Bedrohung	30
Es gibt noch Golems in Prag	33
Lenards «Deutsche Physik»	35
Die Fabel des Menenius Agrippa	38
Bemerkungen zur «Erbschaft dieser Zeit»	42
Reglers Bauernkriegsroman	64
Das grosse englische Zeitwort	67
Spengler und Russland	70
Demokratie und Begabung	75
Der letzte Hirtenbrief	80
Forscher und Betrüger	87
Emir Franco als Nationalist	92
Zur Methodenlehre der Nazis	95
Sokrates und die Propaganda	103
Nobelpreis und Ausbürgerung	111
Ein altes Lied	117
Herodes und das Licht	119
Neuer Adel	124
Die Frau im Dritten Reich	129
Ironie des Schicksals	136
Neue Einschätzung der Nazis	138
Himmelszeichen in Wien	142
Rettung der Moral	146
Deutsches Verbot der Kunstkritik	163
Kritik einer Prozesskritik	175
Vom Hasard zur Katastrophe	184
Entzauberte Medusa	190
Kritik der Propaganda	195
Reformation als Farce	206
Wilson geht um	211

Permanente Explosion 219
Fabius Cunctator und Franco 225
Feuchtwangers «Moskau 1937» 230
Gauklerfest unterm Galgen 235
Henrik Pontoppidan zum Gedächtnis 241
Nutzen der Sensation 245
Thomas Manns Manifest 250
Wiederkehr der Ideale 261
Deutsch-römisches Idyll 268
Der geraubte Schubert 271
Der Expressionismus 273
Jubiläum der Renegaten 281
Die gemeinsame Jagd 289
Originalgeschichte des Dritten Reichs 291
Avantgarde-Kunst und Volksfront 318
Die Kunst zu erben 325
Billige Bundesgenossen 331
Der Intellektuelle und die Politik 336
Monokel und Hakenkreuz 343
Pessimismus 346
Der Bischof und die Reunion 350
Bucharins Schlusswort 351
Ein Leninist der Schaubühne 359
Merkwürdige Gespenstergeschichte 364
Diskussionen über Expressionismus 366
Die österreichische Frage 377
Der Nazi und das Unsägliche 382
Das Quadrat der Entfernung 389
Jünger des Unberechenbaren 394
Hitlers Frömmigkeit 395
Demokratie als Ausnahme 397
Zerstörte Sprache – Zerstörte Kultur 403

Oskar Negt
Ernst Bloch – der deutsche Philosoph der Oktoberrevolution
Ein politisches Nachwort 429

Quellennachweise 445

- 232 Walter Benjamin, Über Literatur
233 Alexander Mitscherlich, Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität
234 Ernst Bloch, Die Kunst, Schiller zu sprechen und andere literarische Aufsätze
235 Marcel Jouhandeau, Pariser Bilder
236 Theodor W. Adorno, Minima Moralia
237 Andor Endre Gelléri, B. und andere Prosa
238 Wladimir W. Majakowskij, Liebesbriefe an Lilja
239 Marcel Proust, Briefwechsel mit der Mutter
240 James Joyce, Giacomo Joyce
241 Djuna Barnes, Antiphon
242 Bertolt Brecht, Schriften zur Politik
243 Thomas Mann, Politische Essays
244 Hermann Hesse, Politische Betrachtungen
245 Hermann Broch, Gedanken zur Politik
246 Alexander Mitscherlich, Versuch, die Welt besser zu bestehen.
Fünf Plädoyers in Sachen Psychoanalyse
247 Ödön von Horváth, Geschichten aus dem Wiener Wald
249 Wsewolod Iwanow, Panzerzug 14-69. *Erzählung*
250 Ludwig Wittgenstein, Über Gewissheit
251 Walter Benjamin, Berliner Chronik
252 Hans Kudsus, Jaworte, Neinworte. *Aphorismen*
253 James Joyce, Anna Livia Plurabelle
254 Samuel Beckett, Residua. *Neue Prosadichtungen in drei Sprachen*
255 Peter Weiss, Trotzki im Exil. *Stück in zwei Akten*
256 Bertolt Brecht, Die Bibel und andere frühe Einakter
257 Walter Benjamin, Charles Baudelaire: Gedichte
258 Konrad Bayer, Der Kopf des Vitus Bering
260 Theodor W. Adorno, Über Walter Benjamin
261 Max Frisch, Tagebuch 1946-1949
262 Karl Krolow, Nichts weiter als Leben. *Neue Gedichte*
263 Gershom Scholem, Judaica 2. *Essays*
264 Paul Celan, Ausgewählte Gedichte
265 Jürgen Habermas, Philosophisch-politische Profile
266 Wieslaw Brudzinski, Die rote Katz. *Aphorismen*
267 Marcel Proust, Eine Liebe zu Swann
269 H.C. Artmann, Von denen Husaren
270 Hans Erich Nossack, Dem unbekanntem Sieger. *Roman*

- 271 Jean-Pierre Jouve, Paulina 1880. *Roman*
272 Thomas Bernhard, Midland in Stilfs. *Erzählungen*
273 Yasushi Inoue, Der Stierkampf. *Roman*
274 Juri Kasakow, Larifari. *Erzählungen*
275 Robert Minder, Wozu Literatur? *Reden und Essays*
276 Nelly Sachs, Verzauberung. *Szenische Dichtungen*
277 Samuel Beckett, Premier amour. Erste Liebe
278 Gertrude Stein, Erzählen. *Vier Reden*
279 Ezra Pound, Wort und Weise – motz el son. *Essays*
280 James Joyce, Briefe an Nora
281 Wolfgang Hildesheimer, Zeiten in Cornwall
282 Andrej Platanov, Die Baugrube. *Erzählung*
283 Jaroslav Hašek, Partei des massvollen Fortschritts. *Satiren*
284 Hans Mayer, Brecht in der Geschichte. *Drei Versuche*
285 Ödön von Horváth, Von Spiessern, Kleinbürgern und Angestellten
286 André Maurois, Auf den Spuren von Marcel Proust
287 Bertolt Brecht, Über Klassiker. *Betrachtungen*
288 Jin Kolár, Das sprechende Bild
289 Alfred Döblin, Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord
290 Alexander Block, Der Sturz des Zarenreichs
292 Ludwig Hohl, Nächtlicher Weg. *Erzählungen*
293 Djuna Barnes, Nachtgewächs. *Roman*
294 Paul Valéry, Windstriche
295 Bernard Shaw, Die heilige Johanna
296 Hermann Kasack, Die Stadt hinter dem Strom
297 Peter Weiss, Hölderlin. *Stück in zwei Akten*
298 Henri Michaux, Turbulenz im Unendlichen
299 Boris Pasternak, Initialen der Leidenschaft. *Gedichte*
300 Hermann Hesse, Mein Glaube. *Eine Dokumentation*
301 Italo Svevo, Ein Mann wird älter
302 Siegfried Kracauer, Über die Freundschaft. *Essay*
303 Samuel Beckett, Le dépeupleur. Der Verwaiser
305 Ramon José Sender, Der König und die Königin
306 Hermann Broch, James Joyce und die Gegenwart. *Essay*
307 Sigmund Freud, Briefe
309 Bernard Shaw, Handbuch des Revolutionärs
310 Adolf Nowaczyński, Der schwarze Kauz
311 Donald Barthelme, City Life
312 Günter Eich, Gesammelte Maulwürfe
313 James Joyce, Kritische Schriften
314 Oscar Wilde, Das Bildnis des Dorian Gray
315 Tschingis Aitmatow, Dshamilja

316 Ödön von Horváth, Kasimir und Karoline

- 407 Über Martin Walser. Herausgegeben von Thomas Beckermann
- 408 Über Peter Weiss. Herausgegeben von Volker Canaris
- 409 Leonard Michaels, Loszittern. *Geschichten*
- 410 KRIWET, Apollo Amerika
- 411 Dankwart Danckwerts / Hermann Pfütze / Norbert Lechner / Rüdiger Stiebitz, Die Sozialwissenschaften in der Strategie der Entwicklungspolitik
- 412 Rudolf Kuda, Arbeiterkontrolle in Grossbritannien. Theorie u. Praxis
- 413 Ernst Bloch, Über Methode und System bei Hegel
- 414 Gershom Scholem, Über einige Grundbegriffe des Judentums
- 415 Bertolt Brecht, Die Massnahme
- 416 Vera Linhartová, Haus weit
- 417 Lutz Winckler, Studie zur gesellschaftlichen Funktion faschistischer Sprache
- 418 Hans Robert Jauss, Literaturgeschichte als Provokation
- 419 Tilmann Moser, Repressive Kriminalpsychiatrie
- 420 Arnold Wesker, Die Freunde. *Stück in zwei Akten*
- 421 Héctor Béjar Rivera, Peru 1965. Aufzeichnungen eines Guerilla-Aufstands
- 423 Walter Aue, Blaiberg oh Blaiberg
- 424 Strassentheater. Herausgegeben von Agnes Hüfner
- 425 Erich Fromm, Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie
- 426 Paul M. Sweezy / Leo Huberman, Sozialismus in Kuba
- 427 Bertolt Brecht, Die heilige Johanna der Schlachthöfe. Bühnenfassung, Fragmente, Varianten
- 430 Marx und die Revolution. Mit Beiträgen von Bloch / Marcuse / Habermas / Fischer / Künzli / Fetscher / Markovic / Tadié / Fromm
- 431 Peter Handke, Wind und Meer. Hörspiele
- 433 Paul M. Sweezy, Theorie der kapitalistischen Entwicklung
- 434 Charles Bloch, Die SA und die Krise des NS-Regimes 1934
- 436 Materialien zu Ödön von Horvdth. Herausgegeben von Traugott Krischke
- 437 Joachim Hirsch, Wissenschaftlich-technischer Fortschritt und politisches System. Organisation und Grundlagen administrativer Wissenschaftsförderung in der BRD
- 438 Black Power. Dokumente und Analysen. Herausgegeben von Gerhard Amendt
- 439 Herbert Achternbusch, Die Macht des Löwengebrülls

- 440 Thomas Bernhard, Ein Fest für Boris
- 441 Aktualität und Folgen der Philosophie Hegels. Herausgegeben von Oskar Negt
- 442 Bertolt Brecht, Über Politik und Kunst
- 443 Rainer Werner Fassbinder, Antiteater. Katzelmacher / Preparadise sorry now / Die Bettleroper (nach John Gay)
- 444 Peter Weiss, Rapporte 2
- 445 H.E. Nossack, Pseudoautobiographische Glossen
- 447 Bertrand Russell, Wege zur Freiheit. Sozialismus, Anarchismus, Syndikalismus
- 448 Gennadij Ajgi, Beginn der Lichtung. *Gedichte*
- 450 Helge Pross / Karl W. Boetticher, Manager des Kapitalismus
- 451 Wolfgang Lempert, Leistungsprinzip und Emanzipation
- 452 G.F. Jonke, Die Vermehrung der Leuchttürme
- 453 Matthias Hartig / Ursula Kurz, Sprache als soziale Kontrolle
- 454 Psychoanalyse als Sozialwissenschaft. Mit Beiträgen von Lorenzer / Dahmer / Horn / Brede / Schwanenberg
- 455 Ernst Bloch, Pädagogica
- 456 Wilhelm Alff, Der Begriff Faschismus und andere Aufsätze zur Zeitgeschichte
- 457 Juan Maestre Alfonso, Guatemala
- 458 Alfred Behrens, Gesellschaftsausweis. Social Science Fiction
- 459 Goethe u.a., Torquato Tasso. Regiebuch der Bremer Inszenierung
- 461 Edward Bond, Gerettet. Die Hochzeit des Papstes. *Zwei Stücke*
- 462 Peter Ronild, Die Körper. *Roman*
- 463 Hans Mayer, Der Repräsentant und der Märtyrer. Konstellationen der Literatur
- 464 Michael Kidron, Rüstung und wirtschaftliches Wachstum. Ein Essay über den westlichen Kapitalismus nach 1945
- 465 Bertolt Brecht, Über Politik auf dem Theater
- 466 Dietlind Eckensberger, Sozialisationsbedingungen der öffentlichen Erziehung
- 467 Doris von Freyberg / Thomas von Freyberg, Zur Kritik der Sexualerziehung
- 468 Walter Benjamin, Drei Hörmodelle
- 469 Theodor W. Adorno, Kritik. Kleine Schriften zur Gesellschaft
- 470 Gert Loschütz, Gegenstände. *Gedichte und Prosa*
- 472 Włodzimierz Brus, Funktionsprobleme der sozialistischen Wirtschaft
- 473 Franz Kroetz, Heimarbeit / Hartnäckig / Männersache. *Drei Stücke*
- 474 Vlado Kristi, Sekundenfilme
- 476 Neues Hörspiel. Essays, Analysen, Gespräche. Herausgegeben von Klaus Schöning

- 477 Tom Hayden, Der Prozeß von Chicago
- 478 Kritische Friedensforschung. Herausgegeben von Dieter Senghaas
- 479 Erika Runge, Reise nach Rostock, DDR
- 480 Joachim Hirsch / Stephan Leibfried, Materialien zur Wissenschafts- und Bildungspolitik
- 481 Jürgen Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften. Materialien
- 482 Noam Chomsky, Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen
- 483 Hellmut Becker, Bildungsforschung und Bildungsplanung
- 484 Heine Schoof, Erklärung
- 485 Bertolt Brecht, Über Realismus
- 487 Eberhard Schmidt, Ordnungsfaktor oder Gegenmacht.
Die politische Rolle der Gewerkschaften
- 488 Über Wolfgang Hildesheimer. Herausgegeben von Dierk Rodewald
- 489 Hans Günter Michelsen, Drei Hörspiele
- 490 Bertolt Brecht, Trommeln in der Nacht. *Komödie*
- 491 Eva Hesse, Beckett. Eliot. Pound. *Drei Textanalysen*
- 492 Gunnar Myrdal, Aufsätze und Reden
- 494 Orlando Araujo, Venezuela
- 495 Über Paul Celan. Herausgegeben von Dietlind Meinecke
- 496 Walter Schäfer / Wolfgang Edelstein / Gerold Becker, Probleme der Schule im gesellschaftlichen Wandel. Das Beispiel Odenwaldschule
- 497 David Cooper, Psychiatrie und Anti-Psychiatrie
- 498 Dieter Senghaas, Rüstung und Militarismus
- 499 Ronald D. Laing / H. Phillipson / R. A. Lee, Interpersonelle Wahrnehmung
- 502 Wolfgang Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie
- 503 Anouar Abdel-Malek, Ägypten: Militärgesellschaft. Das Armeeregime, die Linke und der soziale Wandel unter Nasser
- 504 G. F. Jonke, Glaushausbesichtigung
- 506 Heberto Padilla, Außerhalb des Spiels. *Gedichte*
- 507 Manuela du Bois-Reymond, Strategien kompensatorischer Erziehung
- 508 Gunnar Myrdal, Objektivität in der Sozialforschung
- 509 Peter Handke, Der Ritt über den Bodensee
- 510 Dieter Henrich, Hegel im Kontext
- 511 Lehrlingsprotokolle. Herausgegeben von Klaus Tscheliesnig.
Vorwort von Günter Wallraff
- 512 Ror Wolf, mein famili. Mit Collagen des Autors
- 513 Wolfgang Fritz Haug, Kritik der Warenästhetik
- 514 Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus
- 515 Fritz J. Raddatz, Verwerfungen
- 516 Wolfgang Lefèvre, Zum historischen Charakter und zur historischen Funktion der Methode bürgerlicher Soziologie

- 517 Bertolt Brecht, Die Mutter. Regiebuch der Schaubühnen-Inszenierung.
Herausgegeben von Volker Canaris
- 519 Ulrich Oevermann, Sprache und soziale Herkunft
- 520 Melchior Schedler, Kindertheater
- 522 Urs Jaeggi, Literatur und Politik
- 523 Ulrich Rödel, Forschungsprioritäten und technologische Entwicklung
- 524 Melanie Jaric, Geh mir aus der Sonne. *Prosa*
- 525 Peter Bürger, Studien zur französischen Frühaufklärung
- 526 Herbert Brödl, fingerabdrücke. Schrottplatztexte
- 527 Über Karl Krolow. Herausgegeben von Walter Helmut Fritz
- 528 Ursula Schumm-Garling, Herrschaft in der industriellen Arbeitsorganisation
- 530 Eduard Parow, Psychotisches Verhalten
- 531 Dieter Kühn, Grenzen des Widerstands
- 533 Materialien zu Ödön von Horváths Geschichten aus dem Wienerwald
- 534 Ernst Bloch, Aufsätze 1934-1939
- 535 Heinz-Joachim Heydorn, Zu einer Neufassung des Bildungsbegriffs
- 536 Brigitte Eckstein, Hochschuldidaktik
- 537 Franco Basaglia, Die abweichende Mehrheit
- 539 Gastarbeiter. Herausgegeben von Ernst Klee
- 540 Thomas Krämer-Badoni / Herbert Grymer / Marianne Rodenstein, Zur sozio-
ökonomischen Bedeutung des Automobils
- 542 Arnold Wesker, Die Küche
- 543 Detlef Kantowsky, Indien
- 544 Peter Hacks, Das Poetische
- 546 Frauen gegen den § 218. 18 Protokolle, aufgezeichnet von
Alice Schwarzer
- 547 Wlodzimierz Brus, Wirtschaftsplanung. Für ein Konzept der politischen
Ökonomie
- 548 Otto Kirchheimer, Funktionen des Staats und der Verfassung
- 550 Manfred Clemenz, Zur Entstehung des Faschismus
- 551 Herbert Achtembusch, L'Etat c'est moi
- 553 Hans Magnus Enzensberger, Das Verhör von Habana
- 555 Alfred Sohn-Rethel, Geistige und körperliche Arbeit
- 556 Becker / Jungblut, Strategien der Bildungsproduktion
- 557 Karsten Witte, Theorie des Kinos
- 560 Rainer Werner Fassbinder, Antiteater 2
- 562 Margaret Wirth, Kapitalismustheorie in der DDR
- 577 Prosper Lissagaray, Geschichte der Commune von 1871
- 586 Franz Xaver Kroetz, Neue Stücke
- 587 Johann Most, Kapital und Arbeit. Herausgegeben von
Hans Magnus Enzensberger

Alphabetisches Verzeichnis der edition suhrkamp

- Abdel-Malek, Ägypten 503
Abendroth, Sozialgeschichte 106
Achternbusch, Löwengebrüll 439
Achternbusch, L'Etat c'est moi 551
Adam, Südafrika 343
Adorno, Drei Studien zu Hegel 38
Adorno, Eingriffe 10
Adorno, Improptus 267
Adorno, Kritik 469
Adorno, Jargon der Eigentlichkeit 91
Adorno, Moments musicaux 54
Adorno, Ohne Leitbild 201
Adorno, Stichworte 347
Über Theodor W. Adorno 249
Aggression und Anpassung 282
Ajgi, Beginn der Lichtung 448
Alff, Der Begriff Faschismus 465
Alfonso, Guatemala 457
Andersch, Die Blindheit 133
Antworten auf H. Marcuse 263
Araujo, Venezuela 494
Architektur als Ideologie 243
Artmann, Frankenstein/Fleiss 320
Aue, Blaiberg 423
Augstein, Meinungen 214
Baczko, Weltanschauung 306
Baran, Unterdrückung 179
Baran, Zur politisch. Ökonomie 277
Barthelme, Dr. Caligari 371
Barthes, Mythen des Alltags 92
Barthes, Kritik und Wahrheit 218
Barthes, Literatur 303
Basaglia, Die abweichende Mehrheit 537
Basso, Theorie d. polit. Konflikts 308
Baudelaire, Tableaux Parisiens 34
Baumgart, Literatur f. Zeiten. 186
Becker, Bildungsforschung 483
Becker, Felder 61
Becker, Ränder 351
Becker / Jungblut, Strategien der Bildungsproduktion 556
Beckett, Aus einem Werk 145
Beckett, Fin de partie • Endspiel 96
Materialien zum ‚Endspiel‘ 286
Beckett, Das letzte Band 389
Beckett, Warten auf Godot 3
Behrens, Gesellschaftsausweis 458
Beiträge zur Erkenntnistheorie 349
Benjamin, Hörmodelle 468
Benjamin, Das Kunstwerk 28
Benjamin, Über Kinder 391
Benjamin, Kritik der Gewalt 103
Benjamin, Städtebilder 17
Benjamin, Versuche über Brecht 172
Über Walter Benjamin 250
Bentmann/Müller, Villa 396
Bergman, Wilde Erdbeeren 79
Bernhard, Amras 142
Bernhard, Fest für Boris 440
Bernhard, Prosa 213
Bernhard, Ungenach 279
Bernhard, Watten 353
Über Thomas Bernhard 401
Bertaux, Hölderlin 344
Black Power 438
Ch. Bloch, Die SA 434
Bloch, Aufsätze 1934-1939 534
Bloch, Avicenna 22
Bloch, Christian Thomasius 193
Bloch, Durch die Wüste 74
Bloch, Hegel 413
Bloch, Pädagogica 455
Bloch, Tübinger Einleitung In
Bloch, Tübinger Einleitung II 58
Bloch, Über Karl Marx 291
Bloch, Widerstand und Friede 257
Über Ernst Bloch 251
Block, Ausgewählte Aufsätze 71
Blumenberg, Wende 138
Boavida, Angola 366
Bodker, Zustand Harley 309
Böhme, Soz.- u. Wirtschaftsgesch. 253
Bond, Gerettet. Hochzeit 461
Bond, Schmalter Weg 350
Brandys, Granada 167
Braun, Gedichte 397
Brecht, Antigone / Materialien 134
Brecht, Arturo Ui 144
Brecht, Ausgewählte Gedichte 86
Brecht, Baal 170
Brecht, Baal der asoziale 248
Brecht, Brotladen 339
Brecht, Der gute Mensch 73
Materialien zu ‚Der gute Mensch‘ 247
Brecht, Die Dreigroschenoper 229
Brecht, Die heilige Johanna 113

Brecht, Die heilige Johanna /
 Fragmente und Varianten 427
 Brecht, Die Massnahme 415
 Brecht, Die Tage der Commune 169
 Brecht, Furcht und Elend 392
 Brecht, Gedichte aus Stücken 9
 Brecht, Herr Puntila 105
 Brecht, Im Dickicht 246
 Brecht, Jasager – Neinsager 171
 Brecht, Julius Caesar 332
 Brecht, Kaukasischer Kreidekreis 31
 Materialien zum ‚Kreidekreis‘ 155
 Brecht, Kuhle Wampe 362
 Brecht, Leben des Galilei 1
 Materialien zu Brechts ‚Galilei‘ 44
 Brecht, Leben Eduards II. 24\$
 Brecht, Mahagonny 21
 Brecht, Mann ist Mann 259
 Brecht, Mutter Courage 49
 Materialien zu Brechts ‚Courage‘ 50
 Materialien zu ‚Die Mutter* 303
 Brecht, Die Mutter. Regiebuch 517
 Brecht, Realismus 485
 Brecht, Schauspieler 384
 Brecht, Schweyk 132
 Brecht, Simone Machard 369
 Brecht, Politik 442
 Brecht, Theater 377
 Brecht, Trommeln in der Nacht 490
 Brecht, Über Lyrik 70
 Broch, Universitätsreform 301
 Brödl, fingerabdrücke 526
 Brooks, Paradoxie im Gedicht 124
 Brudzinski, Katzenjammer 162
 Brus, Funktionsprobleme 472
 Brus, Wirtschaftsplanung 547
 Bürger, Franz. Frühaufklärung 525
 Burke, Dichtung 153
 Burke, Rhetorik 231
 Cabral de Melo Neto, Gedichte 295
 Carr, Neue Gesellschaft 281
 Celan, Ausgewählte Gedichte 262
 Über Paul Celan 495
 Chomsky, Verantwortlichkeit 482
 Clemenz, Zur Entstehung des
 Faschismus 550
 Cooper, Psychiatrie 497
 Córdova/Michelena, Lateinam. 311
 Cosié, Wie unsere Klaviere 289
 Creeley, Gedichte 227
 Crnèviè, Staatsexamen 192
 Crnjanski, Ithaka 208
 Dalmas, schreiben 104
 Davièo, Gedichte 136
 Deutsche und Juden 196
 Di Benedetto, Stille 242
 Dobb, Organis. Kapitalismus 166
 Dorst, Toller 294
 du Bois-Reymond, Strategien kompens.
 Erziehung 507
 Dunn, Battersea 254
 Duras, Ganze Tage in Bäumen 80
 Duras, Hiroshima mon amour 26
 Eckensberger, Sozialisationsbedin-
 gungen 466
 Eckstein, Hochschuldidaktik 536
 Eich, Abgelegene Gehöfite 288
 Eich, Botschaften des Regens 48
 Eich, Mädchen aus Viterbo 60
 Eich, Setübal. Lazertis 5
 Eich, Unter Wasser 89
 Über Günter Eich 402
 Eichenbaum, Aufsätze 119
 Eliot, Die Cocktail Party 98
 Eliot, Der Familientag 152
 Eliot, Mord im Dom 8
 Eliot, Staatsmann 69
 Eliot, Was ist ein Klassiker? 33
 Emmerich, Volkstumsideologie 502
 Enzensberger, Blindenschrift 217
 Enzensberger, Deutschland 203
 Enzensberger, Einzelheiten I 63
 Enzensberger, Einzelheiten II 87
 Enzensberger, Gedichte 20
 Enzensberger, Landessprache 304
 Enzensberger, Das Verhör von
 Habana 553
 Über H. M. Enzensberger 403
 Eschenburg, Über Autorität 129
 Existentialismus und Marxismus 116
 Fanon, Algerische Revolution 337
 Fassbinder, Antiteater 443
 Fassbinder, Antiteater 2 560
 Filho, Corpo vivo 158
 Fleischer, Marxismus 323
 Folgen einer Theorie 226
 Formalismus 191
 Foucault, Psychologie 272
 Frauen gegen den § 218 346
 Franzen, Aufklärungen 66
 Freeman/Cameron/McGhie, Schizophrenie
 346
 Freyberg, Sexualerziehung 467
 Frisch, Ausgewählte Prosa 36
 Frisch, Biedermann 41
 Frisch, Chinesische Mauer 65
 Frisch, Don Juan 4
 Frisch, Stücke 154

- Frisch, Graf Öderland 32
 Frisch, Öffentlichkeit 209
 Frisch, Zürich – Transit 161
 Über Max Frisch 404
 Fromm, Sozialpsychologie 425
 Gäng / Reiche, Revolution 228
 Gastarbeiter 539
 Gefesselte Jugend 514
 Germanistik 204
 Goeschel / Heyer / Schmidbauer,
 Soziologie d. Polizei 1 380
 Goethe, Tasso, Regiebuch 459
 Grass, Hochwasser 40
 Gravenhorst, Soz. Kontrolle 368
 Grote, Alles ist schön 274
 Gründgens, Theater 46
 Guerin, Am. Arbeiterbewegung 372
 Guérin, Anarchismus 240
 Guggenheimer, Alles Theater 150
 Haavikko, Jahre III
 Habermas, Logik d. Soz. Wissensch. 481
 Habermas, Protestbewegung 354
 Habermas, Technik u. Wissenschaft 287
 Hacks, Das Poetische 544
 Hacks, Stücke nach Stücken 122
 Hacks, Zwei Bearbeitungen 47
 Hamelink, Horror vacui 221
 Handke, Die Innenwelt 307
 Handke, Kaspar 322
 Handke, Publikumsbeschimpfung 177
 Handke, Wind und Meer 431
 Handke, Der Ritt üb. d. Bodensee 509
 Hannover, Rosa Luxemburg 233
 Hartig/Kurz, Sprache 453
 Haug, Antifaschismus 236
 Haug, Kritik d. Warenästhetik 513
 Hayden, Prozess von Chicago 477
 Philosophie Hegels 441
 Heller, Nietzsche 67
 Heller, Studien zur Literatur 42
 Henrich, Hegel 510
 Herbert, Ein Barbar 1 in
 Herbert, Ein Barbar 2 365
 Herbert, Gedichte 88
 E. Hesse, Beckett. Eliot. Pound 491
 Hesse, Geheimnisse 52
 Hesse, Späte Prosa 2
 Hesse, Tractat vom Steppenwolf 84
 Heydorn, Neufassung des Bildungs
 begriffs 535
 Hildesheimer, Das Opfer Helena 118
 Hildesheimer, Die Verspätung 13
 Hildesheimer, Interpretationen 297
 Hildesheimer, Mozart/ Beckett 190
 Hildesheimer, Nachtstück 23
 Hildesheimer, Walsers Raben 77
 Über Wolfgang Hildesheimer 488
 Hirsch, Wiss.-tech. Fortschritt 437
 Hirsch/Leibfried, Bildungspolitik 480
 Hochman/Sonntag, Camilo Torres 363
 Hobsbawm, Industrie 1 315
 Hobsbawm, Industrie 2 316
 Hofmann, Abschied 399
 Hofmann, Stalinismus 222
 Hofmann, Universität, Ideologie 261
 Hollerer, Gedichte 83
 Horlemann/Gäng, Vietnam 173
 Horlemann, Konterrevolution 255
 Horn, Dressur oder Erziehung 199
 Hortleder, Ingenieur 394
 Materialien zu Ödön von Horvath 436
 Materialien zu Ödön von Horváths
 Geschichten aus dem Wienerwald 533
 Hrabal, Die Bafler 180
 Hrabal, Tanzstunden 126
 Hrabal, Zuglauf überwacht 256
 Hüfner, Strassentheater 424
 Huffschmid, Politik des Kapitals 313
 Huppert, Majakowskij 182
 Hyry, Erzählungen 137
 Institutionen in prim. Gesellsch. 195
 Jaeggi, Literatur u. Politik §22
 Jakobson, Kindersprache 330
 Janker, Aufenthalte 198
 Jaric, Geh mir aus der Sonne 524
 Jaus, Literaturgeschichte 418
 Jedlička, Unterwegs 328
 Jensen, Epp 206
 Johnson, Das dritte Buch 100
 Johnson, Karsch 59
 Über Uwe Johnson 405
 Jonke, Glashaubsichtigung §04
 Jonke, Leuchttürme 452
 Joyce, Dubliner Tagebuch 216
 Materialien zu Joyces Dubliner 357
 Jugendkriminalität 325
 Juhász, Gedichte 168
 Kalivoda, Marxismus 373
 Kantowsky, Indien 343
 Kasack, Das unbekannte Ziel §5
 Kaschnitz, Beschreibung 188
 Kidron, Rüstung und wirtschaftl.
 Wachstum 464
 Kipphardt, Hund des Generals 14
 Kipphardt, Joel Brand 139
 Kipphardt, Oppenheimer 64
 Kipphardt, Die Soldaten 273
 Kirchheimer, Polit. Herrschaft 220

Kirchheimer, Politik u. Verfassung 95
 Kirchheimer, Funktionen des Staats 548
 Kleemann, Studentenopposition 381
 Kolko, Besitz und Macht 239
 Kovac, Schwester Elida 238
 Kracauer, Strassen von Berlin 72
 Krämer-Badoni/Grymer/Rodenstein, Bedeutung des Automobils 340
 Krasinski, Karren 388
 Kritische Friedensforschung 478
 Kristi, Sekundenfilme 474
 KRIWET, Apollo Amerika 410
 Kroetz, Drei Stücke 473
 Kroetz, Neue Stücke 586
 Krolow, Ausgewählte Gedichte 24
 Krolow, Landschaften für mich 146
 Krolow, Schattengefecht 78
 Über Karl Krolow 527
 Kruuse, Oradour 327
 Kuckuk, Räterepublik Bremen 367
 Kuda, Arbeiterkontrolle 412
 Kühn, Grenzen des Widerstands 531
 Kühnl/Rilling/Sager, Die NPD 318
 Lagercrantz, Nelly Sachs 212
 Laing, Phänomenologie 314
 Laing/Phillipson/Lee, Interpers. Wahrnehmung 499
 Lange, Gräfin 360
 Lange, Hundsprozess/Herakles 260
 Lange, Marski 107
 Lefebvre, Marxismus 99
 Lefebvre, Materialismus 160
 W. Lefebvre, Hist. Charakter bürgerl. Soziologie 516
 Lehrlingsprotokolle 511
 Leibfried, Angepasste Universität 265
 Lempert, Leistungsprinzip 451
 Lenin 383
 Lévi-Strauss, Totemismus 128
 Liebel/Wellendorf, Schülerelbstbefreiung 336
 Linhartová, Diskurs 200
 Linhartová, Geschichten 141
 Linhartová, Haus weit 416
 Liss'garay, Pariser Commune 577
 Loewenstein, Antisemitismus 241
 Lorenzer, Kritik 393
 Loschütz, Gegenstände 470
 Majakowskij, Verse 62
 Malecki, Spielräume 333
 Malerba, Schlange 312
 Mäydy, Erzählungen 176
 Marcuse, Befreiung 329
 Marcuse, Kultur u. Gesellschaft I 101
 Marcuse, Kultur u. Gesellschaft II 135
 Marcuse, Theorie d. Gesellschaft 300
 Markovic, Dialektik der Praxis 285
 Marx und die Revolution 430
 Mayer, Anmerkungen zu Brecht 143
 Mayer, Anmerkungen zu Wagner 189
 Mayer, Das Geschehen 342
 Mayer, Radikalismus, Sozialismus 310
 Mayer, Repräsentant 463
 Mayoux, Über Beckett 157
 Meier, ‚Demokratie‘ 387
 Merleau-Ponty, Humanismus I 147
 Merleau-Ponty, Humanismus II 148
 Michaels, Loszittern 409
 Michel, Sprachlose Intelligenz 270
 Michelsen, Drei Akte. Helm 140
 Michelsen, Drei Hörspiele 489
 Michelsen, Stienz. Lappschiess 39
 Michiels, Das Buch Alpha 121
 Michiels, Orchis militaris 364
 Minder, ‚Hölderlin‘ 275
 Kritik der Mitbestimmung 358
 Mitscherlich, Krankheit I 164
 Mitscherlich, Krankheit II 237
 Mitscherlich, Unwirklichkeit 123
 Moore, Geschichte der Gewalt 187
 Moral und Gesellschaft 290
 Moser, Repress. Krim.psychiatrie 419
 Moser/Künzel, Gespräche mit Eingeschlossenen 375
 Most, Kapital und Arbeit 587
 Müller, Philoktet. Herakles 5 163
 Mueller, Wolf/Halbdeutsch 382
 Münchner Räterepublik 178
 Mukafovsky, Ästhetik 428
 Mukafovský, Poetik 230
 Myrdal, Aufsätze u. Reden 492
 Myrdal, Objektivität 508
 Napoleoni, Ökonom. Theorien 244
 Nápravnik, Gedichte 376
 Nezval, Gedichte 235
 Neues Hörspiel 476
 Nossack, Das Mal u.a. Erzählungen 97
 Nossack, Das Testament 117
 Nossack, Der Neugierige 45
 Nossack, Der Untergang 19
 Nossack, Literatur 156
 Nossack, Pseudoautobiograph. Glossen 445
 Über Hans Erich Nossack 406
 Kritik der Notstandsgesetze 321
 Nowakowski, Kopf 223
 Obaldia, Wind in den Zweigen 139

- Oevermann, Sprache und soziale Herkunft 519
- Oglesby/Shaul, Am. Ideologie 341
- Olson, Gedichte 112
- Ostajen, Grotesken 202
- Padilla, Ausserhalb des Spiels 506
- Parow, Psychotisches Verhalten 530
- Pavlovic, Gedichte 268
- Penzoldt, Zugänge 6
- Pinget, Monsieur Martin 185
- Plädoyer f. d. Abschaff, d. § 175 175
- Ponge, Texte zur Kunst 223
- Poss, Zwei Hühner 395
- Preuss, Studentenschaft 317
- Price, Ein langes Leben 120
- Pross, Bildungschancen 319
- Pross/Boetticher, Manager 450
- Proust, Tage d.es Lesens 37
- Psychoanalyse als Sozialwiss. 454
- Queneau, Mein Freund Pierrot 76
- Queneau, Zazie in der Metro 29
- Raddatz, Verwerfungen 515
- Rajewsky, Arbeitskampfrecht 361
- Recklinghausen, James Joyce 283
- Reinshagen, Doppelkopf. Marilyn Monroe 486
- Riedel, Hegels Rechtsphilosophie 355
- Riesman, Freud 110
- Rigauer, Sport und Arbeit 348
- Ritter, Hegel 114
- Rivera, Peru 421
- Robinson, Ökonomie 293
- Rödel, Forschungsprioritäten 523
- Roehler, Ein angeschw. Mann 165
- Romanowiczowa, Der Zug 93
- Ronild, Die Körper 462
- Rosenberg, Sozialgeschichte 340
- Rózewicz, Schild a. Spinnweb 194
- Runge, Bottroper Protokolle 271
- Runge, Frauen 359
- Runge, Reise nach Rostock 479
- Russell, Probleme d. Philosophie 207
- Russell, Wege zur Freiheit 447
- Sachs, Ausgewählte Gedichte 18
- Sachs, Das Leiden Israels 51
- Sanguineti, Capriccio italiano 284
- Sarduy, Bewegungen 266
- Sarraute, Schweigen. Lüge 299
- Schäfer / Edelstein / Becker, Probleme der Schule 496
- Schäfer/Nedelman, CDU-Staat 370
- Schedler, Freispiele 520
- Schiller/Heyme, Wallenstein 390
- Schklowskij, Schriften zum Film 174
- Schklowskij, Zoo 130
- Schmidt, Ordnungsfaktor 487
- Schneider/Kuda, Arbeiterräte 296
- Schnurre, Kassiber/Neue Gedichte 94
- Scholem, Judentum 414
- Schoof, Erklärung 484
- Schram, Die perm. Revolution 151
- Schumm-Garling, Herrschaft in der industriellen Arbeitsorganisation 328
- Schütze, Rekonstrukt. d. Freiheit 298
- Senghaas, Rüstung und Militarismus 498
- Shaw, Cäsar und Cleopatra 102
- Shaw, Die heilige Johanna 127
- Shaw, Der Katechismus 75
- Skinas, Fälle 338
- Sohn-Rethel, Geistige und körperliche Arbeit. 555
- Sonnemann, Institutionalismus 280
- Sozialwissenschaften 411
- Kritik der Soziologie 324
- Sternberger, Bürger 224
- Kritik der Strafrechtsreform 264
- Strindberg, Ein Traumspiel 23
- Stütz, Berufspädagogik 398
- Sweezy, Theor. d. kap. Entwcklg. 433
- Sweezy/Huberman, Sozialismus in Kuba 426
- Szondi, Hölderlin-Studien 379
- Szondi, Theorie des mod. Dramas 27
- Tardieu, Museum 131
- Teige, Liquidierung 278
- Theologie der Revolution 258
- Theorie und Praxis des Streiks 385
- Kritik der reinen Toleranz 181
- Toulmin, Voraussicht 292
- Tschech. Schriftstellerkongress 326
- Turnier, Abschied 57
- Turnier, Volterra 108
- Tynjanow, Literar. Kunstmittel 197
- Välek, Gedichte 334
- Verhinderte Demokratie 302
- Vossler, Revolution von 1848 210
- Vranicki, Mensch und Geschichte 356
- VyskoSil, Knochen 211
- Waldmann, Atlantis 17
- Walser, Abstecher. Zimmerschl. 205
- Walser, Heimatkunde 269
- Walser, Der Schwarze Schwan 90
- Walser, Eiche und Angora 16
- Walser, Ein Flugzeug 30
- Walser, Kinderspiel 400

Walser, Leseerfahrung 109
Walser, Lügengeschichten 81
Walser, Überlebensgross Krott \$5
Über Martin Walser 407
Weiss, Abschied von den Eltern 85
Weiss, Fluchtpunkt 125
Weiss, Gespräch 7
Weiss, Jean Paul Marat 68
Materialien zu ‚Marat/Sade‘ 232
Weiss, Nacht / Mockinpott 345
Weiss, Rapporte 276
Weiss, Rapporte 2 444
Weiss, Schatten des Körpers 53
Über Peter Weiss 408
Wekwerth, Notate 219
Wellek, Konfrontationen 82
Wellmer, Gesellschaftstheorie 335
Wesker, Die Freunde 420
Wesker, Die Küche 542
Wesker, Trilogie 215
Winckler, Studie 417
Wirth, Kapitalismustheorie in der
DDR 562
Witte, Theorie des Kinos 557
Wispelaere, So hat es begonnen 149
Wittgenstein, Tractatus 12
Über Ludwig Wittgenstein 252
Wolf, Danke schön 331
Wolf, Fortsetzung des Berichts 378
Wolf, mein famili 512
Wolf, Pilzer und Pelzer 234
Wolff, Liberalismus 332
Wosnessenskij, Dreieckige Birne 43
Wünsche, Der Unbelehrbare 56
Wünsche, Jerusalem 183
Zahn, Amerikan. Zeitgenossen 184